

Paul Carell

Verbrannte Erde

SCHLACHT ZWISCHEN WOLGA UND WEICHEL



Ullstein

Mit 16 mehr- und 65 einfarbigen Abbildungen
nach Originalfotos auf 40 Tafelseiten, 49 Kartenskizzen
und einer eingesteckten Übersichtskarte

VERLAG ULLSTEIN GMBH • BERLIN • FRANKFURT/M • WIEN

Umschlagentwurf von Elke Anselmino
unter Verwendung zweier Farbfotos von Dr. Alfred Ott
Kartenzeichnungen von Werner Schmidt
© 1966 by Verlag Ullstein GmbH, Frankfurt/M-Berlin
Printed in Germany 1966 • Gesamtherstellung: Süddeutsche
Verlagsanstalt und Druckerei GmbH, Ludwigsburg

[Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader](#)

Inhaltsverzeichnis

Vorwort des Verfassers	11
------------------------	----

Erster Teil • Die Kursker Schlacht

1	Hitler setzt alles auf eine Karte	13
	<i>Mission in Bukarest – Im Teehaus der ‚Wolfsschanze‘-Ein Eichenwaldchen bei Obojan – 5. Juli, 3 Uhr 30: Operation ‚Zitadelle‘ beginnt – Der Riese ‚Ferdinand‘ – Duell an der Schule von Ponyri</i>	
2	Die grosse Zange	40
	<i>General Kriwoschein wartet – Hoth lässt seine Panzer los – «Herr General, wo sind die ‚Panther‘?» – Kaplan Ruzek durchquert die Hölle – Am rechten Flügel läuft es – Frühstück bei General Tschistjakow</i>	
3	Die Panzerschlacht von Prochorowka	52
	<i>Das russische Konzept – Der deutsche Trumpf – Luftkampf bei Sonnenaufgang – Chruschtschows Mahnung: Die nächsten drei Tage werden furchtbar sein – Wo bleibt Kempf?-Die Stunde von Waterloo-General Rotmistrow berichtet</i>	
4	Abbruch der Schlacht	75
	<i>Alliierte Landung auf Sizilien – Sowjetischer Durchbruch bei Orel – «Ich brauche Divisionen, Herr Feldmarschall» – Halbierte ‚Zitadelle‘ – Versenkter Sieg – Die Wende des Krieges</i>	
5	Verrat im Führerhauptquartier	82
	<i>Im OKW blieb nichts geheim – Von ‚Werther‘ an ‚Direktor‘ – Rudolf Rössler funkte nach Moskau – Rote Agentenzentrale in der Schweiz – Verräter sind keine Feldherren – Wer war ‚Werther‘?</i>	

Zweiter Teil • Manstein

1	Stalin wollte mehr als Stalingrad	102
	<i>«General Badanow, fahren Sie, das ist unsere Stunde» – Bei Tazinskaja endet die Reise – Panzer vor Mansteins Gefechtsstand – Rostow, Schlupfloch für eine Million Soldaten – Die 1. Panzerarmee geht zurück – Ade Ischerskaja! – Zweiundvierzig Kilometer auf dem blanken Eis – Von den Hochpassen zu Tal – Krasnodar, die Drehscheibe am Kuban – 400‘000 Mann in den Skat</i>	
2	Alarm am Schwarzen Meer	138
	<i>Geheimsitzung im Kreml – Stalin will die 17. Armee fangen – Das Abenteuer in der Osereika-Bucht – Eine Abteilung Artillerie – Major Kunikows Handstreich bei Noworossisk – Kampf im Kleinen Land‘ – Polit-Kommissar Breschnew</i>	

Die dritte Schlacht um Charkow	155
<i>Die Waffen-SS räumt die Stadt – Ein Führerbefehl ist nicht das elfte Gebot – Stalin zieht einen falschen Schluss – Befehl an Watutin: «Mach dem linken Flügel Beine» – Glückliche Reise – Popow geht in die Falle – Charkow fällt zum dritten Mal – Stalin fürchtet die Katastrophe – Das Marne-Wunder am Donez</i>	

Dritter Teil • *Schlachten am Nordflügel*

1	Leningrad, Tragödie einer Stadt	183
	<i>Belagerung im 20. Jahrhundert – Täglich zwei Scheiben Brot – Der Hunger hält Ernte – Totaler Krieg – Schdanow und die Komsomolzen – Ein geheimer OKW-Befehl und seine Hindergründe – Eine ganze Stadt sollte gesprengt werden</i>	
2	Südlich des Ladoga	191
	<i>Totentanz auf der Nawa – Gorodok: Elektrowerk und Krankenhaus – Rotbanner-Matrosen stürmen übers Eis – Nahkampf im Grabensystem – ‚Tiger‘ an die Front – Sowjetischer Durchbruch – Oberst Andoys Panzerjäger stoppen die Russen</i>	
3	Zwischen Wolchow und Schlüsselburg	205
	<i>Der Wengler-Block – Die 122. Panzerbrigade stürmt – Bataillon Ziegler zieht durch den Feind – Unwirtliche Sinjawino-Höhen – Das Ringen um Poselok 5 – Eine Batterie im Scheidisdwald – Die blaue Division bei Krasny Bor – Gräber im Moor</i>	
4	Demjansk	222
	<i>Der Kessel auf den Waldai-Höhen – 100'000 Mann auf Vorposten – Hebelpunkt der sowjetischen Strategie – Major von Rosenthal schlägt Timoschenko ein Schimpfchen – Abmarsch über den ‚Kudamm‘ – Räumung in zehn Tagen – Zwölf Divisionen gerettet – Timoschenko wird gerügt</i>	
5	Operation ‚Büffel‘	238
	<i>Wellenbrecher Rschew – Vier Sommer- und vier Winterschlachten – Die Front ist dreihundert Kilometer zu lang – Rückzug für 250'000 – Anruf vom Iwan: «Eure Offiziere packen die Koffer!» – Die Teufelsgärten der Pioniere – Brückensprengung per Telefon – Ein phantastischer Rückzug – Zweiundzwanzig Divisionen werden frei</i>	
6	Welikije Luki	247
	<i>Festung im Sumpf – Drei Divisionen gegen ein Regiment – Alexander Matrossov von den Garde-Schützen – In der Zitadelle wächst kein Gras – Gescheiterter Einsatzversuch – Fünfzehn Panzer rasseln in den Hof der Zitadelle – Diphtherie im Stützpunkt ‚Budapest‘ – Mit einem Kanten Brot und acht Schuss in der Pistole – «Ich komme aus Welikije Luki» – Von jedem Dienstgrad wird einer gehenkt</i>	

Vierter Teil • *Letzte Chance*

- 1 Wie soll es weitergehen? 260
11,2 Millionen unter Waffen – Defensive oder Offensive? – Aus der Nachhand schlagen – Die Fehlentscheidung
- 2 Das Erbe von Kursk 266
Überall rote Angriffe – Bjelgorod und Orel gehen verloren – Drama Achtyrka – «Ist dein General noch im Wald?»

Fünfter Teil • *Zum Dnjepr*

- 1 Die vierte Schlacht um Charkow 270
Das 11. Korps auf verlorenem Posten – Panik bei der 282. Infanteriedivision – Sowjetpanzer rollen in die Stadt – Die 6. Panzerdivision rettet die Lage – Rotmistrows T34 laufen in den Hinterhalt-Drama am Rande eines Sonnenblumenmeers – Hitler: Charkow muss gehalten werden – Manstein: Ich verliere lieber eine Stadt als eine Armee – «Mein Führer, ich ersuche um Bewegungsfreiheit.»
- 2 Das Ringen am Mius 279
Konferenz in Winniza – Es geht um das Donez-Gebiet – Sowjetischer Durchbruch bei Kuibischewo – Hollidts 6. Armee kann nicht mehr halten – Das 29. Korps wird eingeschlossen – «Seitengewehr pflanzt auf!» – Rettung in die ‚Schildkrötenstellung‘ – Sowjetischer Angriff auf breiter Front – Manstein und Kluge fordern OB-Ost – Der ganze Südflügel ist in Gefahr – «Geben sie Manstein ‚ein Ding‘!» – Endlich Genehmigung zum Rückzug hinter den Dnjepr
- 3 Der Ostwall 289
Der Dnjepr, Schicksalsfluss des Krieges – Schutzwall vor den Schätzen des technischen Jahrhunderts – Staudamm Saporoschje – Ein Befehl von neunzig Zeilen – Ein Landstrich von tausend Kilometer wird geräumt – Ein endloser Treck – Verbrannte Erde
- Wettrennen zum Strom 298
Durch Regen und Schlamm – Wer wird schneller sein? – Partisanengruppe Tschabajew funkt an Watutin – Alarm für Kanew – Dreimal der Ruf einer Dommel – Boote auf dem nächtlichen Fluss – Sowjetischer Übergang bei Grigorowka – Auch im nassen Dreieck am Pripjet – Die Brücke von Kanew
- Brückenkopf Bukrin 308
Die Russen sind über den Fluss – Hiobsbotschaften von allen Ecken und Enden – An der Windmühle von Kolesischtsche – «Achtung Fallschirmer!» – Drei rote Brigaden springen in die Katastrophe

Sechster Teil • Zwischen Kiew und Melitopol

- 1 Ein Dorf namens Ljutesch 317
Feldweibel Nefedow und zweiundzwanzig Mann – Ein schicksalhaftes Stückchen Dnjepr-Ufer – Krawtschenkos Panzer durchfurten die Desna – Der STAWKA ändert seinen Plan – Nächtliche Umgruppierung
- 2 Kiew heisst das Ziel 324
Im Keller des Schulhauses von Petrowzy – Die Garde stürmt – Hanseaten und Brandenburger in die Bresche – Panzer mit heulenden Sirenen und aufgeblendeten Scheinwerfern – Kiew ist nicht mehr zu retten – Die 88. I. D. geht unter – Die Tragödie um die 25. Panzerdivision – Gescheiterter deutscher Gegenschlag – Hoth muss gehen
- 3 Saporoschje 331
Flankenfestung am Dnjepr – Sechs Divisionen und ein schweres Panzerjägerregiment – Malinowski stürmt mit drei Armeen – Ein versiegelter Brief in einer Fliegertasche – Stalins schwarzweissrote Legion – Krise am Staudamm – «Henrici, Sie spielen mit Ihrem Kopf!» – Zweihundert Tonnen Dynamit – Ein folgenschwerer Sieg der Russen
- 4 Die Schlacht um die ‚Wotanstellung‘ 336
Tolbuchins Dampfwalze rollt gegen Melitopol – Dreissigmal stürmen die Russen, dreissigmal werden sie geworfen – Die 6. Armee hat noch fünfundzwanzig Panzer – Ein Korps schlägt sich durch – Eine Armee gerettet – Aber die Krim ist abgeschnitten
- 5 Westlich von Nikopol 341
Kalmücken gegen Partisanen – ‚Damenwahl‘ für die Armeegruppe Schörner – Tschuikows Garde will einen Sieg – Mann gegen Mann – Schneesturm um Marinskoje – Fünf Meter Stroh zwischen Krieg und Frieden – Sechzehn Divisionen retten das nackte Leben – Der Kessel von Nikopol ist geplatzt
- 6 Winterdrama am mittleren Dnjepr 347
Krisenpunkt Kirowograd – Ein General auf Patrouille – Vier Divisionen eingeschlossen – «Ich breche aus» – Panzer im Breitkeil – Ein beispielhaftes Manöver der 3. Panzerdivision – Die grosse Zange – Olympiasieger Hasse opfert sich – Konjews 67. Panzerbrigade wird gestellt – Rudels gnadenlose Jagd

Siebenter Teil • Die Katastrophen am Südflügel

- 1 Tscherkassy 356
56'000 Mann auf verlorenem Posten – Bei Swenigorodka klappt die Falle zu – Armeegeneral Konjews folgenschwerer Irrtum – Einsatzgruppe West nimmt Lissjanka – Unheilvolle Höhe 239 – Noch neun Kilometer bis zur Kesselfront – «Parole Freiheit, Ziel Lissjanka, 23 Uhr»

– Zwischen Dschurschenzy und Potschapinzy wartet die Hölle – Masaker vor der Höhe 222 – Drama am Gniloi Tikitsch – Der Tod des Kommandierenden Generals – Bilanz einer Schlacht

Der Hube-Kessel 386

„Fremde Heere Ost“ meldet – Zeitzler versucht es mit List – Zwischen Pripjet und Karpaten – Die 1. Panzerarmee eingeschlossen – Mansteins Ultimatum an Hitler – Zusammenstoss auf dem Berghof – Telefonat von Hube – Hitler gibt nach – «Lösung West, Befehl folgt» – Schukow wartet vergeblich – Über vier Flüsse und durch zwei feindliche Armeen – Dem wandernden Kessel entgegen – Treffpunkt Buczac – Stalins grosse Falle ist gesprengt – Der Retter muss gehen

Die Schlacht auf der Krim 404

Politik und Strategie – Verbotene Räumung – Die Kriegsmarine garantiert 50'000 Tonnen – Stalins Angst vor den Stukas – Die 17. Armee wartet – Es beginnt am ‚Tatarenwall‘ – Stichwort ‚Adler‘ – Der Rückzug nach Sewastopol gelingt – «Die Festung wird gehalten» – Die Sapuner Höhen gehen verloren – Letzte Front auf Chersones – Alles wartet auf die Flotte – Die letzten 10'000 Mann – Ein blutiges Ende

Achter Teil • *Cannae* der Heeresgruppe Mitte

1 Aufmarsch 426

Ein historisches Beispiel – Hitler erwartet die galizische Operation – Stalin sucht sich den schwächsten Punkt – Zehnfache Übermacht – Streit im Kreml – Rokossowski setzt sich durch

2 Angriff 436

«Sturm fünf, fünf, fünf» – Verhängnisvolles Zögern – Die Falle von Bobruisk – Blutdürstige Beresina – Witebsk in der Zange – «Einstehe für Kampf bis zum Letzten» – Des Rätsels Lösung: sowjetische Luft-herrschaft

Durchbruch 447

Die Lagenkarte im Minsker Hauptquartier – Model soll retten – Ein riesiger Kessel – Schukow rügt seine Generale – «Durchschlagen auf eigene Faust» – Einunddreissig Generale tot oder gefangen – Der Krieg steht an der ostpreussischen Grenze – Gruppe Diercks schlägt sich durch

Anhang

Dank an die Mitarbeiter	457
Dokumente	458
<i>Nr. 1: Operationsbefehl für die Kursker Schlacht – Nr. 2: Erwägungen bei der Heeresgruppe Süd im August 1943 betreffend Erhaltung der Kampfmoral – Nr. 3: Meldungen des AOK 8 vom 22.8. und 2.9.1943 über den Zustand der Truppe – Nr. 4: Betr.: «Verbrannte Erde» – Nr. 5: Betr.: «Verbrannte Erde» – Nr. 6: Betr.: «Verbrannte Erde» – Nr. 7: Betr.: «Feste Plätze»</i>	
Verzeichnis der Karten im Text	468
Abkürzungen und Zeichen auf den Karten	470
Quellennachweis	473
<i>I. Bücher und Zeitschriften – II. Sonderdrucke und selbstverlegte Publikationen – III. Archive und andere Quellen – IV. Unveröffentlichte Studien oder Manuskripte – V. Sowjetische Quellen</i>	
Bildnachweis	484
Personenregister	485
Ortsregister	495
Sachregister	502

Vorwort des Verfassers

UNTERNEHMEN BARBAROSSA, der Marsch nach Russland, endete mit Stalingrad. Die Katastrophe der 6. Armee an der Wolga war jedoch nicht, wie man heute noch weithin glaubt, die Wendemarke zur deutschen Niederlage. Stalingrad war die letzte Station des deutschen Eroberungsfeldzuges; die entscheidende Wendung des Russlandkrieges brachte erst die Kursker Schlacht im Sommer 1943. Ich habe deshalb diese Operation an den Anfang von VERBRANNT ERDE gestellt, um die beiden grossen Phasen des Russlandkrieges augenfälliger zu machen. Der deutsche Eroberungsfeldzug endet in Stalingrad – die deutsche Niederlage beginnt bei Kursk.

Die dazwischenliegenden Kämpfe vom Jahresende 1942 bis zum Juli 1943 habe ich in Form einer Rückblende nach dem Kapitel Kursk behandelt. Diese Gliederung bringt zwar einen Bruch in den zeitlichen Ablauf, versetzt den Leser aber in die Lage, die Bedeutung und die Dramatik dieser Kämpfe zwischen Stalingrad und Kursk besser zu erfassen. Stalin wollte in dieser Schlacht zwischen Don und Donez schon die Kriegsentscheidung erzwingen, scheiterte jedoch an der überragenden Führungskraft des Feldmarschalls von Manstein. Noch einmal bot sich der deutschen Führung die Chance, das Steuer herumzureissen: Vom Eroberungsfeldzug zum Abnutzungskrieg.

Doch Hitler wollte nicht einsehen, was die Frontbefehlshaber ihm beschwörend darlegten und erfolgreich vorexerzierten. Er spielte weiter *va banque*, setzte alles auf eine Karte, und wollte mit der Operation ‚Zitadelle‘, wie der Deckname für die Kursker Schlacht lautete, die grosse Wende herbeiführen.

So trieb der Ostkrieg im Kursker Bogen seinem Höhepunkt zu. In mächtiger Kraftentfaltung prallten die Gegner aufeinander: Angriffsgeist der Deutschen, Verteidigungskraft der Russen; neueste Waffen, Fanatismus, Führungskraft, Kriegslust und Verrat – alles kulminierte in dieser Begegnung. Mit Recht nennt die sowjetische Kriegsgeschichte Operation ‚Zitadelle‘ die bedeutendste Schlacht des ganzen Krieges.

Nach Kursk folgte eine Kette von deutschen Niederlagen. Was diesen düsteren Abschnitt des Krieges für den Chronisten und für den Leser trotzdem so aufrüttelnd macht, ist die Leistung, die von der ausgebluteten Truppe noch vollbracht wurde, sind die Hingabe und der Gehorsam des deutschen Soldaten in schwierigsten, ja, aussichtslosen Lagen. Sie bleiben ein Leitbild für soldatische Tugend.

Bei der Gestaltung des Stoffes habe ich mich an die bewährte Methode von UNTERNEHMEN BARBAROSSA gehalten, den wahrheitsgetreuen Bericht des lebenden Zeugen und das dokumentarische Zeugnis der Historie zu vereinen.

Eine aus der Arbeit entstandene Fragebogentechnik ermöglichte es, dass auch sehr beschäftigte Männer, die während des Krieges an bestimmten Brennpunkten fochten oder führten, mir ihr Wissen vermitteln konnten. Die unveröffentlichten oder besonders angefertigten Studien, die mir so zahlreich zur Verfügung gestellt

wurden, boten hervorragendes Material und bereicherten die Darstellung um viele bisher unbekannte, kriegsgeschichtlich interessante Tatsachen.

Eine besondere Hilfe war es, dass ich die sowjetische kriegsgeschichtliche Fachliteratur der nachstalinistischen Epoche und persönliche Erinnerungen sowjetischer Armeeführer und Stabsoffiziere auswerten konnte und mir die Mikrofilme mit den deutschen Kriegstagebüchern aus amerikanischen Archiven zur Verfügung standen.

Auf Fussnoten mit Quellenhinweisen habe ich auch diesmal wieder verzichtet; der Ordnung halber sei jedoch vermerkt, dass jede Person meines Berichtes echt ist, und jede Angabe, jede Schilderung auf historisch sicheren Unterlagen beruht.

Zum ‚Handwerklichen‘ ist zu sagen, dass ich die Korps, in Abweichung von der militärischen Überlieferung, mit arabischen statt mit römischen Ziffern bezeichnet habe. Ich habe mich dazu entschlossen, weil in zahlreichen Zuschriften, vor allem auch von den jüngeren Lesern, geltend gemacht wurde, dass die ungewohnten hohen römischen Ziffern den Fluss des Lesens stören. Und da ich für eine breite Schicht interessierter Leser schreibe, habe ich der Anregung in dieser Form stattgegeben. Die Experten werden mir diese Hilfestellung verzeihen.

Hamburg, im August 1966

PAUL CARELL

Erster Teil

Die Kursker Schlacht

1 Hitler setzt alles auf eine Karte

Mission in Bukarest – Im Teehaus der ‚Wolfsschanze‘ – Ein Eichenwäldchen bei Obojan – 5. Juli, 3 Uhr 30: Operation ‚Zitadelle‘ beginnt – Der Riese ‚Ferdinand‘ – Duell an der Schule von Ponyri

Der rumänische Sommer lag flimmernd über Bukarest. Die Mittagshitze der Walachei strich gluthess durch die Stadt. Brütete über dem massigen Schloss. Über den weissen Kirchen. Und den leeren Hotels. Wie ausgestorben die Strada Viktor Emanuel Nummer 1: die deutsche Gesandtschaft.

«Und bei der Affenhitze in Schwarz», murrte Herr von Killinger. Er stand in seiner Diplomatenuniform am Schreibtisch seines Arbeitszimmers. Die Jalousien waren heruntergelassen. Der grosse Raum war dämmerig. Und der Ventilator rührte summend fade Kühle durch den Raum.

Vor drei Stunden war das Telegramm aus Berlin gekommen. «Für Gesandten persönlich.» Er hatte es dechiffriert. Und sofort um einen Termin bei Marschall Antonescu gebeten. Um 16 Uhr wurde er in der kleinen Villa am Stadtrand erwartet. Es war Zeit!

Auf die Minute pünktlich fuhr Killinger in den Hof der schwer bewachten Residenz des rumänischen Staatsführers.

Antonescu erwartete den deutschen Gesandten in seinem Salon im ersten Stock. Der kleine drahtige General war, wie immer, in Uniform.

«Nun, Herr Gesandter, gibt der Führer Feldmarschall von Manstein Urlaub für einen Besuch bei uns?» fragte er lächelnd.

Killinger zog sein Telegramm aus der Tasche. Und las betont feierlich vor: «Der Führer bittet Sie, sich sofort zum Staatschef zu begeben und ihm mitzuteilen, dass Feldmarschall von Manstein morgen Nachmittag in Bukarest eintreffen wird, um ihm im Auftrage des Führers anlässlich des Jahrestages der Eroberung Sewastopols den Krimschild in Gold zu überreichen.»

Antonescu lächelte und bedankte sich artig. Das Lächeln wich jedoch, als er sagte: «Der Krimschild ist mir eine grosse Ehre, Herr Gesandter; aber wichtiger ist mir, dass ich mit dem Feldmarschall von Manstein über die schwierige militärische Lage sprechen kann. Rumäniens ganze militärische Macht steht im Felde, dafür bin ich verantwortlich. Bei Stalingrad habe ich achtzehn rumänische Divisionen verloren. Ich kann mir die Wiederholung einer solchen Katastrophe nicht leisten. Ich muss wissen, wie es weitergehen soll. Nous sommes alliés, Monsieur le Ministre, wir sind Verbündete, Herr Gesandter, man neigt in Rastenburg dazu,

das zuweilen zu vergessen. Ich habe das dem Führer schon vor drei Monaten in Schloss Klessheim gesagt.»

Das Gewittergrollen war nicht zu überhören. Gut, dass Manstein kommt, dachte Killinger. Doch er liess sich nichts anmerken und nahm den Freimut des Rumänen gelassen zur Kenntnis. Der sächsische Korvettenkapitän, Freikorpsführer und Chef der einstmals gefürchteten Feme-Organisation ‚Konsul‘, war nicht so leicht aus dem Gleichgewicht zu bringen. Man sprach noch über protokollarische und organisatorische Fragen des Besuches. Dann verabschiedete sich der Gesandte.

Es dauerte keine zwei Stunden, und die Spatzen in ganz Bukarest pfften es von den Dächern, dass Manstein, der Oberbefehlshaber der deutschen Heeresgruppe Süd, am 1. Juli 1943 zu einer mehrtägigen Visite in Bukarest erwartet würde.

Die Nachrichtenzuträger, die Informanten der Geheimdienste von West und Ost, die kleinen und die grossen Agenten eilten zu ihren Relaisstationen und meldeten die interessante Neuigkeit an ihre Zentralen.

Auch in Moskau sumimte der Funkempfänger im IV. Büro der Roten Armee: Manstein kommt morgen nach Bukarest! Die Generalstabsoffiziere des STAWKA nickten beifällig: Wenn der deutsche OB-Süd in die rumänische Hauptstadt reiste, um dort Cocktails zu trinken, und nicht auf seinem Gefechtsstand in Saporoschje sass, konnte an der Ostfront schwerlich eine militärische Operation grösseren Stils stattfinden. So mussten die Sowjets denken. So sollten sie denken!

Vierundzwanzig Stunden später. Manstein war schon reisefertig, um nach Bukarest zu starten. Da brachte der Ordonnanzoffizier einen Funkpruch des Führerhauptquartiers: Nicht nach Bukarest, nach Rastenburg!

«Der Führer erwartet Sie zu einer streng geheimen Zusammenkunft in der ‚Wolfsschanze‘. In Bukarest ist Bescheid gesagt, dass sich Ihr Abflug wegen schlechten Wetters verzögert.»

Statt zu Antonescu flog Manstein also zu Hitler. Das war nicht etwa schlechte Organisation, sondern gehörte zum fein ausgeklügelten Täuschungsplan.

Im Führerhauptquartier traf Manstein überraschend eine grosse Generalsversammlung: Feldmarschall von Kluge, der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte, war da; Generaloberst Hoth, der die 4. Panzerarmee befehligte; und Generaloberst Model, der die 9. Armee führte. Man sah den General der Panzertruppe Kempf und den Kommandierenden General des 24. Panzerkorps, Nehring; und schliesslich den Befehlshaber der Luftflotte 6, Generaloberst von Greim; als Vertreter der Luftflotte 4 war General Dessoloch da.

Auch Ostpreussen glühte unter einem sommerlichen Hochdruckgebiet. Die Betonbaracken des Führerhauptquartiers wirkten mit ihren Laubnetzen und ihren bewachsenen Flachdächern geheimnisvoll und versponnen.

Hitler empfing die Generale im Teehaus. Er begrüsst sie sehr herzlich. Liess sie Platz nehmen. Und eröffnete die Konferenz mit einer Ansprache.

Gleich mit dem ersten Satz lüftete er das grosse Geheimnis: «Ich habe entschieden, den Angriffstermin für ‚Zitadelle‘ auf den 5. Juli festzusetzen.»

In vier Tagen also.

Die Generale sahen sich an, teils aufatmend, teils verdrossen. Model blickte ernst. Mansteins Gesicht war undurchdringlich. Hoth schien nicht erbaut.

Diese zwiespältige Reaktion lag nicht etwa an der kurzen Frist von vier Tagen. Die Schreckte keinen. Sie hatten längst ihre Vorbereitungen getroffen. Seit Monaten übten die Verbände den Angriff: Am Sandkasten und in Kriegsspielen wurden sie mit dem Gelände im Kursker Bogen vertraut gemacht. Man übte mit scharfer Munition das Knacken von Bunkern, die Beseitigung von Drahthindernissen, das Räumen von Minen und den Kampf gegen Panzerfallen. Noch nie hatte man sich auf eine Schlacht so umfassend vorbereitet.

Was die Generale beunruhigte, war die grosse Verspätung, mit der Hitler endlich losschlagen wollte. Manstein, Guderian, Kluge, Model und viele andere hatten sich ursprünglich gegen Hitlers Plan gestemmt, an der Ostfront nach Stalingrad zu schnell wieder offensiv zu werden. Sie waren dagegen, die Reserven und vor allem die von Guderian wieder aufgebaute Panzerwaffe mit den neuen Panzern ‚Tiger‘ und ‚Panther‘ zu früh in gefährliche Angriffsschlachten zu werfen.

Der Wehrmachtsführungsstab hatte gewarnt, hatte erneut auf die drohende Entwicklung im Mittelmeerraum hingewiesen, wo Eisenhower zur Landung in Italien bereit stand. Würde er landen, dann brauchte man Panzerverbände von der Ostfront.

Doch Hitler hatte auf die Gefährlichkeit des Kursker Bogens hingewiesen. Die Russen versammelten in dieser günstigen Ausfallposition riesige Offensivkräfte. Mehrere Panzerarmeen waren festgestellt. Tatsächlich hatten die Sowjets vierzig Prozent ihres gesamten Feldheeres und fast sämtliche Panzerkräfte im Kursker Bogen stehen.

Das war eine gefährliche Offensivmacht. Aber auch ein lockendes Ziel! Wenn man diese Ansammlung vernichtete, erhielt die Rote Armee einen tödlichen Schlag.

Hitler war fasziniert von diesem Gedanken. Und die Generale hatten sich seinem Argument nicht verschliessen können. Sie sahen vor allem auch die Verkürzung der Front, die durch eine Beseitigung des Kursker Bogens eintreten würde. Das bedeutete Freiwerden von Kräften, Reserven für andere Fronten, zum Beispiel in Italien!

Doch sie hatten ihre Zustimmung zur Offensive an die Forderung geknüpft, möglichst schnell zuzuschlagen, ehe die Russen, die Meister der Verteidigung waren, ihre Angriffskräfte zu stark gesichert hatten. Und solange das Überraschungsmoment noch gegeben war.

Spätestens für Anfang Mai hatte Manstein den Angriff gefordert. Aber Hitler zögerte immer wieder. Wieder einmal erwies er sich als Kunktator. War es jetzt, Anfang Juli, nicht bereits zu spät? War das Überraschungsmoment noch gegeben? Das war die entscheidende Frage.

Ein grosser Teil von Hitlers Rede im Teehaus kreiste denn auch um die Gründe für die Hinauszögerung des Angriffs. «Er muss gelingen! Wir mussten deshalb auf die neuesten schweren und überschweren Panzer warten; mussten jede Chance nutzen, um dem sich ständig verstärkenden Feind überlegene Waffen und Verbände entgegen werfen zu können.»

Die Generale erlebten staunend einen sich wortreich entschuldigenden Führer. Ahnte er bereits, dass in dieser Verzögerung die Wurzel des Unheils lag? Und dass

er allein es mit seiner ewigen Verschiebung des Angriffstermins heraufbeschworen hatte?

Hitler schien selbst seiner Sache nicht ganz sicher zu sein. Generaloberst Hoth berichtet, dass man bei seiner Ansprache zuweilen den Eindruck haben konnte, seine Gedanken seien ‚woanders‘.

Als Hitler dann auf die operativen Fragen zu sprechen kam, brach seine faszinierende Rednergabe durch.

Sein Plan war einfach: das altbewährte Rezept der Zangenoperation. Sein Operationsbefehl sagte es knapp so: «Ziel des Angriffs ist, durch den straff zusammengefassten und schnell geführten Stoss von zwei Angriffsarmeen aus den Gebieten Bjelgorod und südlich Orel die im Raum Kursk stehenden Feindkräfte einzukesseln und durch konzentrischen Angriff zu vernichten.» Also eine Umfassungsschlacht nach bewährtem Rezept, dem Rezept von Minsk, Uman, Kiew, Wjasma.

Feldmarschall von Kluge hatte für die Nordzange die 9. Armee unter Generaloberst Model bestimmt. Ihr Auftrag war, aus dem Raum südlich Orel mit drei Panzerkorps im Schwerpunkt nach Südosten auf Kursk vorzustossen. Auf den Höhen ostwärts Kursk sollte sie sich mit den Kräften der Heeresgruppe Süd die Hand reichen.

Feldmarschall von Manstein hatte hierfür die 4. Panzerarmee unter Generaloberst Hoth vorgesehen. Sie sollte mit zwei Panzerkorps im Schwerpunkt aus dem Raum nördlich Charkow auf Kursk vorstossen, mit ihrer Armada von 700 Panzern die Verteidigungsstellungen der sowjetischen ‚Woronesch-Front‘, vor allem die Stellungen der 6. Garde-Armee, durchbrechen und nach der Handreichung zusammen mit der 9. Armee die eingekesselten sowjetischen Armeen zerschlagen.

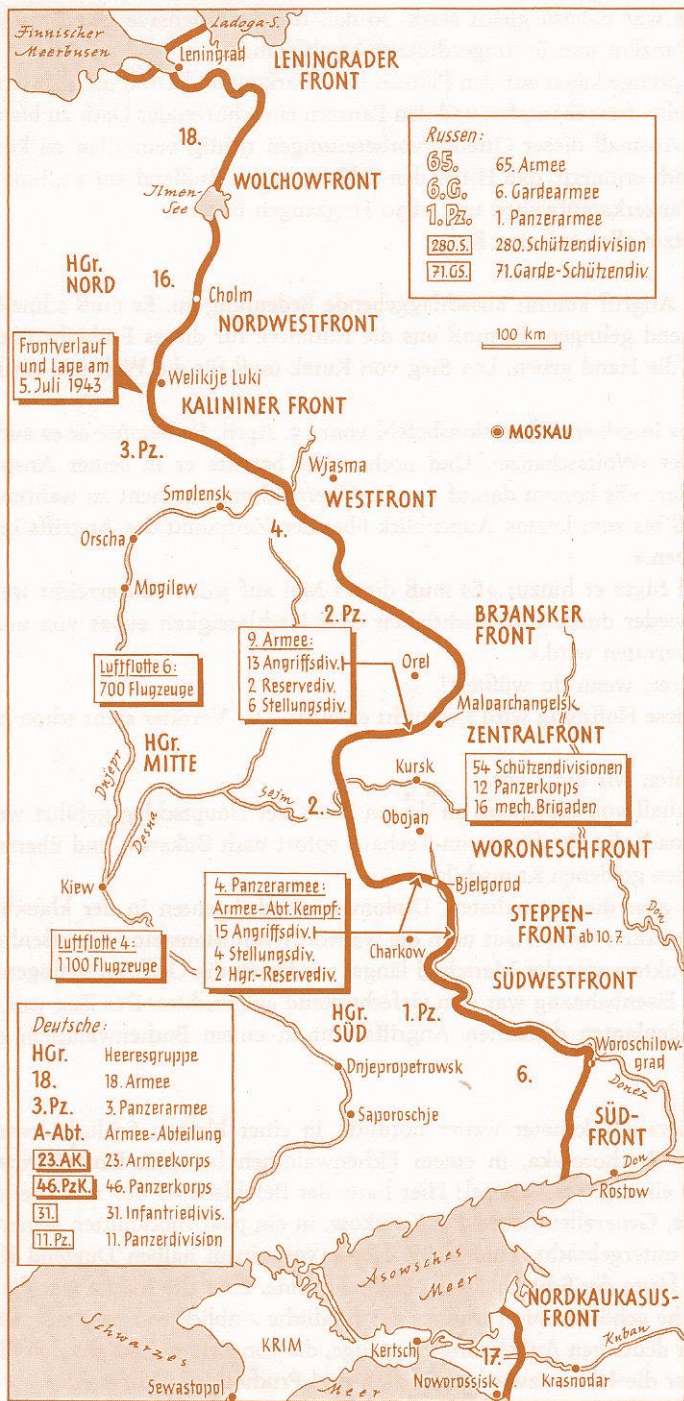
Der Schutz für die Ostflanke der 4. Panzerarmee wurde der Armeedivision Kempf übertragen. Sie hatte den Auftrag, in offensiver Kampfführung den linken Flügel der sowjetischen ‚Woronesch-Front‘ einzudrücken.

Die Schwerpunktdivisionen des Generalobersten Hoth sollten bereits am 3. und 4. Juli die beherrschenden Höhen vor ihrer Front in Besitz nehmen, um für die Feuerleitung brauchbare Beobachtungsstellen zu gewinnen.

Es war alles fein eingefädelt. Und es war eine gewaltige Streitmacht, die für eine so begrenzte Operation eingesetzt wurde. Der 9. Armee standen für fünfzig Kilometer Angriffsbreite dreizehn Divisionen zur Verfügung; die Heeresgruppe Süd hatte für achtzig Kilometer fünfzehn Divisionen, am 9. Juli wurde sogar noch eine sechzehnte hinzugeführt.

Bei keiner Schlacht im Osten waren je solche Kräftekonzentrationen vorgenommen worden und eine so sorgfältige Vorbereitung erfolgt. Manstein hatte bei seiner Südgruppe über 1'000 Panzer und fast 400 Sturmgeschütze. Kluges

Ausgangslage für die grosse Sommerschlacht des Jahres 1943. 4. Panzerarmee und Armeedivision Kempf sollen von Süden, die 9. Armee von Norden den Kursker Balkon abschneiden.



Nordgruppe war nahezu gleich stark, so dass für die Offensive eine Streitmacht von 3'000 Panzern und Sturmgeschützen bereit stand.

1'800 Flugzeuge lagen auf den Plätzen um Charkow und Orel, um den Himmel über ‚Zitadelle‘ freizukämpfen und den Panzern ein schützendes Dach zu bieten.

Um das Ausmass dieser Offensivvorbereitungen richtig beurteilen zu können, muss man sich erinnern, dass Hitler den Feldzug gegen Russland am 22. Juni 1941 mit 3'580 Panzerkampfwagen und 1830 Flugzeugen begann.

Hitler setzte alles auf eine Karte.

Warum?

«Diesem Angriff kommt ausschlaggebende Bedeutung zu. Er muss schnell und durchschlagend gelingen. Er muss uns die Initiative für dieses Frühjahr und den Sommer in die Hand geben. Der Sieg von Kursk muss für die Welt wie ein Fanal wirken.»

So hiess es in seinem Operationsbefehl vom 15. April. So betonte er es auch am 1. Juli in der ‚Wolfsschanze‘. Und noch etwas betonte er in seiner Ansprache immer wieder: «Es kommt darauf an, das Überraschungsmoment zu wahren. Der Gegner muss bis zum letzten Augenblick über den Zeitpunkt des Angriffs im unklaren bleiben.»

Mahnend fügte er hinzu: «Es muss dieses Mal auf jeden Fall erreicht werden, dass nicht wieder durch Unvorsichtigkeit oder Nachlässigkeit etwas von unseren Absichten verraten wird.»

Ach, Führer, wenn du wüsstest!

Gerade diese Hoffnung wird sich nicht erfüllen. Der Verräter steht schon hinter der Tür.

Aber greifen wir nicht vor.

Feldmarschall von Manstein, an dessen Front der Hauptschlag geführt werden sollte, flog nach der Konferenz im Teehaus sofort nach Bukarest und überreichte Antonescu den goldenen Krimtschild.

Während aber die Journalisten, Diplomaten und Agenten in der klatschfreudigen rumänischen Hauptstadt noch die Nachricht von Mansteins Anwesenheit in alle Welt funkten, war der Marschall längst wieder an die Ostfront geflogen.

In einem Eisenbahnzug war sein Gefechtsstand eingerichtet. Der Zug war dicht hinter der geplanten deutschen Angriffsfront in einem Buchenwäldchen abgestellt.

Knapp vierzig Kilometer weiter nördlich, in einer kleinen Schlucht zwischen Obojan und Prochorowka, in einem Eichenwäldchen bei dem Dorf Sorinskoje Dwory, sass ein anderer General: Hier hatte der Befehlshaber der 1. sowjetischen Panzerarmee, Generalleutnant M. J. Katukow, in ein paar Blockhütten seinen Gefechtsstand untergebracht. Eine kleine Herde von einem halben Dutzend Kühen weidete am Hang der Schlucht in der Sommersonne. Eine alte Matka war die Hirtin. Ihre Kühe gehörten zur Tarnung; der friedliche Anblick war bestimmt für die Kameras der deutschen Aufklärungsflugzeuge, die von Zeit zu Zeit am stahlblauen Himmel über die Höhen zwischen Obojan und Prochorowka kurvten.

Der Chef des Stabes, General Schalin, fluchte zwar oft, wenn er schon morgens

um 3 Uhr die halbtote Hirtin nach einer ihrer Kühe schreien hörte: «Dotschka, milaja – Töchterchen, Liebling, wo steckst du?» Aber was half es. Tarnung war Trumpf im Kriege!

Am 2. Juli, keine vierundzwanzig Stunden nachdem Adolf Hitler in der ‚Wolfsschanze‘ seinen Generalen das grösste Geheimnis des Jahres anvertraut hatte, rasselte in der Blockhütte Katukows das Telefon. Nikolai Kirillowitsch Popjol, Mitglied des Kriegsrates der 1. Panzerarmee war im Raum und nahm den Hörer ab.

«Hier Generalleutnant Nikolai Kirillowitsch Popjol.»

Langes Zuhören. Kopfnicken.

«Da, da – jawohl, jawohl.» Und dann: «Jawohl, Nikita Sergejewitsch, ich habe verstanden.»

Popjol legte den Hörer auf. Und ging schnellen Schrittes über die kleine Veranda hinüber ins Blockhaus des Stabschefs, wo sich General Katukow aufhielt.

Schon in der Tür sagte er: «Michail Jefremowitsch, Nikita Sergejewitsch Chruschtschow hat soeben angerufen. Er kommt in einer Stunde mit Armeegeneral Watutin, um uns besondere Mitteilungen zu machen.»

Katukow, der in den schweren Schlachten des Jahres 1942 bei Demjansk gehärtete Panzerführer, war blitzschnell auf den Beinen. Die Karten der verschiedenen Frontabschnitte her! Dawai, dawai!

Katukow wusste, dass Armeegeneral Watutin, der Oberbefehlshaber der ‚Woronesch-Front‘, und sein Kriegsrat Chruschtschow eifrige Genossen waren, die nicht mit sich spassen liessen. Wenn sie auf den Gefechtsstand kamen, war etwas los. Erst vor vierzehn Tagen hatte Chruschtschow hier in der Eichenschlucht vor den versammelten Kommandeuren der ‚Woronesch-Front‘ einen vielbeachteten Vortrag über die Schulung des gerade eingezogenen Jahrgangs 1925 gehalten.

«Sie müssen sich ernsthafter um diese jungen Leute kümmern», hatte er die Kommandeure angeknurr. «Keine abgeschmackte alberne und allgemeine Agitation. Die neuen Geschützkaliber, die Haftladungen, das Wesen des faschistischen Feindes, das müssen sie kennen. Nicht Sprüche sollen sie lernen. Aber jeder soll sich die verwundbaren Stellen des neuen deutschen ‚Tiger‘-Panzers so fest einprägen wie wir einst das Vaterunser.» Die Redensart vom ‚Vaterunser‘ wurde zum geflügelten Wort der Instrukteure.

Gegen 16 Uhr trafen Chruschtschow und Watutin in der Schlucht ein. Sie gingen gleich in die Blockhütte des Stabschefs, wo die Karten an die Wand geheftet waren.

Und wie in der ostpreussischen ‚Wolfsschanze‘, so wurde auch hier mit dem ersten Satz das Geheimnis der Visite gelüftet. «Die Faschisten greifen zwischen dem 3. und 5. Juli an», sagte Chruschtschow. Und augenzwinkernd fügte er hinzu: «Das ist keine Vermutung, sondern sichere Kenntnis. Wir wissen es!»

Armeegeneral Watutin nickte: «Das Hauptquartier des Oberkommandos hat uns heute Vormittag instruiert», sagte er mit besonderer Betonung und trat an die grosse Übersichtskarte. Seine breite Hand schlug auf den Raum Orel: «Model 9. Armee wird von Norden unsere ‚Zentral-Front‘ angreifen. Die ‚Woronesch-Front‘ wird der Hauptstoss von zwei deutschen Armeen treffen. Der Schwerpunkt

liegt im Zentrum und am linken Flügel. Die 6. Garde-Armee wird den ersten Hauptstoss auszuhalten haben.»

Der Politikkommissar, Generalleutnant Popjol, dessen Bericht wir bei unserer Darstellung folgen, hat nicht vermerkt, welches Gefühl aus Watutins Worten sprach. Aber es ist wohl kein Zweifel, dass in der Nüchternheit, mit der er eine der dramatischsten und sensationellsten Informationen des Krieges an seine Armeeführer übermittelte, ein Ton überzeugender Genugtuung geschwungen haben muss. Denn Katukow, Popjol und der Stabschef der Armee, General Schalin, hatten nicht den geringsten Zweifel an der Richtigkeit der Information.

Zwar waren die Armeen der ‚Zentral-‘ und ‚Woronesch-Front‘ seit Wochen auf die Grundzüge des deutschen Angriffsplans eingestellt, hatten geübt, ihre Verteidigungsstellungen verstärkt, die Hauptkampflinien in günstiges Gelände verlegt; aber es war ein grosser Unterschied, ob man die Absichten des Gegners nur vermutete oder genau kannte.

Chruschtschow beendete die Konferenz mit den knappen Worten: «An die Arbeit! Machen Sie sich zum Empfang der Faschisten bereit!»

Hitlers grosses Geheimnis ‚Unternehmen Zitadelle‘ war kein Geheimnis mehr! Die Schlacht, von der sich der Führer Deutschlands eine entscheidende Wendung versprach, war verraten. Die amtlichen sowjetischen Dokumente, die offizielle Kriegsgeschichte und die offiziöse Memoirenliteratur der Militärs bestätigen es mit einem erstaunlichen, ungewöhnlichen Freimut.

Der Verräter sass in der engsten Umgebung Hitlers. Er führte in den sowjetischen Spionagetelegrammen den Decknamen ‚Werther‘.

Wenige Stunden später graute über der deutschen Front der Morgen des 3. Juli herauf. Feldwebel Fuhrmann und der Melder Gabriel lagen hinter dem Gebüsch in dem kleinen Wiesengrund bei dem Weiher Loknja und beobachteten die Höhen jenseits der Bahnlinie Bjelgorod-Ssumy.

In der Nacht war die Panzergrenadierdivision ‚Grossdeutschland‘ in ihre Bereitstellungsräume an der Worskla, nordwestlich Tomarowka, gerückt, wo die 332. deutsche Infanteriedivision in gutausgebauten und getarnten Stellungen lag.

«Auf den Höhen da drüben sitzt der Russe. Kann bei uns alles überblicken, während wir nicht die Bohne von dem sehen, was hinter den Höhen vor sich geht, was der Iwan treibt, wo er seine Batteriestellungen hat», sagte Fuhrmann.

«Und was ist vor uns los? Da drüben in den Sonnenblumenfeldern, auf den Wiesen und auf den kleinen Waldkuppen?» fragte Gabriel.

«Nichts – sagen die 332er», antwortete Fuhrmann. «Nichts ausser raffiniert angelegten dicken Minenfeldern. Dahinter sowjetische Feldwachen, die aber meist nur nachts besetzt sind.»

Fuhrmann, der sich gern ‚Chef des Stabes der 3. Kompanie‘ nennen hörte, erklärte weiter: «Die Sowjets haben sich mit ihren Hauptstellungen seit Anfang Juni acht bis zehn Kilometer weit von unserer HKL abgesetzt, hinter das Höhen-gelände, so dass wir ihre Verteidigungsstellungen nicht einsehen und mit unserer Artillerie auch nicht erfassen können. Wer sie angreifen will, muss erst durch das verfluchte Niemandsland, auf dessen markante Punkte sich die sowjetische Ari-na-

türlich eingeschossen hat und das sie ausserdem mit Sperrfeuer abriegeln kann. Auf den Höhen vor uns sitzen die sowjetischen Beobachter und können ihre Artillerie auf jede unserer Bewegungen lenken.»

«Grosse Scheisse, Herr Feldwebel», folgerte Gabriel bündig.

«Genau», sagte Fuhrmann.

Feldwebel Fuhrmann und Gefreiter Gabriel hatten die Lage völlig richtig erkannt. Es war das Problem, das der unermüdliche Generaloberst Hoth in vielen Gesprächen mit seinem Chef und dem Ia in den Wochen der Angriffsvorbereitung immer wieder erörtert hatte: Wenn der Angriff nicht schon in den Ausgangsstellungen zusammenbrechen sollte, musste die feindliche Artillerie von der eigenen Artillerie planmässig bekämpft und, wenn nicht zerschlagen, so wenigstens während des Angriffs niedergehalten werden.

Ausserdem war es von entscheidender Bedeutung, dass gleich zu Beginn der Offensive die feindlichen Hauptverteidigungslinien im Schwerpunkt des Angriffs durch kräftiges Trommelfeuern zerschlagen wurden.

Wie aber sollte das geschehen, wenn man ‚blind‘ war und die feindlichen Stellungen nicht sehen konnte?

Von der Ausgangsstellung der 4. Panzerarmee sah man weder die sowjetischen Artilleriestellungen noch die Anlagen des Verteidigungsfeldes. Die Fotos der Luftaufklärung waren mangelhaft, weil auf ihnen Scheinstellungen und echte Stützpunkte nicht zu unterscheiden waren. Es gab daher nur eins: Der verfluchte Höhenblock jenseits des Niemandslandes musste weg. Er war für die Sowjets die schönste Tarnkappe. Sie musste herunter. Das bedeutete: Kurz vor dem Hauptangriff ‚Zitadelle‘ mussten Beobachtungs- und Artilleriestellungen auf dem ersten Höhenrücken vor dem Angriffskorps erkämpft werden.

Gewitterschwüle liegt in der Luft. Die Nacht des 3. Juli senkt sich über das Land zwischen Donez und Desna. 21 Uhr 50: Im Niemandsland gehen Leuchtkugeln der Russen hoch. Ein MG belfert. Starke deutsche Spähtrupps sind in der toten Zone.

Die 2. Pionierkompanie von ‚Grossdeutschland‘ hat einen Minenräumtrupp von zehn Mann draussen. Die Pioniere sollen Gassen frei machen und markieren. Ein böses Geschäft! Denn Suchgeräte können sie nicht benutzen, weil die Erde von den früheren Schlachten so voll von Eisen ist, dass die Geräte ständig ansprechen. So müssen die eingegrabenen Todesfellen erstastet, mit Drahtstäben erstochert werden. Dann wird mit der Hand die Mine freige buddelt. Entschärft. Und beiseite gelegt. Weiter!

Der Regen rinnt. Finsternis. Jede falsche Bewegung bedeutet Tod oder Verstümmelung. Jeder Handgriff streift die Ewigkeit.

Die Pioniere sind Soldaten im Schatten. Die stillen Helden, für die der Krieg in erster Linie Schweiß bedeutet – dazu aber auch nur allzuoft noch Blut.

Das Zehn-Mann-Kommando nimmt in jener Nacht vom 3. auf den 4. Juli vor den Höhen von Butowo 2‘700 Minen auf. 2‘700 Minen in fünf stockfinsternen Nachtstunden. Das sind pro Mann und pro Minute eine Mine! Und nicht eine explodiert!

Hundemüde fallen die Männer nach der Rückkehr in die Stellung einfach um und sinken wie tot in den Schlaf.

Oberleutnant Balletshofer zeichnet indessen die freigeräumten Gassen in die Karte ein. Ein Melder prescht damit zum Bataillon.

Jenseits der Höhen zwischen Bjelgorod und Rakitnoje sitzen die Russen und warten auf den Morgen des 4. Juli. Sie warten schon seit dem Vortage auf den deutschen Angriff. Alles ist in Alarmbereitschaft. Die Stützpunkte und Gräben sind voll besetzt.

Hinter dem Maxim-MG kauern die Gardeschützen, die Gurte eingezogen. Die Handgranaten liegen griffbereit. Die Granatwerfer sind gerichtet, die Geschütz-Batterien feuerfertig, die Pak-Fronten und Pak-Nester in höchster Bereitschaft. Die Stalinorgel-Batterien sind bestückt und können jeden Augenblick gezündet werden. Die Rohre der schweren Flak ragen aus der Tarnung. Auf den Flugplätzen stehen die Jäger startbereit.

Die Stäbe von der sowjetischen Armeefront bis hinunter zum Bataillon sind vollzählig auf ihren Kommandostellen. Die Funker lauschen in den Äther.

Generalleutnant Popjol beschreibt diese Stunden aus der Sicht der sowjetischen 1. Panzerarmee: «Motorenlärm erfüllte die nächtlichen Strassen, Karawanen von Panzern und Kanonen rollten staubbedeckt in den Abschnitt, in dem wir den deutschen Ansturm erwarteten. Während die deutschen Offiziere den Tagesbefehl ihres Führers verlasen, traf unsere Verteidigung die letzten Vorbereitungen zum Empfang des Gegners. Wir verdichteten unsere vorderste Linie, brachten weitere Geschütze in Stellung, koordinierten und vervollständigten noch einmal die Feuertabellen und die Pläne für das Zusammenwirken. Zwei Artillerieregimenter unserer Armee schoben wir in den Streifen der 6. Garde-Armee vor. Eine Panzerbrigade verstärkte die Gefechtsordnungen der Infanterie.»

Eine phantastische Situation, einmalig in der Kriegsgeschichte: eingefrorene Bereitschaft bis aufs I-Tüpfelchen!

Am 3. Juli war nichts passiert. Und als am 4. Juli der Uhrzeiger auf Mittag rückt, atmen die sowjetischen Stäbe auch wieder auf: Nun geschieht für heute nichts mehr! Denn wenn die Deutschen angreifen, dann morgens beim ersten Büchsenlicht. Also morgen. Vielleicht! Vielleicht, vielleicht! Achtundvierzig Stunden warten die Russen schon mit geladenem Gewehr. Und achtundvierzig Stunden sind lang.

Die Regimentskommandeure telefonieren mit den Divisionsstäben: «Soll die Alarmbereitschaft voll aufrechterhalten bleiben? Oder kann man sie etwas lockern? Die Truppe fängt an, Ermüdungserscheinungen zu zeigen.»

«Nicht lockern», lautet die Antwort. «Volle Alarmbereitschaft. Volle Aufmerksamkeit!»

Zwischen 12 Uhr 25 und 13 Uhr 25 wird an den russischen Frontabschnitten das Mittagessen aus den vorgefahrenen Feldküchen ausgegeben. Gewitterregen strömt über das heiße Land und lässt Wiesen und Wälder dampfen. Die Soldaten kriechen unter ihre Zeltbahnen.

14 Uhr 45: Der Regen hat aufgehört. Stille herrscht zwischen Bjelgorod, Tomarowka und Fastow. Die Russen warten. Und jenseits des Niemandslandes warten auch die Deutschen: Die Bataillone des 48. Panzerkorps und des SS-

Panzerkorps liegen in den vordersten Gräben. Flugzeuggebrumm tönt auf. Schwillt an.

Die Männer heben die Köpfe. Hauptmann Leyk, der Kommandeur des III. Bataillons Panzerfüsilierregiment ‚Grossdeutschland‘, schaut zu den Flugzeugen hinauf und dann auf die Uhr. «Pünktlich», sagt er.

Der Zeiger rückt auf 14 Uhr 50. Im selben Augenblick brausen die Stuka-Staffeln über die Gräben und jagen feindwärts. Hoch über ihnen Begleitjäger. Die Stukas kippen, stürzen heulend in die Tiefe.

Drüben an den Hängen von Gerzowka und Butowo steigen Rauchfontänen hoch. Dort sitzen die sowjetischen Artilleriebeobachter, gleich dahinter verläuft die vorderste russische Sicherungslinie.

Die nächste Stuka-Staffel jagt über die deutschen Gräben. Die dritte. Vierte. Und fünfte.

Über 2‘500 Bomben krachen drüben bei den Sowjets auf einen Streifen von drei Kilometer Breite und fünfhundert Meter Tiefe.

15 Uhr: die letzten Bombeneinschläge. Dafür beginnt die Artillerie ihr Wirkungsf Feuer. Das rauscht. Und heult.

Am Bahndamm ist die vorderste Linie des Bataillons Leyk. Der Chef der 15. Kompanie, Oberleutnant Dr. Metzner, hockt bei seinen schweren Waffen. Er blickt auf die Armbanduhr, dann zum Graben hinüber, wo der Bataillonskommandeur steht, die Uhr vor den Augen.

Noch zehn Sekunden. Noch fünf. Jetzt! Und in das Röhren des Geschützdonners ruft Leyk: «Los!»

Und wie er rufen die Bataillonskommandeure rechts und links zwischen Fastow und Bjelgorod ebenfalls: «Los!»

Dr. Metzner sieht, wie sich Hauptmann Leyk als erster aus dem Graben schwingt und in die freie Pläne stürmt. Jeder weiss, dass das flache, ungedeckte Gelände von den Russen eingesehen wird. Gerade deshalb war Leyk nach vorn gekommen, hatte seinen Bataillonsgefechtsstand verlassen und stürmte seinem Bataillon auf diesem schweren Weg voran.

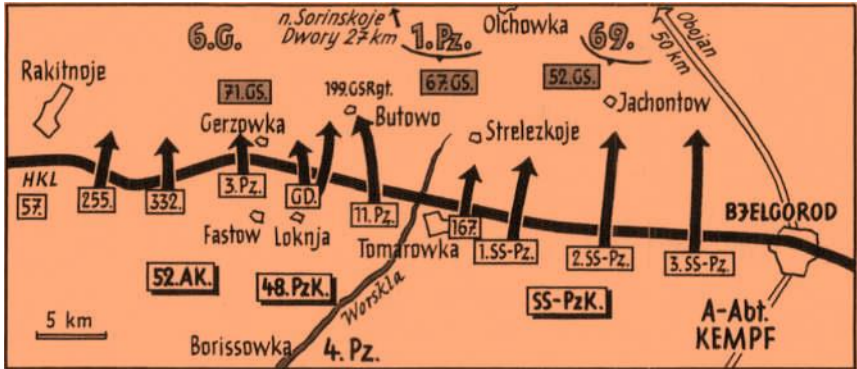
Dr. Metzner erinnert sich an diesen Augenblick, als wäre er unvergänglich.

Wie im Keil eines breit angelegten Vogelfluges folgen dem Kommandeur in mustergültiger Gefechtsordnung die Kompanien und Züge, bis hinunter zu den Gruppen und Einzelschützen. Auch auf Metzner wirkt das Beispiel des Kommandeurs wie ein Magnet. Er springt aus seinem Gefechtsstand der schweren Waffen, wo er eigentlich hätte bleiben müssen, und folgt Hauptmann Leyk, ein paar Meter links hinter ihm.

Geduckt springen die Züge unter der Feuerglocke durch die Minengassen. Sturmgeschütze folgen dicht auf. Dahinter die Panzerjäger. Dazwischen die Sturmpioniere, um überraschend auftauchende Hindernisse zu beseitigen.

Die Sicherungskräfte der 6. sowjetischen Garde-Armee waren trotz ihrer Alarmbereitschaft durch die Wucht des deutschen Sturmes, vor allem durch die Gewalt des Luftbombardements überrascht.

Die deutschen Bataillone jagen über das Niemandsland. Hinter ihnen die Panzerbeobachtungswagen und Nachrichtenfahrzeuge der Artillerie, die ihre



Die 4. Panzerarmee greift bereits am Nachmittag des 4. Juli 1943 an, um die Höhenzüge vor der Front zu erobern.

neuen Beobachtungsstellen auf den Höhenzügen so schnell wie möglich besetzen will.

Aber nun gewinnen intakt gebliebene russische Stützpunktbesetzungen ihre Fassung wieder und feuern, was aus den Rohren geht. Die eine Weile blindgeschlagenen russischen Artilleriebeobachter telefonieren jetzt ihre Meldungen an die Abteilungen.

Die sowjetische Artillerie greift in den Kampf ein: Sperrfeuer, Vernichtungsfeuer. Salve um Salve donnert in den Angriffsraum. Unter den zickzack fahrenden deutschen Fahrzeugen explodieren die roten Minensperren. Panzerbüchsen knallen. Granatwerfer wummern. Rote Jäger brausen heran. Stossen wie Habichte herab. Streichen mit ihren Bordwaffen über die Hänge, die von den deutschen Stosstrüpp bereits erreicht sind.

Vor Butowo hat das III. Bataillon des Panzergrenadierregiments ‚GD‘ Glück. Die Schreckminute war bei den Sicherungen des 199. Garde-Schützenregiments zu lang. Der russische Bataillonskommandeur begriff offenbar nicht, was die Deutschen wollten, richtete sich auf Abwehr in der Hauptstellung ein, wo der Angriff noch gar nicht hinzielte.

Ehe der sowjetische Regimentskommandeur in Butowo erkennt, was los ist, sitzen die Deutschen bereits auf dem Höhenrücken hart westlich des Dorfes. Die sowjetischen Sicherungen werden geworfen, die Beobachtungsstellen gestürmt. Die Höhen ostwärts des Dorfes werden zur gleichen Zeit von den Männern der 11. Panzerdivision genommen.

Es ist 16 Uhr. Um 16 Uhr 45 sind bereits die deutschen Artilleriebeobachter auf der Höhe. Ihr Blick nach Norden ist frei. Zum erstenmal sehen sie weit in das sowjetische Verteidigungsfeld hinein.

Auch am rechten Flügel der Armee haben die Bataillone vom SS-Panzerkorps der russischen 52. Garde-Schützendivision die Höhen von Jachontow und Strelezkoje entrissen.

Vor Gerzowka hingegen, am linken Flügel, geht es nicht so gut. Hier, wo das

III. Bataillon des Panzerfüsilierregiments ‚GD‘ und das I. Bataillon des Panzergranadierregiments 394 der 3. Panzerdivision stürmen, sind die Sicherungen der russischen 71. Garde-Schützendivision schneller im Bilde als die benachbarte Division. Ihre Abwehr setzt sofort wirkungsvoll ein.

Fünfhundert Meter sind Hauptmann Leyks Kompanien gestürmt. Siebenhundert Meter. Granatwerfersalven schlagen in die Reihen des Bataillons. Leyk fällt. Dr. Metzner stürzt: schwerverwundet. Ein Drittel der 15. Kompanie liegt tot oder verwundet auf der Plane. Auch die übrigen Kompanien werden an den Boden genagelt. Meterweise nur geht es vorwärts. Immer weniger Männer erheben sich zum nächsten Sprung. Viele Kompanie- und Zugführer fallen aus. Der neue Führer des III. Bataillons, Hauptmann Bolk, wird schwerverwundet; eine Mine reißt ihm ein Bein ab.

Als es Abend wird, liegen die Füsilier von ‚GD‘ und Grenadiere der 3. Panzerdivision endlich am Höhenhang. Aber erst in der Nacht können sie den Höhenrücken südostwärts Gerzowka und schliesslich auch das Dorf selbst nehmen.

Die Batterien der Divisionsartillerie werden staffelweise vorgezogen und gehen in Stellung. Die Nachrichtenmänner arbeiten fieberhaft, um die Drahtverbindungen zwischen Batterien, Abteilungen und Beobachtungsstellen für die artilleristische Feuerleitung herzustellen.

1 Uhr: Der 5. Juli ist angebrochen. Der 5. Juli – der Tag X. In zwei Stunden soll der Feuerschlag für ‚Zitadelle‘ beginnen.

«Noch keine Verbindung zur Heeresartillerie?» fragt Oberstleutnant Albrecht seinen Regimentsnachrichtenoffizier, Hauptmann Maiwald.

«Noch keine, Herr Oberstleutnant.»

Nach einer halben Stunde: «Verbindung, Maiwald?»

«Noch nicht!»

Noch eine Viertelstunde bis zum festgesetzten Termin für den Feuerschlag. Noch zehn Minuten! Wenn der Feuerschlag hier bei ‚Grossdeutschland‘, im Schwerpunkt der Offensive, wo die gesamte unterstellte Heeresartillerie wirken soll, nicht funktioniert, dann ist der Erfolg von ‚Zitadelle‘ in Frage gestellt.

Da fällt es wie ein Stein von aller Herzen. Maiwald meldet: «Verbindung hergestellt!» Der tausendmal geübte Film läuft ab:

Befehle. Meldungen.

Feuerbereit. Feuerbereit. Feuerbereit.

Albrecht steht am Telefon mit Sammelverbindung: «In einer Minute Feuerschlag. Ich zähle!»

Oberstleutnant Albrecht zählt. Und 230‘000 Soldaten der Südgruppe warten auf das feurige, donnernde Signal zum Angriff ‚Unternehmen Zitadelle‘.

Zweihundert Kilometer weiter nördlich wartet auch die Nordgruppe, Models 9. Armee, auf den Beginn der Offensive. Am 4. Juli war hier vor der Front südlich Orel, zwischen Maloarchangelsk und Trossna, kein Schuss gefallen.

Der Tag war brütend heiss gewesen. Und still wie ein Sonntag auf dem Lande. Dabei hatte Generaloberst Model drei Panzerkorps und ein Armeekorps auf engem Raum bereitgestellt. Mehr als 200‘000 Mann in fünfzehn Divisionen, davon

sechs Panzer- und eine Panzergrenadierdivision. Erst in den letzten beiden Nächten waren die Angriffsverbände in die vorbereiteten Ausgangsstellungen gerückt.

Armeegeneral Rokossowski, der die ‚Zentral-Front‘ gegenüber Models 9. Armee führt, hat ebenfalls seit dem 3. Juli höchste Alarmbereitschaft befohlen. Das Hauptquartier hatte ihn – wie die ‚Woronesch-Front‘ – am 2. Juli von dem deutschen Angriffstermin unterrichtet und mitgeteilt, dass der Hauptstoss am rechten Flügel seiner Front, bei der 13. und 70. Armee, zu erwarten sei.

Rokossowski befahl, die Minenfelder vor der Hauptkampflinie genau zu überwachen. Das brachte ihm einen interessanten Informanten ein.

Gegen 22 Uhr wurde südlich Tagino ein deutscher Minenräumtrupp entdeckt. Die Russen nahmen einen der Pioniere gefangen: den Gefreiten Bruno Fermello, wie sein Name in den russischen Akten angegeben wird. Nach sowjetischen Angaben gehörte er zum Pionierbataillon der rheinisch-westfälischen 6. Infanteriedivision; das muss nicht unbedingt das Pionierbataillon 6 gewesen sein; denn der Division war für die Kursker Schlacht auch noch das bayerische Pionierbataillon 47 unterstellt, eine Heeresgruppe.

Fermello gab den Sowjets sehr präzise Informationen über die deutschen Angriffsvorbereitungen und versicherte, dass die deutschen Angriffsverbände nach kurzem Artillerieschlag um 3 Uhr 30 durch die geräumten Minengassen antreten würden.

Die Angaben sollen so verlässlich gewesen sein, dass sie sofort an Rokossowski weitergeleitet wurden. Und der Oberbefehlshaber der ‚Zentral-Front‘ reagierte unverzüglich und dachte sich eine böse Überraschung für die Deutschen aus.

Die Nacht ist sternklar. Aber drückende Schwüle liegt über den versteckten Stellungen und den getarnten Kanonen, den lauernden Todesboten.

Die deutschen Artilleristen stehen schon an ihren Geschützen. Die Panzerabteilungen sind in ihren Ausgangsstellungen aufmarschiert. Die Grenadiere und Panzermänner rauchen die letzte Zigarette vor dem Sturm.

In diesem Augenblick setzt Rokossowskis Überraschung ein: Er ist es, der die Schlacht eröffnet.

Um 1 Uhr 10 heult es plötzlich von der russischen Seite her wie Urweltgetöse los: Artillerie aller Kaliber, schwere Granatwerfer, Stalinorgeln und andere schwere Waffen schleudern ihre Granaten und Raketen auf die deutschen Bereitstellungen, die rückwärtigen Linien und die Anmarschwege.

In den Truppenstäben der 9. Armee zuckt der Verdacht auf: Die Sowjets kommen uns mit einem Grossangriff zuvor und stossen in unsere Bereitstellungen! Über eine Stunde trommelt der Russe und verursacht schwere Verluste. Aber er kommt nicht. Aufatmen.

Und wie nach Plan vorgesehen, donnert um 3 Uhr 30 in den dämmernden Morgen des 5. Juli hinein der deutsche Feuerschlag. Die Ostfront hat so etwas noch nicht erlebt.

Der Sanitätsfeldwebel Hermann Pingel springt mit der 9. Kompanie nach vorn: Alle Sanitätsdienstgrade und die Truppenärzte begleiten die Sturmtruppe in vorderster Linie. Man ist sich klar, dass die Verwundeten nur an Ort und Stelle

versorgt werden können. An Rücktransport ist bei dem zu erwartenden Abwehrfeuer nicht zu denken.

Die 9. Kompanie ist wie der Teufel aus dem Graben. 200 Meter brettebenes Gelände, dann bietet die ‚Eichkaterschlucht‘ Deckung. Also laufen. In der Schlucht liegen zwar Minen. Aber was sind Minen gegen das rasende Sperrfeuer der russischen Artillerie, der Salvengeschütze und der gefürchteten Ratsch-Bumm.

Keuchend wirft sich Pingel am Rande der ‚Eichkaterschlucht‘ ins Gestrüpp. Pioniere kriechen vorbei. Räumen eine Gasse. Weiter.

Am Ende der Schlucht befinden sich die ersten russischen Gräben, sie liegen im Hang und sind vom deutschen Artillerieschlag nicht allzuschwer getroffen worden. Sie speien MG-Feuer die Schlucht herunter.

«Sanitäter, Sanitäter!» klingt es klagend durch das Gestrüpp. Pingel springt hinüber. Der Sanitätsobergefreite Osserowski ist schon da und verbindet einen Unteroffizier und zwei Schützen.

Hinter einer Dornenhecke wird das erste Verwundetennest gebildet. «Ossi, du bleibst hier», sagt Pingel. Und stürmt der Kompanie nach. Von vorn kommt heftiger Gefechtslärm.

Der Obergefreite Karl Rudenberg, Ritterkreuzträger der 258. Infanteriedivision, ist mit seinem MG der erste am russischen Graben. Rudenberg, ein Pommer aus Stolp, ist Stotterer und bekommt nie einen Befehl richtig heraus; aber an Kaltblütigkeit und Mut kann ihm keiner im III. Bataillon des Grenadierregiments 478 das Wasser reichen. Er ist immer vorne dran.

Als Pingel an den Graben kommt, ist der Rabbatz mitten im Gange. Rudenberg hat sich mit seinem MG über den Rand rollen lassen. Der 1. Zug folgt ihm. Mann gegen Mann kämpfen sie das Grabensystem der ersten russischen Stellung in der ‚Eichkaterschlucht‘ frei.

Der Sanitätsgefreite Harms liegt im ersten Teilstück neben drei Schwerverwundeten, selbst getroffen. Aber er verbindet. «Lauf nach rechts», sagt er zu Pingel, «dort liegt Karl, es hat ihn erwischt.» Karl!

Pingel fegt davon. Überall liegen Tote und Verwundete. Die Gräben sind tief. Im dritten Quergang prallt er zurück. Karl Rudenberg hockt an der Grabenwand. Das MG liegt neben ihm. Zu seinen Füßen ein Russe – Arme, Brust und Kopf zerfetzt. Aber auch Karls ganze rechte Seite ist aufgerissen.

Pingel legt ihn vorsichtig auf die Grabensohle. Da deutet Karl mit dem Kopf zu dem Russen, und zum erstenmal hört ihn Pingel frei und flüssig sprechen, die Worte machen ihm keine Mühe, das so oft verfluchte Stottern ist verflogen: «Er ist mit der abgezogenen Handgranate direkt auf mich gesprungen und hat sie nicht losgelassen.» Es liegt Bewunderung für den Opfermut des Russen in Karls Worten.

«Sieht schlecht aus», sagt er dann. Pingel schneidet die Uniform auf. Das Ritterkreuz rollt in den Graben. Verbandspäckchen um Verbandspäckchen schiebt Pingel in den aufgerissenen Leib.

«Ich hole eine Trage», sagt Pingel dann.

Aber Karl schüttelt den Kopf, klammert sich an seine Schulter. «Geh nicht, Hermann», sagt er, «geh nicht. Es dauert nicht mehr lange!»

Es dauerte nicht lange, wenn dem Sanitätsfeldwebel Hermann Pingel die zehn Minuten auch wie eine ganze Ewigkeit erschienen.

«Das III. Bataillon kommt nicht über den zweiten feindlichen Graben am rechten Hang hinaus, Herr Oberst. Das I. Bataillon liegt in der Schlucht in einem Minenfeld fest. Es hat noch fünfhundert Meter bis zu den feindlichen Stellungen am linken Schluchthang des Eichkaterwaldes. Einzelne Kompanien haben nahezu alle Offiziere und zum Teil die Hälfte ihrer Männer verloren. Die Panzerjägerkompanie hat schwerste Verluste. Das Abwehrfeuer des Iwan ist unbeschreiblich.» Der Regimentsadjutant, der diese Meldung macht, hat sich neben den Kommandeur in den kleinen Graben geworfen. Sein Atem geht keuchend. Die Uniform ist zerrissen. Er kommt aus der vordersten Linie und wurde auf dem Rückweg von Granatwerfern und Ratsch-Bumm gejagt.

Oberst Assmann, der Kommandeur des Grenadierregiments 478, trommelt nervös auf dem Kartenbrett. Der Regimentsstab liegt am Eingang zur ‚Eichkater-schlucht‘ in einem dichten Gebüsch, das gegen Fliegersicht schützt.

Die neuen, zum ersten Male in grösserem Rahmen eingesetzten Geschütze ‚Hummel‘ und ‚Homisse‘, die auf Panzerfahrgestellen montiert sind, stehen am Eingang der Schlucht und feuern ihre schweren Granaten gegen die sowjetischen Stützpunkte.

Drei Stunden später, gegen Abend: Das I. Bataillon hat die fünfhundert Meter geschafft und liegt vor den ersten Stellungen der 280. sowjetischen Schützendivision. Stosstruppen brechen noch in die sowjetischen Gräben ein. Aber ein weiteres Vordringen in das tiefgestaffelte Stellungssystem scheidert am erbitterten Widerstand der Russen.

Nicht viel anders ist die Lage beim Grenadierregiment 479. Die ganze 258.1. D., die als rechte Stossgruppe des 46. Panzerkorps die Verteidigungsriegel an der Rollbahn Trossna-Kursk im ersten Ansturm aufbrechen sollte, liegt nach blutigem Sturm auf die vordersten sowjetischen Gräben fest.

Am linken Flügel von General Zorns 46. Panzerkorps waren unterdessen die bayerische 7. und die braunschweigische 31. Infanteriedivision im Zusammenwirken mit der hessischen 20. Panzerdivision durch Roggenfelder und kniehohen Klee gegen die Stellungen von zwei sowjetischen Schützendivisionen gestürmt.

Die Bayern kamen schrittweise voran, aber bald lagen auch sie im schweren Abwehrfeuer fest. In den Roggenfeldern, in denen die Landser Deckung zu finden hofften, krachte es, Feuerfontänen spritzten empor: Minen! Die Kornfelder wurden zu Gärten des Todes.

Die 31. Infanteriedivision des Generals Hossbach, die den Braunschweiger Löwen als taktisches Zeichen führte, hatte mehr Glück. Das Pionierbataillon 31 aus Höxter räumte im brettebenen, deckungslosen Gelände, nur ein paar hundert Meter vor der ersten sowjetischen Verteidigungslinie, breite Gassen durch das Minenfeld für die zum Angriff bereitstehenden schweren Panzerkampfwagen vom Typ ‚Tiger‘.

Die ‚Tiger‘ hämmerten mit ihren 8,8-Kanonen Schuss auf Schuss gegen die

russischen Stellungen, um den Feind niederzuhalten. Trotzdem war es für die Pioniere eine höllische Arbeit.

Die Sowjets schossen aus ihren tiefen Gräben mit schweren Granatwerfern, die von den rasanten Panzerkanonen nicht gefasst werden konnten. Es war ein ungleiches Duell. Die Rechnung zahlten die Pioniere. Der Chef der 2. Kompanie und zwei Zugführer fielen gleich in den ersten Minuten. Aber die Pioniersoldaten bahnten den ‚Tiger‘ dennoch den Weg.

Die Hand durfte nicht zittern. Die Nerven nicht durchgehen. Vorsichtig, ganz vorsichtig musste jede freiebuddelte Panzermine erst angelüftet werden; denn oft waren sie durch ein tückisches Stückchen Draht an einem Pflöck zusätzlich gegen das Aufheben gesichert.

Meter um Meter krochen die Gruppen vorwärts: Stochern. Ausbuddeln. Aufheben. Zünder entschärfen. Beiseite mit dem Teufelseisen! Zwischen den Pionieren krachten die Granateinschläge der sowjetischen Werfer. Über ihre Köpfe hinweg peitschten ohrenbetäubend die 8,8-Kanonen der eigenen ‚Tiger‘.

Endlich, nach zwei Stunden, waren sie durch das Minenfeld hindurch. Die Panzergiganten mit ihren 700-PS-Motoren und der nahezu unverwundbaren Frontpanzerung von 102 Millimetern rollten an ihnen vorbei. Unteroffizier Willers winkte seiner Gruppe zu: «Pioniere anschliessen bis zum ersten russischen Graben.»

Willers' Pioniergruppe fädelte sich in die Züge der Grenadiere ein, die geduckt neben und hinter den ‚Tigern‘ durch das feindliche Abwehrfeuer sprangen. Es waren die Stosstrupps des III. Bataillons vom Grenadierregiment 17, die Goslarer Jäger.

Einzelne Schützenketten liefen in das hohe Korn neben der Minengasse. Willeis schrie sie zurück. Auch diese Felder steckten voller Minen: kleine Kastenminen, auf Stöcken montierte Sprengladungen und Schützenminen.

Die Russen hatten die Minen bereits im Frühjahr gelegt. Inzwischen waren diese Teufelsdinger mit dem Roggen unsichtbar verwachsen. Und auch die kreuz und quer gelegten dünnen Drähte, bei deren Berührung die Minen gezündet wurden, waren nicht zu erkennen.

Sogar in den Kleefeldern, durch die andere Schützenketten sprangen, krachten die tückischen Holzminen: Der dichte Klee hatte die kleinen Kästen vom Boden mit hochgetrieben. Wehe dem Landser, der an eine dieser tödlichen ‚Zigarrenkisten‘ stiess und den Deckelzünder auslöste!

Unter dem Feuer der ‚Tiger‘ arbeiteten sich die Grenadiere bis an den ersten Graben vor. Er war leer. Die Sowjets hatten bei Beginn des deutschen Artilleriebeschlages die Besatzung bis auf Beobachtungsposten und Panzerbüchschützen zurückgenommen.

Der Graben war tief und schmal. Kleine Leitern standen an den Wänden. Zu den MG-Ständen führten drei bis vier Stufen.

«Hier lässt sich's aushalten», sagte Gefreiter Ewald Bismann. Die ‚Tiger‘ schoben sich über die Gräben hinweg. Die Goslarer Jäger sprangen geduckt hinter die Stahlkolosse. Und der Panzerkeil rollte weiter gegen das Dorf Gnilez.

9 Uhr: Das Schlachtfeld zwischen den Dörfern Gnilez und Bobrik dröhnt. Die Sonne brüht über den Rauchschwaden. Der Ic der 20. Panzerdivision bringt einen Gefangenen zum Kommandeur auf den vorgeschobenen Gefechtsstand.

«Welche Einheit?» fragt Generalmajor von Kessel.

«II. Bataillon Schützenregiment 47 von der 15. Schützendivision, Herr General», antwortet der Dolmetscher. «Die sowjetischen Kompanien haben nach den Angaben des Gefangenen schwere Verluste durch unsere Artillerie.»

Der General überlegt einen Augenblick. Dann sagt er zum Ia: «Vielleicht ist das die schwache Stelle.»

Und zum Artilleriekommandeur: «Lassen Sie noch einen Feuerschlag aller Batterien auf den Raum Bobrik legen.»

Und wieder zum Ia: «Fordern Sie von Deichmanns I. Fliegerdivision einen Stuka-Angriff auf den gleichen Abschnitt an.»

Und zum Kommandeur der verstärkten Panzeraufklärungsabteilung 20: «Führen Sie Ihre Abteilung rechts neben das I. Bataillon zum gemeinsamen Stoss durch die feindlichen Stellungen.»

Es klappt: Die Geschütze des Panzerartillerieregiments 103 trommeln. Ein Stuka-Geschwader hämmert auf die feindlichen Stellungen. Dann stürmen Panzer, Panzerjäger und Grenadiere der 20. Panzerdivision gegen die russischen Linien. Das II. Bataillon des sowjetischen Schützenregiments 47 wird geworfen.

Der Angriff rollt weiter. Stösst auf die zweite Verteidigungslinie. Hier liegt das sowjetische Schützenregiment 321. Der Angriff trifft seine Bataillone überraschend und mit ungebrochener Wucht. Einzelne Kompanien weichen. Die Regimentsfront wird aufgerollt. Die deutschen Panzer und das I. Bataillon Panzergrenadierregiment 112 brechen bis in das Dorf Bobrik durch.

Zum ersten Mal hallt heute in dieser erbitterten Schlacht das alte Feldgeschrei «Hurra, Hurra!» durch den Kampflärm. Die Verteidigungsstellung der 15. sowjetischen Schützendivision ist genommen.

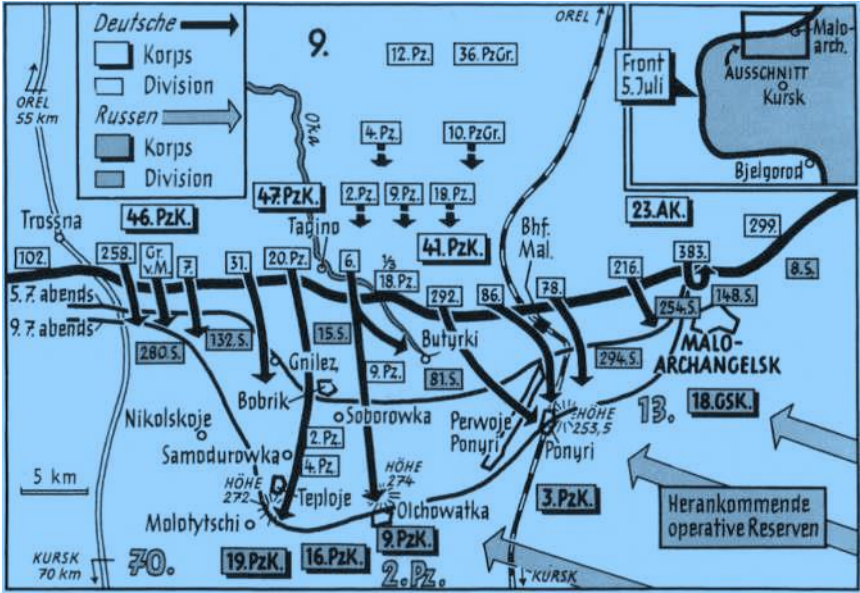
Der günstige Kampfverlauf bei der 20. Panzerdivision hilft auch der benachbarten rheinisch-westfälischen 6. Infanteriedivision vorwärts, die um 6 Uhr 20 nach Artillerieschlag, Stuka- und Kampffliegereinsatz zum Angriff angetreten war.

An dem Vorratsschuppen der Obstplantage Werchne Tagino steht Generalleutnant Horst Grossmann mit seinem Ia und verfolgt von diesem Hügel aus die Entwicklung im Talgrund der Oka. «,Tiger' nach vom», befiehlt er.

Über die Plantage hinweg brausen die Geschwader der Luftflotte 6 und greifen die russischen Stellungen beiderseits Jasnaja Poljana an. Die Geschosse der Nebelwerfer fauchen, die Granaten rauschen durch die Luft. Dazwischen springen die Stosstrupps der Grenadierregimenter vorwärts, rollen die Sturmgeschütze, ziehen Pak und Infanteriegeschütze in den Oka-Grund.

«Die 58er bezwingen den Fluss!» ruft der Adjutant, der das Glas nicht von den Augen lässt. «Die 18er sind schon vor Jasnaja Poljana.»

Jasnaja Poljana! Dort führt Oberstleutnant Höke umsichtig und unerschrocken die Bataillone gegen die sowjetischen Stellungen.



Im Norden des Kursker Bogens stösst Models 9. Armee auf eine wohlvorbereitete Gegenwehr. Das 23. deutsche Armeekorps, das die linke Flanke des Angriffs abschirmen soll, bleibt vor Maloarchangelsk liegen. Die Panzerkorps beissen sich an den Höhen bei Olchowatka fest.

«Pakfeuer von rechts, die Grenadiere vom I. R. 58 liegen fest», berichtet der Adjutant oben am Schuppen der Obstplantage. «Russische Flieger greifen an.»

Es ist 8 Uhr. Jetzt lässt Grossmann seine ‚Tiger‘ los.

Major Sauvants Panzerabteilung 505 donnert mit ihren Festungen aus Stahl durch die Oka. Sie erreichen Jasnaja Poljana und stossen in die offene Flanke des 676. sowjetischen Schützenregiments. Dieser Angriff löst bei den Russen eine Kettenreaktion aus: Auch das Flügelregiment der anschliessenden 81. sowjetischen Schützendivision kommt ins Wanken.

Nun gibt es für die ‚Tiger‘ kein Halten mehr. Um 12 Uhr 20 schon rollen sie, den Grenadiern weit voraus, in das Dorf Butyrki hinein.

Die sowjetischen Frontberichte über diese Lage am Mittag des ersten Kampftages im Nordabschnitt spiegeln die ernste Krisenstimmung. Der Zusammenbruch der 15. sowjetischen Schützendivision gefährdet den ganzen rechten Flügel der 70. sowjetischen Armee. Steht die Schlacht schon vor der Entscheidung?

Beim 41. Panzerkorps General Harpes geht der Angriff ebenfalls erfolgreich voran. Hier kämpfen die rheinisch-westfälische 86. Infanteriedivision, die bewährte mecklenburg-pommersche 292. I. D. und das sächsische Panzergrenadierregiment 101 von der 18. Panzerdivision.

Die 81. sowjetische Schützendivision, die in vorderster Linie liegt, verteidigt sich zäh. Auch hier hatten die Russen am Angriffsmorgen die vorderste Graben-

stellung, auf die der deutsche Artillerieschlag prasselte, geräumt. Das deutsche Trommelfeuer war auf diese Weise ins Leere gegangen.

Doch dafür bringen Harpes Divisionen einen von grossen Hoffnungen begleiteten Trumpf mit aufs Schlachtfeld: Neunzig überschwere Jagdpanzer ‚Tiger Ferdinand‘ der schweren Panzerjägerabteilungen 653 und 654 sind unter Oberstleutnant von Jungenfeldt zusammengefasst und dienen den Grenadierdivisionen als Rammböcke.

Der ‚Ferdinand‘ ist ein mächtiges Panzer-Ungeheuer mit einem Gefechtsgewicht von 72 Tonnen, ausgestattet mit der bewährten Kanone 8,8, das Rohr 6,40 Meter lang. Die Panzerung bis zu zwanzig Zentimeter stark. Zwei Maybach-Motoren erzeugen den Strom für zwei Elektromotoren, die jede der beiden Raupenketten gesondert antreiben. Höchstgeschwindigkeit trotz des Gewichtes 32 Kilometer. Ein Wunderwerk! Gebaut wurde die fahrende Festung aus Stahl im ‚Nibelungenwerk‘ im österreichischen St. Valentin.

Den friedlichen Namen ‚Ferdinand‘ hatte der Riese erhalten, weil sein Konstrukteur Ferdinand Porsche war. Hitler versprach sich von diesem Jagdpanzer, der gleichzeitig ein rollender Artilleriebunker war, kriegsentscheidende Wirkung. Er sollte jeden Angriff unwiderstehlich machen. Denn wer wollte diesem Ungeheuer trotzen? Welche Waffen ihn bezwingen? Wo die Kanone hinschlug, wuchs kein Gras mehr. Jeder T 34, der dem ‚Ferdinand‘ vors Rohr kam, hatte ausgespielt.

Aber ‚Ferdinand‘ hatte eine Achillesferse: Das Laufwerk war zu schwach, die Ketten zu empfindlich. Und so geschah es, dass viele der Panzerriesen bald wegen Kettenschäden bewegungslos im Gelände standen. Hinzu kam, dass der ‚Ferdinand‘ im Nahkampf mit feindlicher Infanterie völlig hilflos war. Er hatte ausser seiner starr eingebauten Riesenkanone weiter keine Waffe, nicht einmal ein MG zum Kampf gegen feindliche Panzer-Vernichtungstrupps.

Da half auch die Findigkeit der ‚Ferdinand‘-Schützen in Major Noaks Abteilung 654 nichts, die ein MG 42 mitführten und in allerschlimmsten Fällen mit Dauerfeuer durch das Kanonenrohr ballerten. Aber die 8,8 war ja nicht als Schiessscharte für ein MG gedacht. So fuhren die ‚Ferdinande‘ zwar wie stählerne Ungeheuer durch die feindlichen Linien, die begleitenden Grenadiere jedoch wurden von den sowjetischen Infanteristen, die in ihren gutgetarnten Löchern hockenblieben, zusammengesossen oder in Deckung gezwungen. Die fünf oder sechs Infanteristen, die mit jedem ‚Ferdinand‘ auf einer am Heck provisorisch mit Draht befestigten Bohle mitfuhren, waren keine ausreichende Streitmacht, um das Gelände vom Feind zu säubern. So rollten die Panzerfestungen ohne begleitende Infanterie weiter, rollten einsam im feindlichen Gelände herum: Rammböcke, denen keine Mannschaften folgten.

Guderian hatte die Auswirkungen der unzureichenden Bewaffnung und der komplizierten Konstruktion des ‚Ferdinand‘ erkannt. Doch Hitler hatte nicht auf

Die Mühle bei Butowo, ein Richtpunkt der
‚Zitadelle‘-Schlacht • Am Dnjestr: Stauung vor der Brücke.





ihn gehört. Die Kursker Schlacht war denn auch der erste und letzte geschlossene Auftritt dieser Panzerriesen mit dem freundlichen Namen.

Am späten Nachmittag des 5. Juli ist im Abschnitt des 41. Panzerkorps die allgemeine Lage der Angriffskräfte noch immer günstig. Die Regimenter der 86. I. D. stehen in der dritten sowjetischen Grabenstellung. Oberst Bieber kämpft mit Grenadierregiment 184 schon vor dem Nordteil der Siedlung Ponyri.

Sturmgeschütze und ein halbes Dutzend ‚Ferdinande‘ von Major Steinwachs' Abteilung 653 rollen im Angriffstreifen der 292. I. D. auf Antrieb bis dicht vor Alexandrowka, vier Kilometer tief ins feindliche Verteidigungssystem hinein. Sowjetische Artilleriestellungen werden niedergekämpft. Stosstrupps nehmen Verbindung mit den Kampfgruppen der 6. I. D. auf, die Butyrki erobert haben.

Aber die russische Infanterie ist von den durchbrausenden ‚Tiger‘-Panzern und ‚Terdinanden‘ nicht in Panik zu versetzen. Wochenlang waren die sowjetischen Soldaten von Partei-Instrukteuren und verdienten Panzeroffizieren in der Panzerbekämpfung geschult worden. Man hatte alles getan, um den Soldaten den berüchtigten ‚Tankschrecken‘ zu nehmen. Der Erfolg ist unverkennbar.

Die russischen Infanteristen lassen sich in ihren gutgetamten Schützenlöchern überrollen und nehmen dann den Kampf gegen die nachfolgenden deutschen Grenadiere auf. So tobt die Schlacht dort weiter, wo die vorgepreschten Panzerkommandanten glaubten, längst gesiegt zu haben.

Panzer und Sturmgeschütze müssen zurück, um den Grenadieren wieder Luft zu machen. Und wieder vor. Und wieder zurück. Am Abend sind die Grenadiere ausgepumpt, Panzer und Sturmgeschütze ohne Sprit. Aber man ist tief im sowjetischen Verteidigungsfeld.

Die Bataillone und Regimenter melden: «Es geht! Es geht schwer. Es geht hart. Der Kampf ist blutig und verlustreich. Aber es geht.»

Und noch etwas melden die Kommandeure übereinstimmend: «Der Russe ist an keiner Stelle überrascht. Er ist nicht weich. Er hat den Angriff ganz offensichtlich erwartet, zahlreiche Gefangenaussagen bestätigen es.»

Das ist eine böse Erkenntnis. Aber trotzdem ist man überall an der Front des 41. Panzerkorps überzeugt: «Wir werfen den Iwan.»

Beim linken Flügelkorps Models, dem 23. Armeekorps unter General Friessner, ist der Kampfverlauf in den ersten vierundzwanzig Stunden ebenfalls günstig. Hier, wo sich so erfahrene und unerschrockene Regimenter wie die der 78. Infanteriedivision schlagen, die inzwischen den Titel Sturmdivision führt, zeigen sich die Merkmale der Schlacht fast exemplarisch.

‚Ferdinand‘-Jagdpanzer sind auch hier eingesetzt, Kompanien der Abteilung 654 Major Noaks. Dazu noch das Gegenstück: die nur knapp über sechzig Zenti-

Schlacht bei Bjelgorod, Beschuss am Panzergraben • Sowjetischer Gegenstoss, Feuerleitung aus einem Baumwipfel • Deutsche Grenadiere greifen an.

meter hohen, sechshundsechzig Zentimeter breiten und anderthalb Meter langen Zwergpanzer, paradoxerweise ‚Goliath‘ genannt. Diese unbemannten, tückischen Panzerchen wurden durch Funk oder durch einen sich vom Heck abspulenden Draht bis auf tausend Meter ferngelenkt. Sie waren mit 90,7 Kilogramm Sprengmunition vollgepackt. Mit 19 Kilometer Geschwindigkeit rollten die Zwerge mitten in die feindlichen Stellungen, Pak-Nester und Batterien hinein. Durch einen Knopfdruck wurden sie zur Explosion gebracht. Wenn so ein ‚Goliath‘ am Ziel ankam, war die Wirkung gross. Meistens kam er allerdings nicht an.

Die kampferprobten württembergischen Regimenter der 78. und der 216. Division, verstärkt durch Jägerbataillone, Pak auf Selbstfahrlafetten, Sturmpioniere mit Wurfgeräten und Flammenwerfern sowie einer Sturmgeschützabteilung, werfen sich gegen den schwerbefestigten Raum um den Strassenknotenpunkt Maloarchangelsk.

Um den ‚Ferdinanden‘ eine breite Gasse durch das dichte sowjetische Minenfeld zu schlagen, setzte Model eine weitere ‚Wunderwaffe‘ ein: niedrige, vier Tonnen schwere gepanzerte Kettenfahrzeuge nach dem Vorbild der Munitionsschlepper, wie sie die Engländer verwandten, mit einem Sechszylindermotor von Borgward, die sogenannten BIV. Sie trugen eine 450-Kilogramm-Sprengladung, die abwerfbar war und durch Fernlenkung von einem Sturmgeschütz gezündet wurde. Die Panzerabteilung 300 machte bei Maloarchangelsk die Generalprobe mit diesen ‚Minen-Knackern‘, die von einem Fahrer ins Minenfeld gebracht und dann weiter ferngelenkt wurden. Die gesprengte Ladung bewirkte, dass in einem Umkreis von vierzig bis fünfzig Metern alle Minen mit hochgingen. Natürlich ging bei einem solchen Einsatz das Trägerfahrzeug auch mit in die Luft. Der Fahrer sprang vor der Einschaltung der Fernlenkanlage ab und versuchte, die rückwärtigen Linien zu erreichen. Vor Maloarchangelsk gelang es, mit acht B IV eine breite Gasse durch das vierhundert Meter tiefe Minenfeld zu schlagen. Vier der Fahrer konnten sich retten, vier fielen. Die ‚Ferdinande‘ rollten gegen die sowjetischen Feldstellungen.

Hier auf den Höhen am linken Flügel verteidigen zwei Schützendivisionen des 18. sowjetischen Garde-Schützenkorps den wichtigen Eckpfeiler der russischen Stellung. Aber der deutsche Einbruch gelingt. Das 410. Schützenregiment der 81. Schützendivision wird gegen 18 Uhr geworfen.

Sowjetische Panzer der 129. Panzerbrigade rollen zum Gegenangriff heran.

Am Abend des 5. Juli wissen die deutschen Grenadiere und Panzermänner, Panzerjäger und Pioniere, dass trotz der Massierung stärkster Kampfmittel, trotz der erfolgreichen Erstürmung hart verteidigter und gutbefestigter Höhen, trotz der Gefangenen, die vorbeiziehen-dass trotz alledem von einem entscheidenden Durchbruch durch die unvorstellbar starke und tiefe russische Verteidigungszone noch keine Rede sein kann.

«Wie tief steht Friessner im feindlichen Stellungssystem?» fragt Model seinen Chef des Stabes, Oberst von Elverfeldt, kurz vor Mitternacht des 5. Juli.

«Knapp vier Kilometer, Herr Generaloberst, beim Bahnhof Maloarchangelsk liegt die 78. Division.»

«Luftmeldungen über Bewegungen feindlicher Reserven?» fragt Model den Ic.

«Grössere Truppenverbände, darunter Panzer, bewegen sich aus Osten, Raum Liwny, gegen Maloarchangelsk, Ponyri und Olchowatka.»

Model beugt sich über die Karte. Und erkennt, was auch die Divisionskommandeure bei Friessner schon ahnen: Der Plan, durch einen tiefen Vorstoss des 23. Korps die Flanke der beiden Modelschen Panzerkorps abzuschirmen, die in der Mitte den Hauptangriff führen, funktioniert nicht. Die von Osten anrollenden operativen Reserven der Russen können nicht abgefangen, ihr Eingreifen in die Schlacht nicht verhindert werden.

Lemelsen, Harpe und Friessner, die Kommandierenden Generale in Models 9. Armee, sitzen gleichfalls noch tief in der Nacht mit ihren Chefs über den Karten. Die erreichten Tagesziele, die Verluste, die Berichte über die Kampfkraft des Feindes zeigen klar: Der Durchbruch geht nicht im Blitztempo. Man muss sich durchfressen. Das war keine erfreuliche, allerdings auch keine niederschmetternde Erkenntnis. Generaloberst Model hatte mit einer solchen Möglichkeit gerechnet. Er war es gewesen, der Hitler immer wieder auf das durch Luftaufklärung erkannte tiefe Verteidigungsfeld der Russen hingewiesen hatte.

Deshalb hatte Model seinen Angriff von vornherein auf härtesten Widerstand gestellt und einen Plan gemacht, der auch seiner Natur entsprach: Nicht wie die wilde Jagd mit seiner ganzen Panzermacht losstürmen, sondern systematisch eine Bresche schlagen.

So griff seine tief gegliederte 9. Armee zunächst mit neun Infanteriedivisionen an, die er durch Panzer und Sturmgeschütze verstärkt hatte. Nur eine einzige Panzerdivision, die 20., setzte Model in der ersten Welle ein. Die Masse seiner Panzerverbände, sechs Panzer- und Panzergrenadierdivisionen und mehrere Sturmgeschützabteilungen hielt er in Reserve. «Erst burchboxen und den Angriff immer wieder durch frische Kräfte nähren! Ist das Loch geschlagen, dann rollen die Panzer und können im offenen Raum gegen Flanke und Rücken des Feindes operieren und ihn einkesseln.» Das war Models Rezept.

Als der 6. Juli heraufdämmt, steht Model vor einer schweren Entscheidung: Soll er seine Panzerreserven schon einsetzen oder noch warten? Er entschliesst sich für den Einsatz. Und zwar im Abschnitt des von General Lemelsen kommandierten 47. Panzerkorps, im Raum Butyrki und Bobrik. Dort, wo die Front der 15. sowjetischen Schützendivision aufgerissen ist, hofft er, die feindliche Verteidigung vollends durchbrechen zu können.

Model zieht daher drei von seinen fünf Panzerdivisionen, die 2., 9. und 18., aus ihren Bereitstellungen in den Einbruchsraum und wirft sie am 6. Juli in die Schlacht. Die 4. und 12. Panzerdivision sowie die 10. Panzergrenadierdivision behält er noch ‚im Skat‘.

Normalerweise hätte ein so kraftvoller Nachstoss die Entscheidung bringen müssen. Denn schliesslich war das feindliche Stellungssystem zwischen der Strasse und der Eisenbahnlinie Orel-Kursk auf einer Breite von dreissig Kilometern und in einer Tiefe von sechs bis zehn Kilometern aufgerissen. Warf man starke motorisierte Verbände in ein solches Loch, so bedeutete das nach alter Erfahrung fast immer den Durchbruch.

Aber hier lag kein ‚normaler Fall‘ vor. An dieser Schlacht war nichts mit den üblichen Massstäben zu messen. Das sowjetische Verteidigungsfeld war keineswegs am Abend des 5. Juli entscheidend aufgerissen. Es war noch immer in einer Tiefe von zehn bis fünfzehn Kilometern intakt. Ein so tief gestaffeltes Verteidigungsfeld hatte es noch in keinem Kriege gegeben.

Fünfundzwanzig Kilometer weit war an den Eckpfeilern des Kursker Bogens, dort also, wo der deutsche Angriff erfolgte, die Erde von den Russen in monatelanger Arbeit mit dem Pionierspaten umgegraben und in ein Labyrinth von Schützengräben, Minenfeldern und unterirdischen Bunkern verwandelt worden. Jedes Wäldchen, jede Höhe, jede Kollektivwirtschaft war zu einem Stützpunkt ausgebaut. Und alle diese Stützpunkte hatten die Russen durch ein System gutgetarnter, tiefer Schützengräben verbunden. Dazwischen standen ganze Ketten von Pak-Stellungen, eingegrabene Panzer, tiefgestaffelte Artilleriestellungen, Stalinorgeln, Flammenwerfer und zahllose Maschinengewehrnester.

Aber nicht nur die Verteidigungsanlagen waren gigantisch. Ebenso wichtig, wenn nicht noch bedeutender war, dass das sowjetische Oberkommando ungewöhnlich starke operative Reserven zur Verfügung hatte. Armeegeneral Rokossovski hatte sie glänzend platziert.

Nach Oberst Markin, dem sowjetischen Chronisten der Kursker Schlacht, erhielten die operativen Reserven der ‚Zentral-Front‘ «bereits am 5. Juli, mittags, den Befehl, sich nach dem schon ausgearbeiteten Plan in die Ausgangsräume für den Gegenangriff in Marsch zu setzen».

Nach dem schon ausgearbeiteten Plan! So klar war den Russen Absicht und Schwerpunkt von Models Durchbruchoperation.

Am Morgen des 6. Juli erscheint die Wiener 2. Panzerdivision mit 140 Panzern und 50 Sturmgeschützen auf dem Schlachtfeld. Major von Boxbergs II. Abteilung des Panzerregiments 3 tritt mit 96 Panzern IV gegen 9 Uhr zum Angriff auf die Höhen nördlich Kaschara an.

Die der Division unterstellte ‚Tiger‘-Abteilung 505 unter Major Sauvant hat Soborowka bereits genommen.

Boxberg rollt durch den Brückenkopf südlich Soborowka. Im Breitkeil geht es durch hohe Getreidefelder. Lukendeckel offen. Glutheiss knallt die Sonne.

Das feindliche Grabensystem auf dem Höhengelände wird aufgerollt. Aber der Durchstoss bis Kaschara gelingt nicht. Zu stark sind die raffiniert aufgebauten Pak-Fronten. Kämpft man eine nieder, steht man vor einer neuen.

Vor allem aber erscheinen die Russen selbst mit starken Panzerkräften und greifen in den Kampf ein. Zwischen Ponyri und Soborowka, auf einer Frontbreite von fünfzehn Kilometern, entbrennt eine Panzerschlacht, wie sie die Kriegsgeschichte noch kaum erlebt hat. Sie zieht sich über vier Tage hin.

Auf dem Höhepunkt der Schlacht kämpfen auf jeder Seite 1‘000 bis 1‘200 Panzer und Sturmgeschütze. Zahlreiche Luftgeschwader und 3‘000 Geschütze aller Kaliber vervollständigen das schreckliche Duell. Es geht um die Höhen von Olchowatka mit dem Kernstück: Höhe 274.

Diese Höhen waren das operative Ziel Models. Hier lag das entscheidende Ge-

heimnis seines Operationsplanes, hier stak der Schlüssel im Schloss zur Tür nach Kursk. Warum?

Die Hügelkette von Olchowatka ist, strategisch gesehen, das Zentralstück des mittelrussischen Landrückens zwischen Orel und Bjelgorod. An den Osthängen entspringt die Oka, dort liegt das Quellgebiet zahlreicher kleiner Flüsse. Weit reicht der Blick bis hinunter nach Kursk, das 125 Meter tiefer liegt als Olchowatka. Wer im Besitz dieser Höhen ist, beherrscht den Raum zwischen Oka und Sejm.

Model wollte dieses Glacis um Olchowatka gewinnen. Seine Reserven in den Kampf werfen, die sowjetischen Truppen, vor allem die Panzerkorps Rokossowskis, in einem für sie ungünstigen Gelände stellen, schlagen und dann nach Kursk vorstossen, um Hoth die Hand zu reichen.

Aber Rokossowski hatte diesen Plan Models erkannt und genügend Reserven bereit, um die Achillesferse der sowjetischen Verteidigung zu schützen.

Die ‚Tiger‘ Sauvants fahren gegen einen Wald aus Pak, in ein Labyrinth von Panzerfallen, gegen eine Mauer von Artillerie. Die Grenadiere der 2. Panzerdivision sehen sich Graben um Graben gegenüber. Die erste Welle bleibt liegen. Die zweite Welle brandet ein paar hundert Meter weiter und erstickt. Als Major von Boxbergs Panzer als dritte Welle anrollen, verebbt auch ihr Stoss im Abwehrfeuer der Russen. Der österreichischen 9. Panzerdivision unter Generalleutnant Scheller geht es nicht besser.

Auch die Grenadiere der 20. Panzerdivision kämpfen am 8. Juli erbittert unter gluthelisser Sonne beim Dorf Samodurowka. Bei der 5. Kompanie des Panzergranadierregiments 112 sind bereits nach einer Stunde alle Offiziere verwundet oder tot. Trotzdem stürmen die Grenadiere weiter durch Kornfelder, rollen Gräben auf, stossen auf neue. Die Bataillone schmelzen dahin. Die Kompanien werden zu Zügen.

Leutnant Hänsch sammelt sein Häuflein: «Los, Männer, diesen Graben noch!» Das MG rattert. Ein Flammenwerfer faucht vor ihnen her. Zwei Sturmgeschütze geben Feuerschutz. Sie schaffen es. Aber der Leutnant liegt tot, zwanzig Schritte vor dem Ziel, um ihn herum, tot oder verwundet, die Hälfte seiner Kompanie.

Es ist eine grausame Schlacht. Beide Parteien scheinen etwas von der Bedeutung zu ahnen, die die Geschichte diesem Kampf einst zusprechen wird: Entscheidungsschlacht des zweiten Weltkriegs!

Die berühmte Materialschlacht von El Alamein, wo Montgomery 1'000 Rohre einsetzte und dem Krieg in Afrika die Wende gab, ist dagegen eine bescheidene Operation. Und auch Stalingrad, apokalyptischer zwar, tragischer, ist im Hinblick auf den gewaltigen Kräfteinsatz mit der mächtigen, offenen Feldschlacht von Kursk nicht zu vergleichen.

Am 8. Juli setzt Model auch die Masse seiner 4. Panzerdivision unter Generalleutnant Dietrich von Saucken ein. Sie tritt aus den gewonnenen Stellungen der 20. Panzerdivision gegen das Dorf Teploje an.

Stukas fegen über die vorgehenden Regimenter hinweg. Panzer-Schlachtflieger jagen gegen die feindlichen Stellungen. Die Panzer der 20., 4. und 2. Panzer-

division rollen zwischen den Grenadieren. Die gewaltigen ‚Tiger‘, die Panzer IV, die Sturmgeschütze. Ihre Schüsse bellen. Hüllen das Land in Rauch und Feuer.

Doch Rokossowski hat auch hier vorgebeugt: Zwei Schützendivisionen, eine Artilleriedivision, zwei Panzerbrigaden und eine Panzerjägerbrigade hat er schon am Vortag herangeworfen.

Das II. Bataillon Panzergrenadierregiment 33 kämpft sich durch diese Hölle bis an Teploje heran und wirft den Russen aus dem Dorf. Er weicht zurück auf die letzten Höhen.

Hundert Mann hat das Bataillon schon verloren. Aber der Divisionskommandeur will den Russen keine Zeit zum Sammeln lassen. Die Panzerregimenter 3 und 35 stehen dicht aufgeschlossen am Dorfrand. Schützenpanzerwagen rollen heran. Sturzkampfbomber heulen hinüber zu den Hauptkampfstellungen der Russen. Kippen ab.

«Los!»

Drüben am Hang liegen die Batterien der 3. sowjetischen Panzerabwehrtilleriebrigade, gut getarnt in ausgebauten Stellungen. T 34 sind zusätzlich tief eingegraben. Zur Flankensicherung ist ein sowjetisches Schützenbataillon mit Panzerbüchsen eingesetzt, eine simple, aber sehr wirkungsvolle Waffe zur Panzerbekämpfung auf nahe Entfernung. Die Bedienung der Panzerbüchse erfordert, ebenso wie später auch die Handhabung der deutschen Panzerfaust, Mut und Kaltblütigkeit.

Der Sturm auf die Höhen beginnt. Die Russen schiessen Sperrfeuer.

Die deutschen Grenadiere liegen schon nach hundert Metern festgenagelt am Boden. Durch das sowjetische Feuer von einigen hundert Geschützen, auf engstem Raum konzentriert, kommt kein Mann hindurch. Nur die Panzer rollen in die Feuerwand hinein.

Die sowjetischen Artilleristen lassen sie auf fünfhundert, vierhundert Meter herankommen. Selbst ‚Tiger‘ werden auf diese Distanz von der schweren russischen Pak in Brand geschossen.

Aber dann walzen drei Panzer IV die ersten sowjetischen Batteriestellungen nieder. Die Grenadiere folgen. Nehmen die Höhen. Werden von einem russischen Gegenstoss geworfen.

Drei Tage tobt der Kampf im Vorgelände von Teploje. Panzergrenadierregiment 33 stürmt. Wird wieder geworfen.

Hauptmann Diesener fasst die Reste des II. Bataillons als letzter Offizier zusammen. Stürmt wieder. Nimmt die Höhe. Muss wiederum weichen.

Auch die benachbarte 6.1. D. kommt nur bis an den Hang der heissumkämpften Olchowatka-Höhe 274.

Am linken Abschnitt des Einbruchsraumes ist das Dorf Ponyri Schwerpunkt des Kampfes. «Ponyri, dieses Dorf werden wir nie vergessen», sagen heute noch die Männer der Pommerschen 292. Infanteriedivision.

Ponyri, das lange Dorf mit der Höhe 253,5, war das Stalingrad des Kursker Bogens. Heissumkämpfte Punkte waren die Traktorenstation, der Bahnhof, die Schule und der Wasserturm. Der Bahndamm und der Nordrand der Siedlung

waren schon am ersten Angriffstag genommen worden. Aber dann begann ein blutiges Ringen, an dem sich auch die 18. und die 9. Panzerdivision sowie die 86. I. D. beteiligten.

Am 9. Juli wird die Höhe 239,8 vom Grenadierregiment 508 gestürmt. Jetzt gilt es, den Erfolg auszunutzen und die entscheidende Höhe 253,5 zu nehmen. «,Ferdinand' nach vorn!» befiehlt die Division. Sechs dieser Kolosse rücken an und eröffnen ihr vernichtendes Feuer.

«Sturmgeschütze auf Ponyri antreten!» Sie brausen heran. Jetzt muss es gelingen. Hätte man Ponyri, könnte auf Olchowatka eingedreht werden.

Grenadierregiment 508 stösst einen halben Kilometer weiter nach Süden. Da tritt der Russe zum Gegenstoss an.

Der russische Kommandeur vom I. Bataillon Schützenregiment 1032 fährt im Jeep seinem Bataillon voraus. Springt bei der Schule aus dem Wagen und führt persönlich die vorderste Schützenkette.

Die deutschen Angriffsspitzen weichen zurück. Das sieht Hauptmann Mundstock, der Kommandeur des III. Bataillons Grenadierregiment 508. Er jagt im Kübelwagen nach vorn. Bei der Schule springt auch er aus dem Wagen.

Seine MPI fegt über die Kreuzung. Die russische Angriffsspitze stoppt.

Der russische Kommandeur fällt im Feuer. Aber im nächsten Augenblick bricht auch Mundstock tödlich getroffen zusammen: ein tragisches Duell von zwei tapferen Offizieren.

Die Sowjets halten die Kreuzung, die Deutschen die Schule. In der Nacht vom 10. und 11. Juli wirft Generaloberst Model aus seiner letzten Reserve die 10. Panzergrenadierdivision auf das Feuer und Eisen speiende Schlachtfeld. Sie rückt in den Kampfabschnitt der ausgebluteten 292. I. D. ein. Auf ihren Renault-Lastwagen rollt Kompanie um Kompanie in die Bereitstellungen.

Die bayerische Division mit dem Schlüssel als taktisches Zeichen hatte eine mächtige Artillerie-Faust: sieben Artillerieabteilungen, ein Nebelwerferregiment, ein schweres Granatwerferbataillon und eine Sturmgeschützabteilung.

An dieser Feuerkraft zerschellen gleich am ersten Einsatztage die starken feindlichen Panzerangriffe auf den Bahnhof Ponyri.

Auch am 12. Juli ist es das gut geleitete Feuer der Artillerie, in dem drei Tagesangriffe der Russen zusammenbrechen. Heinz Nitzsche von der 10. Kompanie, Panzergrenadierregiment 20, sieht den Hochwald auf der Anhöhe vor der Stellung langsam im Feuerofen der Artillerie und der Stukas zusammensinken. Er sieht die Russenkolonnen anrollen, stocken, verebben, zusammenbrechen. Er sieht zum ersten Mal in seinem Leben die röhrenden Raketen der Stalinorgel. Geht die Sonne auf, denkt er? Aber aus der Sonne fahren zuckende Feuerschweife, brüllen herüber. Schlagen ein. Und treffen.

In den nächsten Tagen versuchen die Sowjets immer wieder, Ponyri den Bayern zu entreissen. Vergeblich. Generalleutnant August Schmidt und sein Ia, Oberstleutnant i. G. de Maiziere, setzen kaltblütig ihre Trümpfe an den Schwerpunkten ein.

Da steht der Unteroffizier Schuller an seiner Pak und jagt Schuss um Schuss heraus. Sieben Sowjetpanzer qualmen und brennen schliesslich vor seiner Stellung.

Bei der Panzeraufklärungsabteilung 110 greifen die Russen mit drei Kavallerieschwadronen an, reiten säbelschwingend Attacke.

«Entfernung achthundert Meter. Alle Waffen Dauerfeuer!»

Mein Gott, die Pferde!

2 Die grosse Zange

*General Kriwoschein wartet – Hoth lässt seine Panzer los –
«Herr General, wo sind die ‚Panther?‘» – Kaplan Ruzek durch-
quert die Hölle – Am rechten Flügel läuft es – Frühstück bei
General Tschistjakow*

Wie hat sich inzwischen die Lage an der Südfront entwickelt?
Die Julinächte sind kurz. Schon nach 2 Uhr beginnt in Zentralrussland die Dunkelheit zu weichen.

General Kriwoschein, Kommandeur des 3. mechanisierten Korps, stand am Waldrand bei Jakowlewo. Es roch nach Tannenwald, und es war schwül.

Aus dem Raum Bjelgorod sah man das Blitzen von Geschützfeuer. Grummelndes Donnern polterte von dem dreissig Kilometer entfernten Frontabschnitt herauf: Russische Artillerie schoss in die deutschen Stellungen.

General Kriwoschein und sein Stab warteten in dieser Nacht zum 5. Juli, wie alle Stäbe der sowjetischen Verbände im Kursker Bogen, auf den deutschen Grossangriff.

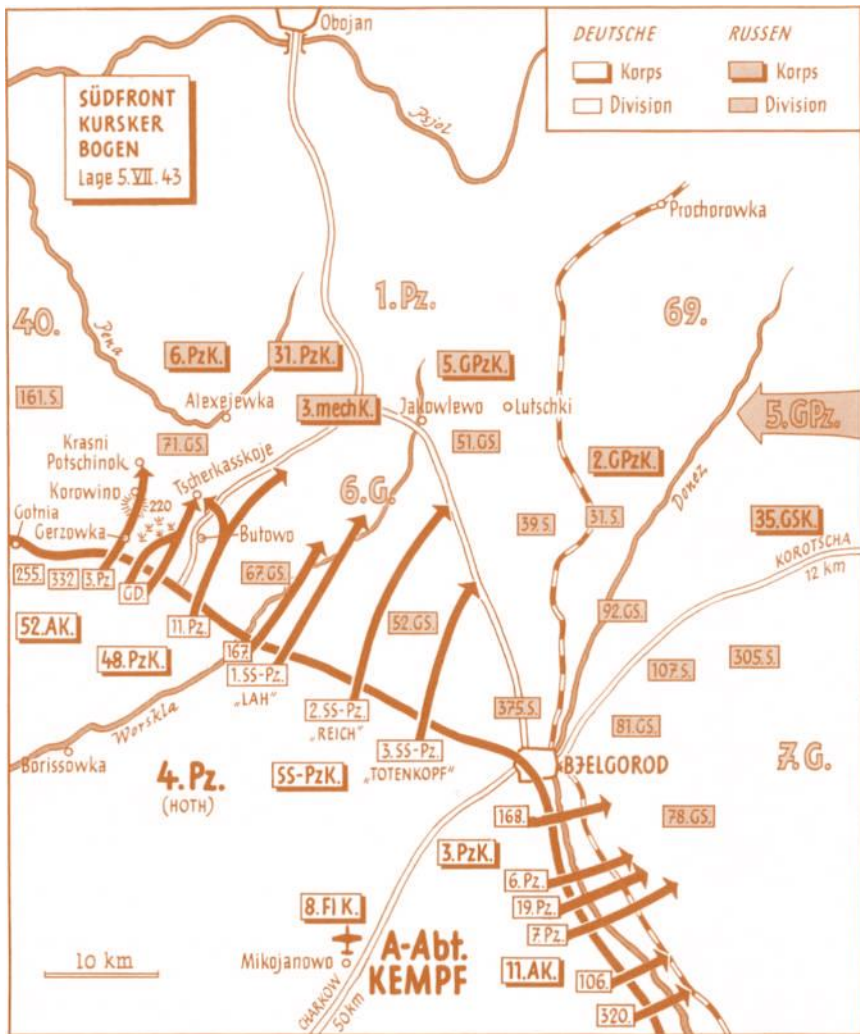
Das 3. mechanisierte Korps gehörte zur 1. sowjetischen Panzerarmee und lag gleich hinter der 6. Garde-Armee, die mit ihren Schützendivisionen den Südrand des Kursker Bogens, die Front zwischen Bjelgorod und Ssumy, hielt.

«Wo wird Hoth den Schwerpunkt bilden», sinnierte Kriwoschein mehr, als er fragte.

Sein Chef des Stabes antwortete selbstsicher: «An der Chaussee nach Obojan natürlich, Genosse General. Das ist der kürzeste Weg nach Kursk. Genau vor unserem Abschnitt wird er versuchen, die Stellungen der 67. und 52. Garde-Schützendivisionen zu überrennen und geradewegs nach Norden durchzustossen. Und deshalb stehen wir hinter den Garde-Schützen genau richtig.»

«Ja», sagte Kriwoschein. Aber es klang zweifelnd. Er wusste, dass sein Chef des Stabes die Meinung aussprach, die auch die Abwehrpläne des Oberkommandos der sowjetischen ‚Woronesch-Front‘ bestimmten.

Man kannte das Geheimnis des deutschen Angriffstermins und des Aufmarsches. Und man glaubte, auch das Rätsel von Mansteins Angriffstaktik und Schwerpunktbildung gelöst zu haben. Deshalb hatte Armeegeneral Watutin das



Mit der geballten Kraft seiner Panzerdivisionen eröffnet Generaloberst Hoth am 5. Juli den Grossangriff ‚Zitadelle‘. Die Armeeabteilung Kempf stösst südlich Bjelgorod über den Dnepr.

glänzend ausgerüstete Korps Kriwoschein in den Raum Alexejewka-Jako wie wo gelegt: zur Deckung der Rollbahn Charkow-Obojan-Kursk und der Zubringer-chaussee von Butowo zur Rollbahn. Dort musste Hoth kommen, meinte Watutin, um bei Obojan über den Psjol zu gehen und nach Norden weiterzujagen.

Aber war es so sicher, dass Generalfeldmarschall von Manstein gerade an diese Stelle den Schwerpunkt seines Angriffs legen würde? Die Südfront, an der zwei deutsche Armeen mit fünfzehn Divisionen zum Angriff bereitstanden, war acht-

zig Kilometer breit. Innerhalb dieser achtzig Kilometer konnte Manstein sich einen oder mehrere schmale Streifen für den ersten Durchbruch durch die sowjetische Verteidigung aussuchen. Und selbst wenn man den Informationen vertraute, dass Hoths 4. Panzerarmee die eigentliche Stossarmee war und die Armeeabteilung Kempf nur Flankensicherungsauftrag hatte, so war auch dann noch fraglich, ob Hoth so angriff, wie man es sich im sowjetischen Oberkommando ausrechnete.

General Kriwoschein zog an seiner Papyrossa. «Was der STAWKA in Moskau vermutet und was wir vermuten, ist das Naheliegende. Wir würden es so machen. Doch Hoth ist ein listenreicher Fuchs. Wird er das Naheliegende tun? Und Hoth ist nicht nur ein Fuchs, er ist ein methodischer Mann, der das Operationsgebiet erst studiert, der sich mit den Gegebenheiten des Geländes vertraut macht, die natürlichen Hindernisse und die Vorteile in seine Rechnung einbezieht, die Gewässer, die Hügel und Niederungen, das günstige und das ungünstige Schlachtfeld.»

Der Stabschef hörte interessiert zu. Er wusste: Kriwoschein kannte die deutschen Panzerführer, viele sogar persönlich. Mit Guderian hatte er im September 1939, nach dem deutschen Feldzug gegen Polen, lange Gespräche geführt. Kriwoschein war damals Führer einer sowjetischen Panzerbrigade gewesen, die bei Brest-Litowsk dem Panzerkorps Guderian die Hand gereicht hatte.

Nach der gemeinsamen Parade hatte er auf einem abendlichen Umtrunk in der Woiwodschaft bei den deutschen Offizieren grosse Heiterkeit erregt, als sich in seinem Trinkspruch auf die deutsch-russische Freundschaft ein Lapsus linguae einschlich: Statt auf ‚ewige Freundschaft‘ hatte Kriwoschein auf ‚ewige Feindschaft‘ getrunken.

Vielleicht dachte der General gerade an diese Stunde vor fast genau vier Jahren. Aber vielleicht bewegten ihn auch andere Sorgen. Er wandte sich an seinen Stabschef: «Gehen wir hinein!»

In diesem Augenblick zählte, zwanzig Kilometer entfernt, auf der Höhe vor Butowo der Artilleriekommandeur der Panzergrenadierdivision ‚Grossdeutschland‘, Oberstleutnant Albrecht, in den Feldfernsprecher mit Sammelverbindung für alle seine Feuerstellungen: «... acht, neun – Feuer!»

Und wie er riefen die Artilleriekommandeure aller deutschen Angriffsdivisionen der 4. Panzerarmee zwischen Gerzowka und Bjelgorod: «Feuer!»

Ein Artillerieschlag rollte, blitzte und donnerte über Höhen und Täler des zentralrussischen Landrückens, als gäben sich alle Gewitter der letzten hundert Jahre ein Stelldichein.

Es war eine Feuerkonzentration von Artillerie und schweren Waffen, wie sie auf so engem Raum während des ganzen Krieges noch nie erfolgt war. In fünfzig Minuten fuhren zwischen Bjelgorod und Gerzowka mehr Granaten aus den Rohren als im Polen- und Frankreichfeldzug insgesamt verschossen wurden.

General Kriwoschein blickte auf seine Uhr: 3 Uhr 30. Die schwüle, erwartungsvolle Nacht ging zu Ende. Am Himmel leuchteten die Feuer ferner Brände. Die Schlacht begann.

Feldmarschall von Manstein hatte an der Südfront des Kursker Bogens eine andere Angriffstaktik gewählt als Model im Norden: Nicht die Infanterie, sondern die Panzerverbände sollten Träger eines raschen Durchbruchs sein.

Für diese Entscheidung war die Erwägung bestimmend, dass bei der ausgedehnten Front die verfügbaren Infanteriedivisionen für die traditionelle Taktik nicht ausreichten, erst mit der Infanterie den Panzerverbänden eine Bresche zu schlagen. Manstein schien diese Methode angesichts der tief gegliederten sowjetischen Verteidigungszone zu zeitraubend, zu verlustreich und angesichts seiner zu geringen Zahl von Infanteriedivisionen auch zu unsicher.

Hoth hoffte, durch die Angriffswucht seiner 600 bis 700 Panzer, die an zwei Stellen eng zusammengefasst angriffen, den Widerstand so schnell zu brechen, dass die Kämpfe mit den starken feindlichen Panzerreserven sich ausserhalb des russischen Stellungssystems abspielen würden, und setzte die gesamte Panzerstreitmacht seiner Armee zum ersten Schlag ein. Bei der Armeearbeitung Kempf wurde das gleiche Rezept gewählt. Das war Mansteins Schule! Das war seine Auslegung des Operationsbefehls OKH: Mit örtlich überwältigender Überlegenheit aller Angriffsmittel bis zur Vereinigung der beiden Angriffsarmeen durchzustossen und den Kessel zu schliessen.

Mehr als 1'000 Panzer und 350 Sturmgeschütze rollten gegen das russische Verteidigungsfeld, um nach dem Durchbruch sofort weiter in den freien Operationsraum zu gelangen und die Verbindung zu Model's 9. Armee herzustellen.

Die Sowjets hatten diese Absicht erkannt: Denn genau darauf gründete sich die Placierung ihrer Reserven hinter der 6. Garde-Armee Generalleutnant Tschistjakows.

Aber auch Generaloberst Hoth hatte durch die deutsche Luftaufklärung Kenntnis über die Aufmarschräume der sowjetischen Reserven, vor allem über die Panzerreserven. Er rechnete sich aus, dass er bei Befolgung des OKH-Auftrages, «durch Vorstoss auf geradem Wege über Obojan die Verbindung mit der 9. Armee zu suchen», wahrscheinlich gerade dann vor den Psjol-Übergängen bei Obojan stehen werde, wenn die sowjetischen Panzerkorps aus dem Raum ostwärts Kursk auf dem Schlachtfeld erscheinen würden. Sie mussten über die Landbrücke Prochorowka kommen und würden dem deutschen Angriffskeil im ungünstigen Moment in die tiefe Flanke stossen.

Hoth beschloss deshalb eine Abänderung des ‚Fahrplans‘. Er drückte das seinem Stab gegenüber so aus: «Es ist daher besser, erst mit dem über Prochorowka zu erwartenden Feind abzurechnen, bevor der Stoss nach Norden in Richtung Kursk fortgesetzt wird.» Das bedeutete, dass nach dem Durchbruch alle Angriffsdivisionen Hoths erst nach Nordosten einschwenkten, und nicht, wie die Sowjets rechneten, sofort und direkt auf Obojan stiessen.

Das war eine sehr wichtige operative Entscheidung.

Hoths Rechnung stimmte. Sein Angriffsplan verdarb dem sowjetischen Oberkommando das Verteidigungskonzept an der Südfront des Kursker Bogens und hätte die Wende der Schlacht gebracht, wenn ... Aber lassen wir die Ereignisse sprechen.

Oberstleutnant Albrecht beobachtet von der Höhe Butowo aus am Scherenfernrohr seinen artilleristischen Feuerschlag. Die Einschläge liegen jetzt hinter den feindlichen Gräben, die Wand aus Feuer und Rauch rückt immer weiter ins Hinterland. In dem Qualm kann man schemenhaft vorgehende deutsche Infanterie erkennen.

Der Ordonnanzoffizier raunt dem Artillerieführer zu: «General Hoernlein kommt.»

Und da steht der Divisionskommandeur von ‚Grossdeutschland‘ auch schon am Scherenfernrohr neben dem Oberstleutnant: «Tag, Albrecht, wie läuft's?»

«Alles wie befohlen, Herr General.»

«Schon Meldung von der Infanterie?»

«Noch nicht.»

Im selben Augenblick kommt Oberst Kassnitz, Kommandeur des Panzerfüsilierregiments. Er hebt die Hand an den Stahlhelm und macht nicht gerade ein freundliches Gesicht. «Na, Kassnitz?» fragt Hoernlein misstrauisch.

«Grosser Mist, Herr General. Mein III. Bataillon ist nicht angetreten.»

«Wieso?»

«Die haben auf die Panzer gewartet, aber es ist keiner gekommen, und da sind sie auch nicht angetreten.»

Hoernlein und Albrecht verschlägt es die Sprache. Die Panzer sind nicht gekommen? Die ganze Armada der ‚Panther‘-Brigade Lauchert und die I. Abteilung des Panzerregiments ‚GD‘ unter Major Pössel sind nicht im Kampf? Das gibt es doch nicht!

Man sieht Hoernlein an, wie betroffen er über die Nachricht ist. Alle Hoffnung konzentriert sich hier, im Schwerpunkt des Angriffs, auf die Wucht des Stosses, den die geballte Faust der Panzergruppe Graf Strachwitz führen soll. Auf die zweihundert neuen Wunderpanzer ‚Panther‘ mit der 7,5-cm-Kanone Langrohr, die ihren ersten Fronteinsatz fahren, richten sich die grössten Erwartungen der obersten Führung. Wo zum Teufel sind sie?

Ja, wo waren sie?

Als die Füsilier und Grenadiere der Division ‚Grossdeutschland‘ aus den Gräben sprangen, rollte auch die ‚Panther‘-Brigade Lauchert mit ihren zweihundert neuen ‚Panthern‘ an. Raubtiere aus Stahl: elegant in der Konstruktion, 45,5 Tonnen schwer, 8,86 Meter lang, mit einer Frontpanzerung von 80/110 Millimetern und einer Geschwindigkeit bis 55 Stundenkilometer.

Die Fachleute waren sich einig: Das war der Panzer, auf den die Truppe schon lange wartete; der endlich eine echte deutsche Panzerüberlegenheit an der Ostfront herstellen würde.

Eine Frage freilich beunruhigte die Techniker und den Inspekteur der Panzertruppe: Waren die ‚Panther‘ wirklich schon frontreif? Die viel zu kurze Probezeit auf dem Truppenübungsplatz Grafenwöhr hatte bedenkliche Schwierigkeiten enthüllt. Statt im Verband zu üben, hatten sich die Offiziere und Mannschaften mit technischen Arbeiten herumschlagen müssen. Noch auf den Waggonen wurden die letzten Endantriebe ausgewechselt. Es war also weder eine richtige Einzelaus-

bildung, geschweige denn eine Formationsausbildung, möglich gewesen. Von der Frontreihe des Verbandes konnte also gar keine Rede sein.

Dazu kam, dass die Abteilungen mit je 96 ‚Panthern‘ viel zu gross waren, um von einem Abteilungskommandeur kampfgerecht geführt werden zu können. Aber alle Versuche von Oberstleutnant Werner Mildebrath, die Ausbildungszeit in Grafenwöhr zu verlängern, waren vergeblich gewesen. Der Einsatz bei Kursk war festgelegt.

Und die deutschen Landser, bei denen die Wundergeschichten über den neuen Panzer längst die Parolen bestimmten, erschraaken nicht schlecht, als sie sahen, wie ihre Helden aus Stahl schon beim Anmarsch meterlange Flammen aus den Auspuffrohren spuckten und andere sogar in Brand gerieten.

Doch nicht die Kinderkrankheiten waren der Grund des Ausfalls beim ersten Angriff am 5. Juli vor Butowo. Etwas viel Profaneres war geschehen: Laucherts ‚Panther‘-Brigade war vor den sowjetischen Gräben in ein nicht erkanntes Minenfeld geraten. Wer weiterfuhr, fuhr auf Minen, die mit feurigen Fontänen die Ketten zerrissen. Wer stehenblieb, wurde zur riesigen Zielscheibe für Pak, Panzerbüchsen und Artillerie der Russen.

Der Versuch des Füsilierregiments ‚GD‘, ohne Panzerunterstützung vorzugehen, führte zu blutigen Verlusten. Der altbekannte Ruf ertönte: «Pioniere nach vorn!»

Im Inferno des sowjetischen Abwehrfeuers räumte die 2. Kompanie des Panzersturmpanzerrataillons ‚GD‘ den ‚Panthern‘ eine Minengasse. Es dauerte Stunden, entscheidende, verlorene Stunden, die von den Sowjets genutzt wurden.

«Allein im Vorgelände von Tscherkasskoje blieben 36 Panzer im Minenfeld liegen», schreibt Oberst Markin in seinem Bericht über die Kursker Schlacht. Und er fügt hinzu: «Die in die Minenfelder geratenen Panzer zogen sich unter dem gutliegenden Feuer der sowjetischen Artillerie und der Panzerbüchsenbeschützen ungeordnet zurück. Der erste besonders gefährliche Ansturm des Feindes war abgeschlagen. Seine Absicht, im ganzen Durchbruchsabschnitt gleichzeitig vorzustossen, war damit vereitelt.» Das ist richtig!

General Hoernlein war sich nach der Meldung von Oberst Kassnitz im Klaren, dass der Stoss am linken Flügel seiner Division durch das Missgeschick der ‚Panther‘-Brigade gescheitert war.

Dafür klappte es aber auf dem rechten Flügel der Division umso besser: «Wie geht es denn bei den Panzergrenadieren von Lorenz?» fragte Hoernlein.

Und als hätte der Melder nur auf das Stichwort gewartet, stand er plötzlich neben dem General: «Meldung von Oberstleutnant Lorenz!»

Hoernlein las: «Das Regiment ist nach erbittertem Widerstand in die feindlichen Gräben eingebrochen, hat sie überwunden und ist im zügigen Vorgehen gegen die Höhe von Tscherkasskoje.»

Auf dem rechten Flügel hatte es also geklappt. Die Grenadierbataillone von ‚GD‘ waren zusammen mit Sturmgeschützen, Panzern der II. Abteilung des Panzerregiments und der ‚Tiger‘-Kompanie von Hauptmann Wallroth auf die Minute genau um 5 Uhr gegen Tscherkasskoje angetreten. Gegen 9 Uhr 15 bereits standen die Bataillone auf den Höhen vor dem Dorf, tief im ersten sowjetischen Verteidigungsfeld.

Graf Saurma, der Kommandeur der ‚Panther‘-Abteilung von ‚GD‘, führt seine Panzer mit Geschick und Mut. Wo die Gefahr am grössten, der Schlamassel am dicksten, taucht er mit seinem Befehlspanzer auf. Den Kompaniechef fährt ein eisiger Schreck ins Herz, als sie gegen Mittag im Kopfhörer die Worte von Saurmas Funker hören: «Panzer II 01 Treffer, der Kommandeur ist schwerverwundet.»

Nur Sekunden dauert der Schock. Dann hören sie eine ruhige Stimme: «Gottberg an alle – Abteilung hört auf mein Kommando!» Es ist Hauptmann von Gottberg, der die Führung übernimmt. Wenige Stunden später ist Graf Saurma tot.

Als General Hoernlein die Meldung über den Erfolg der Grenadiere gelesen hat, schaltet er seinen Plan sofort um und verlegt das Schwergewicht seines Stosses vom linken Flügel auf den rechten. Füsilierregiment und ‚Panther‘-Brigade werden nach rechts gezogen.

Doch es ist wie verhext. Die Gewitterregen der letzten Tage haben den Bere-sowi-Grund versumpft. Ein ‚Panther‘ nach dem anderen wühlt sich bis über die Ketten in dem morastigen Boden fest. Wieder bedeutet das eine Verzögerung von Stunden für den entscheidenden Schlag der gepanzerten Faust, mit dem der Durchbruch bei der Division ‚Grossdeutschland‘ am ersten Tage erzwungen werden sollte.

Als sich der Abend über das Schlachtfeld senkt, ist trotz allem Missgeschick das Dorf Tscherkasskoje genommen und damit der Eckpfeiler der ersten sowjetischen Widerstandslinie vor ‚GD‘ bezwungen.

Der Preis ist hoch: Unter den Gefallenen und unter den Schwerverwundeten, die mit dem Tode ringen, ist auch Oberst Kassnitz, der Regimentskommandeur der Panzerfüsiliere.

An den Kämpfen um das schwerverteidigte Tscherkasskoje hatte auch die rechts neben ‚GD‘ angetretene 11. Panzerdivision entscheidenden Anteil. Ihre Kampfgruppe Graf Schimmelmann war mit Panzern, Grenadiern auf Schützenpanzerwagen, Panzerartillerie, Pionieren und Sturmgeschützen in das sowjetische Stellungssystem eingebrochen und dann mit Teilen auf Tscherkasskoje eingedreht. Mit Flammpanzern, diesen furchterregenden Feuerspeiern, wurden die sowjetischen Stützpunkte in Bunkern und befestigten Häusern niedergekämpft.

Für diese Kampfart war der Flammpanzer die geeignete Waffe. 65 Meter weit konnten die im Turm der Panzer III eingebauten zwei Flammenwerfer ihre Feuerstösse gezielt in Scharten, Fenster und durch Türen jagen. Der fauchende Feuerstrahl von drei bis vier Sekunden Dauer liess alles Leben in 1‘000 Grad Hitze sterben und verkohlen.

Tscherkasskoje war gefallen. Acht Kilometer tief standen ‚Grossdeutschland‘ und die 11. Panzerdivision im feindlichen Hauptkampffeld.

Acht Kilometer waren viel. Aber die tiefgestaffelte sowjetische Verteidigungszone war damit noch nicht durchstossen. Und der vollständige Durchbruch war das eigentliche Angriffsziel des ersten Tages gewesen. Für den nächsten Tag, den 6. Juli, war dem Führer der 11. Panzerdivision, Generalmajor Mickl, bereits die

Brücke über den Psjol, südlich Obojan, als Tagesziel gesteckt: fünfzig Kilometer von der Ausgangsstellung entfernt.

Generaloberst Hoth hatte Mickl am Vorabend der Schlacht auf seinem vorge-schobenen Gefechtsstand besucht und die Kampfgruppe Schimmelmann noch ein-mal auf das Ziel für den 6. Juli hingewiesen: die Brücke bei Obojan.

Das war eine Zielsetzung nach dem Muster der Panzer-Raids von 1941. So war Manstein mit seinem 56. Panzerkorps gegen Dünaburg geprescht.

Hoths Befehl an Mickl ging von der Annahme aus, dass die ‚Panther‘-Brigade Lauchert wie ein Tornado über das feindliche Hauptkampffeld jagen würde, ge-folgt von den ‚Tigern‘, anderen Panzern, den SPW und Sturmgeschützen der Panzer- und Grenadierregimenter.

Mehr als 300 mittlere und schwere Panzer waren allein bei der Division «Gross-deutschland» eingesetzt, eine Massierung, wie es sie im Abschnitt einer Division während des Russlandkrieges noch nie gegeben hatte. Vielleicht hätten sich die Hoffnungen erfüllt, wenn die ‚Panther‘-Brigade am ersten Kampftag nicht jenes düstere Missgeschick gehabt hätte, mit Verlusten, die nicht mehr ausgeglichen werden konnten – vielleicht!

Aber noch war ja erst ein Tag der Schlacht an der Südfront des Kursker Bogens vergangen. Freilich, dieser erste Tag brachte auch hier bereits die Erkenntnis, dass die beabsichtigte operative Überraschung nicht geglückt war.

Gleich bei den ersten ausführlichen Berichten, die Generaloberst Hoth gegen Mittag von seinem Arme-Nachrichtenführer erhalten hatte, befand sich eine interessante und bezeichnende Feststellung: Bei früheren deutschen Offensiven hatten die Funker der Panzer und der vorgeschobenen Stäbe immer wieder die aufgeregten Anfragen sowjetischer Truppenführer an ihre Kommandostellen mit-gehört: «Werde angegriffen, was soll ich tun?» Am 5. Juli hörte man kein einziges Mal dieses sonst so typische Zeichen der Verwirrung und Überraschung.

Die sowjetischen Truppen waren nicht überrascht, sie waren vorbereitet, für jede Möglichkeit eingeübt. Die taktische Überraschung hingegen – Zeit, Ort, Waffen-einsatz und Schwerpunktbildung – war durchweg gelungen.

Beim 48. Panzerkorps war auf diese Weise ein breiter und tiefer Einbruch in das feindliche Hauptkampffeld geglückt. Denn auch links von ‚GD‘, bei der 3. Panzerdi-
vision, endete der erste Kampftag mit einem erfolgreichen Schlag gegen die sowjeti-
sche Front.

Am 4. Juli waren die Berliner und Brandenburger Regimenter um 15 Uhr mit der Kampfgruppe Pape aus den Stützpunkten der 332. I. D. heraus zum Voraus-angriff gegen die Eisenbahnlinie Bjelgorod-Gotnia und den Ort Gerzowka ange-treten, um panzergünstiges Gelände zu gewinnen. Unter Führung des Oberfeld-webels Steinführer hatten die Männer der 2. Kompanie Panzergrenadierregiment 394 das Tagesziel noch vor Einbruch der Nacht genommen. Die Division konnte die II. Abteilung Panzerregiment 6 vorziehen.

Genauso erfolgreich kämpfte die 3. Panzerdivision am 5. Juli. Pünktlich um 5 Uhr waren Generalleutnant Westhovens Verbände nach dem Feuerschlag ihrer Artillerie und den rollenden Bombenangriffen des 8. Fliegerkorps gegen die Stel-

lungen der 71. sowjetischen Garde-Schützendivision angetreten. Die 332. Infanteriedivision folgte zum Schutz der linken Flanke.

Auch hier verzögerten gutgetarnte Pak-Riegel und raffiniert versteckt eingegrabene Panzer das Vorgehen der Grenadiere. Meter um Meter musste erkämpft werden. Die Munition wurde knapp. Die Kompanien des Panzergrenadierregiments 3 waren ausgepumpt. Glühend heiss strahlte die Sonne vom Himmel. Oberstleutnant Wellmann, der Regimentskommandeur, feuerte seine Bataillonskommandeure immer wieder an. «Noch die nächste Höhe», mahnte er. Es war die Höhe 220, südlich Korowino.

Und sie schaffen es. Machen Pause. Säubern das Gelände von einzelnen russischen Scharfschützen, die überall noch in ihren Schützenlöchern sitzen und feuern.

Der Obergefreite Mogel von der 2. Kompanie pirscht mit seiner Gruppe durch ein Gewirr von Gräben. «Halt», ruft er plötzlich und bleibt stehen. «Hört ihr nichts?»

Sie lauschen. Da: Stimmen! Aber sind das nicht deutsche Worte? Sie springen vorwärts. Jetzt Vorsicht an der Grabenabzweigung. Um die Ecke gespäht. «Mensch!»

Vor ihnen hockt ein Dutzend deutscher Soldaten, unbewaffnet. Ein Trick der Sowjets? Eine Falle? Die nächsten Sekunden lösen das Rätsel: Es sind deutsche Kriegsgefangene. Die Russen hatten sie zum Stellungsbau eingesetzt. Als der deutsche Angriff losging, ‚verkrümelte‘ sich die Gruppe und verdrückte sich schliesslich in den von den Russen verlassenen Gräben.

Und weil das Leben selbst die besten Geschichten erfindet, sei auch jene Szene verzeichnet, die sich bei der Höhe 220 vor Korowino mitten im Schlachtenlärm abspielte: Im Trubel der Freude steht plötzlich der alte Unteroffizier aus der Schar der Gefangenen vor dem Gefreiten Mogel, blickt ihn an, und beide breiten wie auf ein Kommando die Arme aus. Der Neffe hat den Onkel getroffen!

Ein winziger, aber eindrucksvoller Schnörkel des Schicksals auf dem blutigen Schlachtfeld im Kursker Bogen. Ein Aperçu des Menschlichen, ein Schimmer jener Humanitas, die zuweilen den Qualm und das Grauen der Schlacht überstrahlte. So, wie es am Vortag geschah, als Kaplan Ruzek aus Wien, der katholische Divisionspfarrer, in das ungeräumte Minenfeld gegangen war, um den dort liegenden Sterbenden beizustehen.

Der Kaplan wartete nicht auf den Minenräumtrupp. «Ich kann den Herrgott nicht warten lassen», sagte er und ging. Unter den Sterbenden lagen auch drei Schwerverwundete, deren Leben von schneller ärztlicher Versorgung abhing.

Der Kaplan trug jeden von ihnen auf seinem Rücken aus der Hölle des Minenfeldes heraus. Sechsmal machte er den Weg. Dreimal hin, und dreimal zurück.

Chruschtschow, Tschistjakow und Ibjanski an
der Kursker Front • Russischer Durchbruch im Raum
Orel.





Und es schien manchem Landser, als ob der Kaplan wie einst Jesus Christus über die Wasser des Sees Genezareth wandelte. Schritt für Schritt ging er mit seiner schweren Last über die Todesfällen. Und keine schlug zu.

Die Dämmerung des 5. Juli legte sich schon über das Land, als das Panzer-Grenadierregiment 394 das Dorf Korowino stürmte. Das kleine Nest war zu einer Pak-Festung ausgebaut, denn es bildete den westlichen Eckpfeiler der ersten sowjetischen Verteidigungsstellung.

Regimentskommandeur Oberst Pape, der wie immer in vorderster Linie führte, hatte den Angriff geschickt angesetzt und mit Schwung vorangebracht. Kurz vor Korowino wurde er verwundet. Major Peschke übernahm das Regiment und vollendete den Erfolg des Tages. Der Russe wich zurück.

Oberleutnant von Veltheim, Führer des leichten Zuges der II. Abteilung Panzerregiment 6, nutzte die Chance. Er stiess dem Feind nach und fuhr im Feuerchein einer brennenden Windmühle in das letzte Bollwerk des sowjetischen Hauptkampffeldes vor dem Pena-Fluss: das Dorf Krasni Potschinok.

Veltheim war als erster an der Pena. Die 3. Panzerdivision hatte damit ihr planmässiges Tagesziel erreicht. Sie hatte die erste sowjetische Verteidigungszone durchbrochen und stand zehn Kilometer tief im Kursker Bogen.

In der Nacht fädelt sich links von der 3. Panzerdivision, neben der schlesischen 332. I. D., auch noch die mitteldeutsche 255. Infanteriedivision in die Front. Sie sollte, zusammen mit der 332. I. D., den Durchbruch der Panzerdivisionen des 48. Panzerkorps am linken Flügel erweitern und abschirmen.

Der 6. Juli dämmerte langsam herauf. In den Frühdunst der Niederungen jagten die Nebelwerfer ihre Granaten. Ihr Heulen leitete am linken Flügel der Südfront den zweiten Angriffstag ein; die grauen Rauchsäulen der Detonationen im feindlichen Stellungssystem markierten die Ziele der schlesischen und mittel-deutschen Bataillone.

Und was geschah am rechten Flügel, beim SS-Panzerkorps?

Der Oberbefehlshaber der 6. sowjetischen Garde-Armee, Generalleutnant Tschistjakow, hatte noch am Abend des 4. Juli die Kommandeure seiner Divisionen zu besonderer Vorsicht ermahnt. «Vor Ihnen liegt Hitlers Garde», hatte Tschistjakow gesagt, «wir müssen in diesem Abschnitt mit einem Schwerpunkt der deutschen Offensive rechnen.»

Es war nicht schwer, diese Voraussage zu machen. Das SS-Panzerkorps unter General Hausser mit drei Panzerdivisionen der Waffen-SS bildete eine gewaltige Streitmacht: 300 Panzer, darunter zahlreiche ‚Tiger‘, und rund 120 Sturmgeschütze. Hinzu kam eine ganze Nebelwerferbrigade – eine Feuerkraft, wie sie in dieser Massierung zum ersten Male vorgenommen wurde.

Wenn die Sowjets auch nicht alle diese Details kannten, so wussten sie doch

Rückzug – Schienen werden gesprengt • Abwehr – dicht vor der Stellung liegen die Russen.

genug von der Kampfkraft des Korps Hausser, das ihnen vor vier Monaten Charkow wieder entrissen hatte.

Die sowjetischen Feldstellungen vor Haussers Divisionen waren zu einem raffinierten, tiefgestaffelten und weitverzweigten Festungssystem ausgebaut. Die 52. Garde-Schützendivision und die 375. Schützendivision, zwei Eliteverbände, hielten die Gräben und Erdbunker besetzt, verstärkt durch Artillerieregimenter, Panzerabwehrartillerie, Panzerbüchsenbataillone, Panzerkompanien, Granatwerferregimenter und Werferabteilungen. Hinter den Stellungen warteten die Korps der 1. Panzerarmee General Katukows.

Auf dem Gefechtsstand des Panzergrenadierregiments ‚Deutschland‘ beobachtet Hausser den Angriff.

«Es läuft, Obergruppenführer», meldet der Regimentskommandeur Hans Harmel.

Das III. Bataillon bildet die Speerspitze. Bataillonskommandeur Günther-Eberhard Wisliceny reißt seine Kompanien aus den hin- und herwogenden Nahkämpfen immer wieder nach vorne: Es ist die 10. Kompanie unter Hauptsturmführer Helmut Schreiber, die schliesslich bis an den ersten Panzergraben gelangt, sich festbeisst und keinen Schritt trotz wütender sowjetischer Gegenstösse weicht.

In das geschlagene Loch drängt das Panzergrenadierregiment ‚Der Führer‘. Links und rechts stürmen die Bataillone von ‚Totenkopf‘, ‚Leibstandarte Adolf Hitler‘ und von der 167. Infanteriedivision.

Die Russen wehren sich verbissen. Vor allem im Kampfstreifen der ‚Leibstandarte‘ will ein Garde-Schützenregiment nicht weichen. Georg Karck, der Chef der 9. Kompanie Panzergrenadierregiment 2 der ‚Leibstandarte‘, bringt schliesslich die Entscheidung. Mit einer Handvoll Männer knackt er fünf Feindbunker mit geballten Ladungen. Dann schlägt er sich mit seiner Kompanie durch das Labyrinth der Gräben auf das Höhengelände durch und reißt die feindliche Stellung auf. Geschafft! Oh, nein! Denn knapp hinter der Höhe beginnt bereits ein neues sowjetisches Stellungssystem.

Die ‚Tiger‘ rollen. Die Panzerbüchsen knallen. Grenadiere springen in die Gräben. Die MG belfern. Artillerie zermalmt Sappen und Unterstände. Schon die ersten Stunden des Kampfes zeigen, dass auch Haussers Divisionen auf eine gut vorbereitete und funktionierende Abwehr stossen.

Wie soll man diese Festungswerke schnell und wirksam zerschlagen?

Rechts vom SS-Panzerkorps, südostwärts Bjelgorod, hat unterdessen die Armeeabteilung Kempf mit zwei Korps den Donez überwunden und kleine Brückenköpfe gebildet. Drei Infanterie- und drei Panzerdivisionen greifen an. Darunter so bewährte Verbände wie die 7., 19. und 6. Panzerdivision. Sie sollen den Flankenschutz der Gesamtoperation nach Osten übernehmen und dazu den Donez entlang über Kortscha vorstossen, um heraneilende schnelle Feindkräfte vor dem Eingreifen in die Durchbruchschlacht abzufangen.

Das Gelände ist schwierig, der Feindwiderstand stark. Kempfs Divisionen kommen nur langsam voran: Eine böse Gefahr für Mansteins Plan wächst damit heran.

Da tritt im Kampfabschnitt des SS-Panzerkorps eine entscheidende Wendung

ein. Eine Trumpfkarte sticht, die die Sowjets bei ihren Verteidigungsvorbereitungen offensichtlich unterschätzt hatten; jedenfalls hatte Generalleutnant Tschistjakow mit einem ganz anderen Verlauf der ersten Kampfstunden gerechnet.

Tschistjakow sass drei Stunden nach dem deutschen Angriffsbeginn noch im Garten seines Gefechtsstandes unter Apfelbäumen beim zweiten Frühstück. Er liebte gutes Essen. Als General Katukow mit seinem Kriegsrat Popjol auf dem Gefechtsstand erschien, um dem Kampfgeschehen etwas näher zu sein, lud Tschistjakow sie freundlich zum Imbiss ein.

Popjol vermerkt in seinen Memoiren mit Akribie: «Auf dem Tisch standen kaltes Hammelfleisch, Rührei, eine vor Kälte beschlagene Karaffe mit Wodka und feingeschnittenes Weissbrot – Tschistjakows üppige Gaben.»

Aber Hammelfleisch und Rührei blieben ungegessen. Denn plötzlich krachten Einschläge. Über den Apfelbäumen krepitierten Schrapnell-Wölkchen: Artillerie! Der Chef des Stabes eilte herbei und meldete – wie Popjol verzeichnet – «hastig und unsicher» –, dass der Feind mit starken Kräften durchgebrochen sei.

Katukow und Popjol liefen zu ihren Autos und brausten davon, zum Gefechtsstand ihrer 1. Panzerarmee, um dort Alarm zu schlagen. Es war auch höchste Zeit. Man konnte die deutschen Panzer schon mit blossen Auge erkennen. In mehreren hintereinander gestaffelten Linien kamen sie angerollt. Der linke Flügel der Kolonne walzte ein dichtes Nussbaumwäldchen nieder. Verflucht – wo kamen die Germanskis her? Wie waren sie durch die kilometertiefen Befestigungsanlagen gekommen?

Tschistjakow stürmte ins Haus und wich nicht mehr vom Telefon. Was er und sein Stabschef erfuhren, gab zwar keine Klarheit, war aber schlimm genug: Die schwersten Schläge gegen die Front der 6. Garde-Armee kamen aus der Luft. Die Deutschen zermalmten mit ihren Stukas und Bombern die sowjetischen Verteidigungsanlagen. Schlimmer noch: Neuartige kleine Splitterbomben hatten katastrophale Wirkung, vor allem bei den Artilleriestellungen.

Am allerschlimmsten aber: Schlachtflieger, mit eingebautem 2-cm-MG und einer Panzerabwehrkanone unter dem Rumpf, zerschlugen die sowjetischen Panzergegenstände und boxten den Angriffskräften der Waffen-SS den Weg frei.

Auf diese Weise war es Haussers Spitzen bereits nach wenigen Kampfstunden gelungen, die gesamte erste sowjetische Verteidigungsstellung der 6. Garde-Armee im Abschnitt der 52. Garde-Schützendivision zu durchbrechen. Sie standen nun vor dem Armeegefechtsstand.

Ein Artilleriekommandeur schwankte verwundet ins Zimmer von General Tschistjakow und meldete: «Mein Regiment ist seit einer Stunde im Gefecht, Genosse General, aber ein Drittel der Geschütze sind bereits ausgefallen. Die deutschen Flieger werfen kleine Bomben in Massen ab, die enorme Splitterwirkung haben. Die Stukas beherrschen den Luftraum. Sie veranstalten die reinsten Reigenflüge. Wir sind hilflos.»

«Und wo ist unsere Luftwaffe?» schnaubte Tschistjakow. «Wo sind die drei Luftarmeen und die Fernkampfdivisionen mit ihren 2'500 Flugzeugen, die das Hauptquartier in den Kursker Bogen gelegt hat? Warum wurde die deutsche Luftwaffe heute früh nicht, wie geplant, auf ihren Plätzen zerschlagen?»

Ja, warum nicht? Tschistjakow wusste noch nicht, was passiert war, wusste nicht, was sich am Himmel über Kursk ereignet hatte; wusste nicht, dass die sowjetischen Luftstreitkräfte einem verhängnisvollen Fehler zum Opfer gefallen waren.

Um ein Haar wäre den Sowjets der Überraschungsschlag gegen die deutschen Flugplätze hinter der Kursker Front geglückt.

Die Panzerschlacht von Prochorowka

Das russische Konzept – Der deutsche Trumpf – Luftkampf bei Sonnenaufgang – Chruschtschows Mahnung: Die nächsten drei Tage werden furchtbar sein – Wo bleibt Kempf? – Die Stunde von Waterloo – General Rotmistrow berichtet

Generalmajor Seidemann sah am frühen Morgen des 5. Juli 1943 schon die Katastrophe unabwendbar auf sich zukommen. Er hatte sich gerade angezogen, als sein Ordonnanzoffizier ins Zimmer platzte: «Meldung vom Flugmeldedienst, Herr General.»

Seidemann schaute fragend auf. «Starke feindliche Fliegerverbände Richtung Charkow im Anflug.»

Seidemann blickte auf seine Armbanduhr. Rechnete blitzschnell. Dann riss er Mütze und Koppel mit Pistole vom Haken. «Das kann eine Katastrophe geben», murmelte er und eilte zum Nachrichtenbunker.

Draussen war es noch dunkel. Aber in zehn bis fünfzehn Minuten würde der Tag grauen. Und genau in zehn Minuten würden die Maschinen des 8. Fliegerkorps auf den sechzehn Flugplätzen rings um Charkow starten. Nicht auszudenken!

Im Nachrichtenbunker waren schon die Offiziere des Stabes versammelt und hingen an den Telefonen. Sie hoben die Köpfe, als der General in den Raum trat; denn im selben Augenblick bellten die ersten Flakschüsse über das Dorf Mikojanowka, wo der vorgeschobene Gefechtsstand des 8. Fliegerkorps versteckt lag.

Gleich darauf hörten der General und seine Offiziere den mächtigen Strom sowjetischer Fliegerverbände über den Gefechtsstand hinwegröhen. Sie flogen in Richtung Charkow, den dicht belegten deutschen Flugplätzen entgegen.

Dort rollten gerade die deutschen Stukas, Bomber, Schlachtflieger und Panzerjägerstaffeln – rund 800 Flugzeuge – an den Start, um die Offensive an der Südfront mit vernichtenden Schlägen aus der Luft einzuleiten und dann in pausenlosen Einsätzen Hoths 4. Panzerarmee durch das starke sowjetische Verteidigungsfeld zu helfen.

Der Plan war so: Zuerst sollten die deutschen Kampf- und Schlachtflieger, Ver-

band um Verband, sich über den Plätzen sammeln, dann erst die Jagdverbände mit 270 Jägern aufsteigen und den Begleitschutz übernehmen.

Das, genau das war die weiche Stelle des 8. Fliegerkorps am Morgen des 5. Juli. Das waren die Minuten, in denen Seidemanns mächtige Flotte wehrlos war: Startbahnen voll von Kampf- und Bombenflugzeugen, und was schon in der Luft war, von keinem Jagdschutz gesichert. Das sowjetische Oberkommando hatte sich diese Minuten für den vernichtenden Schlag gegen die Luftmacht der südlichen ‚Zitadelle‘-Front geschickt ausgesucht. Klug erdacht, präzis errechnet! Hier sollten die unbezahlbaren Informationen ‚Werthers‘ die süssesten Früchte bringen.

Seidemann und seine Offiziere begriffen die verhängnisvolle Situation sofort, als die russischen Bomberströme und Jagdgeschwader über Mikojanowka hinwegdonnerten. Der General wusste so gut wie jeder seiner Stabsoffiziere, dass man in diesen Minuten mit keinem Befehl mehr in den Ablauf auf den Flugplätzen eingreifen konnte. Entweder die startenden deutschen Verbände wurden noch am Boden von den Bomben der sowjetischen Geschwader zerschlagen oder in der Luft von den sowjetischen Jägern abgeknallt.

Röhrend zog das Verhängnis in 3'000 Meter Höhe heran. Zwischen den sowjetischen Jagdgeschwadern mit ihren ‚Mig‘- und ‚Jak‘-Flugzeugen flogen auch amerikanische Maschinen vom Typ ‚Airacobra‘.

Die sowjetischen Piloten waren noch in tiefer Dunkelheit von den Plätzen der 2. und 17. sowjetischen Luftarmee im Raum Kursk und Obojan, ja sogar aus dem Raum südlich von Moskau, gestartet. Sie flogen in dem Bewusstsein, dass ihre Rechnung stimmte. Dieses Mal würden sie der sonst so gefürchteten deutschen Luftwaffe alle Schläge der letzten Jahre heimzahlen. Ein paar Minuten, ein paar richtig errechnete Minuten würden den Sieg im Luftraum über dem Kursker Bogen entscheiden.

Und dieser errechnete Sieg, so folgerten die Sowjets, würde Mansteins Armeen das schützende Dach zerstören, ihnen die Hilfe der dritten Dimension nehmen und die Offensive an der Südfront von Kursk zum Scheitern verurteilen, ehe noch der erste deutsche Grenadier aus dem Graben sprang.

Wie war den Sowjets diese präzise Rechnung möglich gewesen? Das war die Frage, die sich Seidemann und seinen Offizieren schwer auf die Seele legte. Auf deutscher Seite hatte man alle Vorsichtsmassnahmen, alle Tricks angewandt, um das Geheimnis zu wahren. Natürlich konnte man vor der sowjetischen Aufklärung aus der Luft und vor ihren Agenten im Hinterland nicht alles verbergen, was vorbereitet werden musste. Flugplätze, noch dazu Dutzende auf engem Raum, sind nicht zu tarnen. Trotzdem hatte das deutsche Oberkommando der Luftwaffe alles getan, um die Massierungen von 1'800 Flugzeugen, rund 1'900 schweren und leichten Flugabwehrgeschützen und 300 Scheinwerfern dicht hinter der Front zu verschleiern.

Das war keine einfache Sache gewesen. Schliesslich musste für den Nordabschnitt im Raum Orel die 1. Fliegerdivision mit 730 Flugzeugen und einer verstärkten Flakdivision aufmarschieren, und im Süden, im Raum Charkow, das 8. Fliegerkorps mit 1'185 Flugzeugen und das durch eine Flakbrigade verstärkte 1. Flakkorps Stellung beziehen.

Allein für die rund 1'200 Flugzeuge im Befehlsbereich Mansteins wurden im Raum Charkow sechzehn Flugplätze benötigt. Das war eine gefährliche Massierung.

Die Flugzeuge wurden, so weit wie möglich voneinander getrennt, in Boxen aufgestellt und mit behelfsmässigem Splitterschutz umgeben. Bomben und Betriebsstoff wurden in Gruben eingelagert. Tarnungen mit Netzen und Sträuchern, täglich aus der Luft überwacht, sollten die Lufterkundung erschweren.

Erschweren! Aber völlig zu verbergen war alles nicht. Eine so gewaltige Organisation konnte unter keiner noch so guten Tarnung versteckt werden. Und auch die Tatsache, dass die Masse der Flugzeuge erst in der Nacht vor dem Angriff auf den Einsatzhafen eintreffen sollte, konnte keine einigermaßen sorgfältige Luftaufklärung täuschen. Zudem, was nutzte das alles, wenn der Feind die Geheimnisse der Front durch den wohlorganisierten Verrat im deutschen Führerhauptquartier kannte?

Die Sowjets kannten den Termin und das Konzept der deutschen Offensive. Und sie wussten nur zu gut, dass Erdoperationen von mächtigen Schlägen aus der Luft unterstützt werden. Die Kenntnis über die Schwerpunkte der Offensive gab zusammen mit den Ergebnissen der Luftaufklärung ein gutes Bild von den deutschen Vorbereitungen für den Luftschlag.

Als der 5. Juli heraufdämmerte und die Bomberströme der 17. sowjetischen Luftarmee über General Seidemanns Gefechtsstand hinwegrührten, sah es ganz so aus, als ob die russische Rechnung aufgehen sollte. Aber sie ging nicht auf. Wieder erwies sich, dass jede Siegesrechnung eine Unbekannte enthält. Über Kursk hatte sie den Namen einer nordischen Göttin:

Die Ortungsgeräte der Luftwaffe, die mit dem Namen der zauberkundigen Göttin Freya bezeichnet wurden, konnten mittels elektrischer Wellen auf eine Entfernung von über hundert Kilometer Richtung und Höhe anfliegender Flugzeuge orten.

Diese Freya-Geräte des deutschen Flugmeldedienstes auf den Flugplätzen hatten die anfliegenden sowjetischen Flugzeuge frühzeitig erfasst. Die Meldung der Freya-Geräte ging sofort an die Flak und unmittelbar an die Gefechtsstände der Jagdgeschwader und Jagdgruppen. Wie ein Blitz schlug sie auf den Flugplätzen um Charkow und den Feldflughäfen um Bjelgorod ein. Die Kommandore und ihre jungen Kommandeure begriffen, was da auf sie zukam. Es bedurfte keiner Rückfrage.

Und Funkanfragen beim Korps? Unmöglich. Funkstille war befohlen. Doch wozu auch fragen? Es war eine jener Stunden, da, ohne zu fragen, in die Verantwortung gesprungen werden musste.

Es war ein Exempel soldatischer Tugend, das sich überall auf allen Plätzen manifestierte: kurze Telefongespräche der Führer der Jagdverbände mit den Flugplatz-Leitoffizieren.

«Feindlicher Angriff?»

«Wir starten entgegen Zeitplan sofort. Alarm!»

Und schon rasten die Piloten zu ihren Maschinen. Dann jagten die Staffeln über

die Pisten. Holperten über die provisorischen Startbahnen. Die Motoren heulten auf. Die Jäger von Kursk waren in der Luft.

Diese Minuten entschieden die Schlacht. Aus dem Morgendunst der Dämmerung stürzten sich die deutschen Jäger in 3'000 Meter Höhe auf die sowjetischen Kampfgeschwader.

Im Schein der aufgehenden Sonne konnte man von der Erde aus das Schauspiel einer gewaltigen Luftschlacht verfolgen.

Für die sowjetischen Jäger war die Kampfhöhe von 2'000 bis 3'000 Meter besonders ungünstig. Die deutschen Messerschmitt-Jäger waren ihnen in dieser Höhe absolut überlegen. Brennend, qualmend, explodierend stürzten die sowjetischen Flugzeuge in die Tiefe. Von den Bombern erreichten nur wenige die deutschen Flugplätze, und die es schafften, warfen ihre Bomben ungezielt, so dass nur geringer Schaden angerichtet wurde.

Gleich im ersten Takt der Luftschlacht verloren die Russen 120 Maschinen. Am Ende des Tages waren es 432, vierundzwanzig Stunden später weitere 205. Damit hatte Seidemanns 8. Fliegerkorps nicht nur eine gefährliche feindliche Luftoffensive erfolgreich abgewehrt, sondern sich im Südabschnitt auch die Luftherrschaft erkämpft. Unangefochten starteten seine Bomber und Kampfflugzeuge zum grossen Schlag gegen die sowjetische Verteidigungsfront. Welle um Welle schlug dem deutschen Angriff einen Weg.

Bei den Stuka-Geschwadern, die vor den Panzern des SS-Panzerkorps die Riegelstellungen der Sowjets an der Chaussee von Bjelgorod nach Obojan bomben, jagt auch ein Flieger, dessen Name man diesseits und jenseits der Front kennt: Hans-Ulrich Rudel. Wo er kämpft, da ist meist der Schwerpunkt der Schlacht.

Die vordersten Kompanien des SS-Panzerkorps liegen vor den gut getarnten Pak-Riegeln und Artilleriestellungen der 52. sowjetischen Garde-Schützendivision fest. Rudel sieht die eingegrabenen T-34, sieht die mit Buschwerk getarnten 7,62-cm-Pak, sieht die Werferbatterien und die schweren gepanzerten Kanonen auf Selbstfahrlafetten mit riesigen Rohren, aus denen 15,2-cm-Granaten verfeuert werden – von den Sowjets bei Kursk zum ersten Male auf das Schlachtfeld geworfen.

Diesen Riegel, dieses entscheidende ‚Widerstandszentrum‘ im Raum Beresow, gilt es zu knacken.

Die Stukas kippen ab. Krachend gehen die Bomben ins Ziel. Als Rudel eine anrollende feindliche Panzerkolonne sieht, aber keine Bombe mehr hat, denkt er an seinen alten Übungsstuka mit der Panzerkanone. Und er hat eine Idee, die den Russen noch grosse Sorgen bereiten wird.

Inzwischen jagt die erste Welle der Schlachtflieger in 800 Meter Höhe heran. Sie werfen im Zielgebiet die neuen Bomben, SD 1 und SD 2, ab: grosse und kleine Behälter in Bombenform, die mit 180 oder 360 Zwei- und Ein-Kilo-Bomben gefüllt sind. Die Behälter öffnen sich kurz über dem Boden und streuen die hochexplosiven Klein-Bomben wie einen Todesregen in die feindlichen Stellungen.

Die Wirkung ist verheerend. Die dichtbesetzten Pak-Riegel der Sowjets werden durch diese Angriffe weitgehend ausser Gefecht gesetzt. Die Hügel und Senken,

Teterewino. Die Bataillone fächern nach Westen und Osten in den freien Raum aus. Teile der Regimenter ‚Leibstandarte‘ und ‚Totenkopf‘ treten in Richtung auf das Psjol-Knie an und brechen bei Gresnoje in die letzten sowjetischen Verteidigungsstellungen vor dem Fluss ein.

Unter ihren vordersten Panzern ist die 6. Kompanie SS-Panzerregiment 1. Der Kompaniechef heisst Rudolf von Ribbentrop, der Sohn des Aussenministers. Ribbentrop jagt mit seinem Panzer vor der Kompanie und schießt sich seinen Weg durch die sowjetische Panzersperre in Richtung Gresnoje.

Stosstrupps vom Regiment ‚Deutschland‘ und Kompanien des Regiments ‚Der Führer‘ schwenken ostwärts und greifen Prochorowka an. Artillerie und Nebelwerfer unterstützen den Stoss gegen den Schlüsselpunkt auf der grossen Landbrücke zwischen Psjol und Donez.

Das sowjetische Oberkommando der Heeresgruppe ‚Woronesch-Front‘ packt angesichts dieser überraschenden Entwicklung der Lage kaltes Entsetzen. Es gibt nichts mehr zu beschönigen: Die Front der 6. Garde-Armee ist zermalmt. Nur noch vereinzelte Widerstandsnester halten sich.

Der Oberbefehlshaber jagt einen jener kategorischen Befehle heraus, wie sie die Truppenführer aller Armeen kennen und der anzeigt, dass höchste Alarmstufe herrscht. Armeegeneral Watutin und sein Kriegsrat, Nikita Chruschtschow, haben den Funkspruch unterzeichnet. Er lautet: «Die Deutschen dürfen unter keinen Umständen auf Obojan durchbrechen.»

Auch bei der 1. sowjetischen Panzerarmee General Katukows geht der Spruch ein. Der Stabschef, Generalmajor Schalin, liest ihn vor. Und Katukow wirft unverzüglich zwei Panzerjägerregimenter in die Frontlücke bei der 6. Garde-Armee. «Nach zwei Stunden waren nur noch die Nummern übrig», schreibt der Kriegsrat der 1. Panzerarmee, Generalleutnant Popjol.

Am Abend kommt Chruschtschow persönlich in den Gefechtsstand der 1. Panzerarmee. «Die nächsten zwei bis drei Tage werden furchtbar sein», sagt er. «Entweder wir halten, oder die Deutschen nehmen Kursk. Sie setzen alles auf eine Karte. Denn es geht für sie um Leben oder Tod. Wir müssen dafür sorgen, dass sie sich den Hals brechen!»

Generalmajor Schalin resümiert bei der Abendlage nüchtern: «Eine bisher nie gekannte Konzentration an Panzern steht vor uns. Es ist die alte Taktik. Aber diesmal sind es ‚Tiger‘, ‚Panther‘ und mächtige Sturmgeschütze, die die Keile anführen. Die Kanonen unserer T 34 können die Stirnpanzerung dieser stählernen faschistischen Kolosse nicht durchschlagen.» Und noch etwas berichtet Schalin, ein Dutzend schriftliche Hinweise dient ihm dabei als Unterlage: Die deutsche Luftwaffe setzt neue Kampfflugzeuge mit Panzerabwehrkanonen ein, die als fliegende Pak sich aus dem Himmel auf die Panzer stürzen wie Habichte auf einen Hühnerhof. Panzergegenstösse werden auf diese Weise von den überraschend auftretenden Fliegern zusammengeschossen. Das sowjetische Panzerkorps Getman hat es in aller Schwere erfahren. Zwölf T 34 sind von einem einzigen dieser fliegenden Panzerjäger in kürzester Frist abgeschossen worden.

Der Bericht eines russischen Artilleriebeobachters klingt fast unglaublich: Das angreifende Flugzeug stürzt sich aus achthundert Meter Höhe auf die ahnungslose

Panzerkolonne. Erst fünf Meter über dem letzten Panzer fängt der Pilot die Maschine ab. Ein donnernder Kanonenschuss – Blitz – Krachen! Aus der Explosionswolke des getroffenen T 34 zieht der Pilot seine Maschine hoch. Und setzt erneut zum Angriff an. Immer von hinten. Panzer um Panzer schießt er mit seiner Kanone ab, indem er immer die schwächste Stelle trifft, dort wo der Motor sitzt und wo jeder Treffer sofort zur Explosion führt.

General Schalin wusste noch nicht, wer der Mann war, der das fertigbrachte: Hans-Ulrich Rudel, der seine Idee, die ihm auf dem Rückflug vom ersten Einsatz am 5. Juli gekommen war, schnell verwirklicht hat. Auf der Krim hatte er die Sache schon einmal ausprobiert, und die Versuchsmaschine war noch da. Er hatte sie kommen lassen: den Stuka mit Kanone.

Hier im Kursker Bogen wurde Rudels Panzerstaffel geboren – Stuka mit der 3,7-cm-Pak –, die neben den neuen zweimotorigen Panzerschlachtfliegern vom Typ Hs 129 mit erstaunlichem Erfolg in den Panzerkampf eingriff.

Links von Haussers Waffen-SS, beim 48. Panzerkorps, geht es am 7. Juli, dem vierten Tag der grossen Schlacht, ebenfalls gut voran. Noch im Morgengrauen nehmen die Grenadiere von ‚Grossdeutschland‘ Dubrowa.

Aber das Unheil, das vom ersten Tag der Offensive an über den ‚Panther‘-Verbänden der Division ‚Grossdeutschland‘ waltet, wirft auch heute das Los. Die ‚Panther‘-Brigade Lauchert gerät wieder in ein Minenfeld und erleidet schwerste Verluste.

Hauptmann von Gottbergs II. Abteilung Panzerregiment ‚Grossdeutschland‘ rettet die Lage. Sie reisst die Grenadiere des Bataillons Remer mit. Der Angriff kommt wieder in Fluss. Aus den Schluchten am linken Flügel der Division brechen auch die Bataillone des Panzerfüsilierregiments vor. Und im kühnen Zusammenwirken wird die Hauptkampflinie von General Kriwoscheins mechanisiertem Korps aufgerissen. Die schon zermürbten Reste der 6. Garde-Armee, die in Kriwoscheins Front mit eingesetzt sind, gehen fluchtartig zurück, werden von deutscher Artillerie gepackt und erleiden schwerste Verluste. Kriwoscheins Brigaden und das benachbarte 6. Panzerkorps können die Panik und den Zusammenbruch nicht aufhalten. Sie weichen auf Syrzewo an der Pena aus: Das ist der letzte Stützpunkt der letzten sowjetischen Verteidigungsstellung vor Obojan.

Wird die Flussbarriere mit dem befestigten Platz den deutschen Sturm an der Westflanke der Schlacht stoppen können? Der General hat nicht viel Hoffnung; denn auch die 11. Panzerdivision hat sich bereits über die Chaussee Bjelgorod-Kursk geschlagen und gewinnt die Waldstücke ostwärts dieser wichtigen Rollbahn.

General Kriwoschein liegt in einer kleinen Senke dicht hinter der Kampflinie und hört die Berichte heranastender Melder. «Die 3. Kompanie des Bataillons Kunin hat alle Offiziere verloren. Sergeant Nogajew führt die Kompanie.»

Und ein anderer: «Gefechtsstand der 30. Brigade hat Volltreffer erhalten. Die meisten Offiziere tot. Brigadekommandeur schwerverwundet.»

Das sind keine Einzelbeispiele. An anderen Abschnitten, so beim 45. motorisierten Bataillon, ist es noch schlimmer: Tot. Verwundet. Gefangen. Überrollt.

General Kriwoschein versucht, aus der Festung Syrzewo mit einem starken gepanzerten Gegenstoss den deutschen Angriff zu stoppen. Es ist der 8. Juli, ein glutheisser Donnerstag. Vierzig T 34 brechen aus dem Ort heraus. Aber sie geraten auf das Gros der Panzergruppe Graf Strachwitz und der ‚Tiger‘-Kompanie genau vor die Rohre. Ein feuriges Duell. Die ‚Tiger‘ schiessen zehn T 34 ab.

Als daraufhin die Masse der Brigade zurückfährt, wirkt das auf deutscher Seite wie ein Signal: Die Regimenter von ‚GD‘ treten mit Teilen der 3. Panzerdivision zum Nachstossen an und dringen gegen Mittag in das schwerbefestigte Städtchen Syrzewo ein. Die Sowjets weichen über den Fluss zurück.

Die Panzeraufklärungsabteilung von ‚GD‘ unter Major Wätjen ist inzwischen weiter nach Norden vorgestossen. Starke Panzerrudel des 6. sowjetischen Panzerkorps mit zehn, zwanzig, ja vierzig Stahlkolossen rollen aus Nordosten heran. Da die Aufklärungsabteilung nicht schnell genug über die zu schwache Brücke kommt, wird sie von der Division zur Sicherung der rechten Divisionsflanke vor Werchopenje im Halbkreis aufgebaut. So erwartet Wätjen die feindlichen Panzerstösse. Zum Glück hat er die Sturmgeschützabteilung bei sich.

Major Frantz, der alterfahrene Sturmgeschützfürher, wirft sich mit seiner Abteilung den heranpreschenden sowjetischen Panzerrudeln entgegen. Es wird ein Gefecht, in dem taktische Führungskunst die Überlegenheit an Zahl und Feuerkraft ausmanövriert. Frantz führt seine Sturmgeschütze in günstige Positionen und lässt die Sowjets in geschickt gestellte Fallen fahren.

Im Geschütz des Abteilungskommandeurs sitzt der blutjunge Funker und Ladekanonier Eberhard. Heute Professor. Damals fuhr er sein erstes Gefecht. Vierundzwanzig Stunden zuvor schrieb er noch in sein Tagebuch: «Liegen in einem dichten Wald. Lese Hölderlin.» Jetzt wird eine andere Sprache gesprochen. «Luke dicht!» Halbdunkel herrscht im Geschützraum. Funkschlüssel an die Augen.

«Nagel ruft Nagel 1, bitte kommen.»

«Nagel 1 auf Empfang, bitte kommen.»

Und dann diktiert der Gefreite Eberhard: «4-18-7-21-4-18-3-9-1 ...» Den linken Fuss hat er zwischen zwei Panzerkopfgranaten geklemmt, das rechte Bein liegt auf den Aufschlagzündern; denn wieder hat der Geschützfürher sieben, acht Granaten über Soll gestapelt.

Ein Stellungswechsel hinüber, zu einer anderen Stelle am Hinterhang, gibt die Chance, eine Minute den Kopf aus der Luke zu stecken und Luft zu schnappen. Die Augen wandern: Ein flach geneigter Grashang. Ein Sonnenblumenfeld. Ein Stück Rollbahn. Aber schon faucht eine Wolke Staub vors Gesicht. Der Kommandeur ruft: «Luke dicht! Abteilung verständigen. T-34-Pulk. Angriffsspitze vor eigener Stellung westlich Rollbahn.»

Eberhard gibt durch. Und der Major Frantz stellt die Fallen. «Nagel 1, bitte warten. Nagel 3, für Nagel kommen.»

Funksprüche in dichter Folge setzen die Pflöcke und weben die Maschen des Netzes, in dem der Feindangriff sich verfangen soll. Freilich, dem blutjungen Gefreiten ist das alles wie eine grosse Oper bei geschlossenem Vorhang. Stukageheil und Kettengerassel bilden die Ouvertüre, die Rezitative schnarren aus dem Kopf-

hörer in Zahlen von 1 bis 26. Eigene Pak und russische Ratsch-Bumm singen die Arien in pfeifendem Diskant.

Der Gefreite lauscht auf die knappen Befehle des Majors. Auch der halbleise Fluch spiegelt noch seine Sorge um seine Männer wider. «Nichts haftet unter der Glocke aus Maschinenstimmen nachhaltiger im Ohr als der Ton dieser sorgenden und in der Erregung leiser werdenden Halbsätze», schreibt Eberhard Stunden später in sein Tagebuch.

Der Gefreite muss die kurzen, hingeworfenen Worte und Befehle des Majors in Zahlen übersetzen. Und er lacht vor sich hin, weil es so flott geht; so flott wie das Aufsagen der unregelmässigen Verben drei Wochen vor Ostern, geht es ihm durch den Sinn.

Er ruft Nagel 2 und Nagel 3. Dirigiert mit Zahlen. Mahnt mit Zahlen. Und reimt sich die Schlacht zusammen aus den Zahlenketten in seinen Hörmuscheln und aus dem kurzen Austausch von Beobachtungen, die zwischen Kommandeur, Richtunteroffizier und Fahrer vor sich gehen.

Neben den T 34 fahren drüben beim Iwan auch ein paar amerikanische Mark III. Die zweite Batterie meldet schon den sechsten Abschuss. Bei der ersten liegt der Zug Senkbiel mit vier Abschüssen vorn. Nur hier, beim Kommandeurgeschütz, ist nichts los. Zwei Kilometer weit weg ist der Krieg. Aber mit einem Male ist er wieder da. In Gestalt von Panzerriesen. T 34.

Funkkladde weg, jetzt ist der Ladekanonier gefragt.

Ein Rudel T 34 und ein Mark III pirschen gegen den Hang. Unteroffizier Scheffler hat die Augen am Fahrerschlitz. Der Richtunteroffizier ist die Ruhe selbst: «Feuer!»

Panzer um Panzer wird von den 7,5-cm-Kanonen der Sturmgeschütze geknackt. Die sowjetischen Kommandanten greifen immer wieder an. Ihr Funksprechverkehr enthüllt, dass sie Befehl haben, ohne Rücksicht auf Verluste den deutschen Sperriegel aufzubrechen. Siebenmal greifen die Russen an. Siebenmal rennen sie stur in die Hinterhangfallen von Major Frantz.

Nach drei Stunden liegen fünfunddreissig qualmende Panzerwracks auf dem Kampffeld. Nur fünf T 34, alle schwerbeschädigt, holpern aus der qualmenden Arena und fliehen in ein schützendes kleines Waldstück.

Der Major aber funkt stolz an die Division: «Fünfunddreissig Abschüsse, keine eigenen Verluste.»

Der Weg nach Werchopenje an der Pena ist frei.

Werchopenje! Kilometerlang erstreckt sich der Ort diesseits und jenseits der Pena. Schwerbefestigt wegen der Brücke.

General Hoernlein dreht seine Division nach Westen ein. In den Abendstunden pirschen die Grenadiere im Schutz der letzten ‚Panther‘ an der Kirche vorbei. Nehmen den Ostteil. Stehen am Fluss.

Am 9. Juli fällt auch der Westteil des Dorfes mit der Pena-Brücke in deutsche Hand. Panzerregiment 6 und die Kradschützen der 3. Panzerdivision schlagen den Feind aus dem Ort. Duelle zwischen Pak und Panzer IV, ‚Panthem‘ und T 34 kennzeichnen den Kampf.

Die Pena-Brücke ist beschädigt. Doch die 2. Kompanie und die Brückenkolonne des Pionierbataillons 39 richten sie in nächtlicher Rekordarbeit wieder her und bauen bis zum Vormittag des folgenden Tages eine weitere 16-Tonnen-Brücke. Hier können Kettenfahrzeuge den Fluss überqueren.

Jetzt kommt es drauf an!

Am Morgen des 10. Juli stösst Oberst Schmidt-Ott mit dem Neuruppiner Panzerregiment 6 von Höhe 258,5 nach Süden. Gleichzeitig wirft Generalleutnant Westhoven Grenadiere, Kradschützen, Artillerie, Sturmgeschütze, Pioniere und Pak unter Führung von Oberstleutnant Wellmann über die Brücke. Die Kampfgruppe stösst in den Rücken des Feindes und nimmt das hochgelegene, beherrschende Beresowka.

Seit Langem sieht man zum ersten Male wieder Kolonnen sowjetischer Gefangener nach hinten ziehen. Allein im Raum der 3. Panzerdivision sind es fast zehntausend.

Ostwärts der Strasse nach Obojan kämpft die Panzer-Kampfgruppe Graf Schimmelmann von der 11. Panzerdivision. Nach Stuka-Einsatz wird die Höhe 260,8 gestürmt. Auf der Strasse selbst fühlt sich das Panzerfüsilierregiment von ‚GD‘ weiter vor und gewinnt die Höhe 244,8, direkt an der Rollbahn.

Damit ist der höchste Punkt im Vorgelände von Obojan erreicht und gleichzeitig der tiefste Einbruch in die russische Front erzielt. Weit geht der Blick in das Tal des Psoj-Flusses, der letzten natürlichen Barriere vor Kursk. Im feinen Dunst des Tages sind mit dem Fernglas die Türme von Obojan zu erkennen: das Ziel!

Es liegt zum Greifen nahe. Neunzehneinhalb Kilometer! Normalerweise ein Katzensprung für einen schnellen Verband. Wird das 48. Panzerkorps springen?

Nach Hoths fein ausgeklügeltem Fahrplan hätte jetzt Folgendes geschehen müssen: 48. Panzerkorps stösst auf Obojan. Nimmt die Psoj-Übergänge. Schwenkt schnell mit der Masse nach Osten und schlägt – vor dem Weiterstoss auf Kursk – zusammen mit Haussers SS-Panzerkorps die feindlichen operativen Panzerkräfte, die bereits über die Landbrücke von Prochorowka im Anmarsch sind.

So hatte es sich Hoth gedacht.

Um seine Operation an der Ostflanke abzusichern und um die Gefahr zu bannen, dass weitere sowjetische Panzerarmeen von Osten, von der ‚Steppen-Front‘, aufs Schlachtfeld kommen, sollte die Armeearbeitung Kempf bei Schlachtbeginn auf der Landbrücke ostwärts Prochorowka, im Quellgebiet von Sjem und Donez, aufmarschiert sein.

Aber hier war der Fehler in Hoths Rechnung: Wo war Kempf? Wo war das 3. Panzerkorps, das Korps Breith, das nach dem Übergang über den Donez in schneller Nordschwenkung die Landbrücke erreichen sollte? Wo waren die altbewährten Panzerdivisionen? Die westfälische 6., die thüringische 7. und die niedersächsische 19.?

Auf jeden Fall nicht dort, wo sie im Sinne von Hoths Fahrplan am 9. Juli hätten sein sollen.

Und warum nicht? Die Kriegstagebücher der kampferprobten und von hervorragenden Kommandeuren geführten Verbände geben eine dramatische Antwort auf diese entscheidende Frage. Starker feindlicher Widerstand hatte den Vor-

marsch der Divisionen aufgehalten. Übermannstiefe, ganz schmale Gräben hatten sich die Russen gebaut; Gräben, gegen die die Artillerie nicht allzuviel ausrichten konnte. Dazu war das Gelände mit Minen verseucht.

Gleich hinter den Donez-Übergängen südlich Rasumnoje wurden die Regimenter von sowjetischen Panzerkräften in schwere Kämpfe verwickelt. Die Grenadiere der 7. Panzerdivision atmeten auf, als endlich das Erlanger Panzerregiment 25 in langen Reihen heranrollte. An der Spitze in seinem Befehlspanzer Oberstleutnant Adalbert Schulz, Panzer-Schulz genannt.

Wo er ist, da ist Vertrauen. Da geht nichts schief. Die Grenadiere wissen es. Und sie sehen es: Entfalten. Luken dicht. Im Breitkeil vorwärts. Und schon krachen die Panzerkanonen.

Schulz ist mitten in eine sowjetische Panzer-Bereitstellung geraten. Der Kommandeur auf der Gegenseite hat offenbar noch keine Kampfpraxis. Er führt nervös, verliert die Übersicht. Als sich die Dunkelheit über das Kampffeld legt, blaken und brennen – merkwürdiges Zahlenspiel – vierunddreissig T 34 rund um Rasumnoje.

Aber starker Feind sitzt gut verschanzt und glänzend getarnt in den dichten Wäldern auf dem Höhenrücken. Flankierendes Artilleriefeuer packt die Division. Auch das Panzerregiment kann da nicht helfen.

Doch das Korps muss weiter, muss vorwärts, wenn nicht der ganze Plan einandergeraten soll. Manteuffel gruppiert um. Es gelingt ihm, am 8. Juli mit zusammengefassten Kräften den russischen Riegel auf dem lähmenden Höhengelände hinter dem Donez zu brechen.

General Breith nutzt diesen Erfolg sofort aus. Da die 6. Panzerdivision Schwierigkeiten mit dem rechtzeitigen Übergang über die Donez-Brücken bei Bjelgorod hat, überlegt er nicht lange. «Wo es vorwärts geht, da muss man den Schwerpunkt bilden», sagt er zu seinem Stabschef, Oberst Merk. Und wirft auch die 6. in den Angriffsraum der 7. Panzerdivision.

Beide Divisionen brechen nun nach Nordosten vor. Links von ihnen rollt die 19. Panzerdivision. Am Donez entlang boxt sich die 168. I. D., ihr obliegt der Schutz der offenen linken Flanke des Berliner Panzerkorps.

In breiter Front schlagen die Panzerregimenter den Grenadiern den Weg frei. Panzer-Schulz rechts, Oberst von Oppeln-Bronikowski mit dem Paderborner Panzerregiment 11 links. Dazwischen Graf von Kagenecks ‚Tiger‘-Abteilung 503. Eine Armada von 240 Panzern stürmt gegen die feindlichen Stellungen.

Aber die Russen sitzen ostwärts des Donez ebenfalls in gutausgebauten, tiefgestaffelten Verteidigungszonen. Pak-Nester, Minenfelder, Panzergräben auch hier. Dazu tückische Sumpfniederungen.

Der alte Panzerfuchs Breith erkennt, dass er unter diesen Umständen niemals schnell genug so weit nach Osten durchstossen kann, wie es der Auftrag vorsieht. So dreht er – vollkommen richtig – am 8. Juli nach Norden ein.

In einer kleinen Schlucht bei Jastrebowo trifft sich Breith mit dem Kommandeur der 6. Panzerdivision. Die Befehlspanzer stehen nebeneinander.

Die Karten werden auf dem Boden dieser beweglichen, gepanzerten Funkstellen

ausgebreitet. Der Kommandierende General fährt mit der gespreizten Hand nach oben: «Hünersdorff, stossen Sie nach Norden, brechen Sie durch. Bringen Sie die feindliche Hauptkampfbzone zum Einsturz!»

Und Walter von Hünersdorff, einer der kühnsten und erfahrensten Panzerführer der Wehrmacht, fährt. Hünersdorff bringt die Verteidigungsstellungen zum Einsturz. Hünersdorff wirft die herbeieilenden sowjetischen Panzerkräfte bei Melechowo. Hünersdorff kesselt zusammen mit der 19. Panzerdivision zwei sowjetische Schützendivisionen ein.

Weiter! In einem Zuge jagt die 6. Panzerdivision bis an den oberen Donez. Wird sie noch zur rechten Zeit nach Prochorowka kommen?

Das sowjetische Oberkommando erkennt die drohende Gefahr dieses mächtigen Stosses an der Flanke der Schlacht. Stalin wirft operative Reserven von der weit entfernten ‚Steppen-Front‘ in Eilmärschen gegen Prochorowka. Werden sie rechtzeitig herankommen?

Unterleutnant Podgorbunski sprang zur Seite, salutierte und schaute fassungslos dem General nach.

So hatte noch keiner den Chef des Stabes gesehen. Er war stets ein bierruhiger Mann, den nichts umwerfen konnte. Aber jetzt rannte er keuchend, mit hochrotem Gesicht und ohne Mütze durch die kleine Schlucht, in der sich der vorgeschobene Gefechtsstand der 1. Panzerarmee befand. Er stürmte die Anhöhe hinauf. Dem Wäldchen zu. Und verschwand im dichten Unterholz.

Dort oben befand sich ein Beobachtungsstand der Artillerie. General Katukow und Nikita Sergejewitsch Chruschtschow waren vor einer Stunde hinaufgegangen. Aber als Generalmajor Schalin völlig ausser Atem in den mit Buschwerk und Knüppeln getarnten Postenstand sprang, war nur noch Chruschtschow da. Katukow war unterwegs zum Gefechtsstand des 6. Panzerkorps.

«Was ist los», fragte Nikita Sergejewitsch misstrauisch, als er den derangierten Schalin sah.

Der Stabschef, immer noch nach Atem ringend, reichte ihm wortlos ein Papier: einen Funkspruch auf vorgedrucktem Formular. Er kam vom 31. Panzerkorps General Tschernijenkows.

Chruschtschow las: «Verteidigung durchbrochen, die Truppen auf der Flucht und nicht zu halten. Usytschow.» Die Katastrophe! Das war die Katastrophe, was da in zwölf Worten mitgeteilt wurde.

«Wer ist das?» fragte Chruschtschow und tippte aufgeregt auf die Unterschrift.

«Oberstleutnant Usytschow ist der Nachrichtenchef des 31. Panzerkorps», antwortete Schalin.

«Wenn seine Meldung richtig ist, dann können die Deutschen ungehindert über den Psjol in den Rücken der 1. sowjetischen Panzerarmee stossen», murmelte Chruschtschow. Und was er dachte, ohne es zu sagen, war dies: Wenn die Deutschen in den Rücken der 1. Panzerarmee stossen, dann bricht die russische Verteidigung der Kursker Südfront zusammen. Das wäre das Ende der Kursker Schlacht. Das wäre der deutsche Sieg.

Chruschtschow jagte General Popjol, den Kriegsrat der 1. Panzerarmee, los. Er sollte den Kommandierenden General Tschernijenkow suchen. Chruschtschow aber stürmte mit Schaljin hinunter in die Schlucht zum Armeegefechtsstand, um harte und drohende Befehle gegen jeden Rückzug, gegen Feigheit und Defätismus an die Korps und Brigaden der 1. Panzerarmee zu funken.

Dann alarmierte er General Watutin, den Oberbefehlshaber der ‚Woronesch-Front‘. Der versprach sofort, etwas gegen die Hauptgefahr, die von Haussers SS-Panzerkorps drohte, zu tun. Und er tat es.

Das 2. sowjetische Garde-Panzerkorps hatte bei Gostischtschewo – in jener Lücke nordostwärts Bjelgorod, in die General Kempfs Divisionen noch nicht vorgestossen waren – eine Kampfgruppe stehen. Sie war als Rammbock gegen die Armeeabteilung Kempf vorgesehen. Doch jetzt, in höchster Not, warf Watutin sie nach Westen.

In einem Wäldchen ostwärts des Ortes wurden sechzig T 34 und mehrere Schützenbataillone versammelt. In den Mittagsstunden rollte die Armada los. Rollte gegen die tiefe Flanke von Haussers ahnungslosem Korps, gegen die Rollbahn von Bjelgorod nach Obojan, gegen den Nachschubstrang des SS-Panzerkorps.

Nur zwei deutsche Augen sehen das Verhängnis kommen: Hauptmann Bruno Meyer fliegt am Morgen des 8. Juli mit einer Kette Panzerschlachtflyer über dem Waldgebiet von Gostischtschewo Aufklärung. Er weiss, dass man dieses unübersichtliche Gelände an der Flanke des SS-Panzerkorps unter Kontrolle halten muss, wenn die Erdtruppen keine unliebsamen Überraschungen erleben sollen.

Meyers Blick geht über die Lichtungen und Talsenken. Da! Das sind doch ...

Meyer streicht in einer weiten Kurve dicht über den Wald. Und nun besteht kein Zweifel mehr: Aus dem schützenden Gehölz marschieren Infanteriekolonnen. Hinter ihnen rollen Panzer. Zehn. Zwanzig. Dreissig. Immer mehr kommen aus dem Wald. Formieren sich zum Breitkeil und fahren Richtung Westen.

Hauptmann Meyer kennt aus den Besprechungen auf dem Gefechtsstand des 8. Fliegerkorps die Lage. Er begreift sofort die Gefahr dieses sowjetischen Aufmarsches gegen die tiefe Flanke des SS-Panzerkorps. Meyer weiss aber auch: Das ist meine Stunde!

Er ist Kommandeur der IV. (Panzerjäger)-Gruppe des Schlachtgeschwaders 9, die bei Mikojanowka liegt. 68 funkelnagelneue Panzerschlachtflugzeuge, Typ Henschel Hs 129, stehen auf den Plätzen. Jede Maschine ist ausser mit den MG mit einer 3-cm-Kanone ausgerüstet: die fliegende Pak der ‚Zitadelle‘-Schlacht.

Jetzt gilt es zu beweisen, was diese neue Waffe wert ist. Meyer alarmiert über Funk die Bodenstelle seiner Gruppe und befiehlt staffelweisen Einsatz.

Als die erste Staffel angebraust kommt, weist Meyer die Flugzeugführer über Sprechfunk ein. Und dann beginnt eine historische Schlacht: Zum ersten Male in der Kriegsgeschichte wird ein grosser Panzerverband allein aus der Luft bekämpft.

Im Tiefflug greifen die Staffeln an. Da jagt Major Matuschek, drüben Oberleutnant Domemann. Wie Habichte stossen ihre Staffeln von hinten und von der

Seite gegen die russischen Panzerpuls. Die Bordkanonen blitzen und bellen. Einmal, zweimal, dreimal. Treffer. Explosion. Feuer. Brennend kurven die getroffenen T 34 übers Schlachtfeld.

Zwischen den Tiefangriffen der Henschel-Panzerjäger bekämpft Major Druscheis Focke-Wulf-Schlachtgruppe mit Splitterbomben die russischen Infanteriekolonnen und die hastig in Stellung gebrachten Flak-Waffen.

Es ist eine Schlacht der Maschinen. Die russischen Panzer finden keine Einstellung zu dem ungewohnten Angreifer. Sie kurven durcheinander, verkeilen sich und werden auf diese Weise eine leichte Beute für Meyers fliegende Panzerjäger.

Nach einer Stunde ist die sowjetische Brigade zerschlagen. Fünfzig Panzer liegen ausgebrannt oder schwerbeschädigt auf dem Gefechtsfeld. Die tödliche Bedrohung der tiefen Flanke Haussers ist beseitigt, ehe das SS-Panzerkorps und die 4. Panzerarmee sie überhaupt wahrgenommen haben.

Aber auch Chruschtschow erringt einen Sieg, einen Sieg über die Panik des 31. Panzerkorps. General Popjol, den er mit zwei Politkommissaren in den Kampfraum von Tschemijenkows Korps gejagt hat, begegnet sehr bald der zurückgehenden Panzerbrigade Konowalow. Popjol bringt sie zum Stehen. Dreht sie um und beordert sie wieder nach vorn.

Den Kommandierenden General findet Popjol auf einem vorgeschobenen Gefechtsstand in vorderster Linie. Er hat ein paar Regimente bereits wieder fest in der Hand.

Das Korps ist zwar durcheinander, weicht an vielen Stellen zurück, aber die Panik wird aufgefangen. Die 29. Pak-Brigade deckt den Rückzug und ermöglicht die Bildung provisorischer Verteidigungsstellungen. Das Schlimmste ist verhindert. Aber schlimm genug ist es immer noch: Haussers Panzerverbände drängen stürmisch den weichenden Russen nach.

Hauptsturmführer Lex jagt mit der 3. Kompanie des SS-Panzergrenadierregiments ‚Der Führer‘ durch eine Frontlücke. Plötzlich steht er vor dem gut ausgebauten Gefechtsstand des völlig überraschten Stabes einer sowjetischen Schützenbrigade und nimmt General, Stab und Stabskompanie gefangen.

Die ‚Totenkopf‘-Division, die tagelang am rechten Flügel des Korps in der Abwehr sowjetischer Gegenangriffe gebunden lag, wird von den herangeeilten Infanterieverbänden der 167.1. D. abgelöst.

Die alten Russland-Regimenter der bayerischen 167.1. D. unter Generalleutnant Trierenberg marschieren quer durch die Nachschubkolonnen nach Osten und beziehen an der Bahnlinie Bjelgorod-Kursk ihre Abwehrstellungen. Auf den beherrschenden Höhen nördlich Lutschki I liegen die Beobachter von sechs leichten und schweren Batterien des Artillerieregiments 238, lenken das zusammengefasste Feuer ihrer Geschütze gegen die immer wieder angreifenden sowjetischen Infanteriebrigaden; auf schmälstem Raum, in einem Angriffstreifen von knapp dreihundert Meter wollten sie den Durchbruch erzwingen.

Aber die 167er halten. Nicht zuletzt dank ihrer Artillerie. Hauptmann Wiede setzt das schwere Wirkungsfeuer seiner bespannten 10,5-cm-Haubitz-Batterie präzise vor die eigenen Gräben in die angreifenden sowjetischen Linien. Die

Richtkanoniere arbeiten wie auf dem Schiessplatz. Die Artillerie ist Herr der Stunde.

General Hausser kann dank dieser wirksamen Abwehr seine motorisierten Bataillone unbesorgt auf der Naht zwischen ‚Leibstandarte‘ und ‚Das Reich‘ nach Norden über den Psjol werfen. Den Übergang über diesen wichtigen Abschnitt erzwingt im mörderischen russischen Artillerie- und Werferfeuer aus überhöhten Uferstellungen Obersturmbannführer Karl Ullrich mit dem III. Bataillon SS-Panzergrenadierregiment 6 der ‚Totenkopf‘-Division. Als der Angriff im schweren Feuer stockt, reißt Ullrich seine Männer persönlich vor, stürmt in den Abendstunden des 10. Juli 1943 das Dorf Krassnyj Oktjabr, bildet einen kleinen Brückenkopf über den Fluss und hält ihn gegen stärkste sowjetische Infanterie- und Panzerangriffe.

Die ‚Totenkopf‘-Division gewinnt damit am 11. Juli zwischen Bogorodiskoje und Wessely einen Brückenkopf über den Fluss. Was nach dem strikten Befehl des sowjetischen Oberkommandos auf keinen Fall passieren durfte, ist geschehen: Das letzte natürliche Hindernis vor Kursk ist bezwungen.

Gleichzeitig stossen ‚Leibstandarte‘ und ‚Das Reich‘ zwischen Bahnlinie und Psjol auf die Landbrücke gegen Prochorowka vor.

General Katukow, der Oberbefehlshaber der verstärkten 1. sowjetischen Panzerarmee, ist in einer schlimmen Lage. Er soll nach dem Zusammenbruch der 6. Garde-Armee einen Gegenschlag mit allen verfügbaren Kräften führen, soll aber auch den Deutschen den Weg nach Obojan versperren und ist nun selbst in ärgster Bedrängnis.

Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als seine operativen Reserven, die der 1. Panzerarmee für die geplante Gegenoffensive zugeführt werden, nacheinander in die Schlacht zu werfen.

Die Folge ist katastrophal: Am 11. Juli ist nicht nur die 6. Garde-Armee aus dem Feld geschlagen, sondern auch die 1. Panzerarmee ist schwer mitgenommen, und die schnell herangeworfene 5. Garde-Armee wird stückweise ‚verheizt‘.

Auf dem Armeegefechtsstand sitzt Generalleutnant Nikita Chruschtschow bei Katukow wie ein Wachtmeister und predigt: «Halten, halten, halten!»

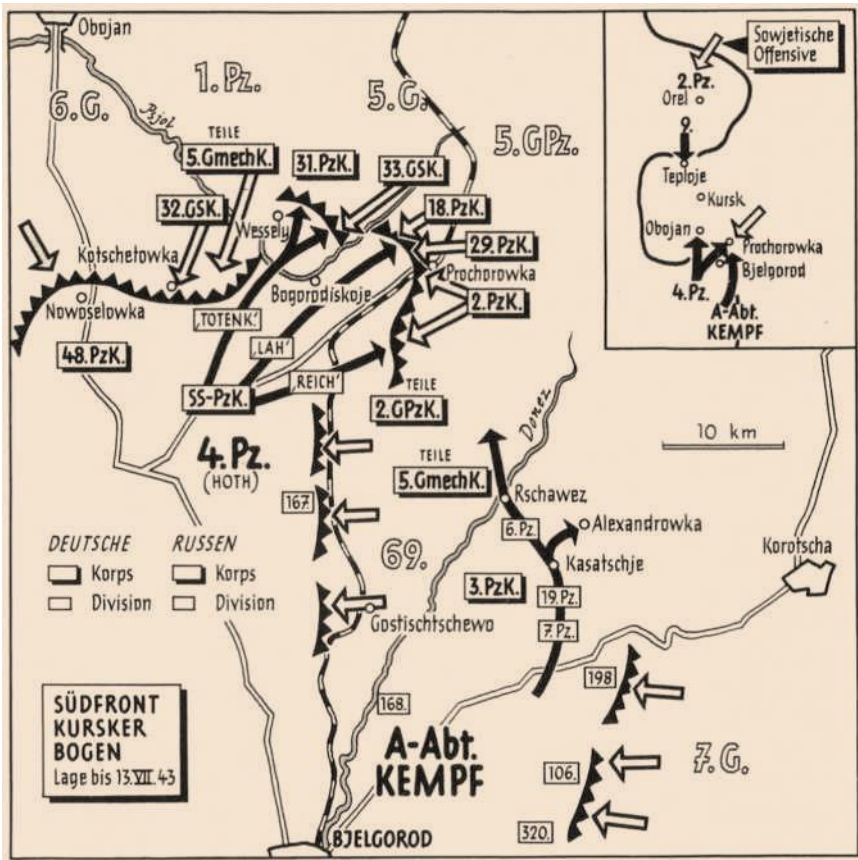
Er telefoniert alle Stunde mit der Heeresgruppe und drängt: «Wann kommen die Reserven der ‚Steppen-Front‘? Wo sind die Panzerkorps der 5. Garde-Panzerarmee?»

«Sie kommen», versichert General Watutin. Und sie kommen tatsächlich. Sie jagen in Richtung der Landbrücke und auf Prochorowka zu.

Der Augenblick rückt heran, in dem die Entscheidung über den Ausgang des gesamten ‚Zitadelle‘-Unternehmens fallen muss.

Auch an der Nordfront, auf dem Schlachtfeld der 9. deutschen Armee, steht Model am 11. Juli kurz vor dem Durchbruch durch die letzte sowjetische Verteidigungsstellung bei Teploje. Er gruppiert daher seine Kräfte um, führt alle Reserven in den Kampfraum des 46. Panzerkorps und setzt den entscheidenden Durchbruchsangriff für den 12. Juli fest.

Die Kommandeure warten auf die X-Zeit. Zwischen Teploje und Kursker



Die ungefähr gleichstarken deutschen und sowjetischen Hauptkräfte stossen bei Prochorowka aufeinander. General Kempfs Flankenangriff soll die Entscheidung bringen.

Chaussee sollen sie mit massierten Panzerkräften durchbrechen und den von Süden her vordringenden Divisionen Hoths entgegenstürmen.

Die Sache ist gut geplant und genau koordiniert. Auch Hoth will am 12. Juli die Entscheidung erzwingen und auf der Landbrücke von Prochorowka General Katukows Panzerkräfte vernichten, ehe die sowjetische Heeresgruppe ‚Steppen-Front‘ frische Reserven heranführen und in die Schlacht werfen kann.

Wird der Plan gelingen?

Die Antwort hängt vom 3. Panzerkorps der Armeeabteilung Kempf ab. Es ficht ostwärts des Donez. Sein Auftrag, den es von Manstein zu Beginn der Operationen erhielt, lautet: «In allgemeiner Richtung auf Korotscha schnell vorstossen, um die von Osten und Norden zu erwartenden Feindkräfte anzugreifen und zu vernichten.» Anders ausgedrückt: Kempfs drei Panzerdivisionen sollen die 5. sowjetische Garde-Panzerarmee abfangen, ihre Vereinigung mit Katukows Armee verhindern und damit Hoths Flanke freihalten.

Das war Mansteinsche Panzerstrategie! Wieder einmal, wie so oft in der Geschichte der Kriege, hing eine schicksalhafte militärische Entscheidung, die den weiteren Verlauf des ganzen Feldzuges bestimmen musste, vom Lauf der Uhr ab, von einem Tag oder gar einer Stunde. Die ‚Weltminute von Waterloo‘ wiederholte sich bei Prochorowka.

In der Schlacht von Waterloo am 18. Juni 1815 hätte der Flankenstoss Marschall Grouchys, der die Vereinigung des preussischen und englischen Heeres verhindern sollte, sehr wahrscheinlich die Entscheidung für Napoleon gebracht – wenn Grouchy rechtzeitig aufs Schlachtfeld gekommen wäre.

Bei Prochorowka war die strategische Lage ähnlich wie 128 Jahre zuvor. Während die ungefähr gleichstarken Hauptkräfte aufeinanderstiessen, musste der geplante Flankenstoss von Kempfs 6., 7. und 19. Panzerdivision, verstärkt durch Sturmgeschützbrigaden und die schwere Panzerabteilung 503, die Entscheidung bringen.

Am 11. Juli stehen Kempfs vorderste Verbände an den Ufern des nördlichen Donez, zwanzig Kilometer vom Schicksalspunkt Prochorowka entfernt. Die schwierigen Kampfverhältnisse in dem ungünstigen Flussgelände und der starke Feindwiderstand haben zwar den Fahrplan verzögert; aber nun scheint sich die Lage zu wenden. Die Vorausabteilung Bäke der 6. Panzerdivision schickt sich an, über den oberen Donez zu gehen. Auch die 7. und 19. Panzerdivision kommen heran. Über dreihundert Panzer und Sturmgeschütze. Eine mächtige Streitmacht. Wird sie rechtzeitig in die Waagschale der heraufdämmernden Panzerschlacht geworfen, muss das den Sieg für Hoth bedeuten.

Das Wettrennen beginnt. Am Abend des 11. Juli erscheint General Rotmistrows 5. sowjetischen Garde-Panzerarmee mit dem 18. und 29. Panzerkorps sowie dem 5. mechanisierten Garde-Korps auf der Landbrücke. 850 Panzer hat Rotmistrow zur Verfügung: fast alles T 34 und schwere ‚SU‘, das sind Selbstfahrlafetten als Sturmgeschütze, Kaliber 12,2 und 15,2 Zentimeter.

Hoth hat vorerst mit Haussers Panzerkorps nur rund 600 Panzer dagegenzusetzen, darunter allerdings mehrere Kompanien mit schweren Panzern vom Typ ‚Tiger‘. Zusammen mit General Kempfs Panzerstreitmacht wäre er den Sowjets überlegen.

Auf dem Gefechtsstand der ‚Woronesch-Front‘ stehen General Watutin, Chruschtschow und die Stabsoffiziere vor den Lagenkarten. Jeder weiss, dass der entscheidende Augenblick der Schlacht heranrückt.

«Wir müssen mit der 5. Garde-Panzerarmee gegen Hausser losschlagen, ohne Rücksicht auf die Lage bei unseren anderen Armeen», sagt General Watutin. Er ist einer der besten Köpfe der sowjetischen operativen Führung. Er weiss, die Uhr tickt für Hoth.

Die andere Auffassung im Kriegsrat lautet: Warten, bis sich die 1. Panzerarmee und die 5. Garde-Armee nach den schweren Verlusten der letzten Tage wieder reorganisiert haben, und sie dann zusammen mit der 5. Garde-Panzerarmee zum Gegenangriff gegen Haussers starke Kräfte ansetzen.

Doch Watutin und Chruschtschow setzen sich durch. Ihr Argument: Wenn wir

warten, dann ist Kempf da. Und gegen Hausser und Kempf, also nach vorn und nach hinten zu kämpfen, das ist gefährlich.

Die Stunde von Waterloo! Damals, am Mittag des 18. Juni 1815, stürmen bei Belle Alliance die französischen Regimenter immer wieder gegen die Stellungen der Engländer. Schon bedecken Zehntausende von Toten die nassen Hügel. Erschöpfung hüben und drüben. Die Heere ermüdet. Napoleon und Wellington beunruhigt. Beide wissen, dass dem der Sieg gehört, der zuerst Verstärkung empfängt. Wellington von Blücher, Napoleon von Grouchy. Immer wieder greift Napoleon nervös zum Teleskop, immer neue Ordonnanzen jagt er hinüber; kommt sein Marschall rechtzeitig heran, so leuchtet über Frankreich noch einmal die Sonne von Austerlitz; kommt er nicht – ist alles verloren!

In Prochorowka wiederholt sich Waterloo: Am Morgen des 12. Juli 1943 rollen die Panzer Rotmistrovs tiefgestaffelt gegen die zur gleichen Zeit auf der Landbrücke vorstossenden Panzerregimenter Hausssers. Zwei gigantische, in Staub und Qualm gehüllte Panzerlawinen donnern auf engem Raum aufeinander zu. Eine offene Panzerbegegnungsschlacht beginnt, wie sie die Kriegsgeschichte noch nie erlebte. Und sie auch nie wieder stattgefunden hat.

1'500 Panzer und Sturmgeschütze, Giganten aus Stahl, fahren, schiessen, explodieren, brennen, blitzen und krachen auf dem winzigen Meer aus Tälern und Hügeln rund um Prochorowka.

Einen eindrucksvollen und anschaulichen Bericht von den ersten Stunden der Schlacht gibt Generalleutnant Rotmistrow. Seine Schilderung ist eines der besten Schlachtengemälde der jüngsten sowjetischen Militärgeschichte.

Von einem Hügel bei Prochorowka überblickt Rotmistrow das Schlachtfeld: «Die Panzer bewegen sich in Rudeln unter dem Schutz kleiner Wäldchen und Hecken über die Steppe. Die Abschüsse der Geschütze vereinigen sich zu einem mächtigen, anhaltenden Dröhnen. Die sowjetischen Panzer stossen in voller Fahrt auf die deutschen Vorausabteilungen und durchbrechen den deutschen Panzerschleier. Die T 34 schiessen auf geringe Entfernung ‚Tiger‘ ab, denen im Nahkampf ihre starke Bewaffnung und mächtige Panzerung keinen Vorteil mehr bringt. Die Panzer beider Seiten sind in engster Gefechtsberührung. Es ist weder Raum noch Zeit, sich vom Gegner zu lösen, die Gefechtsordnungen wiederherzustellen und zu operieren. Die aus nächster Entfernung abgeschossenen Granaten durchschlagen sowohl die Seiten- wie auch die Stirnpanzerung der Kampfswagen. Auf diese Entfernung gibt es keinen Panzerschutz mehr, und die Länge der Rohre ist nicht mehr entscheidend. Häufig explodieren dabei Munition und Betriebsstoff, und abgerissene Panzertürme werden Dutzende Meter weit weggeschleudert. Über dem Gefechtsfeld entbrennen gleichzeitig erbitterte Luftkämpfe. Sowohl die sowjetischen als auch die deutschen Flieger wollen ihren Erdtruppen helfen, die Schlacht zu gewinnen. Die Bomber, Schlacht- und Jagdflugzeuge scheinen am Himmel über dem Frontabschnitt von Prochorowka festzuhängen. Ein Luftkampf folgt dem anderen. Bald ist das ganze Firmament vom schweren Rauch der Brände überzogen. Auf der schwarzen, verbrannten Erde lodern die abgeschossenen Panzer wie Fackeln. Es ist schwer festzustellen, welche Seite angreift und wer sich verteidigt. Das II. Bataillon der 181. Panzerbrigade des 18. Panzerkorps, das am

linken Ufer des Psjol angreift, stösst auf eine Gruppe ‚Tiger‘, die das Feuer auf die sowjetischen Panzer aus dem Halt eröffnet. Die starken und weitreichenden Kanonen der ‚Tiger‘ sind sehr gefährlich, und die sowjetischen Panzer müssen so schnell wie möglich die Entfernung verkürzen, um diesen Vorteil des Gegners auszuschalten. Der Bataillonskommandeur Hauptmann P. A. Skripkin befiehlt: «Vorwärts, mir nach!» Die erste Granate des Kommandeurpanzers durchschlägt die Seitenwand eines ‚Tiger‘. Sogleich eröffnet ein anderer ‚Tiger‘ das Feuer auf Skripkins T 34. Eine Granate durchschlägt die Seitenwand, und ein zweiter Treffer verwundet den Bataillonskommandeur. Der Fahrer und der Funker ziehen ihren Kommandeur aus dem Panzer und bringen ihn in einen Granattrichter in Deckung. Als ein ‚Tiger‘ direkt auf sie zurollt, springt der Tankist Alexander Nikolajew wieder in seinen angeschossenen, schon rauchenden Panzer, wirft den Motor an und stürmt dem Gegner entgegen. Wie ein lodernder Flammenball jagt der T 34 über das Feld. Der ‚Tiger‘ stoppt. Aber es ist zu spät. Der brennende Kampfwagen fährt in voller Fahrt gegen den deutschen Panzer. Eine Detonation lässt den Boden erbeben.»

Am Nachmittag des 12. Juli war auch der Gegenspieler Rotmistrovs, Generaloberst Hoth, vorn auf dem Schlachtfeld. Vom Gefechtsstand des Regiments ‚Der Führer‘ beobachtete er die Kämpfe. Am Scherenfernrohr überblickte er den Kampfraum, der übersät war mit rauchenden Panzerwracks.

Haussers Regimente waren in die Verteidigung gedrängt worden, behaupteten aber das Schlachtfeld. Wiederholt waren die sowjetischen Panzerbrigaden in die deutsche HKL eingedrungen. Sie wurden aber immer wieder geworfen, wenn auch die Grenadiere unter dem Ansturm der feindlichen Panzermassen schier verzweifelten.

Heftige Kämpfe entwickelten sich an der rechten Flanke der Division ‚Das Reich‘. Dort griff das 2. sowjetische Garde-Panzerkorps aus der Lücke, die zwischen dem Korps Hausser und den noch nicht herangekommenen Divisionen Breiths klaffte, immer wieder an. Diese verfluchte Lücke!

«Die Flankenangriffe der Russen binden unsere halbe Kraft und nehmen uns den Dampf gegen den Feind bei Prochorowka», murrte Regimentskommandeur Sylvester Stadler.

Hoth nickte. Er liess eine Fernsprechverbindung mit dem Armeegefechtsstand herstellen. Generalmajor Fangohr, Chef des Stabes der 4. Panzerarmee, meldete sich.

«Fangohr, haben Sie Nachrichten über Kempf? Wo steht sein 3. Panzerkorps?» Fangohr wusste es genau, denn er hatte gerade selbst mit der Heeresgruppe telefoniert und von Mansteins Chef, General Busse, erfahren, dass die Spitzen des 3. Panzerkorps bei Rschawez am nördlichen Donez standen.

Das war eine gute Nachricht. Doch Fangohr hatte auch eine schlechte. Er hatte von Busse erfahren, dass Model an der Nordfront von Kursk zu seinem geplanten Durchbruchangriff nicht angetreten war.

Warum nicht? Weil die Sowjets im Rücken der 9. Armee, im Orel-Bogen, angriffen und bei der 2. Panzerarmee auf Antrieb einen tiefen Einbruch erzielt hatten.

Orel war bedroht, die Nachschubbasis der ganzen Heeresgruppe Mitte in Gefahr, die 9. Armee im Rücken schwer gefährdet. Model musste Kräfte aus der Front ziehen, um sie den Russen entgegenzuwerfen.

Hoth hörte sich diese Hiobsbotschaft schweigend an, bedankte sich und legte auf.

Jetzt drängte alles noch mehr. Jetzt kam es darauf an, hier am Südbogen die Entscheidung zu erzwingen. Würde es noch klappen? Es musste klappen.

Auf Breith war Verlass. Er war einer der erfahrensten und erfolgreichsten Panzerführer des Heeres. Und ausserdem hatte Manstein noch immer das 24. Panzerkorps von General Nehring in Reserve, mit zwei hervorragenden Divisionen: der altbewährten 17. Panzerdivision und der 5. SS-Panzergrenadierdivision ‚Wiking‘.

Die Hauptsache jedoch war, dass General Breiths 3. Panzerkorps über den Donez kam.

Rschawez: Zwanzig Kilometer vom Hauptkampfplatz entfernt. Man konnte den Kanonendonner von Prochorowka hören. Die Kommandeure und Chefs des verstärkten Panzerregiments 11 sassen neben dem Befehlspanzer ihres Kampfgruppenführers.

Oberst von Oppeln-Bronikowski hörte sich den Vorschlag von Major Dr. Franz Bäke an: Man hatte das Tagesziel des Angriffs, Kasatschje, zwölf Kilometer vor dem Fluss, nach einem kühnen Raid und harten Kämpfen erreicht. Bäke war dafür, noch in der Nacht zum 12. Juli das schwerbefestigte Rschawez im Handstreich zu nehmen, über den Donez zu stossen und einen Brückenkopf zu bilden.

Oppeln hatte Bedenken. Der Divisionsbefehl lautete, den Übergang am nächsten Tag nach Artillerie-Einsatz zu erzwingen.

Bäke wandte ein, dass der Russe stark sei und ein Angriff bei Tag grosse Opfer kosten würde. Ein Handstreich bei Nacht könnte alles leichter gelingen lassen.

Könnte! Sicher war das nicht. Doch der erfahrene Panzerführer Oppeln sah Bäkes Argumente ein – und stimmte zu.

Bäke organisierte den Handstreich in gewohnter Weise: Mit seiner II. Abteilung des Panzerregiments 11 und dem II. (SPW)-Bataillon des Panzergrenadierregiments 114 unter Oberleutnant Roembke stiess die kleine Streitmacht nach Einbruch der Dunkelheit weiter gegen den Fluss vor.

Ein erbeuteter T 34 wurde zur Täuschung des Gegners an die Spitze gesetzt. Man hatte ihm zwar das Balkenkreuz aufgepinselt. Aber nicht sehr gross! Und in der Nacht sind alle Katzen grau. Die Silhouette allein war wichtig.

Funkstille. Schiessverbot. Sprechverbot. Aber kein Rauchverbot. Im Gegenteil: Die Männer sollten möglichst rauchend und ungezwungen auf den Panzern sitzen, wie bei einem normalen Vormarsch. «Nur kein Wort in deutscher Sprache darf fallen», hatten die Kompaniechefs ihren Männern eingeschärft.

Gespentisch zieht die Kolonne ihres Weges. Die Spitze führt Bäke selbst: ein Zug Panzer und ein paar Schützenpanzerwagen mit Grenadiern und Pionieren, dann die Befehlspanzer. Nur die Motoren brummen und die Ketten klirren.

Feindliche Kolonnen ziehen Bord an Bord vorbei. Die Silhouette des T 34 an der Spitze der Deutschen täuscht die Russen.

An besetzten und gutausgebauten sowjetischen Pakstellungen und Stalinorgel-Batterien vorbei geht Bäkes Fahrt. Der Mond gibt ein dünnes Licht. Die Russen rühren sich nicht. Lehnen verschlafen in ihren Stellungen an der Strasse. Sie sind solche Kolonnen gewöhnt. Schon den ganzen Tag über sind sowjetische Verbände an ihnen vorbeigerollt. Bäke überholt eine feindliche Infanteriekolonnie. Zum Glück kommt kein russischer Soldat auf die Idee, sich als Mitfahrer auf einen Panzer zu schwingen.

«Nach etwa zehn Kilometern», berichtet Dr. Bäke, «streikt unser T 34. Er bekommt anscheinend nationale Gefühle und versperrt die Strasse. Da müssen unsere Männer raus aus den Panzern und trotz der rumstehenden Russen, die interessiert zuschauen, den T 34 von der Strasse abziehen und in den Graben stossen, um den Weg freizumachen. Trotz des Verbots: kein deutscher Laut, fallen ein paar deutsche Flüche! Noch nie hat mich ein Fluch so empfindlich getroffen wie vor Rschawez. Doch der Russe merkt immer noch nichts. Die Panzerbesatzung des T 34 wurde übernommen. Aufgefressen und marsch!»

Die ersten Häuser von Rschawez tauchen auf. Und die ersten sowjetischen Panzer. Es sind T 34, die am Strassenrand stehen. Ihre Luken sind offen. Die Tankisten liegen im Gras. Aber nun kommt es schlimmer: Leutnant Huchtmann, der im ersten Panzer sitzt, meldet aufgeregt durch Sprechfunk: «Russische Panzer kommen entgegen, was soll ich tun?» Bäke antwortet: «Dreimal tief atmen, dass ich es im Mikrofon hören kann und Panzer zählen.»

Huchtmann zählt ins Mikrofon: «1-2-3-4-5-...-10-...-15-...-20-21-22.»

Also zweiundzwanzig feindliche Panzer. Sie fahren Bord an Bord vorbei.

Schon atmet alles auf. Da kommt plötzlich Unruhe in die sowjetische Kolonne. Ein halbes Dutzend T 34 scheren aus und kommen zurück. Haben sie etwas gemerkt?

Bäke lässt seine Kampfgruppe weiterrollen, Richtung Rschawez, und stellt sich mit seinem Befehlspanzer III, der als Atrappe nur eine Holzkanone hat, quer über die Strasse. Sieben T 34 rollen heran, stellen sich im Halbkreis in etwa zwanzig Meter Entfernung um Bäkes Panzer. Richten ihre Rohre. Aber anscheinend wissen sie nicht recht, was sie tun sollen. Die Nacht irritiert sie. Für Bäke sieht es böse aus. Mit einer Holzkanone kann man nicht schießen. Es muss aber etwas geschehen, um das ganze Unternehmen nicht im letzten Augenblick zu gefährden. Die Kampfgruppe zurückzuholen, dafür ist es zu spät. Da entschliesst sich Bäke zu einem Husarenstück: Er springt mit seinem Ordonnanzoffizier, Oberleutnant Zumpel, aus dem Befehlswagen heraus. In jeder Hand eine Haft-hohlladung. Sie springen am SPW von Fahnenjunker-Unterroffizier Dehen vorbei, der auf das Kommando ‚Feuer frei‘ wartet.

Fünf Sprünge. Ladung an den ersten Panzer. Ein paar sowjetische Infanteristen sitzen darauf und starren erschrocken, einer hebt sein Gewehr, Bäke reisst es ihm aus den Händen. Springt dann zur Deckung in einen Graben. Steht brusttief im Wasser. Zweimal rummst es. Denn auch Oberleutnant Zumpel hat seine Haft-hohlladung an Panzer Nummer zwei angebracht.

Wieder hoch. Die nächsten beiden. Wieder in Deckung. Doch diesmal donnert nur eine Detonation. Die andere Ladung versagt.

Der verschonte T 34 schwenkt drohend das Rohr seiner Kanone.

Bäke springt auf einen heranrollenden eigenen Panzer, duckt sich hinter den Turm und brüllt: «Feuer frei!»

Der deutsche Richtschütze ist schneller als sein russischer Gegner. Schuss. Erledigt.

Jetzt ist der Teufel los. Mit der Gespensterfahrt ist es vorbei. Die Russen schiessen Leuchtsignale. MG-Feuer prasselt wild in die Gegend.

Bäkes Panzer und SPW preschen in den Ort. Pak-Stellungen werden überrollt. Pioniere erobern eine Batterie Salvengeschütze.

Dumpfe Detonationen tönen vom Fluss her. ‚Die Brücke!‘ geht es Bäke heiss durch den Kopf.

Wenig später steht sein Panzer vor dieser Brücke über den Donez: Sie isgesprengt. Die Kampfgruppe hat die Abzweigung im Dorf, die zur Brücke führte, verpasst.

Doch Pioniere und Grenadiere können über einen Steg noch das andere Ufer erreichen. Und die Überraschung ist drüben bei den Russen so gross, dass es gelingt, einen Brückenkopf zu bilden.

Als der Tag graut, steht Bäkes Vorausabteilung der 6. Panzerdivision fest am Nordufer des Donez. General von Hünersdorff hat ihm sogleich das I. Bataillon Panzergrenadierregiment 114 unter Hauptmann Oekel nachgeführt. Noch am späten Nachmittag des 12. Juli ist auch die Kampfgruppe Horst der 19. Panzerdivision heran. Die Panzerdivisionen des Korps Breith können über die schnell reparierte Brücke rollen und den schmalen Brückenkopf erweitern. Teile der überrannten sowjetischen Verbände, die nach Norden ausweichen wollen, können abgefangen werden.

Die Russen sind immer wieder so überrascht, hier in Rschawez auf deutsche Truppen zu treffen, dass sie gar nicht an Widerstand denken. Als Kradmelder Gerdsmann vom I. Bataillon Panzergrenadierregiment 114 einem anrollenden pferdebespannten Russengeschütz den Karabiner entgegenhält, hebt die ganze Geschützbedienung fassungslos die Hände.

Ein Unheil allerdings traf die 6. Panzerdivision bei diesem kühnen Handstreich. Doch es wurde nicht vom Feind verursacht, sondern tragischerweise von der eigenen Luftwaffe: Eine He-111-Staffel, die noch nichts von dem nächtlichen Erfolg wusste, hielt die Massierung am Donez-Nordufer für Feindkräfte und griff an.

General von Hünersdorff hatte gerade neben seinem Befehlspanzer eine Kommandeursbesprechung. Ganz in der Nähe schlugen mehrere Bomben ein und verletzten eine erhebliche Anzahl Soldaten und vierzehn Offiziere. Auch Hünersdorff selbst wurde verwundet. Aber er blieb bei der Division. Der Kommandeur Panzergrenadierregiment 114, Major Bieberstein, und Hauptmann Oekel erlagen ihren Verletzungen.

Das war ein schlimmer Preis für die nach Prochorowka aufgestossene Tür. Aber

wenn es jetzt schnell weiterging, würde es wahrscheinlich der Preis für den Sieg sein.

Doch noch konnte Bäke die Chance nicht nutzen. Während er den Handstreich auf Rschawez durchführte, hatte die Masse der 6. Panzerdivision zehn Kilometer weiter ostwärts die wichtigen Höhen von Alexandrowka angegriffen. Aber die Sowjets verteidigten diesen Schlüsselpunkt ihrer Donez-Stellungen in der Flanke des deutschen Vorstosses energisch. Die Bataillone des verstärkten Panzergrenadierregiments 4 blieben vor dem Dorf Alexandrowka im schweren Feuer liegen.

Hünersdorff zögerte keinen Augenblick. Er jagte mit Major Bäkes Panzern wieder auf das südliche Donez-Ufer zurück. Stieß mit einem halben Dutzend ‚Panthern‘ an dem zäh verteidigten Ort vorbei, nahm die beherrschenden Höhen. Und öffnete den Grenadiern den Weg in das heissumkämpfte Dorf.

Das feindliche Verteidigungsfeld zwischen Donez und Korotscha war damit am 13. Juli durchbrochen. Die 6. Panzerdivision hatte freien Raum zum Stoss nach Norden. Die Panzer der 7. und 19. Panzerdivision preschten durch den Brückenkopf Rschawez dem Schlachtfeld von Prochorowka zu.

Hünersdorff allerdings fuhr nicht mehr mit. Auf der Rückfahrt von der Abteilung Bäke zum vorgeschobenen Divisionsgefechtsstand traf ihn am 14. Juli die Kugel eines versteckten feindlichen Scharfschützen: Kopfschuss. Splitter des Stahlhelms verletzten das Gehirn. Der bewusstlose General konnte zwar noch mit einem Fieseler Storch nach Charkow gebracht werden, wo ihn der herbeigeflogene Gehirnspezialist Oberstarzt Dr. Tönjes operierte; aber drei Tage später erlag Walter von Hünersdorff, fünfundvierzig Jahre alt, im Armeelazarett seinen schweren Verletzungen. Eine Krankenschwester wachte Tag und Nacht bis zu seinem Tode bei ihm; es war Frau von Hünersdorff, die hier im Frontbereich als Leiterin eines Soldatenheim des Deutschen Roten Kreuzes Dienst tat.

Der kühne und faszinierende Panzerführer, der vor knapp sechs Monaten beim Einsatzversuch für Stalingrad die Spitze der Armee Hoth bis fünfzig Kilometer an die Vorposten der 6. Armee geboxt hatte, war tot.

Wie ein Sinnbild für die Macht des Schicksals wirkt das Ende dieses mutigen Soldaten in der Stunde, da sich die Schlacht auf dem Scheitelpunkt befindet und der Sieg greifbar nahe ist.

Alliierte Landung auf Sizilien – Sowjetischer Durchbruch bei Orel – «Ich brauche Divisionen, Herr Feldmarschall» — Halbierete ‚Zitadelle‘ – Verschenkter Sieg – Die Wende des Krieges

Blitzschnell wandelt sich auch die grosse Szene. Fern von Prochorowka fallen Entscheidungen, die alle Erfolge im Kursker Bogen zunichte machen. Die beiden wichtigsten Männer des deutschen Ostheeres, die Feldmarschälle von Manstein und von Kluge, werden am 13. Juli durch ein Blitzgespräch aus dem Führerhauptquartier nach Ostpreussen in die ‚Wolfsschanze‘ befohlen.

Die Marschälle besteigen ihre Flugzeuge und fliegen über die endlosen ukrainischen und weissrussischen Felder dem ostpreussischen Rastenburg zu. Wieder einmal wird das Görlitz-Wäldchen zur Bühne einer schicksalhaften Entscheidung.

Hitler empfängt seine Heerführer in zorniger Geschäftigkeit. Der militärische Hofstaat des spartanischen Feldlagers läuft mit eingezogenem Kopf herum. Gewitterstimmung!

Welcher Wandel seit der Konferenz vor zwölf Tagen, als Hitler an gleicher Stelle den Angriffsbefehl für ‚Unternehmen Zitadelle‘ erteilte. Verraucht der Optimismus. Verklungen die grossen Worte. Entschwunden die Hoffnungen auf einen stürmischen Sieg der neuen Waffen.

Das Thema, das heute durch die Baracken unter den schattigen Buchen geistert und das Hitler ohne Umschweife gleich ansteuert, heisst – Italien!

Er berichtet Manstein und Kluge, was diese im Grossen schon erfahren hatten: Am 10. Juli 1943 waren englische, amerikanische und kanadische Truppen von Nordafrika her auf Sizilien gelandet. Die italienische Verteidigung der Insel war schnell zusammengebrochen. 300'000 Mann waren bis auf wenige Einheiten einfach davongelaufen. Die Alliierten rollten über die Küstenstrassen vorwärts. Widerstand leisteten nur noch deutsche Fallschirmjäger, Panzergrenadiere und Flak-Kampfftrupps.

Hitler spart nicht mit harten Worten gegen die italienischen Verbündeten. Er ist nicht nur zornig, sondern zugleich auch von einer an Panik grenzenden Sorge um die Weiterentwicklung der Lage in Südeuropa erfüllt.

«Der Verlust Siziliens ist wegen der miserablen Kampfführung der Italiener so gut wie sicher. Vielleicht landet Eisenhower schon morgen auf dem italienischen Festland oder auf dem Balkan. Damit wäre unsere ganze europäische Südflanke unmittelbar bedroht. Das muss ich verhindern. Und deshalb brauche ich Divisionen für Italien und den Balkan. Da ich sie nach Verlegung der 1. Panzerdivision von Frankreich auf den Peloponnes von keiner anderen Stelle mehr abziehen kann, müssen sie aus der Kursker Front herausgelöst werden. Ich bin daher gezwungen, ‚Zitadelle‘ einzustellen.»

So Hitler.

Die beiden Marschälle waren betroffen. Sie erlebten den Führer wieder einmal in seiner Krisenempfindlichkeit, seiner Panik und seiner Neigung zu übereilten Entschlüssen. Überraschende und unangenehme Ereignisse warfen ihn aus dem Gleichgewicht. Er verlor dann die Nerven und beurteilte die Lage ganz unrealistisch. So auch diesmal wieder. Während er sonst die Alliierten unterschätzte, traute er ihnen nun plötzlich abenteuerliche Pläne und tollkühne Unternehmungen zu.

Dabei brauchte Eisenhower, wie die folgenden Wochen zeigten, noch fast zwei Monate, ehe er seinen Angriff auf das italienische Festland ansetzen konnte.

Aber selbst wenn er vorgehabt hätte, sofort nach der Invasion auf Sizilien auch noch in Mittel-Italien oder auf dem Balkan zu landen: Die deutschen Divisionen, die mehr als 3'000 Kilometer entfernt in der Kursker Schlacht kämpften, waren am wenigsten in der Lage, eine solche Entwicklung zu verhindern. Ihr Abtransport würde Wochen dauern. Sie würden in Italien zu spät eintreffen, vor Kursk aber den zum Greifen nahen Sieg verschenken.

Doch Hitler war von der sizilianischen Landung wie in Bann geschlagen. Er sprach schnell und laut. Es war unverkennbar, was ihn quälte und ärgerte. Seine Schuld war es, seine Schuld ganz allein, dass diese verteufelte militärische Situation eingetreten war.

Der Wehrmachtsführungsstab, dem die Leitung der Operationen auf allen anderen Kriegsschauplätzen ausser der Ostfront unterstand, hatte Hitler bereits im Mai immer wieder vor der drohend heraufziehenden Gefahr im Mittelmeer gewarnt. Auch Feldmarschall von Manstein und General Zeitzler hatten gedrängt, die Operation ‚Zitadelle‘ nicht zu lange aufzuschieben. Guderian hatte überhaupt abgeraten. Model immer wieder Einspruch eingelegt. Kluge Bedenken angemeldet.

Hitler aber hatte gezögert, gezauert und hin- und hergeschwankt: Sollte er Kräfte von der Ostfront für Italien abziehen und ‚Zitadelle‘ zu den Akten legen? Sollte er schnelle Verbände aus Frankreich wegnehmen und nach Italien verlegen?

Schliesslich wollte Hitler wieder einmal alles: ‚Zitadelle‘ schlagen und nach dem Sieg die dann freiwerdenden Kräfte in die invasionsbedrohten Länder werfen – Frankreich, Italien und den Balkan.

Und damit hatte der Teufelskreis begonnen, das Spiel mit der Zeit: Von Woche zu Woche wurden die Russen im Kursker Bogen stärker, ihre Verteidigungsanlagen mächtiger.

Hitler war gezwungen, auch die deutschen Angriffskräfte zu verstärken. Das kostete wiederum Zeit. So war ein Angriffstermin nach dem anderen verstrichen. Die endgültige Überlegenheit versprach sich Hitler schliesslich von den neuen schweren Panzern und überschweren Sturmgeschützen, die noch in der Erprobung waren: dem ‚Panther‘ und dem ‚Tiger Ferdinand‘. Er forderte von der Rüstungsindustrie ihre beschleunigte Fertigstellung.

Aber Fertigung und Abtransport dieser Giganten verschlangen erneut kostbare Zeit. So waren die Wochen verronnen.

Guderian, der Generalinspekteur der Panzertruppe, gehörte zu den Männern, die

die Gefahr dieses teuflischen Fahrplanes erkannten. Er beschwor Hitler am 4. Mai, auf ‚Zitadelle‘ zu verzichten. In einem Gespräch in München sagte er im grossen Kreis klipp und klar, dass er die hochgeschraubten Erwartungen im Hinblick auf die neuen Panzer nicht teile: «Ich halte den neuen ‚Panther‘ und den ‚Tiger Ferdinand‘ noch nicht für wirklich frontreif. Sie haben noch zahlreiche Kinderkrankheiten, wie sie bei solchen Neukonstruktionen ganz natürlich sind, und die können wir nicht in fünf oder sechs Wochen beheben.»

Sogar Speer, der Rüstungsminister, hatte ihm zugestimmt.

Bei jener Besprechung in München spielte sich auch die düstere Szene ab, die heute fast gespenstisch anmutet und die der einzige noch lebende Zeuge, Generalleutnant a. D. Wolfgang Thomale, so schildert: Guderian und Kluge trafen bei dieser ‚Münchner Konferenz‘ zum erstenmal wieder zusammen, seit Kluge im Winter 1941 Guderians Entlassung bei Hitler erzwungen hatte.

Der Feldmarschall suchte die Versöhnung und streckte Guderian die Hand entgegen. Aber dieser übersah demonstrativ die Geste. Kluge wurde puterrot und wandte sich an Guderians Chef des Stabes, den damaligen Oberst Thomale: «Sagen Sie Generaloberst Guderian, ich ersuche ihn, mir ins Nebenzimmer zu folgen.»

Dort fragte er Guderian zornig: «Was veranlasst Sie zu dem beleidigenden Verhalten?»

Auch Guderian war zornig und antwortete, nur mühsam beherrscht: «Herr Generalfeldmarschall, das ist einfach gesagt. Sie haben vor zwei Jahren dem Führer falsch über mich berichtet. Sie haben mir meine Armee genommen und meine Gesundheit ruiniert. Ich glaube, das ist Grund genug, um von mir keine Sympathien zu erwarten.»

Kluge drehte sich um und verliess grusslos das Zimmer.

Ein paar Tage darauf überbrachte der Chefadjutant Hitlers, General Schmudt, Guderian eine schriftliche Forderung Kluges zum Zweikampf mit Pistolen. Der Feldmarschall hatte sich ausgerechnet Hitler zu seinem Kartellträger ausgesucht. Aber da der Führer ein prinzipieller Gegner von Zweikämpfen war, gab er zwar Kluges Forderung durch die Hand Schmudts an Guderian weiter, verbot aber das Duell und liess die beiden Kampfhähne durch Schmudt entsprechend unterrichten.

So blieb der Geschichte des zweiten Weltkrieges der blutige Ehrenhandel zweier hoher Generale erspart, die beide hervorragende Truppenführer waren, wenn auch charakterlich aus ganz verschiedenem Holz geschnitzt.

Sechs Tage nach jener Münchner Mai-Konferenz hatte Guderian in Berlin noch einmal versucht, Hitler von ‚Zitadelle‘ abzubringen. Beschwörend hatte der Generalinspekteur gesagt: «Mein Führer, warum wollen Sie an der Ostfront den Angreifer machen? Lassen Sie den Russen doch angreifen und schlagen Sie ihn dann aus der Nachhand zusammen.»

«Schlagen aus der Nachhand» – das war Mansteins Rezept. Ein Rezept, das der Feldmarschall verfocht, nachdem die Katastrophe von Stalingrad die Möglichkeit eines schnellen Sieges über die Sowjets ein für allemal zunichte gemacht hatte.

«Schlagen aus der Nachhand», das hiess: sich nicht selbst in verlustreiche

Angriffsoperationen zu begeben, sondern den Feind anrennen zu lassen und ihm jeweils im günstigsten Augenblick vernichtende Gegenschläge zu versetzen. Es war eine Strategie der Abnutzung. Und Manstein hoffte, dass bei ihrer Anwendung an der ganzen Ostfront die russischen Streitkräfte ausbluten und Stalin eines Tages – vielleicht – zu Friedensverhandlungen bereit sein würde.

Es war einer jener grossen dramatischen Augenblicke des Krieges, als Guderian an jenem 10. Mai 1943 Hitler an der Hand festhielt und ihn fragte: «Mein Führer, warum wollen Sie das Risiko eingehen und angreifen?»

Hitler hatte Guderian angeschaut und gesagt: «Sie haben vielleicht recht. Mir ist bei dem Gedanken an den Angriff auch immer ganz mulmig im Bauch.» Doch dann hatte er ‚Zitadelle‘ doch befohlen.

Nun steht er am 13. Juli wieder seinen Marschällen gegenüber. Die Geschichte hat ihm Unrecht, seinen Generalobersten und Marschällen aber Recht gegeben. Trotzdem verfiht er wieder eine falsche Entscheidung. Diesmal verstösst er gegen jenen fundamentalen, von Clausewitz formulierten Grundsatz der Kriegskunst: Wenn man einen Entschluss gefasst hat, sich durch keine Gefahr und keine Verlockung von dem einmal gefassten Angriffsziel abbringen zu lassen und dem Grundsatz des Operationsplanes treu zu bleiben.

Manstein ist bestürzt, dass Hitler wegen der alliierten Landung auf Sizilien das ‚Unternehmen Zitadelle‘ abbrechen will. In einem Augenblick, da sich Mansteins Meinung nach dem Sieg abnahmt.

Aber ist im Kursker Bogen wirklich noch ein Sieg zu erringen? Kluge ist es, der Wasser in Mansteins Wein giesst. Er berichtet über die Lage bei Model an der Kursker Nordfront: Statt am 12. Juli zum Durchbruch bei Teploje anzutreten, hatte der Generaloberst seine Angriffe einstellen und schnelle Verbände aus der Front abziehen müssen.

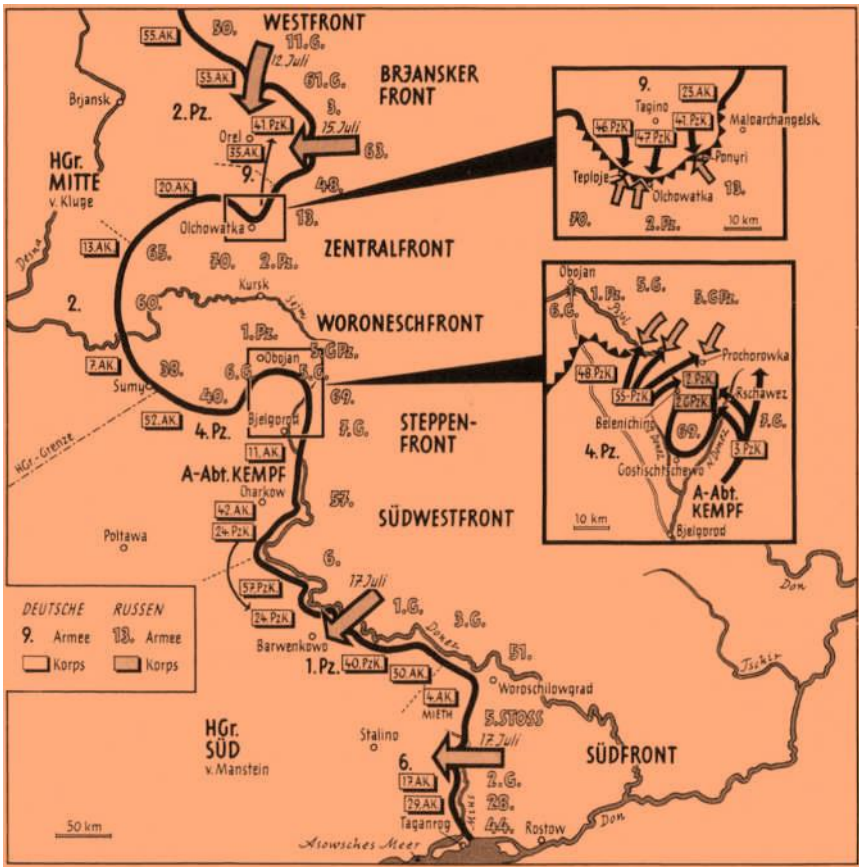
Warum? Weil in Models Rücken, an der Nordfront des Orel-Bogens, an eben diesem 12. Juli die Russen bei der 2. Panzerarmee tief eingebrochen waren und Orel bedrohten.

Kluge folgert daraus, dass Models 9. Armee den Angriff nicht wieder aufnehmen können. Auch später nicht. 20'000 Mann Verluste und der Abzug von schnellen Truppen zur Abriegelung der tiefen sowjetischen Einbrüche nördlich von Orel gebieten seiner Meinung nach den Abbruch von ‚Zitadelle‘.

Manstein widerspricht: «Der Sieg an der Südfront des Kursker Bogens liegt in greifbarer Nähe. Der Feind hat nahezu alle seine operativen Reserven in den Kampf geworfen und ist schwer angeschlagen. Jetzt die Schlacht abbrechen heisst den Sieg verschenken!»

Dass Manstein die Situation an der Kursker Südfront richtig beurteilte, ergibt sich aus den jetzt vorliegenden Memoiren des damaligen Oberbefehlshabers der 5. sowjetischen Garde-Panzerarmee, Generalleutnant Rotmistrow, heute Marschall der Panzertruppe. Er bestätigt, dass die Lage der sowjetischen Truppen am oberen Donez durch das Herankommen der Panzerdivisionen Breiths «ausserordentlich schwierig geworden war».

Mansteins Vorschlag war also sinnvoll: Die Armee Model sollte an der Nord-



Während sich auf deutscher Seite der entscheidende Durchbruch auf Obojan und Olchowatka abzeichnet, werden die Sowjets nördlich und südlich des Kursker Bogens offensiv. Models 9. Armee muss starke Kräfte aus der ‚Zitadelle‘-Front ziehen und sie gegen die bei Orel durchgebrochenen Russen werfen. Auch Hoths 4. Panzerarmee muss Divisionen abgeben, um die Gefahr am Donez und am Mius zu bannen. Der erfolgversprechende Kampf im Kursker Bogen muss eingestellt werden.

front starke Kräfte stehenlassen, um den Feind zu fesseln; Hoth und Kempf aber sollten unterdessen ihren Kampf fortsetzen und die Feindkräfte südlich Kursk vernichten – also gewissermassen die halbe ‚Zitadelle‘ schlagen.

Aber auch dazu sagt Kluge: Nein! Er sieht keine Möglichkeit, die 9. Armee in ihrem Kampfraum zu belassen, und er hält deshalb den Abbruch der Schlacht und den Rückzug aller Verbände in die Ausgangsstellungen für zwingend.

Hitler stimmt zu. Er gestattet Manstein jedoch, mit seinen Kräften die Schlacht an der Südfront fortzuführen. Doch das ist nur ein Hoffnungsschimmer von kurzer Dauer.

Hoth nimmt seinen Angriff wieder auf. Im Zusammenwirken mit der Arme-

abteilung Kempf führt er bei strömendem Regen die nächsten erfolgreichen Schläge. Bald sitzt die 69. sowjetische Armee zusammen mit zwei sowjetischen Panzerkorps in dem Kessel Rschawez-Belenichino-Gostischtschewo.

Da kommt aber auch für die Südfront der Schlusspfiff: Hitler befiehlt am 17. Juli die sofortige Herauslösung des SS-Panzerkorps aus der Front, weil er es nach Italien werfen will. (Um es dann mit der Masse während der folgenden Monate aber doch noch an der Ostfront zu belassen.)

Er verfügt ferner, wegen der kritischen Lage bei Orel, die Abgabe von zwei weiteren Panzerdivisionen an die Heeresgruppe Mitte.

Dieser Befehl bedeutete für Manstein das Ende seiner Operationen bei Kursk. Mit den verbleibenden Kräften konnte er die erreichte Linie nicht halten. Er musste sich bis Anfang August auf die Ausgangsstellungen zurückziehen. Es wurde ein Rückzug mit schweren Verlusten, vor allem an Waffen und Material. Die eben noch schwer bedrängten sowjetischen Armeen bekamen Luft. Sie folgten den weichen deutschen Divisionen stürmisch nach. Aus der drohenden russischen Niederlage wurde ein Sieg der Roten Armee.

Manstein hatte zwar 34'000 Gefangene gemacht, und die Sowjets verloren allein an der Südfront des Kursker Bogens insgesamt 85'000 Mann. Das waren fast soviel wie die 6. Armee sechs Monate vorher bei Stalingrad an echten Kampfverlusten gehabt hatte. Aber die Russen eroberten das verlorene Gelände schnell zurück.

Die letzte grosse deutsche Offensive in Russland war zu Ende, war verloren. Schlimmer noch: Die in monatelanger, mühsamer und aufopferungsvoller Arbeit geschaffenen Reserven des Heeres, vor allem die Masse der schnellen Divisionen, waren im Feuerofen von Kursk zusammengeschmolzen, ohne das erstrebte Ziel zu erreichen. Die deutsche Offensivkraft war damit für lange Zeit gebrochen. Die Bildung von operativen Reserven von Stund an nicht mehr möglich.

Wie Waterloo im Jahre 1815 das Schicksal Napoleons besiegelte, seine Herrschaft beendete und das Gesicht Europas veränderte – so leitete der russische Sieg bei Kursk die Wende des Krieges ein, führte geradewegs zwei Jahre später zu Hitlers Sturz und mit Deutschlands Niederlage zur Veränderung der ganzen Welt.

So gesehen, war Unternehmen 'Zitadelle' die entscheidende Schlacht des zweiten Weltkrieges. Die offizielle sowjetische Kriegsgeschichte nennt sie mit Recht «die Schlacht von welthistorischer Bedeutung».

Merkwürdigerweise ist aber 'Zitadelle', die Kursker Schlacht, nicht als Schicksalsschlacht im Bewusstsein der Deutschen verankert. Man frage einmal nach Stalingrad. Und man frage nach Kursk. Die unterschiedliche Kenntnis über diese beiden Ereignisse ist frappierend. Dabei war nicht Stalingrad, sondern Kursk die schicksalhafte, die entscheidende Schlacht des Ostkrieges. In jeder Hinsicht!

Durch Schlamm und über Knüppeldämme, Tagesleistung fünf Kilometer •
An der Gulaschkanone auf freiem Schneefeld vor Perwomaisk.





Die Rote Armee hatte die Katastrophe der Jahre 1941/42 überstanden, die Krisen gemeistert, die Initiative gewonnen und war nun am Zuge. Zum ersten Mal finden wir in den amtlichen sowjetischen Darstellungen die selbstsichere Feststellung: «Die sowjetischen Truppen übertrafen in den Kämpfen bei Kursk die des Gegners um das Zwei- bis Dreifache an Menschen und Material.»

Kein Zweifel, das Gesicht der Roten Armee hatte sich grundlegend gewandelt. Die Panzerstreitkräfte waren neu gegliedert, und sie konnten sich auf eine mächtige Panzerproduktion stützen, die höher lag als die der deutschen Kriegswirtschaft. Die Kursker Schlacht war auch die Geburtsstunde der sowjetischen Sturmgeschütze vom Typ SU, der schweren Artillerie auf Selbstfahrlafette.

Vor allem aber hatte sich die operative und taktische Führung, insbesondere der schnellen Verbände, sehr entscheidend verbessert. Das zeigte sich in der beweglichen Kampfführung und auch in der Schnelligkeit, mit der Reserven an die kritischen Punkte gebracht wurden.

Hier kam den Russen allerdings die gute Ausstattung mit dem amerikanischen Standard-Lkw zustatten. Denn ab Sommer 1942 lieferten die USA 434'000 dieser Lkw. Die USA hatten also erheblichen Anteil an Stalins Sieg bei Kursk.

Doch was hätte die materielle Überlegenheit genützt, wäre sie nicht auch erfüllt worden von einem neuen Kampfgeist. Die Parole vom ‚Vaterländischen Krieg‘ überzeugte den Rotarmisten stärker als die alte, schale These von der Verteidigung der Weltrevolution.

Die oberste deutsche Führung indes erkannte die Zeichen nicht. Wie sehr sie ihrem falschen Bilde vom Rotarmisten treu blieb, zeigte die Verkennung und Verketzerung des politischen Kommissars in den sowjetischen Streitkräften. Mag dessen Rolle zu Beginn des Krieges noch dubios gewesen sein, seit der Kursker Schlacht enthüllte er sich immer mehr als ein Mann, den Truppe und Truppenführung als Helfer gegen törichte Vorgesetzte, gegen stupide Bürokratie und gegen feigen Defätismus schätzten und respektierten.

Die Kommissare wurden bei uns immer nur als Einpeitscher und brutale politische Fanatiker gesehen. Der verhängnisvolle Befehl des deutschen Oberkommandos vom 6. Juni 1941, gefangene Kommissare nicht als Soldaten zu behandeln, sondern zu erschiessen, war die böse Frucht dieses Irrtums. Die meisten Kommandierenden Generale und Befehlshaber führten zwar den Befehl nicht aus und forderten sogar eine Widerrufung; aber die Folgen waren auch so noch schlimm genug.

In Wahrheit waren die Kommissare politisch zuverlässige aktive Männer, die mit ihrer Allgemeinbildung über dem Durchschnitt der roten Offiziere standen. Man muss sich die Entstehungsgeschichte der Institution des Kommissars in der Roten Armee vor Augen führen, um zu einer richtigen Wertung zu kommen.

Das Offizierskorps der Streitkräfte bestand ursprünglich zum grössten Teil aus

Feldmarschall von Manstein in seinem Befehlszug; mit Major Eismann,

alten zaristischen Offizieren, die im Sinne des bolschewistischen Regimes politisch unzuverlässig waren. Dazu kamen die proletarischen Offiziere der Bürgerkriegszeit, Männer ohne echte militärische Erziehung und meistens ohne Allgemeinbildung. Aus dieser Lage ergab sich zwangsläufig die Einführung des Kommissars: Neben der politischen Kontrolle waren ihm auch jene Aufgaben übertragen, die in den westlichen Armeen Sache der Truppenkommandeure sind, nämlich die politische Unterrichtung der Soldaten, ihre Erziehung, ihre geistige Betreuung und die Fürsorge für die Truppe. In den ersten Jahren nach der Revolution war er sogar in vielen Fällen noch Lehrer für Lesen und Schreiben. Dass sich daraus im Laufe der Zeit Kompetenzschwierigkeiten mit dem Offizierskorps ergaben, ist begreiflich. Die Geschichte der Roten Armee und des letzten Krieges zeigt das ganz deutlich.

Der Kommissar wurde sehr ausgiebig betreut und weitergebildet. Er erhielt neben seiner politischen Schulung auch eine sehr intensive militärische Ausbildung; denn er musste in der Lage sein, selbst militärische Aufgaben zu übernehmen, ja, bei Ausfall seines Truppenführers an dessen Stelle zu treten: Der Politruk der Kompanie als Kompaniechef, der Kriegsrat bei der Division als Divisionskommandeur. Bei solcher Aufgabenstellung musste das Korps der politischen Kommissare natürlich aus harten, dem Regime ergebenden Männern bestehen, die in der ersten Hälfte des Krieges meistens die Seele des Widerstandes bildeten und dabei die Truppe oft rücksichtslos und mit allen Mitteln in den Kampf zwangen – rücksichtslos, aber in den meisten Fällen auch gegen sich selbst.

5 Verrat im Führerhauptquartier

Im OKW blieb nichts geheim – Von ‚Werther‘ an ‚Direktor‘ – Rudolf Rössler funkte nach Moskau – Rote Agentenzentrale in der Schweiz – Verräter sind keine Feldherren – Vier war ‚Werther‘?

Doch zurück zur Kuskur Schlacht.

Es wird heute oft die These vertreten, Kursk sei ein logischer, unabwendbarer Sieg der Russen gewesen. Aber das ist Ideologie oder Propaganda. Es gibt keine logischen Siege, keine errechenbaren, keine gerechten und keine notwendigen.

Die offizielle sowjetische Geschichte des ‚Grossen Vaterländischen Krieges‘ selbst liefert einen Beweis für diese Wahrheit. Sie gibt in Band 3 einen sehr interessanten Bericht wieder, den das Oberkommando der ‚Woronesch-Front‘, also Chruschtschow und Watutin, nach der Schlacht dem Hauptquartier erstatteten. Am 7. Juli, so heisst es in dem Bericht, habe es an einem seidenen Faden gehangen, an

einer einzigen Entscheidung, ob den Divisionen Hoths der Durchbruch nach Obojan gelingen würde oder nicht. Die Front der 6. Garde-Armee war zerrissen. Hinter ihr standen nur noch Teile von zwei sowjetischen Panzerkorps. Sollten sie zu einem aussichtslosen Gegenstoss antreten oder in der Verteidigung halten? Das war – nach dem Bericht – die entscheidende Frage. Was war in dieser Krisenstunde zu tun? An dieser Frage entzündete sich die Todfeindschaft zwischen Chruschtschow und Marschall Schukow.

Um den deutschen Panzerstoss zu stoppen, befahl General Watutin im Einverständnis mit Chruschtschow den Resten der 1. Panzerarmee, sich mit ihren Panzern einzugraben und eine Pak-Mauer zu bilden.

Marschall Schukow aber, der Vertreter Stalins im Südabschnitt der sowjetischen Front, opponierte heftigst gegen den sinnwidrigen Gebrauch der Panzer'. Er forderte ihren Einsatz im Gegenangriff. Als sich Chruschtschow und Watutin sperrten, mobilisierte er Stalin und gewann ihn für seine Auffassung. Aus dem grossen Hauptquartier kam der Befehl: Gegenangriff!

Die ‚Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges‘ vermerkt dazu: «Ohne die konkrete Lage zu kennen, entschied sich Stalin für die Auffassung Marschall Schukows, dass es unmöglich sei, die deutschen Panzerangriffe aus einer festen Stellung abzuwehren.»

Aber Chruschtschow und Watutin gaben noch nicht auf. Sie mobilisierten Marschall Wassilewski, und mit ihm zusammen gelang es, Stalin von seinem Befehl abzubringen. Die Panzerkorps der 1. Panzerarmee wurden nicht zu einem Gegenangriff eingesetzt, sondern gruben sich mit ihren Panzern ein und bildeten eine Panzermauer aus Feuer und Stahl.

Natürlich hatte, militärisch gesehen, Schukow recht. Panzer sind nicht dazu da, eingegraben zu werden. Doch in diesem Falle gelang es tatsächlich, mit dieser Mauer aus Panzern und Pak den deutschen Stoss zu stoppen.

In der ‚Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges‘ wird der Bericht des Oberkommandos der ‚Woronesch-Front‘ mit Aktenzeichen und genauen Quellenhinweis zitiert und ein für allemal geschichtsnotorisch gemacht.

Es heisst darin: «Wenn entschieden worden wäre, mit den Panzerverbänden einen Gegenstoss zu führen, dann hätten wir unsere Kräfte schnell verausgabt, da an der Strasse keine stabile Front der Schützenverbände mehr vorhanden war. Der Gegner wäre mit Sicherheit nach Obojan durchgebrochen und hätte dann begonnen, seinen Erfolg Richtung Kursk auszuweiten.»

«Mit Sicherheit nach Obojan durchgebrochen.» Das wäre Hoths Sieg gewesen.

Auch aus deutscher Sicht betrachtet, hätte Kursk sehr wohl eine andere Wendung nehmen können.

Manstein zum Beispiel erörterte vier Wochen vor dem Angriff mit seinen Befehlshabern und Kommandeuren in Charkow die Frage, ob es angesichts der erkannten russischen Vorbereitungen zur Abwehr des deutschen Nord-Süd-Angriffs nicht ratsamer sei, auf diesen Zangenangriff alten Stils zu verzichten und dafür den Kursker Balkon an der schwächsten Stelle, nämlich frontal, anzugreifen, hineinzustossen und dann nach rechts und links auszufächern.

Mansteins Befehlshaber waren von diesem Gedanken begeistert. Von Seiten des

Generalstabs des Heeres wurde er aber offenbar zurückgewiesen. Hitler, der ja seit dem Frankreichfeldzug grösste Hochachtung für Mansteins strategische Kunst hegte, scheint der Idee positiv gegenübergestanden zu haben. Dafür spricht die bitterböse Bemerkung, die er nach der Schlacht zu General Schmunt machte: «Das war das letztemal, dass ich auf den Generalstab gehört habe.» Schmunt berichtete das Wort sofort Generalleutnant Balck. Es ist ein interessantes Zeugnis. Ändert allerdings nichts daran, dass Hitler allein die Verantwortung für die Niederlage von Kursk trägt. Denn er war es, der die ständigen Verzögerungen des Angriffstermins bewirkte.

Diese Beispiele zeigen, wie sehr eine Schlacht trotz aller Planungen von Unwägbarkeiten abhängt: Von der Einsicht eines Befehlshabers, vom Mut zu ungewöhnlichen Massnahmen, von der kühnen Entscheidung in einer einzigen Minute, von der Tapferkeit des Soldaten und von dem Wagemut eines Kommandeurs, auch gegen die Order zu handeln!

Damit bekommt auch jene Frage ihre Rangordnung, die von der ersten Stunde an über der Operation ‚Zitadelle‘ hing: Der Verrat. Er spielt bei der Kursker Schlacht eine ungewöhnliche, eine dramatische Rolle. Das Geheimnis, das bis auf den heutigen Tag um diesen Verrat weht, ist ein erregendes Rätsel, das seiner Lösung harzt.

Seit Frühjahr 1942 häuften sich bei der deutschen Abwehr die Anzeichen, dass die sowjetische Führung laufend mit hervorragenden Informationen versorgt wurde. Informationen über die geheimsten Dinge der deutschen Kriegführung.

Die deutsche Waffenproduktion, Stärke und Zusammensetzung des Ostheeres, neue Waffen, vor allem aber auch Pläne und Absichten des deutschen Oberkommandos kamen den Sowjets zur Kenntnis. Ein Teil dieser Spionagearbeit ging offensichtlich auf das Konto von Partisanen und Agenten in den rückwärtigen Gebieten der deutschen Front. Auch Deserteure, die politische Gegner des Nazi-Regimes waren, sowie in Gefangenschaft geratene Soldaten und Offiziere waren bewusst oder unbewusst sprudelnde Quellen für die sowjetische Aufklärung. Eine gute Luftaufklärung tat ein Übriges. Gespräche aus angezapften deutschen Feldkabeln und aufgefangene Funksprüche, die von der Truppe und von den Stäben aus Zeitnot oder Leichtsinn offen gegeben wurden, stellten wichtige und schnelle Informationen für den taktischen Bereich dar.

Aber das alles reichte nicht aus, um die grosse Kenntnis der sowjetischen Führung über die operativen Absichten, die Pläne und Vorbereitungen des deutschen Oberkommandos zu erklären; eine Kenntnis, die Generaloberst Franz Halder, Chef des Generalstabs des Heeres bis Herbst 1942, im Jahre 1955 als Zeuge in einem Prozess dramatisch und knapp so charakterisierte: «Nahezu alle deutschen Angriffshandlungen wurden unmittelbar nach ihrer Planung im Oberkommando der Wehrmacht, noch ehe sie auf meinem Schreibtisch landeten, dem Feinde durch Verrat eines Angehörigen des OKW bekannt. Diese Quelle zu verstopfen ist während des ganzen Krieges nicht gelungen.»

Welche Ausmasse allerdings selbst ein kleiner Spionagering haben konnte, erfuhr die deutsche Abwehr an Hand eines interessanten Beispiels:

Im Sommer 1942 wurde im Warschauer Vorort Otwock nach langem Suchen ein Agentensender geortet und ausgehoben.

Zwei ehemalige polnische Offiziere, der Kapitän Arzyszewski und der Leutnant Meyer sowie ihre wichtigsten Mitarbeiter konnten verhaftet werden. Die beiden polnischen Offiziere waren im Sommer 1941 südlich Warschau von einem sowjetischen Flugzeug mit dem Fallschirm abgesetzt worden. Ein Sendegerät und 2'500 Dollar waren in ihrem Gepäck. Ihr Auftrag lautete, einen Spionagering für militärische Nachrichten aufzubauen und die Informationen per Funk nach Moskau zu geben.

Der Kapitän reiste ständig im Lande herum und sammelte die Informationen. Der Leutnant bediente das Sendegerät. Der Code und fast 500 Duplikate der nach Moskau gefunkten verschlüsselten Sprüche konnten von der deutschen Abwehr sichergestellt werden. Und was sich nach der Entzifferung dem Auge darbot, war atemberaubend. Was diese beiden Agenten an militärischen Geheimnissen im Hinterland der deutschen Front innerhalb eines Jahres zusammengetragen hatten, war unvorstellbar. Die Funksprüche gaben ein komplettes Bild des deutschen Aufmarsches für die Sommeroffensive 1942. Aber nicht nur der Aufmarsch, auch Zielsetzungen, Einsatzplanungen und die Transporte von Korps und Divisionen waren genau und richtig verzeichnet. Der rote Generalstab hatte es leicht, die Schwerpunkte der deutschen Frühjahrsoffensive allein aus den Informationen seiner beiden polnischen Funkagenten zu erkennen. Und alles für 2'500 Dollar!

Was tat das deutsche OKW aufgrund dieser alarmierenden Feststellung? Musste die Lehre aus dem Fall Otwock nicht der deutschen Wehrmachtführung die Augen öffnen über die Gefährlichkeit solcher Funkagenten, der neuen und typischen Agenten-Spezies des zweiten Weltkriegs? Lag es nicht nahe, dass der Warschauer Ring kein Einzelfall war? Eilten die Experten mit dem gefundenen Material zum Führerhauptquartier, um Hitler und dem Oberkommando Bericht zu erstatten? Nein!

Der zusammenfassende Bericht der deutschen Funkabwehr, die den Warschauer Ring geknackt hat, ist nie unter die Augen Adolf Hitlers gekommen. Der zuständige Chef der Wehrmacht-Nachrichten-Verbindungen im Führerhauptquartier, General Erich Fellgiebel, gab der Funkabwehr den Bericht zurück, mit der Begründung, er sei zu lang, um ihn dem Führer vorzulegen. Als man eine verkürzte Fassung einreichte, wurde sie als ‚zu alarmierend‘ bezeichnet; die Vorlage würde, so hiess es, den Führer nur aufregen.

Die zahlreichen Funkagenten aber, die Moskau hinter der deutschen Front, in Deutschland und in fast allen Ländern Europas noch vor Ausbruch des Krieges etabliert hatte, arbeiteten bienenfleissig und raffiniert und mit erstaunlicher Kühnheit weiter. Überall gab es solche Agentenringe mit Funkzentralen zur direkten Nachrichtenübermittlung nach Moskau an den Generalstab der Roten Armee: In Paris, Marseille, Bordeaux. In Brüssel und den Haag. In Berlin. In Bern, Genf und Lausanne. In Kopenhagen, Oslo und Hammerfest. In Bukarest, Belgrad, Sofia. In Athen. In Istanbul. In Kairo.

Eine Anzahl dieser Agentensender wurde im Winter 1941 in Brüssel und im Sommer 1942 in Berlin und Paris ausgehoben. Die später entzifferten Dupli-

kate der Funksprüche enthüllten dramatische Tatsachen: Den Sowjets wurden praktisch alle entscheidenden Geheimnisse und alle Feldzugspläne bekannt.

Im Laufe der folgenden Jahre gelang es der deutschen Funkabwehr, den Funkverkehr zwischen sowjetischen Agentensendem in der Schweiz und Moskau zu entdecken und aufzunehmen. Die Verschlüsselung war allerdings so glänzend, dass es zum Teil erst 1944 möglich war, die Sprüche zu entziffern.

Eine knappe Analyse der gefundenen oder aufgefangenen Funksprüche ergibt ein düsteres Drama: In allen Etappen des Russlandkrieges wurde der rote Generalstab von seinen Agentenzentralen hervorragend bedient. Es waren Informationen darunter, die nur von höchster Stelle der deutschen militärischen Führung stammen konnten, ja, sie mussten aus dem Oberkommando und dem Führerhauptquartier selbst in die Funktasten der sowjetischen Agenten in Genf und Lausanne diktiert worden sein.

Am 9. November 1942, als die deutschen Divisionen der 6. Armee neun Zehntel von Stalingrad in ihrer Hand hatten und das sowjetische Oberkommando seinen Gengenschlag am Don vorbereitete, fing die deutsche Funkabwehr einen chiffrierten Funkspruch auf, der gemäss späterer Entzifferung folgenden Wortlaut hatte:

«An Dora. – Wo befinden sich die rückwärtigen Abwehrstellungen der Deutschen auf der Linie südwestlich Stalingrads und entlang dem Don? – Direktor.»

Wenige Stunden später folgte eine Fortsetzung. Sie lautete:

«An Dora. – Wo sind jetzt 11. und 18. Panzerdivision und 25. mot. Division, die früher im Frontabschnitt Brjansk eingesetzt waren? – Direktor.»

Der Absender dieser Funksprüche, der ‚Direktor‘, war der Leiter des militärischen Nachrichtendienstes in Moskau. Der Empfänger war der Leiter des sowjetischen Agentennetzes in der Schweiz, der den Decknamen ‚Dora‘ führte.

Am 26. November, als sowjetische Panzerkorps bereits einen weiten eisernen Ring um Stalingrad und die 6. Armee gelegt hatten, funkte der ‚Direktor‘ an ‚Dora‘:

«Senden Sie Angaben über konkrete Massnahmen, die das OKW in Verbindung mit Vorstoss Roter Armee bei Stalingrad zu treffen beabsichtigt.»

Dieser Spruch ist besonders interessant: Die sowjetische Führung war sich offenbar ihres phantastischen Erfolges, eine ganze deutsche Armee eingekesselt zu haben, nicht ganz sicher. Fürchtete sie vielleicht, in eine deutsche Falle zu tappen? Brauchte sie erst noch eine Bestätigung?

Am 2. Dezember befahl der ‚Direktor‘ von Moskau aus seiner Zentrale in der Schweiz:

«Die wichtigste Aufgabe für die nächste Zeit ist die genaueste Feststellung aller deutschen Reserven im Hinterland der Ostfront.»

Am 25. Dezember, am ersten Weihnachtsfeiertag 1942, forderte er:

«Werther soll klar angeben, wieviel Reservedivisionen insgesamt aus Ersatz bis 1. Januar gebildet werden. Antwort eilt.»

In diesem Spruch taucht zum erstenmal der geheimnisvollste Name der sowjetischen Spionage in Deutschland auf: ‚Werther‘. Am 16. Januar 1943 wurde ‚Werther‘ erneut in einem Funkspruch genannt:

«An Dora. – Lucies und Werthers Informationen über kaukasische Front und das Wichtigste über Ostfront sowie Entsendung neuer Divisionen an Ostfront senden Sie uns ohne Aufschub vor jeder anderen Information. Letzte Informationen Werthers waren sehr wichtig. – Direktor.»

Als diese Funksprüche von deutschen Experten entschlüsselt wurden, wusste man über die im Text vorkommenden Namen wenig oder gar nichts. Heute wissen wir fast alles!

‚Dora‘ war das Deckwort für den Chef des sowjetischen Agentennetzes in der Schweiz: Alexander Rado, einen Sowjetagenten ungarischer Herkunft. Zu seiner Agentengruppe gehörten fanatische Kommunisten, hervorragend ausgebildete Berufsagenten und -agentinnen. Darunter der deutsche Emigrant Rudolf Rössler, der den Decknamen ‚Lucie‘ führte. Rössler war ein As der sowjetischen Militärsplionage gegen Deutschland, vergleichbar mit dem sowjetischen Staragenten Dr. Sorge, der bis zum Winter 1941 in Tokio in der deutschen Botschaft sass und Stalin mit kriegsentscheidenden Informationen bediente. Rössler stammte aus Kaufbeuren. Geboren 1897. Seit 1930 war er in Berlin als Verlagsdirektor eines Buchverlages tätig und arbeitete mit klerikalischen, liberalen und kommunistischen Kulturorganisationen zusammen. Er hatte engen Kontakt zu linksintellektuellen Kreisen, darunter auch Schulze-Boysen, damals noch kommunistischer Studentenführer, später Chef der ‚Roten Kapelle‘ in Berlin. Auch nationalbolschewistische Gruppen verkehrten bei ihm; Männer aus Ernst Niekischs Gemeinde gehörten zu seinen Autoren.

Ein Schweizer Student, der bei Rössler verkehrte und offenbar schon damals nachrichtendienstlich für die Schweiz tätig war, hiess Xaver Schnieper. Der Name wird uns noch begegnen.

Im Jahr 1934 emigrierte Rössler in die Schweiz. Er gründete in Luzern den Verlag ‚Vita Nova‘, der humanitäres, theologisches und philosophisches Schrifttum verlegte. Bis zum Ausbruch des Krieges trat Rössler nachrichtendienstlich nicht in Erscheinung. Er hielt sich ganz offensichtlich zurück. Seine Stunde kam, als der Krieg begann. Jetzt setzte er seinen sorgfältig vorbereiteten Apparat in Gang. Er stach die in Deutschland längst gebohrten Quellen an. Seine beste Quelle sprudelte im OKW. Hauptlieferant war ‚Werther‘.

Wer war der Mann, der sich hinter dem Namen von Goethes tragischer Romanfigur verbarg und der schon am 16. Januar 1943 durch einen Funkspruch aus Moskau besonders belobigt wurde?

‚Werther‘ war der grosse geheimnisvolle Mann der sowjetischen Militärsplionage in der deutschen Führung. ‚Werther‘, das war der Lieferant der ganz grossen Geheimnisse, die alle direkt aus dem Oberkommando der Wehrmacht und aus dem Führerhauptquartier kamen. Geheimnisse, die nur den Eingeweihten bekannt sein konnten.

Wenn Moskau etwas ganz Wichtiges, etwas ganz Geheimes aus der obersten

deutschen militärischen Führung wissen wollte, dann hiess es in den Funksprüchen: ‚Werther‘ soll, ‚Werther‘ muss!, ‚Werther‘, ‚Werther‘, ‚Werther‘!

Am 16. Februar 1943 forderte der ‚Direktor‘ von ‚Dora‘:

«Sofort durch Lucie bei Werther in Erfahrung bringen, ob WjaSma und Rschew evakuiert werden.»

Und am 22. Februar:

«Sofort bei Werther Pläne des OKW beschaffen über Ziele der Heeresgruppe Kluge.»

Und die Antworten? ‚Werther‘ beschaffte!

Und wer war dieser ‚Werther‘?

Anfang März begann der Aufmarsch bei der Heeresgruppe Mitte für die Offensive gegen den Kursker Bogen. Zehn Divisionen wurden zur 2. Panzerarmee in den Raum Orel verlegt. Zusammen mit anderen Verlegungen für die Offensive ergaben sich für das deutsche Oberkommando schwere Transportprobleme. 320 Transportzüge galt es, in achtzehn Tagen ans Ziel zu bringen. Von dem Funktionieren der Transporte hing der ganze Plan ab. Er war die Achillesferse von ‚Zitadelle‘. Und die Sowjets erfuhren prompt alle Einzelheiten.

Oberst i. G. Hermann Teske, der als ‚General des Transportwesens Mitte‘ bestinformierte Mann in dieser Frage, stellt in einer Studie fest: «Der Russe muss von den deutschen Aufmarschplänen sehr frühzeitig Kenntnis gehabt haben. Denn beide Aufmarschstrecken waren ab Mitte März das Ziel heftiger Störangriffe. Da er dabei die jeweils am erfolgreichsten wirkenden Kräfte verwandte, muss angenommen werden, dass deren Einsatz von höchster operativer Warte aus erfolgte.»

Mit anderen Worten: Das sowjetische Oberkommando besass genaue, so zuverlässige und detaillierte Informationen über den deutschen Aufmarsch zu ‚Zitadelle‘, dass es die Gegenschläge von höchster Warte führen konnte. Nur die aussergewöhnliche Fähigkeit zur Improvisation, die unsere deutschen Eisenbahn pioniere auszeichnete, konnte gefährliche langfristige Störungen des Aufmarsches verhindern. Schlimm genug war es aber auch so noch.

Am 15. April 1943 unterzeichnete Hitler den Operationsbefehl Nr. 6 für ‚Zitadelle‘ und setzte als frühesten Angriffstermin den 3. Mai fest. Fünf Tage später, am 20. April, meldete ‚Dora‘ an den ‚Direktor‘:

«Deutscher Angriffstermin gegen Kursk, der ursprünglich für erste Maiwoche vorgesehen, ist verschoben.»

Am 29. April ergänzte ‚Dora‘:

«Neuer Stichtag für deutsche Offensive 12. Juni.»

Diese Information war exakt. Sie enthielt eines der bestgehüteten Geheimnisse der deutschen Wehrmacht, das nur ein Dutzend Menschen kannten. Am 7. Mai 1943 forderte der ‚Direktor‘ von ‚Dora‘:

«Stellen Sie durch Lucie bei Werther alles über die Pläne und Absichten des OKW fest und teilen Sie es uns dringend mit.»

Schon am 9. Mai antwortete ‚Dora‘ in einem langen Funkspruch von mehr als 120 verschlüsselten Wortgruppen:

«Dora an Direktor. – Von Werther... OKH ist überzeugt, dass ...»

Und dann hagelten die Informationen über die Erwägungen im Oberkommando des Heeres, über die Gedanken zum Kuban-Brückenkopf, über die Verteidigungspläne bei Noworossisk und über viele andere strenggeheime deutsche Absichten.

Am 13. Mai wurde Moskau gewarnt:

«Dora an Direktor. – Von Werther: Deutsche Aufklärung hat russische Kräftekonzentration bei Kursk, Wjasma, Welikije Luki erkannt.»

Am 30. Mai verlangte Moskau präzise Auskünfte über die deutschen Offensivpläne:

«Direktor an Dora. – Erteilen Sie dringend Auftrag an Lucie und Werther, festzustellen: 1. An welcher Stelle des Südsektors der Ostfront soll konkret die deutsche Offensive beginnen? 2. Mit welchen Kräften und in welcher Richtung soll der Schlag geführt werden? 3. Wo und wann ausser dem Südsektor wird eine deutsche Offensive an der Ostfront geplant?»

Fünf Tage später, am 4. Juni, vier Wochen vor Beginn der deutschen Offensive im Kursker Bogen, erging der Funkbefehl an ‚Dora‘, die ganze Aufmerksamkeit aller Mitarbeiter auf rechtzeitige Informationen über Termin, Pläne und Absichten des deutschen Angriffs bei Kursk zu konzentrieren.

Bereits am 10. Juni antwortete ‚Dora‘ und gab genaue Informationen über die Befehle Mansteins vom 28. Mai an die motorisierten Verbände der 4. Panzerarmee.

Am 12. Juni – noch hatte kein deutscher Landser den neuen Wunderpanzer gesehen, auf den Hitler seine Hoffnung für ‚Zitadelle‘ setzte – wusste der ‚Direktor‘ schon von der Existenz des ‚Panther‘:

«Direktor an Dora. – Geben Sie Auftrag an Lucie und Mitarbeiter, festzustellen: alle Angaben über schwere Panzer – genannt Panther. Wichtig ist: Konstruktion dieses Panzers und technische Charakteristik, Stärke der Panzerung. Hat er Einrichtung für Flammenwerfer und für Vernebelung? Standorte und Betriebe, welche diesen Panzer produzieren. Wie hoch ist die monatliche Produktion?»

Man ist fassungslos: Was da verlangt wurde, war das A und O eines ganz grossen militärischen Geheimnisses. Die Antwort wurde nicht aufgefangen, aber es besteht kein Zweifel, dass sie umfassend und erschöpfend gegeben wurde.

Sieht man sich heute die entzifferten Funksprüche an, die in den Wochen vor ‚Zitadelle‘ über die Frequenzen der Schweizer Agentensender gingen, kommt man aus dem Staunen nicht heraus. Dabei erwischte damals die deutsche Funkabwehr nur einen Teil der gewechselten Sprüche. Doch das allein reicht schon aus, um zu erkennen, dass der ‚Direktor‘ in Moskau hervorragend bedient wurde.

Er erfuhr die Zusammensetzung der deutschen Angriffsverbände an beiden Stossstellen der ‚Zitadelle‘-Front. Er erfuhr die genaue Zahl der deutschen Panzerdivisionen und ihre Ausstattung. Er erfuhr Plan, Schwerpunkt und erste Operationsziele, die in den Sprüchen vollkommen richtig mit Obojan und Maloarchangelsk angegeben wurden. War es Zufall, dass diese beiden Ziele so stark befestigt waren, dass sie von den deutschen Truppen nicht genommen werden konnten?

Der ‚Direktor‘ in Moskau erfuhr Erwägungen, die in der Führungsspitze des OKW, im engsten Kreise Hitlers und im Generalstab des OKH angestellt wurden.

Der Funkspruch, mit dem das endgültige Angriffsdatum für ‚Zitadelle‘ übermittelt wurde, befindet sich nicht in der deutschen Dokumentensammlung. Und auch die Information über die geheime Konferenz im Führerhauptquartier vom 1. Juli fehlt. Es lässt sich aber aus sowjetischen Quellen belegen, dass beide Informationen nach Moskau gelangten.

Wer war der Mann, der diese Nachrichten lieferte?

Seit über zwanzig Jahren wird ‚Werther‘ gejagt. Aber noch niemandem ist es gelungen, ihn zur Strecke zu bringen.

Man kennt heute alle grossen Agenten des zweiten Weltkriegs: Dr. Sorge, der für Stalin in Tokio arbeitete und am 7. November 1964, dem 20. Jahrestag seiner Hinrichtung, zum ‚Helden der Sowjetunion‘ avancierte.

‚Cicero‘, den Mann Himmlers in Ankara, der dem britischen Botschafter Sir Hugh Knatchbull-Hugessen die geheimsten Dokumente aus dem Safe fotografierte und an Himmlers Beauftragten verkaufte.

‚Coro‘, den in Berlin für Moskau arbeitenden Oberleutnant Schulze-Boysen.

Die französische Agentin, die man ‚die Katze‘ nannte.

‚Kent‘ und ‚Gilbert‘, Moskaus Agentenchefs in Paris und Brüssel.

‚Dora‘, ‚Sissie‘, ‚Lucie‘, ‚Pakbo‘ und ‚Jim‘, die Säulen der ‚Roten Kapelle‘ in der Schweiz.

Nur ‚Werther‘ ist bis auf den heutigen Tag unerkant geblieben. Dabei war er zweifellos einer der ganz bedeutenden Agenten, dessen Informationen kriegsentscheidende Wirkung hatten.

Sorge gewann die Schlacht um Moskau, wie die Sowjets heute selber bekennen. ‚Werther‘ aber hat den Ausgang der Kursker Schlacht, die zur Wende des Krieges führte, weitgehend beeinflusst.

Was war das für ein Mensch, der sich für sein lebensgefährliches Geschäft, das er mitten in der Höhle des Löwen, im Führerhauptquartier, betrieb, den Namen eines tragischen Helden der deutschen Literatur zulegte?

‚Werther‘ – die literarische Figur war Symbol für Goethes eigene Erlebnisse, für seine hoffnungslose Liebe in Wetzlar zu Charlotte Buff, der Braut Christian Kestners. «Was ich von der Geschichte des armen Werthers nur habe auftreiben können, habe ich mit Fleiss gesammelt, und leg's euch hier vor, und weiss, dass ihr mir's danken werdet», schreibt Goethe im Vorspruch zu den ‚Leiden des jungen Werther‘.

Die Geschichte jenes anderthalb Jahrhunderte jüngeren ‚Werther‘ hingegen, der in den Kulissen des Führerhauptquartiers sein grosses Spiel trieb, ist noch nicht geschrieben.

Wie bei vielen Verrätern, so lässt sich der Beginn von Werthers Tätigkeit nicht mit einer bestimmten Stunde oder einem bestimmten Tag angeben. Es ist noch nicht einmal auf die Woche genau festzulegen, wann der Name ‚Werther‘ zum ersten Male als Quellenangabe in den Funkmeldungen aus der Schweiz nach Moskau auftauchte. Sicher ist nur, dass ‚Werther‘ im Sommer 1942 zu arbeiten begann.

Es war um die Zeit, da die deutsche Abwehr in Berlin die sowjetische Agentenorganisation ‚Rote Kapelle‘ ausgehoben hatte. ‚Coro‘, der Oberleutnant der Luftwaffe Harro Schulze-Boysen, war der Funkabwehr ins Netz gegangen. Sein hervorragender Apparat mit Verbindungsmännern in vielen Ministerien und militärischen Dienststellen flog auf. Moskau verlor einen seiner besten, zuverlässigsten und fanatischsten Agenten.

Aber nur wenige Wochen später war die Lücke gestopft. ‚Werther‘ trat an ‚Coros‘ Stelle. Und ‚Werthers‘ Nachrichten waren noch besser und kamen noch schneller als die von ‚Coro‘. Alexander Rado gab sie mit Vorrang nach Moskau. Rachele Dübendorfer in Genf, genannt ‚Sissie‘, bediente den Geheimsender. Der Verbindungsmann zu ‚Werther‘ aber war Rudolf Rössler, alias ‚Lucie‘, der deutsche Emigrant und Verleger humanitärer Schriften im schweizerischen Luzern.

Sehen wir uns einmal den Betreuer ‚Werthers‘ an.

Nach jahrelanger ungestörter Tätigkeit wurden die geheimen Agentensender Rados im Oktober 1943 von der Schweizer Polizei ausgehoben. Rado entkam. Er fand Unterschlupf in einem vorbereiteten Quartier bei Schweizer Kommunisten.

Rados Stellvertreter, der Engländer Alexander Foote, arbeitete weiter, wurde aber einige Wochen später in flagranti an seinem Funkgerät erwischt, und dann gingen auch Rachele Dübendorfer und schliesslich Mitte Mai 1944 Rudolf Rössler der Polizei ins Garn.

Lange blieben allerdings die ‚Äther-Musikanten‘ Moskaus nicht in Schweizer Haft. Sie wurden, einer nach dem anderen, auf freien Fuss gesetzt. Und erst nach dem Kriege wurde ihnen vor einem Schweizer Militärgericht der Prozess «wegen Spionage zugunsten eines fremden Staates» gemacht. Rado, seine Frau und Foote wurden in Abwesenheit zu ein bis drei Jahren Gefängnis verurteilt. Die Zuträger und Funker erhielten kleine Gefängnisstrafen und Geldbussen.

Ein Name aber erschien auf der Liste der Verurteilten überhaupt nicht: Rudolf Rössler. Ein Gutachten des Schweizer Generalstabes hatte ihm bescheinigt, dass er während des Krieges für den geheimen schweizerischen Nachrichtendienst gearbeitet und sich grosse Verdienste erworben habe. Das Militärgericht erklärte ihn daraufhin für straflos.

Mit dieser Feststellung des schweizerischen Divisionsgerichts vom 23. Oktober 1945 ist aktenkundig, dass Rudolf Rössler ein Doppelagent war: Der Mann, der ‚Werther‘ lenkte, arbeitete für den Schweizer militärischen Geheimdienst und gleichzeitig für die Sowjets.

Dieser Tatbestand ist auch noch in einem anderen schweizerischen Dokument belegt. Und zwar in der Anklageschrift zu einem Prozess aus dem Jahre 1953, in dem der Spion Rössler wiederum die Hauptfigur war.

Da die Katze bekanntlich das Mäusen nicht lässt, hatte Rössler auch das Spio-

nieren nicht gelassen. Nach dem Kriege arbeitete er erneut für den Ostblock, diesmal unter der Flagge des tschechischen Nachrichtendienstes. ‚Alt-Lucie‘ lieferte ausgezeichnetes Material über die militärischen Geheimnisse aus der Bundesrepublik: über den geplanten Aufbau der zukünftigen deutschen Streitkräfte, über die Waffen der in Westdeutschland stationierten amerikanischen Verbände, über Manöverergebnisse, Düsenbomber-Typen und über Militärbasen in Jütland. Kurzum über ähnlich grosse Geheimnisse, wie er sie während des Krieges aus deutschen Führungsstellen beschafft hatte.

160 Berichte verfasste der fleissige Rössler in den sechs Jahren zwischen 1947 und 1953, jeder zu rund zwanzig Seiten. Als Honorar erhielt er 48'000 Schweizer Franken, dazu noch Spesen.

Im März 1953 brachte ihn ein Missgeschick mit seiner Düsseldorfer Deckadresse zur Strecke. Er schickte seine Berichte an ‚Josef Rudolf in der Linienstrasse 106‘. Das Päckchen ging unbestellbar an den fingierten Absender ‚Josef Schwarz, Zürich‘ zurück. Die Schweizer Behörden fanden Josef Schwarz nicht, öffneten das Päckchen. In einer Honigbüchse fanden sie Mikrofilme mit aufregenden militärischen Angaben.

Diesmal halfen Rössler die Verdienste nichts, die er sich während des Krieges für den Schweizer Geheimdienst erworben hatte. Er wurde wegen Spionage für eine fremde Macht vor Gericht gestellt und zu zwölf Monaten Gefängnis verurteilt. Er sass sie ab. Lebte noch ein paar Jahre. Und starb 1958. Auf dem Friedhof des Dorfes Kriens im Kanton Luzern liegt er begraben.

In der Anklageschrift des schweizerischen Adjunkten der Bundesanwaltschaft vom 14. Juli 1953 gegen Rössler und seinen Freund Xaver Schnieper steht in prägnanter Kürze über Rösslers Werdegang als Spion Folgendes: «Im Frühjahr 1939 wurde Schnieper mit einem Offizier des schweizerischen Nachrichtendienstes, Major Hausamann, bekannt. Im Herbst des gleichen Jahres bewog Schnieper Rössler, für diesen nachrichtendienstlich tätig zu sein. In der Folge lieferte Rössler dem Major Hausamann über eine Mittelsperson bis ins Jahr 1944 für den schweizerischen Nachrichtendienst sehr wertvolle Nachrichten. Ab Herbst 1942 gab Rössler einen erheblichen Teil seiner Meldungen, die für die Alliierten von besonderer Wichtigkeit waren, auch einem Freund in Genf, der sie an Rachele Dübendorfer, Genf, zu Händen des russischen Nachrichtendienstes weiterleitete. Der damalige russische Nachrichtendienst in Westeuropa, der mit einer grossen Zahl Sender arbeitete, ist seither bekanntgeworden unter dem Namen ‚Rote Kapelle‘. Rössler trug in dieser den Decknamen ‚Lucie‘. Im Winter 1943/44 sind die in Genf und Lausanne stationierten russischen Sender polizeilich ausgehoben worden. Gegen die in der Organisation tätig gewesenen Personen wurde wegen Nachrichtendienstes gegen fremde Staaten ein militärgerichtliches Strafverfahren durchgeführt; so auch gegen Rössler, der sich vom 19. Mai bis 6. September 1944 in Haft befand. Am 23. Oktober 1945 sprach ihn das Divisionsgericht 2B des fortgesetzten Nachrichtendienstes gegen fremde Staaten schuldig, erklärte ihn jedoch, gestützt auf Art. 20 StGB, für straflos. Von wem Rössler damals seine Nachrichten erhielt und auf welchem Wege sie übermittelt wurden, konnte nie festgestellt werden. Als Nachrichtenlieferant war er aber sicherlich hervorragend.»

Diese Qualifikation des Schweizer Staatsanwalts ist zweifellos zutreffend.

Zwei Dinge aber kommen darin zu kurz: Rössler war nicht als harmloser Emigrant in die Schweiz gekommen, sondern als wohlausgebildeter Sowjetagent, der in Deutschland für den Tag X, das heisst für den Fall eines Krieges, ein wichtiges Agentennetz aufgebaut hatte. Um in der Schweiz von den Schweizer Abwehrorganen möglichst unbehelligt zu bleiben, hatte er nach Kriegsausbruch Kontakt zum schweizerischen Geheimdienst gesucht und gefunden. Er wurde Doppelagent, wobei aber seine Hauptarbeit dem sowjetischen Nachrichtendienst galt.

Wie geschickt er arbeitete, beweist die Tatsache, dass er nicht nur Informant des schweizerischen Nachrichtendienstes war, sondern er hatte auch engste Beziehung zu den Auswertern der schweizerischen Geheimdienst-Abteilung, in der das geheime Nachrichtenmaterial über Deutschland gesammelt und für den Generalstab ausgewertet wurde.

Rössler hatte also neben den Informationen, die er aus seinem eigenen Informationsapparat aus Deutschland beschaffte, auch in jenes Geheimdienstmaterial Einsicht, das auf schweizerischen Agentenkanälen aus Deutschland in das ‚Büro Ha‘ der Sektion V des Schweizer Generalstabes gelangte.

Daraus ergab sich für die Sowjets in jeder Hinsicht ein glänzendes Geschäft: 30‘000 Dollar im Monat kostete das sowjetische Agentennetz in der Schweiz. Für 30‘000 Dollar aber hatte der ‚Direktor‘ in Moskau nicht nur seinen eigenen kommunistischen Agentenapparat zur Verfügung, sondern in den Preis einbegriffen war dank Rössler auch noch eine Art Abonnement auf alle wichtigen Informationen, die der schweizerische Geheimdienst auf eigene Rechnung und unter Einsatz ausgezeichneten Agenten über Deutschland beschaffte. Eine wahrhaft einmalige Leistung in der Geschichte der Spionage.

Dass Rössler tatsächlich das Material der Schweizer Quellen auch für Moskau auswertete, beweisen ganz eindeutig zwei Dokumente.

Am 17. April 1943 gab Alexander Rado einen Funkspruch nach Moskau, in dem detaillierte Angaben über den Personalbestand des deutschen Ostheeres gemacht wurden. Die wichtigsten Passagen dieser Meldung lauten:

«Von Dora an Direktor. – Auswirkung totaler Mobilmachung im Mannschaftsbestand der Wehrmacht seit dem 1. Januar 1943: Zugang an kriegsverwendungsfähigen Mannschaften durch Neueinberufung 286‘000 Mann. Ausserdem ... (Wortgruppe verstümmelt) 290‘000 Mann. Zugang durch Versetzung aus anderen Wehrmachtteilen und Freiwilligenmeldungen über 99‘000 Mann. Vorerst zurückgestellt weitere 97‘000 Mann kriegsfreiwillige Jugendliche. Vom Ersatzheer wurden garnisonverwendungsfähige und arbeitsverwendungsfähige Wacht- und Bau-Bataillone der Luftwaffe und der Organisation Todt überwiesen. Normaler Zugang an kriegsverwendungsfähigen Mannschaften, genesenen Heeresangehörigen usw. nur 190‘000 Mann.»

Ein glücklicher Umstand ermöglicht uns den Nachweis, dass diese wichtige Information Rados vom Schweizer Nachrichtendienst stammte. Denn am 14. April 1943 – drei Tage vor Rados Funkspruch – gab Major Hausamann an den schwei-

zerischen Generalstab unter Nummer 623 folgenden Geheimbericht: «Auswirkung der totalen Mobilmachung im Mannschaftsbestand der deutschen Wehrmacht seit 1. Januar 1943. 1. Heer: Zuwachs an k.v. Mannschaften* durch Neueinberufung: 286'000 Mann, vorerst zurückgestellt sind weitere rund 290'000 Mann, die April bis Juni einberufen werden sollen. Zuwachs an k.v. Mannschaften durch ausserordentliche Musterung: 108'000 Mann. Zuwachs an g.v. und a.v. Mannschaften durch ausserordentliche Musterung: 62'000 Mann. Zuwachs durch Versetzung aus anderen Wehrmachtzweigen und durch Freiwilligenmeldung (Kriegsfreiwillige, Jugendliche): über 95'000 Mann; vorerst zurückgestellt wurden weitere 57'000 Mann (Kriegsfreiwillige). Die g.v. und a.v. Mannschaften sind und werden zum Teil vom deutschen Ersatzheer solchen Verbänden überwiesen, die nicht zum Heer gehören, z.B. Wacht- und Bauverbänden der Luftwaffe und der OT. Der normale Zugang an k.v. Mannschaften, genesenen Heeresangehörigen, war in den ersten drei Monaten dieses Jahres nur 190'000 Mann ...»

Dieser Bericht ist eine von rund 25'000 Meldungen, die das Büro Hausamann (Tarnname Büro Ha) während des Krieges dem schweizerischen Oberkommando zuleitete. Das Material ist seit 1963 im deutschen Militärarchiv in Koblenz als ‚vertrauliche Akte‘ vorhanden. Das Schlüsselbuch, aus dem sich die Agenten ergeben würden, liegt nicht vor.

Das Material ist ein Beispiel dafür, wie sehr die Führungsstellen des Dritten Reiches von ausländischen Agenten durchsetzt waren. In den deutschen Kommandobehörden und Ministerien wimmelte es von Spionen. Während Gestapo und Sicherheitsdienst die breiten Massen beschatteten, politisch Missvergnügte, ‚Meckerer‘ und ‚Defätisten‘ jagten und während Freislers Volksgerichtshof seine Todesurteile am laufenden Band wegen zweit- und dritrangiger Vergehen fällte, blieben die für die kämpfende Front wirklich gefährlichen und tödlichen Nachrichtenjäger in den politischen und militärischen Führungsstellen unbeachtet und unerkannt.

Wer waren sie? Wie kamen sie dazu, für den Schweizer Nachrichtendienst und für Moskau zu arbeiten?

Lange vor Kriegsausbruch hatte Major Hausamann in Deutschland eine geheime Organisation aufgebaut, um den Schweizer Generalstab über die militärischen Vorgänge, Ziele und Absichten der nationalsozialistischen Führung unterrichten zu können. Ein sehr gut getarntes Informantennetz wurde in den militärischen Führungsapparaten durch Werbung von Vertrauensleuten aufgezogen.

Als der Krieg begann, lieferte diese Organisation hervorragendes Material. Die Nachrichten wurden zum Teil von Kurieren aus Berlin, Köln und München in die Schweiz gebracht, und zwar von illegalen Grenzgängern und vom diplomatischen Kurierdienst. Und von Geschäftsreisenden, die sich aus vielerlei Gründen dem Agentenring zur Verfügung stellten.

Besonders wichtige Informationen gingen jedoch mittels eines genialen Tricks per Funk direkt aus dem Führerhauptquartier bzw. seiner Berliner Relaisstation ins Büro Hausamann in die Schweiz. Auf diese Weise gelangte zum Beispiel in der

* k. v. = kriegsverwendungsfähig, g. v. = garnisonverwendungsfähig, a. v. = arbeitsverwendungsfähig.

letzten Märzwoche 1940 der geheime deutsche Angriffstermin gegen Norwegen und Dänemark, auf Tag und Stunde genau, an das Schweizer Oberkommando.

Generalstab und Bundesrat beschlossen, die Information an Winston Churchill weiterzuleiten, den damaligen Ersten Lord der Admiralität. Er erhielt sie am 30. März und legte sie am 3. April dem Kriegskabinett in London vor.

Dort wurde die sensationelle Nachricht mit anderen Meldungen aus Schweden abgewogen und – für zu leicht befunden. Premierminister Chamberlain schob sie als unglaublich beiseite: Hundert Stunden später hatten deutsche Truppen Dänemark und Norwegen besetzt.

Ein klassisches Beispiel dafür, dass die Agentennachricht allein, mag sie noch so bedeutsam sein, keine Früchte trägt, wenn sie von der Zentrale falsch bewertet wird. Aus diesem Grunde ist es für jeden Empfänger einer geheimdienstlichen Information wichtig, die Nachrichtenquelle genau zu kennen, damit man über Zuverlässigkeit oder Fragwürdigkeit nicht im Zweifel ist.

Auf 771 Kleinbildfilmen zu je 36 Aufnahmen ist das gesamte Spionagematerial des Geheimdienstbüros Hausmann mikrokopiert und im Koblenzer Militärarchiv unter Verschluss. Herr Hausmann hat dem Archiv diesen Schatz zum Zwecke militärischer Forschung abgegeben; er hat aber die vertraglich fixierte Bedingung daran geknüpft, dass nur mit seiner Genehmigung Veröffentlichungen daraus vorgenommen werden dürfen.

Lückenlos liegen die Tagesmeldungen Hausmanns an den schweizerischen Generalstab vor, und zwar vom 31. August 1939 bis 30. April 1945. Ich habe die Filmrollen durchgesehen, und es besteht nicht der geringste Zweifel mehr darüber, dass Major Hausmann seine Informanten in den höchsten militärischen Kommandostellen Deutschlands hatte und dass er sogar in der engsten Umgebung Hitlers Vertrauensmänner besass.

Besonders interessant sind die Informationen, die Hausmann aus Dienststellen des OKW und des Befehlshabers des deutschen Ersatzheeres bekam. Über die militärischen Vorgänge in Frankreich, in Italien, bei der Luftwaffe und in der Wirtschaft wurde er laufend unterrichtet. Truppen Verschiebungen, die Lage bei den deutschen Ersatzeinheiten, Vorgänge bei Sonderlehrgängen und auf den Truppenübungsplätzen gehörten zu seinem täglichen Brot'. Gefallenenregistrierungen und Verlustziffern konnten von Hausmann fast täglich in detaillierten Einzelmeldungen dem schweizerischen Oberkommando berichtet werden.

Auch aus der allerengsten Umgebung des Reichsführers-SS bekam Hausmann geheimste Nachrichten. Und im Auswärtigen Amt muss einer seiner Informanten in einer Schlüsselstellung gesessen haben; denn von den besonders geheimen Vorlagen, die Botschafter Hewel, der Verbindungsmann des Aussenministers im Führerhauptquartier, Hitler zur Information oder zur Entscheidung vorlegte, befinden sich immer wieder Auszüge, ja, Fotografien von Originaldokumenten, in den Hausmann-Dossiers.

Aus den deutschen Gesandtschaften in Bern und Stockholm wurden wichtige Weisungen des Auswärtigen Amtes an Hausmann geliefert.

Generalstab und Bundesrat der Schweiz waren auf diese Weise über die geheimsten deutschen militärischen und kriegswirtschaftlichen Vorgänge bestens

unterrichtet. Nun wäre das angesichts der Schweizer Neutralität kein allzugrosses Unglück gewesen. Wenn nicht Rudolf Rössler alle diese Schätze zugleich auch für den ‚Direktor‘ in Moskau ausgewertet hätte.

Natürlich versuchte die deutsche Abwehr, vor allem auch das Reichssicherheitshauptamt, dem geheimnisvollen Nachrichtenlieferanten auf die Spur zu kommen, nachdem die ersten entzifferten Funksprüche Alexander Rados mit dem Quellenhinweis ‚Werther‘ auf dem Tisch der deutschen Funkabwehr-Experten gelandet waren.

Die erste Frage, die sich damals die deutschen Agentenjäger stellten, lautete: Wie kommen die Nachrichten in die Schweiz?

Ende März 1942 erhielt das Amt ‚Ausland Abwehr‘ durch einen Informanten den Hinweis, dass der in Köln stationierte Schweizer Konsul auffallend viele Reisen in die Schweiz unternahme. Nicht nur häufig, sondern auch sehr plötzlich. Nicht selten sagte er Termine, Einladungen und Besprechungen ab, weil er Stunden später den Zug Köln-Basel besteigen musste. Der Diplomat reiste stets im Kurierabteil und führte im Allgemeinen als Gepäck nur eine schwarze Aktentasche mit.

Am 29. März wurde der Versuch gemacht, die Tasche illegal ‚einzusehen‘. Aber die Sache misslang, weil der Reisende ausserordentlich aufmerksam war. Es glückte nur, die Aktentasche zu fotografieren.

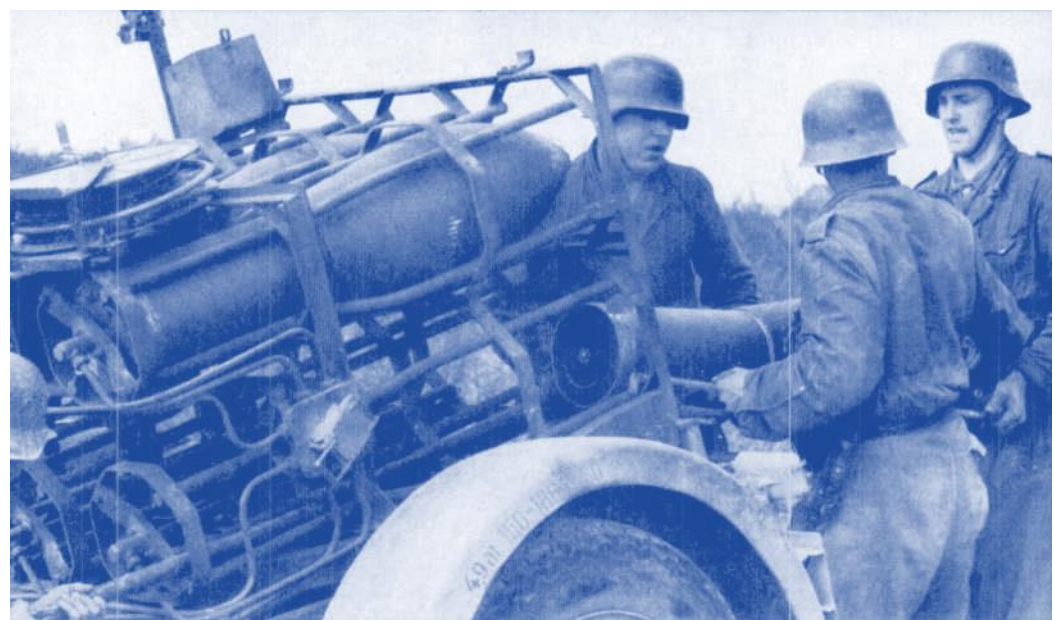
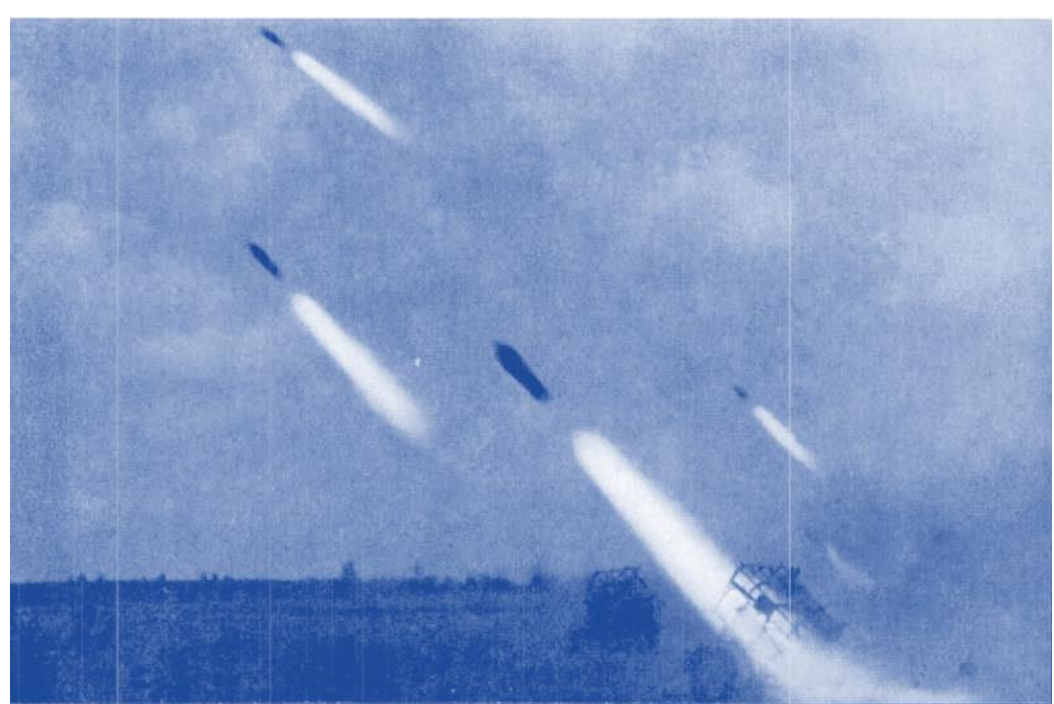
Daraufhin wurde eine naturgetreue Nachbildung der Tasche hergestellt. Bei der nächsten Reise des Konsuls wurde der Versuch gemacht, die beiden Taschen zu vertauschen. Als der Konsul durch die Sperre schritt, wurde er zwischen fünf eiligen ‚Reisenden‘ eingeklemt. Einer zwängte sich so an ihm vorbei, dass er ihm die Tasche aus der Hand riss. Ein anderer ‚Reisender‘ stand mit der Imitation bereit, um sie ihm höflich zu reichen. Aber – der Konsul hatte seinen Leder-schatz, nach Sitte englischer Diplomaten, an einem dünnen Kettchen am Handgelenk festgeschlossen.

Die Sache scheiterte!

Es mag Zufall sein – aber dann ist es ein prickelnder Zufall –, dass Major Hausamann am 31. März 1942, also zwei Tage nach dem ersten Aktentaschen-intermezzo der deutschen Abwehr, seinem General einen Bericht über die neuesten Weisungen des Führerhauptquartiers zur geplanten Sommeroffensive des Jahres 1942 vorlegte. Er beginnt mit den Worten: «Vom deutschen Führerhauptquartier sind Anweisungen gegeben worden ...» Es folgt die Wiedergabe der Weisungen über die Verlegung der deutschen Heeresreserven.

Dann heisst es in Hausamanns Bericht weiter: «Die deutsche Führung hat sich nunmehr entschlossen, die Masse der für den Einsatz in Zentralrussland verfügbaren Heeresverbände noch vor Abschluss des deutschen Aufmarsches in der Ukraine an den Feind zu bringen. Für diesen deutschen Entschluss und für seine Ausführung liegen gewichtige Gründe vor. Der gewichtigste ist der, dass die





ostwärts vorgeschobenen deutschen Stellungen von Nowgorod bis Kursk konsolidiert sein müssen . . . , wenn die deutschen Armeen zum Vorstoss über Charkow und im Donez-Bogen antreten. Im zeitlichen Zusammenhang mit diesen vom deutschen OKW für entscheidend erachteten Operationen beabsichtigt die deutsche Führung ... im grossen Westbogen vor Moskau (von Kalinin bis Kaluga) die Festhaltung möglichst grosser russischer Heeres- und Luftstreitkräfte (siehe alle einschlägigen Berichte).»

Das war die Quintessenz des im Entstehen befindlichen Operationsplanes für die deutsche Sommeroffensive 1942. Um die ganze Tragweite dieses Berichtes zu begreifen, muss man wissen, dass erst drei Tage zuvor, am 28. März 1942, gemäss Tagebuch des OKW die Aufmarschabsichten für die Sommeroffensive zum ersten Male Gegenstand einer geheimen Besprechung im Führerhauptquartier gewesen waren.

Wie geheim diese Besprechung war, ergibt sich aus einem Bericht von General Warlimont, dem stellvertretenden Chef des Wehrmachtsführungsstabes. Er schreibt: «In einer Sonderbesprechung im Hauptquartier am 28. März nachmittags, zu der die Adjutantur aus Gründen der Geheimhaltung nur einen ganz kleinen Kreis aus den höchsten Stäben von Wehrmacht, Heer und Luftwaffe einberufen hatte, legte der Chef des Generalstabes des Heeres sodann die Aufmarschabsichten für den Sommerfeldzug, wie sie sich bis dahin aus den ihm erteilten mündlichen Anweisungen ergeben hatten, im einzelnen dar.»

Warlimont schliesst mit den Worten: «Moskau schied als Angriff sziel – entgegen dem Tagebuch vermerk von Goebbels – vorläufig ganz aus.»

Warlimont spielt mit dieser Bemerkung auf eine Tagebucheintragung an, die Goebbels am 20. März gemacht hatte. Dieser gab darin Moskau als Ziel der Sommeroffensive an. Der politische Vertraute Hitlers war also bedeutend schlechter unterrichtet als der Schweizer Generalstab und – durch Rössler – das sowjetische Oberkommando!

Das ist zweifellos eine atemberaubende Geschichte; wäre sie nicht durch unbestreitbar echte Dokumente belegt, man könnte sie nicht glauben.

Am 28. März, nachmittags, geheimste Konferenz bei Hitler.

Drei Tage später liegt die Quintessenz auf dem Tisch von General Guisan in Bern.

Und weitere vierundzwanzig Stunden später, am 1. April, klopft sie Rachele Dübendorfer in die Taste ihres Genfer Geheimsenders: «Dora an Direktor. Erste Weisungen zur deutschen Sommeroffensive ...»

Interessanterweise war dieser Spruch nicht mit dem Quellenhinweis «von Werther» versehen, sondern trug den Vermerk «von Teddy». Und ‚Teddy‘ war der Deckname für den Schweizer Informanten im Oberkommando des Heeres.

Man kann daraus schliessen, dass die Berichte schweizerischer Provenienz aus

NEBELWERFER

Die Wurfgeschosse im Rahmen • Nach dem Laden in Deckung • Die elektrisch gezündeten Geschosse heulen davon.

dem Führerhauptquartier nicht identisch waren mit ‚Werthers‘ Informationen aus der Führerrunde. In Hitlers schwerbewachter ‚Wolfsschanze‘ müssen also mehrere Spione gesessen haben.

Schon zu Beginn des Jahres 1944 dämmerte bei den Experten der Funkabwehr ein düsterer Verdacht auf. Man konnte die über tausend erfassten Funkprüche entziffern, die zwischen dem Direktor und seinen Funkzentralen gewechselt waren. Man wusste, wer der Direktor war. Hatte Kent und Gilbert, seine Chefs in Frankreich und Belgien, gefasst. Wusste, wer Rado und Lucie waren und wie ihre Funker und Mittelsmänner hiessen.

Aber nichts war herauszubekommen über die Informanten, die im Führerhauptquartier sitzen mussten, im OKW und im OKH.

Auf dem Gelände des Führerhauptquartiers und des Oberkommandos des Heeres im Mauerwald bei Rastenburg wurden ganz geheim Nahfeld-Suchtrupps eingesetzt, eine Spezial-Ätherpolizei der Wehrmacht, die sonst in frontnahen Gebieten den Funkverkehr überwachte. Doch sie konnte keine Spur eines illegalen Funkverkehrs entdecken.

Spezial-Kurzwellen-Fänger überwachten das Führerhauptquartier wochenlang. Nichts. Kein verdächtiger Funkverkehr.

Die entzifferten Telegramme bewiesen aber, dass zumindest ein Teil der Informationen innerhalb von Stunden aus Ostpreussen nach Genf gelangten. Das ging nur per Funk, denn die Telefonleitungen wurden seit Langem genauestens überwacht.

Per Funk. Aber kein illegaler Funkverkehr. Musste nicht zwingend der Verdacht auf den legalen Funkverkehr fallen?

Wie, wenn die Informationen ganz legal über den regulären Funk des Hauptquartiers liefen, über den die Weisungen an die Heeresgruppen und die Armeen gingen? Sei es aus Rastenburg selbst, sei es aus der Berliner Relaisstelle.

Die Funker bekamen ja die chiffrierten Texte und die Weisung für die Frequenz. Was sie in die Taste drückten und wohin – das wussten sie nicht. Liess man einen Funker eine chiffrierte Botschaft auf der Frequenz funken, die Rössler oder Hausmann in der Schweiz abhörte...?

Aber der Verdacht wurde als absurd beiseite geschoben. So einfach die Sache war, sie schien undenkbar; denn sie setzte voraus, dass ein ganz hoher Offizier des Nachrichten-Verbindungswesens im OKW mit im Spiel war, dass Rössler den Code kannte und ein hoher Stabsoffizier in einer Armee oder einer Heeresgruppe mitmachte. Die abgesetzten Sprüche wurden nämlich eingetragen und brauchten einen Empfänger; bei einer eventuellen Kontrolle musste also ein leitender Offizier, Chef oder Ia aus dem Generalstab einer Armee oder eines Militärbefehlshabers da sein, um den Empfang zu bestätigen. Absurd!

Wirklich absurd! Nein! Aber es gibt keine andere Lösung.

So, nur so, auf diese simpelste und doch raffinierteste Weise allein kann Rössler alias Lucie seine eiligen Nachrichten per Funk aus dem Führerhauptquartier und dem OKH bekommen haben.

Es war doch ganz einfach! Man hörte in der Schweiz eine bestimmte Frequenz in bestimmten Stunden ab; Stunden, in denen aus dem Hauptquartier oder aus

Berlin gefunkt wurde. Kam das Zeichen WRTR, dann wusste man, dass der Spruch für Schweizer Ohren bestimmt war, und nahm ihn auf!

Aber der Code wurde doch von Zeit zu Zeit geändert?

Nun, ein Code liess sich mit Kurier übermitteln. Alles ging – wenn der Chef des Wehrmacht-Nachrichten-Verbindungswesens im OKW oder einer seiner führenden Offiziere zu Werthers Mannschaft gehörten.

Und Werther selbst?

War er gar kein Mann aus Fleisch und Blut? War der Name nur die Firmenbezeichnung für ein Generalskomplott im Führerhauptquartier, das aus Gründen politischen Widerstandes die militärischen Geheimnisse Hitlers an den Schweizer Agenten Rössler lieferte?

Dann wäre die ‚Firma Werther‘ gar kein Agent der Sowjets gewesen, sondern eine Informationsquelle der Schweizer, die vielleicht noch nicht einmal wusste, dass die Nachrichten an Stalin gingen. Diese Vermutung ist in den letzten Jahren verschiedentlich ausgesprochen worden, und man war geneigt, sich damit zu beruhigen.

Es gibt einen höchst aufschlussreichen Testfall, um diese Frage zu klären. Wenn die ‚Werther‘-Informationen, die Lucie an den Direktor funkte, identisch waren mit dem Schweizer Nachrichtenmaterial aus den deutschen Führungsstellen, dann müsste Major Hausamann über die Kursker Schlacht dieselben weitgehenden und richtigen Informationen gehabt haben, wie sie Lucie an den Kreml gab.

Ist das der Fall?

Am 25. Juni berichtete Hausamann mit Geheimbericht Nr. 1027 über den Aufmarsch der 4. Panzerarmee an der Südfront des Kursker Bogens. Aber sein Bericht ist merkwürdig unpräzise. Weder das Angriffsdatum noch die Angriffsabsicht wird mitgeteilt. Dafür befinden sich die von Hitler über General Jodl ausgegebenen Täuschungsparolen in vollem Umfang in Hausamanns Berichterstattung.

Noch am 8. Juli wurde in Bericht Nr. 1105 die Ansicht vertreten, es handle sich bei dem Kampf im Kursker Bogen nicht um eine deutsche Offensive. Die Schlacht sei vielmehr die Folge eines sowjetischen Angriffs.

Aus diesen Informationen können jene Rössler-Berichte an den ‚Direktor‘ keineswegs stammen, die so präzise waren, dass der damalige Kriegsrat und Generalleutnant Nikita Chruschtschow samt Armeegeneral Watutin am 2. Juli 1943 selbst zu den Armeen der ‚Woronesch-Front‘ eilten, um ihnen den Termin des deutschen Angriffs mitzuteilen. Aus dieser Tatsache muss gefolgert werden, dass zumindest dieser sehr wichtige ‚Werther‘-Bericht kein Duplikat war. Es war ein Original – ausschliesslich für Moskau!

Ist es unbillig, daraus zu folgern, dass ‚Werther‘ ein Informant der Sowjets und nur der Sowjets gewesen ist? So ausschliesslich, dass noch nicht einmal Rössler wagte, dessen Berichte den Schweizern zur Verfügung zu stellen. Eine logische Massnahme übrigens, denn die sowjetischen Nachrichtendienste achteten streng darauf, dass die Berichte ihrer Agenten nicht an die Verbündeten gegeben wurden.

Die Russen kannten also ihren Spion ‚Werther‘. Es muss ein Mann gewesen

sein, der in Moskau Vertrauen genoss. Vergleichbar etwa mit dem Schweden Wennerström, der als Major für den sowjetischen Geheimdienst gewonnen wurde, fünfzehn Jahre für die Sowjets arbeitete und insgeheim den Rang eines russischen Generals erhalten hatte. Nur durch Zufall wurde er am 20. Juni 1963 entlarvt, kurz bevor er sich ins Ausland absetzen konnte.

‚Werther‘ hingegen wurde bis heute nicht entlarvt. Geniesst er die Früchte seines Verrats irgendwo in der Welt? Wartet er auf neue Einsätze? Oder arbeitet er vielleicht noch immer?

‚Werther‘! Decknamen sind im sowjetischen Nachrichtendienst nie sinnloser Zufall. Sie haben immer eine Beziehung zum Träger. ‚Dora‘ war die Umkehrung von Rado. ‚Pakbo‘, der Deckname für Rados Informanten, der über den politischen Widerstand gegen Hitler und Mussolini berichtete, war die Zusammensetzung aus den Namen des Schweizer Journalisten Otto Pünder und seiner italienischen Vertrauensmänner. ‚Taylor‘ der in Rados Meldungen als Quelle für Wirtschaftsinformationen genannt wurde, war der ins Englische übersetzte Name des deutschen Agenten Schneider. ‚Lucie‘, Rösslers Deckname, wurde von dessen Wohnort Luzern abgeleitet. ‚Sissie‘ war der jugendliche Kosenamen der Funkerin Rachele Dübendorfer.

Und ‚Werther‘?

War das eine Anspielung auf literarische Interessen oder auf wissenschaftliche Leistungen in der Goethe-Forschung? Sollte es die phonetische Wiedergabe des russischen Wortes Wertep sein, was soviel wie Verbrecherhöhle bedeutet, womit – wie eine Theorie behauptet – das Führerhauptquartier gemeint gewesen sei.

Oder stimmt die Theorie, die in jüngster Zeit am meisten verfochten wird: ‚Werther‘ sei ein Sammelname für viele Informanten gewesen, aus deren Einzelmeldungen Rössler geniale Kurzberichte zimmerte und unter ‚Werther‘ firmieren liess.

Diese Auslegung hat etwas Verlockendes. Form und Inhalt mancher ‚Werther‘-Meldung könnten diese These stützen. Die umfassende Art der Berichterstattung, die vielen verschiedenen Gebiete, aus denen die Geheimnisse stammten, die prompte Beschaffung detaillierten Materials – konnte das ein einzelner Mann bewältigen? Ein Mann, der ja schliesslich neben seiner Verräterrolle noch einen Posten hatte, den es auszufüllen galt, wenn er ihn nicht verlieren wollte.

Dazu kommen interessante Fehler und Irrtümer, die auf Fehlleistung beim Teamwork entstanden sein könnten.

Doch es widerspricht allen Gepflogenheiten des sowjetischen Nachrichtendienstes, einem Phantom Aufträge zu erteilen. Lob zu spenden und Prämien zuzuweisen. Wenn die Russen auf Berichte eines Agenten vertrauten, dann kannten sie ihn bis ins Mark. Schliesslich ist ja die genaue Kenntnis der Quelle einer Nachricht die entscheidende Voraussetzung für ihre Bewertung. Und schliesslich sind die Indizien zu mächtig, die auf einen Mann hindeuten, der – weil kein General und noch nicht einmal ein Oberst-unverdächtig war und der trotzdem durch seine Dienststellung so ausserordentliche Vollmachten und Möglichkeiten hatte, an alle Geheimnisse im Führerhauptquartier heranzukommen. Es wäre verlockend, den

Namen eines besonders verdächtigen Rittmeisters zu nennen, den Mann, auf den viele Dokumente und Indizien hinweisen. Wenn er nicht ‚Werther‘ selbst war, so doch sein wichtigster Gehilfe im OKW. Doch die strengen Gesetze der Bundesrepublik über den Ehrenschatz und die Tatsache, dass das allerletzte schlüssige Be-weisdokument noch fehlt, halten mich davon ab.

Es ist nicht die Aufgabe dieses Buches, das Amt eines Staatsanwalts zu über-nehmen. Es begnügt sich damit, den geheimnisvollen Verräter und seinen Verrat ins Schlachtengemälde der Operation ‚Zitadelle‘ einzufügen: Dort steht ‚Werther‘ als maskierter Regisseur am Rande der Geschichte einer entscheidenden Schlacht.

Am Rande! Denn man würde die gewaltigen Kräfte, die kühnen Entscheidun-gen, die Leistungen und die Fehler auf beiden Seiten versimpeln, wollte man Entwicklung und Ausgang der Operation ‚Zitadelle‘ nur aus dem Fall ‚Werther‘ erklären. Kursk, die gigantische Schlacht, war der Scheitelpunkt des Ostkrieges, die Wendemarke am Wege des Russlandfeldzuges. Um an diesen Punkt zu kommen, bedurfte es mehr als eines Verräters.

Warum die so hoffnungsvoll begonnene Kursker Schlacht eigentlich verloren ging, die letzte grosse deutsche Offensive trotz mächtiger Panzerausstattung und soldatischer Machtentfaltung in einem Fiasko endete, das ist eine Frage, die nur durch einen Rückblick beantwortet werden kann. Eine Rückblende in die Wochen um das Jahresende 1942 und den Jahresbeginn 1943.

Zweiter Teil

Manstein

1 Stalin wollte mehr als Stalingrad

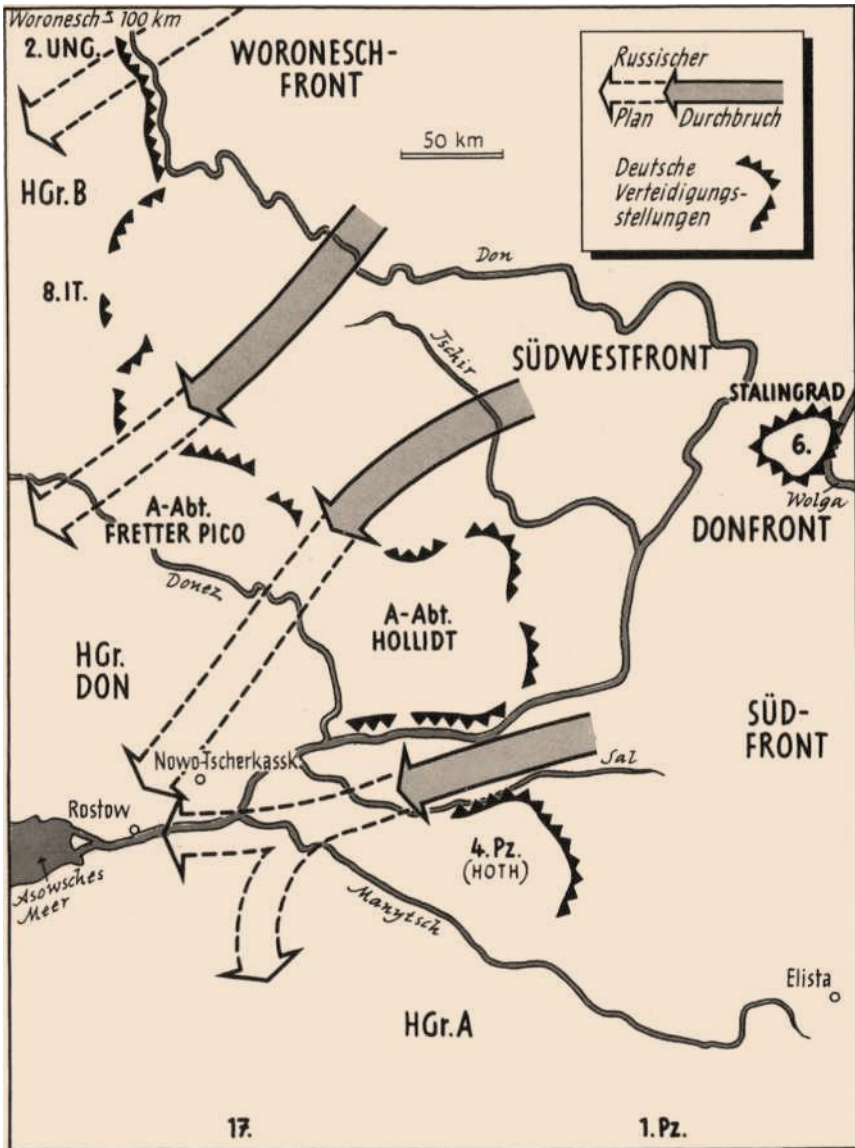
«General Badanow, fahren Sie, das ist unsere Stunde» – Bei Tazinskaja endet die Reise – Panzer vor Mansteins Gefechtsstand – Rostow, Schlupfloch für eine Million Soldaten – Die 1. Panzerarmee geht zurück – Ade Ischerskaja – Zweiundvierzig Kilometer auf dem blanken Eis – Von den Hochpässen zu Tal – Krasnodar, die Drehscheibe am Kuban – 400'000 Mann in den Skat

Weihnachten 1942, in Nowo-Tscherkassk, zwanzig Kilometer hinter dem unteren Don, lag das Hauptquartier des Oberbefehlshabers der Heeresgruppe Don, Feldmarschall von Manstein. Marschall und Stabsoffiziere sahen übernächtigt aus. Schwer lastete das Schicksal der 6. Armee auf allen.

Doch über der Sorge um die Lage in Stalingrad stand eine noch weit grössere: Das sowjetische Oberkommando wollte offensichtlich das Kriegsglück, das ihm Hitlers Fehler bescherte, als er die 6. Armee zu weit vorpreschen liess und ihre schwachen Flanken nicht genügend abdeckte, zu grösseren Erfolgen nützen als nur zur Vernichtung einer Armee.

Hinter den Operationen der drei sowjetischen Heeresgruppen, mit denen die Russen seit dem 19. November 1942 pausenlos zwischen Wolga und Don angriffen, Stalingrad einschlossen, die Front der Italiener und Rumänen hundert Kilometer breit aufrissen, hinter dieser Operation stand mehr als nur die Befreiung Stalingrads und die Einkesselung der Armee Paulus. Dahinter wirkte ein grösserer, ein atemberaubender Plan des sowjetischen Oberkommandos: Lange und sorgfältig vorbereitet; mit grossen Opfern erkaufte; mit verlorenen Armeen, verlorenem Land und fast verlorenem Krieg; aber jetzt sollte der grosse Gegenschlag kommen; hier von der Wolga her, aus dem Mutterschoss des alten Russland; und von Stalingrad her, dem Heiligtum der bolschewistischen Revolution. Alles sollte jetzt nachgeholt, die ganz grosse Operation gegen Hitler geführt werden, der napoleonische Schlag, die Vernichtung der Deutschen in den Weiten Russlands. Stalin wollte nicht mehr und nicht weniger als den ganzen Südflügel des deutschen Heeres zertrümmern. Ein Super-Stalingrad für eine Million deutscher Soldaten war sein Ziel. Durch eine gigantische Operation mit insgesamt acht Armeen wollte er vom mittleren Don und aus der Kalmückensteppe auf Rostow und auf den unteren Dnjepr stossen und damit den deutschen Südflügel – drei Heeresgruppen mit sieben Armeen – abschneiden und vernichten.

Die Kriegsgeschichte kennt keinen Operationsplan von ähnlich riesigem Aus-



Ende 1942, nach dem Zusammenbruch der deutschen Front am mittleren Don sieht Stalin die Chance zum entscheidenden Sieg vor sich. Er will Rostow, das Tor zum Kaukasus, durch einen grossen Zangenangriff schliessen und in einer noch weiter ausholenden Operation die deutschen Heeresgruppen B und Don umfassen.

mass. Und er schien sogar zu glücken. Von Stunde zu Stunde kamen bedrohlichere Alarmnachrichten auf Mansteins Kartentisch. Wie und womit sollte er die rote

Flut aufhalten? Das riesige Loch zwischen Don und Donez stopfen? Das deutsche Oberkommando sah sich einer Gefahr gegenüber, die bis dahin ohne Beispiel war.

«Ruhe», knurrte der General. Strafend traf sein Blick den Ordonnanzoffizier, der mit einem Melder sprach. Erschrocken hielt der Major inne. Nur das Feuer im Ofen prasselte in der Bauernkate, die dem 24. sowjetischen Panzerkorps in der Nacht vom 23. zum 24. Dezember 1942 als Gefechtsstand diente.

Der General hatte den Telefonhörer fest ans Ohr gepresst. «Da, da» – ja, ja. Dann lachte er. Und meldete sich erneut mit seinem Namen.

«Es geht wie befohlen», berichtete der General. «Die Italiener sind weggeblasen. Auch im rückwärtigen Gebiet ihrer 8. Armee gibt es keinen Widerstand mehr. Meine Verbände rollen ungehindert vorwärts. Wir sind bereits tief im feindlichen Hinterland und schaffen täglich rund fünfzig Kilometer. Unsere Spitzen stehen vor Tazinskaja.»

W. M. Badanow, Generalmajor und Kommandierender des 24. sowjetischen Panzerkorps, gab diesen telefonischen Bericht an den Oberbefehlshaber der 1. Garde-Armee mit hörbarem Stolz. Und General Kusnezow erwiderte anerkennend: «Gut, gut, Genosse Badanow, ich werde das Hauptquartier von Ihren Erfolgen verständigen. Aber fahren Sie, fahren Sie, das ist unsere Stunde!»

Ja, es war die Stunde Badanows. Sein 24. Panzerkorps, das der 1. Garde-Armee zugeteilt war, stürmte den sowjetischen Stosskeilen, die durch die zertrümmerte Front der 8. italienischen Armee rollten, weit voraus, dem Donez zu. Badanow fand kaum wesentlichen Widerstand. Auch die in der Tiefe des italienischen Frontabschnitts, im Quellgebiet des Tschir, eingesetzten Sperrverbände zerstoben vor den sowjetischen Angriffen bald in alle Winde. Geschütze und Kraftfahrzeuge wurden stehengelassen. Viele Offiziere entfernten ihre Rangabzeichen und stahlen sich davon. Sollten die Soldaten tapferer sein? Sie warfen ihre Waffen weg und flohen ebenfalls.

Das Korps Badanow brauchte nur zu fahren. Am Abend des 23. Dezember 1942 standen die Spitzen vor dem wichtigen Feldflughafen und Versorgungszentrum für Stalingrad, Tazinskaja, 240 Kilometer hinter der zerbrochenen italienischen Front. In fünf Tagen hatte das Korps diesen Weg hinter sich gebracht: Blitzkrieg bester deutscher Schule! 240 Kilometer in fünf Tagen, das entsprach in Tempo und Entfernung fast Mansteins berühmtem Panzer-Raid auf Dünaburg in der ersten Kriegswoche. Damals, vor anderthalb Jahren, hatte sein 56. Panzerkorps die 275 Kilometer aus dem Raum ostwärts Tilsit bis Dünaburg in vier Tagen bewältigt. Die Russen hatten seitdem viel gelernt.

Als General Badanow den Hörer des Feldfernsprechers aufgelegt hatte, wandte er sich an seinen Chef des Stabes: «Was meinen Sie, Genosse Oberst, sollen wir den deutschen Stützpunkt und den Flugplatz noch diese Nacht angreifen oder bis morgen warten?»

Der Oberst wiegte den Kopf. «Morgen feiern die Deutschen Weihnachten, das ist ihr sentimentalstes Fest. Sie basteln Geschenke, stecken Kerzen an Tannensäulen und bereiten ihren Heiligen Abend vor. Das macht sie nachlässig. Wir könnten sie überraschen.»

Badanow nickte. Und er fertigte für die Kommandeure die Befehle aus.

Der Plan glückte. Im dichten Nebel des anbrechenden 24. Dezember fuhren Badanows Panzer los. Sie rollten direkt auf die Pisten des Flugplatzes von Tazinskaja.

Zwar wusste das 8. Fliegerkorps von der drohenden Gefahr, doch die Luftflotte 4 durfte die Räumung des wichtigen Versorgungshafens und der riesigen Lager nicht anordnen. Verteidigen hiess der Befehl. Aber womit sollte man sich, weit hinter der HKL am Tschir, gegen ein ganzes sowjetisches Panzerkorps verteidigen? 120 Mann, ein 8,8-Geschütz und sechs 2-cm-Flak – das war alles, was die Deutschen in Tazinskaja den Sowjets entgegenstellen konnten.

General Badanow berichtet in seinen Erinnerungen, die sowjetischen Panzerpitzen hätten die deutschen Geschützstellungen und Stützpunkte unbemannt angetroffen. Auch das Flugplatzpersonal habe sich in den Unterständen befunden. «Alles schlief seelenruhig», schreibt der General.

Nach seinem Bericht gab eine Granatwerferabteilung das Zeichen zum Angriff. Und schon nach wenigen Stunden sei der entscheidende Versorgungsstützpunkt für das eingeschlossene Stalingrad ohne nennenswerten Widerstand in russischer Hand gewesen. 350 Flugzeuge und unübersehbares Material an Verpflegung und Munition, darunter ganze Transportzüge, seien erbeutet worden.

Die schlechte Verteidigung des wichtigen Tazinskaja ist ein dunkler Punkt. Aber eins ist sicher: Die von Badanow angegebene Zahl der erbeuteten Flugzeuge kann nicht stimmen. Es lagen nur 180 Maschinen auf dem Platz. Die meisten starteten trotz des Nebels im feindlichen Feuer. Und 124 kamen heil auf anderen Plätzen an.

Trotzdem war es ein fürchterlicher Schlag. Tazinskaja war nicht nur Versorgungszentrum für Stalingrad, sondern zugleich noch Verkehrsknotenpunkt: Kopfstation der grossen Eisenbahnlinien von Rostow und aus dem Donez-Gebiet.

Besonders schlimm aber war die Entwicklung für die Armeeabteilung Hollidt. Sie stand noch weit ostwärts von Tazinskaja am Tschir und war nun im Rücken bedroht. Wieder rächte sich der Fehler, den Hitler mit seiner verhängnisvollen Festhalte-Strategie beging. Nur nichts aufgeben. Halten, halten, halten – um jeden Preis!

Zugegeben, die Position die Hollidt am Tschir verteidigte, war von grösster Bedeutung. Von dort sollte ja das 48. Panzerkorps Hoths Entsatzangriff auf Stalingrad unterstützen. Günstige Frontvorsprünge dafür schienen deshalb auch dem OKH nützlich. Aber Wunsch und Wirklichkeit standen sich hier unverträglich gegenüber. Die Gefahr wurde von Tag zu Tag grösser als die Chance. Hitler aber wollte die Gefahr nicht sehen. Wenn Manstein Verstärkungen anforderte, war die Antwort: «Ich habe keine.» Wenn er operativ unumgängliche Absetzbewegungen vorschlug, lamentierte Hitler: «Ohne das kaukasische Öl und die Bodenschätze des Donez-Gebietes ist der Krieg nicht mehr zu gewinnen.»

So stand Manstein zwischen Skylla und Charybdis. Er hatte nicht nur gegen die Russen, sondern auch noch gegen das Führerhauptquartier zu kämpfen. Jeder andere wäre wohl daran zerbrochen. Manstein aber fand auch hier einen Weg. Er nahm Zuflucht zu einem genialen System strategischer Aushilfen.

Drei erfahrene Truppenführer standen ihm dabei zur Seite, Männer, auf die er sich verlassen konnte: Generaloberst Hoth, der mit seiner 4. Panzerarmee noch südostwärts des Don kämpfte; General Hollidt, dessen gemischte Armeeabteilung im grossen Don-Bogen die HKL an der Gniloja und am Tschir hielt; General Fretter-Pico, der mit seiner neu entstehenden Armeeabteilung im Raum Millerowo-Kalitwa-Fluss einen Sperriegel aufzubauen versuchte.

Die Hauptgefahr war jetzt Badanow, die Speerspitze der 1. sowjetischen Garde-Armee. Denn von Tazinskaja bis Rostow waren es nur noch 130 Kilometer. Manstein wusste, dass ein couragierter Panzerführer bei Lage der Dinge diese Entfernung in drei Tagen schaffen konnte.

Und Badanow war weiss Gott couragiert. Packte er Rostow an, dann wurde es dramatisch. Wenn es den Sowjets gelang, das einzige Tor, die einzige Landverbindung zu den Armeen der Heeresgruppe A im Kaukasus zuzuschlagen, dann sassen 800'000 Mann in der Falle. Und die 4. Panzerarmee dazu. Feldmarschall von Manstein wusste das. Und General Badanow wusste das auch.

Der Feldmarschall sass in Nowo-Tscherkassk und überrechnete zusammen mit seinem Chef des Stabes, Generalmajor Schulz, und dem la, Oberst Busse, eiskalt die Lage. Jetzt galt es, kühne, wagemutige, aber auch folgenschwere Entschlüsse zu fassen. Es war die Stunde des Feldherrn, die Stunde, in der es darauf ankam zu wissen, was man Befehlshabern und Soldaten zumuten durfte. Manstein kannte die Fähigkeit seiner Verbände und er kannte die Grenzen ihrer Belastbarkeit. Auch das gehörte zu seinem Feldherrngenie.

Manstein ersuchte Hoth, von seiner hart kämpfenden Armee, die an der Südfront der Heeresgruppe Don noch im Entsatzangriff auf Stalingrad stand, eine Division zur Rettung Tazinskajas abzugeben. Und Hoth gab aus eigener Entscheidung, aus Einsicht in die katastrophale Lage, seine schlagkräftigste Panzerdivision her, die 6. unter General Raus. Oberst von Hünersdorff, sein Stabschef aus den Angriffsoperationen des Vorjahres, war in dieser Division Kommandeur des Paderborner Panzerregiments 11.

In eisigem Nachtmarsch wurde die Division nach Norden, zur Armeeabteilung Hollidt geworfen, wo Oberst i. G. Wenck, der unermüdliche Chef des Stabes und geniale Improvisator, eine erste schwache Abwehr aus bunt zusammengewürfelten Verbänden aufgebaut hatte.

Es war eine schwere und eine bedeutungsvolle Entscheidung, die Manstein und Hoth getroffen hatten. Denn nach dem Abzug der 6. Panzerdivision war Hoth die letzte schwache Möglichkeit genommen, sich in seiner bedrängten Stellung fünfzig Kilometer vor Stalingrad zu halten und auf eine Wiederaufnahme des Entsatzangriffs zu hoffen.

Doch dieser so hoffnungsvoll begonnene Entsatzangriff war praktisch sowieso bereits gescheitert. Und ohne einen erfolgreichen Schlag gegen Badanow wäre auch Hoths Lage bald unhaltbar geworden, hätte auch ihm die Einkesselung gedroht. Es gab nur noch die Wahl zwischen der grösseren und der kleineren Katastrophe.

Die Verhinderung der grossen Katastrophe konnte – wenn überhaupt – nur nach Mansteins Plan gelingen. Und sein Plan ging von folgenden Voraussetzungen aus: Der einzige greifbare Panzerverband, den Hollidt am Tschir noch besass, war

General Balcks altbewährte schlesische 11. Panzerdivision. Sie schlug sich seit Mitte Dezember auf dem linken Flügel der Gruppe Hoth mit durchgebrochenen Feindpanzern herum. Oberst Graf Schimmelmann führte das Panzerregiment 15 mit bewährter taktischer Kunst. Er hatte zwar nur noch fünfundzwanzig Kampfwagen, aber trotzdem konnte General Balck mit dieser durch Panzergrenadiere, Pioniere und Flak verstärkten Panzerkampfgruppe und der 336. I. D. unter General Lucht in einer Art Karussell-Schlacht zwei starke feindliche Stossgruppen vernichten und fünfundsechzig Panzer abschiessen, ohne einen einzigen eigenen Kampfwagen zu verlieren.

Wie auch die Infanteristen in diesen Kämpfen ihren Mann standen, zeigt die Tatsache, dass die 336. Infanteriedivision in fünf Tagen zweiundneunzig feindliche Panzer knackte.

Dieser Erfolg bot Manstein die Möglichkeit, auch die 11. Panzerdivision am 23. Dezember in einem strapaziösen Nachtmarsch bei 20 Grad Kälte gegen Badanows Korps zu werfen. Zusammen mit der heraneilenden 6. Panzerdivision sollte sie dem kühnen und gefährlichen Raid General Badanows ein Ende machen.

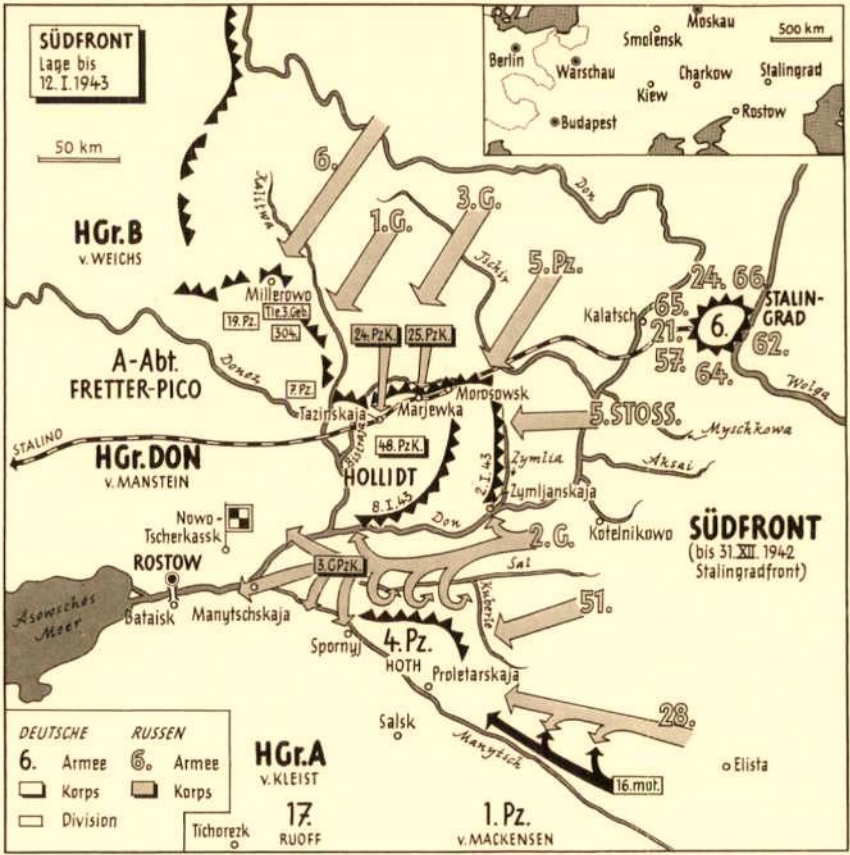
In der flachen, verschneiten Steppe zwischen Kalitwa und Tschir bewiesen die deutschen Panzerregimenter erneut, was moderne Panzertaktik ist. Während Grenadierbataillone der 306. I. D. den wichtigen Versorgungsplatz von Osten her abriegelten und dann mit Stosstrupps des Grenadierregiments 579 wieder Teile des Feldflugplatzes in Besitz nahmen, liefen die deutschen Gegenangriffe an. Bereits am 24. Dezember gewann eine gepanzerte Vorausabteilung der 6. Panzerdivision, unterstützt von Sturmgeschützen, den Raum nördlich Tazinskaja. Bis zum 27. Dezember hatten auch General Balcks Verbände einen eisernen Ring um das russische Korps bei Tazinskaja gezogen. Hier verlegte die 6. Panzerdivision den Sowjets den Rückweg, schnitt sie von ihrem Nachschub ab und sicherte die Front an der Bistraja gegen Entsatzversuche von Norden.

Und dann beginnt die Schlacht um Tazinskaja. Badanows Panzer sitzen in der Falle. Das Korps ist völlig überrascht. Einen Hilferuf nach dem anderen jagt Badanow per Funk an seine Heeresgruppe. General Watutin beruhigt ihn mit Funksprüchen. Mahnt, auszuhalten. Wirft alles, was er hat, zwei motorisierte Korps und zwei Schützendivisionen, zum Entsatz heran. Er will Badanow unbedingt retten und dessen Korps wieder flottmachen. Zuviel hängt für die sowjetische Führung davon ab, nach Rostow zu kommen. Aber auch die Russen sind in diesem Winter am Ende ihrer Kraft.

General Raus, mit der 6. Panzerdivision hält allen Angriffen stand. Und Balcks 11. Panzerdivision bereitet zusammen mit dem Panzergrenadierregiment 4, das der unerschrockene Oberst Unrein führt, und den Grenadiern der 306. Infanteriedivision den Regimentern Badanows in Tazinskaja ein blutiges Cannae.

In nächtlichen Kämpfen, bei beissender Kälte, stirbt das 24. sowjetische Panzerkorps. Badanows Einheiten wehren sich verzweifelt. Viele Gruppen kämpfen bis zur letzten Patrone. Die brennenden Getreidesilos und Versorgungslager von Tazinskaja beleuchten einen gespenstischen Kampfplatz: aufeinandergefahrenen Panzer, zermalmte Pak-Stellungen, überrollte Trosse, erfrorene Verwundete.

Am 28. Dezember ist alles zu Ende. Einzelne sowjetische Gruppen durchstossen



Neun sowjetische Armeen stürmen in Richtung Rostow. Den tiefsten Einbruch erzielt die 2. Garde-Armee, deren Bewegungen auf der Lagenkarte die Gestalt einer neunköpfigen Hydra annehmen.

im Norden der Stadt die deutsche Einschliessung und flüchten über den Bistraj-Bach. Das vor Weihnachten so hoffnungsvoll gegen Rostow aufgebrochene Korps Badanows ist vollständig vernichtet.

Das sowjetische Oberkommando und der Oberste Sowjet flochten den Regimentern Badanows einen Heldenkranz. Der tapfere Todeskampf, vor allem aber der bis dahin beispiellose Panzer-Raid ins Hinterland der deutschen Front sollten der Roten Armee als leuchtendes Vorbild dienen. Dem neu aufgestellten Korps wurde deshalb der Titel ‚2. Tazinskajer-Garde-Panzerkorps‘ verliehen. Und Badanow erhielt als erster Offizier der Roten Armee den Suworow-Orden.

Der deutsche Panzerblitz mit Grossverbänden war zum Vorbild sowjetischer Operationskunst erklärt worden. Vorläufig zahlte sich das neue Konzept allerdings nicht aus. Es fand in den deutschen Panzerführern seinen Meister. Das zeigte

sich schon vier Tage später. In der Silvesternacht auf 1943 fuhr auch das 25. sowjetische Panzerkorps, bei dem Versuch, Badanows Methode nachzuahmen, in eine Falle. Irrtum und Leichtsinn lenkten es ins Verderben.

Das Korps, verführt vom geringen Widerstand beim Durchbruch durch den Südflügel der 8. italienischen Armee, hatte es versäumt, Aufklärungskräfte vorzuschicken. Man war der Meinung, keinen ernsthaften Gegner mehr vor sich zu haben. Die russischen Panzerbrigaden rollten mit aufgeblendeten Scheinwerfern aus den Waldstücken nördlich des Bistraja-Flusses und strebten der Furt bei Marjewka zu. Sie wollten über den Fluss nach Süden und dann in den Rücken der deutschen Armeeabteilung Hollidt stossen.

Aber die Gefechtssicherungen der 6. Panzerdivision an der Bistraja bemerken den sowjetischen Vormarsch in Richtung auf die Furt. Und General Raus macht schnell seinen Plan für ein Nachtgefecht: Er befiehlt seine 7,5-cm-Pak-Züge nach vorn, um das Vorgehen der Sowjet-Panzer zu verzögern. Das Panzerregiment 11 wird alarmiert und bereitgestellt. Das Gros des 25. sowjetischen Korps mit der Masse der Panzer durch die Furt nach Marjewka gelockt. Dann mit bereitgehaltenen Pak-Zügen und schweren Panzerspähwagen die Übergangsstelle abgeriegelt.

Und nun eröffnet General Raus die nächtliche Panzerschlacht zwischen Marjewka und Romanow. Der Feind, frontal aufgehalten, wird an beiden Flanken und im Rücken gefasst. Ist überrascht. Reagiert verwirrt und nervös. Raus hingegen lenkt die Schlacht wie auf dem Schachbrett.

Brennende T 34 beleuchten die Szene. In einzelnen Rudeln versuchen die Sowjets, sich immer wieder eine Lücke zu schlagen. Wer ist Freund, wer ist Feind? Das ist erst auf kürzeste Entfernung festzustellen. Wütend nutzen die sowjetischen Panzerkommandanten die Robustheit ihrer T 34 und versuchen, mit Ramm-Manövern die deutschen Panzer auszuschalten.

Aber die Wendigkeit des Panzer IV und die Erfahrung der deutschen Panzerkommandanten bewähren sich in diesem nächtlichen Duell; vor allem bei dem Durchbruchversuch einer sowjetischen Panzergruppe in Nowo-Marjewka, wo Major Dr. Bäke mit seiner II. Abteilung Panzerregiment 11 sichert.

Bäke hat zehn Panzer IV zur Verfügung und nur eine Handvoll Infanteristen. Gegen 3 Uhr greifen sowjetische T 34 an und brechen ins Dorf ein. Zwischen den Eläusern beginnt der Kampf Panzer gegen Panzer. Die strohgedeckten Katen fangen Feuer. Die zuckenden Flammen erzeugen bizarre Schatten.

Im Dorf zur Reparatur herumstehende unbemannte Schadpanzer leisten Bäkes kleiner Streitmacht eine unerwartete Hilfe. Die Russen halten die Wracks im irritierenden Feuerschein für intakte Kampfwagen und konzentrieren ihre Angriffe immer wieder auf diese so verlockend dastehenden Ziele. Auf diese Weise erhalten Bäkes Panzer Zeit und Gelegenheit, selber gute Schusspositionen zu gewinnen. Doch schliesslich zieht der gewitzte Panzerkommandeur seine kleine Armada ganz aus dem Dorf zurück.

Beim Absetzen fährt Bäkes Kommandeurpanzer, der wie alle Befehlswagen wegen des grossen Funkgerätes und des Kartentisches nur eine Holzkanone zur Tarnung hat, einem T 34 genau vor den Bug. Der Russe schwenkt sofort Turm

und Kanone zum Schuss. «Rammen», befiehlt Bäke. Aber das Manöver hätte wohl kaum noch etwas genutzt.

Die Rettung kommt vom Panzer des Chefs der 7. Kompanie, Hauptmann Gericke. Er steht mit seinem Panzer IV und schussfertiger Kanone an einer Hausecke in Lauerstellung. Sieht den Russen: «Feuer!» Volltreffer!

Sechs Panzer und fünfundzwanzig Mann zählt Bäke beim Sammeln ausserhalb des Dorfes. Wenn es erst hell wird und der Russe seine Überlegenheit erkennt, kann das böse werden.

Also gilt es, die Nacht zum Gegenangriff zu nutzen. Denn die Nacht hilft täuschen. Die Nacht ist der Freund des Schwachen. Im Schutze der Dunkelheit kann man mit Licht und Lärm aus sechs Panzern eine ganze Abteilung machen.

Major Bäke postiert seine sechs Panzer rund um das Dorf. Auf das verabredete Leuchtzeichen hin greifen sie an. Die fünfundzwanzig Infanteristen, die in Abständen zwischen den Panzern postiert sind, brüllen aus Leibeskräften «Hurra» und schiessen, was aus den Läufen geht. Die Panzer ballern mit allen Waffen und jagen Leuchtspurmuniten in die Gegend. Der Bluff glückt.

Schnell kommt Bäke bis in die Dorfmitte. Der Russe vermutet einen Grossangriff und weicht in Richtung auf die Bistraja zurück. Aber dort erwischt ihn die bereitgestellte Pak.

Mit neunzig Panzern waren die Russen über die Bistraja gekommen. Als der Tag graute, lagen neunzig abgeschossene T 34 auf dem winterlichen Schlachtfeld. Auch das 25. Panzerkorps, der zweite Stosskeil der 1. sowjetischen Garde-Armee war damit vernichtet.

Die Verluste der 6. Panzerdivision betragen dreiundzwanzig Kampfwagen. Und da man das Schlachtfeld behauptete, konnte der grösste Teil von den Werkstattkompanien wieder einsatzbereit gemacht werden.

Mit der Zerschlagung der beiden sowjetischen Panzergruppen an der Nordfront der Heeresgruppe Don war die unmittelbare Gefahr beseitigt, die Rostow von Nordosten drohte.

Der ebenso gefährliche sowjetische Stoss, der von der 6. und der 1. sowjetischen Garde-Armee vom nördlichen Rand der Einbruchslücke hergeführt wurde und über Millerowo gegen den Donez zielte, konnte von den schwachen Verbänden der Armeearbeitung Fretter-Pico gestoppt werden.

Dabei war ‚Armeearbeitung‘ eine anspruchsvolle Bezeichnung für das, was General Fretter-Pico zur Verfügung hatte, um eine Frontlücke von fast zweihundert Kilometer Breite zu stopfen. In Millerowo verteidigten sich Teile der 3. Gebirgsdivision zäh und erfolgreich gegen überlegene feindliche Panzerkräfte. Feldausbildungsregimenter und Marschbataillone mussten zusammen mit der zerflederten Panzergruppe von der Lancken den anrollenden feindlichen Panzerdivisionen die Stirn bieten.

Schliesslich wurde aus Frankreich die 304.1. D. herangeworfen. Ihre Regimenter kamen aus dem Küsten-Sicherungsdienst am friedlichen Atlantikwall und standen nach zwölf Stunden Kampf schon vor der Zerreihsprobe. Dass es Fretter-Pico und dem erfahrenen Divisionskommandeur Generalmajor Sieler trotzdem ge-

lang, den Schützen und Artilleristen über den Panzerschreck der ersten Tage hinwegzuhelfen und sie in wenigen Wochen zu harten Abwehrkämpfern zu machen, ist eine der erstaunlichsten Tatsachen dieser Wochen. Zum Glück standen Fretter-Pico schliesslich zwei alterprobte und erfahrene Panzerdivisionen zur Verfügung, die thüringische 7. und die niedersächsische 19., die mit unermüdlichen Gegenstössen den Infanteristen die Last des Abwehrkampfes erleichterten und die Nordflanke der bedrohten Front absicherten.

So wurde die Armeeabteilung Fretter-Pico, praktisch ein schwaches Korps, zum erfolgreichen Wellenbrecher zwischen Don und Donez und verhinderte durch elastische Kampfführung den operativen Durchbruch eines mehr als zwanzigfach überlegenen Feindes. Mit Recht sagt Fretter-Pico: «Es war ein Sieg der Kampfmoral der Infanterie.»

Mit den deutschen Abwehrrfolgen zwischen Don und Donez war das Tor für die noch im Kaukasus stehenden deutschen Armeen gegen die sowjetische Nordzange abgesichert.

Aber die Kräfte, mit denen diese Gefahr gebannt worden war, fehlten Manstein auf dem rechten Flügel seiner Front, bei Hoths 4. Panzerarmee, zwischen Don und Manytsch. Und nun drohte dort das Verhängnis.

Jeden Morgen, wenn der Tag graute, fuhr Generaloberst Hoth in diesen letzten Dezembertagen in seinem Panzerbefehlswagen zu seinen zusammengeschmolzenen Divisionen und besuchte die Kommandeure auf den Gefechtsständen. Manches Regiment hatte nur noch die Kampfstärke eines schwachen Bataillons. Bataillone waren auf Kompaniestärke herabgesunken. Die 4. Panzerarmee besass nur noch fünfzig bis siebzig einsatzbereite Panzer, normalerweise die Ausstattung einer einzigen schwachen Abteilung.

Abends kam der zähe und energiegeladene Oberbefehlshaber todmüde auf seinen Gefechtsstand zurück. Oberst i. G. Fangohr, sein Chef des Stabes, erwartete ihn mit der Lagenkarte, den Funksprüchen von Manstein und den Aufzeichnungen über die Telefonate. Es war eine elende Plackerei. Die 4. Panzerarmee verbrauchte sich in aufreibenden Verteidigungskämpfen.

Jeden Abend gab es nur ein Thema: Wie soll, nach Abgabe der 6. Panzerdivision, die Armee mit ihren wenigen Kräften die Front halten? Die noch bei Elista sichernde 16. Panzergrenadierdivision wurde nach wie vor von Hitler nicht freigegeben. Die von der Heeresgruppe A aus dem Kaukasus in Aussicht gestellte 5. SS-Panzergrenadierdivision ‚Wiking‘ lag noch auf der Strecke.

Jeden Tag berichtete Fangohr von seinen mahnenden Gesprächen mit der Heeresgruppe. Jeden Tag bekam er von Mansteins I a, Oberst Busse, dieselbe Antwort: Wir fordern selber von Hitler immer wieder vergeblich die Freigabe und Unterstellung der 1. Panzerarmee. Doch das OKH kann sich zu nichts entschliessen.

Sprungweise setzte sich Hoth von Riegelstellung zu Riegelstellung nach Südwesten ab. Vom Myschkowa-Abschnitt zum Aksai. Vom Aksai zum Sal. Dann zum Kuberle. Immer wieder mit wütenden Gegenstössen den nachfolgenden Feind bedrängend. Zäh, wenig, ideenreich, unermüdlich und unerschrocken wehrte sich der Generaloberst mit den Verbänden des geschwächten 57. Panzerkorps gegen die

sowjetische Übermacht von drei Armeen. In jeder Stunde die schwere Verantwortung vor Augen, dass von seinem Kampf zwei entscheidende Dinge abhingen: den Vorstoss der Russen von Osten und Südosten her auf Rostow zu verhindern, so wie Hollidt und Fretter-Pico ihn von Norden abgewehrt hatten. Ausserdem galt es, den Rücken der noch im Kaukasus stehenden Armeen zu decken. (Siehe Karte Seite 108.)

Hitler hatte zwar Ende Dezember endlich die Genehmigung zur Räumung des Kaukasus gegeben. Aber noch immer standen die Nachhut der 1. Panzerarmee am Terek, 650 Kilometer von Rostow entfernt.

Die Lagenkarte der Südfront des deutschen Heeres sah fürchterlich aus. Überall rote Pfeile, rote Stossrichtungen; und die dünnen blauen Linien der deutschen Stellungen gingen in diesem roten Meer unter. Eine gesicherte Verbindung zwischen den Verbänden Hollidts und Hoths bestand nicht mehr; denn die 4. Panzerarmee wurde Mitte Januar nach Südosten hinter den Manytsch abgedrängt. Zwischen Don und Sal klappte eine neue gefährliche Lücke von vierzig Kilometer Breite. Und in diese Lücke schoben sich zwei sowjetische Armeen der Heeresgruppe Jeremenko: die 2. Garde-Armee und die 51. Armee.

Sie rollen vorwärts. Schlagen nach rechts und links ihre Flankensicherungen. Das Gros der beiden Armeen aber wälzt sich gegen Rostow. Wie eine mächtige neunköpfige Hydra sehen die eingezeichneten Bewegungen auf der Lagenkarte aus. Eine Hydra, die sowohl Hoth wie Hollidt mit ihren Fangarmen bedroht. Der weit vorzügelnde Kopf der Hydra aber hat bereits den Don nordostwärts Rostow erreicht. Es ist das 3. sowjetische Garde-Panzerkorps von General Rotmistrow, jener Eliteverband, der sich im Kampf um Stalingrad die Gardefahne holte.

Die Stabsoffiziere der deutschen Heeresgruppe Don in Nowo-Tscherkassk überfällt jedesmal der Schauer, wenn sie einen Blick auf ihre Lagenkarte werfen. Die Welt steht im Banne von Stalingrad, aber hier, bei Rostow, an den Brücken von Bataisk, fallen die wirklichen Entscheidungen. Hier lauert eine Katastrophe, dreimal grösser als Stalingrad. Wird man das Wettrennen gegen die Zeit und gegen die Sowjets gewinnen? Wird Feldmarschall von Kleists Heeresgruppe A rechtzeitig in Rostow sein, um noch durch die schmale Pforte schlüpfen zu können?

Am 7. Januar 1943, einem eiskalten Donnerstag, platzt der Ordonnanzoffizier Hauptmann Annus in das Zimmer Mansteins: «Herr Feldmarschall, sowjetische Panzer sind zwanzig Kilometer von hier über den Don gegangen und stossen direkt auf uns zu. Sie wollen uns offenbar ausheben. Unsere Kosaken-Sicherungen sind überrollt. Es ist nichts mehr da.»

Manstein schaut seinen Ordonnanzoffizier ruhig an. Und sagt nur: «So!»

Das ist eine jener Minuten, in denen der Feldmarschall zeigt, dass er nicht nur ein genialer Stratege, sondern auch ein Mann von unerschütterlicher Ruhe ist. Er hasst Aufregungen und Wirbel.

«Es ist immer noch was da, Annus», belehrt er lächelnd den Hauptmann. «Holen Sie ran, was Sie finden, wir haben doch nebenan eine Panzerwerkstatt, ein paar bedingt einsatzfähige Panzer sind dort sicher. Nehmen Sie, was kampffähig ist, und schiessen Sie die Sowjets ab. Machen Sie den Stab abwehrbereit.

Wir bleiben hier. Sehen Sie zu, dass Sie mit unserem ‚Hausfeind‘ fertig werden!« Annus staunt wieder einmal über diese Ruhe des Marschalls und fegt hinaus. Die Panzerwerkstatt! Dass ihm das nicht gleich eingefallen ist!

Eine halbe Stunde später rollte der Hauptmann mit einer kleinen zusammengewürfelten Panzerstreitmacht von Nowo-Tscherkassk gegen den Don, fängt vorgeprellte sowjetische Aufklärungskräfte auf und wirft die feindliche Panzerspitze über den Fluss zurück. Der Tag klirrt vor Spannung und Frost.

Diese Episode ist bezeichnend für die Dramatik der Lage: Ein sowjetisches Panzerregiment mit einem Draufgänger an der Spitze hätte hier den Krieg vielleicht entscheiden können. Denn kriegsentscheidend wäre die Einnahme Rostows, das heisst die Einkesselung von drei bis vier deutschen Armeen mit rund einer Million Mann, zweifellos gewesen.

Warum liess der sowjetische Oberbefehlshaber der ‚Südfront‘ Jeremenko einen solchen Draufgänger nicht los? Überschätzte er die deutschen Abwehrkräfte? Hatte das Schicksal von Badanows 24. Panzerkorps ernüchternd gewirkt?

General Malinowski hört sich mit finsternem Gesicht die Berichte über den gescheiterten sowjetischen Panzerstoss auf Nowo-Tscherkassk an. «Unmögliches kann auch die beste Truppe nicht leisten», versucht sein Chef des Stabes zu entschuldigen.

Der General nickt. Wem sagt der Oberst das? Als erfahrener Oberbefehlshaber der 2. Garde-Armee weiss Malinowski, dass auch ein Eliteverband wie sein 3. Garde-Panzerkorps ausgepumpt ist. Es hängt an einem hauchdünnen Nachschubfaden. Seine Kampfkraft schwindet dahin, jene wetterleuchtende Kampfkraft, mit der General Rotmistrow den deutschen Entlastungsangriff gegen Stalingrad stoppte.

Malinowski weiss das. Und Jeremenko, der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe ‚Südfront‘, weiss es auch. Sogar Nikita Sergejewitsch Chruschtschow, mächtiger Kriegsrat der Heeresgruppe, sieht die Schwierigkeiten. Aber das Moskauer Hauptquartier will sie nicht wahrhaben.

Chruschtschow und Jeremenko müssen die Befehle des Hauptquartiers verteidigen. Und die Befehle liegen auf dem Kartentisch vor Malinowski: «Die 2. Garde-Armee erreicht bis zum Abend des 7. Januar den Donez. Das 3. Garde-Panzerkorps hat auf das Westufer des Don überzusetzen und die Übergänge fest in die Hand zu nehmen. Die 98. Schützendivision hat den Durchbruchstreifen zu erweitern. Das 2. Garde-mech.-Korps hat..., das 5. Garde-mech.-Korps hat...»

«Hat, hat, hat», explodiert Malinowski und schlägt jedesmal mit der Hand auf den Kartentisch. «Aber die Deutschen sind auch noch da! Und die Deutschen sind keine Rumänen und keine Italiener. Das Hauptquartier hat das offenbar plötzlich vergessen.»

Doch was hilft das Aufbegehren. «Bataisk muss fallen – Rostow genommen werden!» Das ist das tägliche Befehlsgebot, das von Chruschtschow und Jeremenko kommt. Schriftlich. Telefonisch. Mündlich. Zwingende Weisung!

Und die Armeen geben die Befehle an die Korps weiter. Die Korps an die Regimenter. Die Regimenter an die Bataillone.

Aber Befehle sind noch keine gewonnene Schlachten. Es geht langsam voran. Viel zu langsam!

Erst am 20. Januar überschreitet die Spitze von Jeremenkos Heerwurm bei Manytschkaja den Manytsch und stösst nach Westen in Richtung auf Bataisk vor. Oberst Jegorow führt die Vorausabteilung: Acht Panzer T 34, drei Panzer T 70, neun Schützenpanzerwagen, fünf Panzerspähwagen und zweihundert Mann aufgesessene Infanterie stürmen auf das grosse Ziel zu, das sie im Handstreich nehmen wollen. Das Gros des 3. Garde-Panzerkorps wartet auf das Stichwort, um zu folgen.

Alles ist fein eingefädelt. Auch die 51. Armee schickt, weiter südlich, ihr 3. Garde-mech.-Korps mit einer starken, gepanzerten Kampfgruppe gegen Bataisk. Das Tor soll zugeschlagen werden. Schon ist die Eisenbahnlinie nach Rostow durchschnitten, die Kolchosa Lenin erreicht.

Im Brückenkopf von Manytschkaja steht Malinowski sprungbereit zum Nachstössen mit zwei Korps. Die Gefahr für den Südflügel der deutschen Ostfront ist riesengross. Drei deutschen Armeen droht die Gefahr, abgeschnitten zu werden. Nur noch dreissig Kilometer ist die Lücke breit.

Dreissig Kilometer noch trennen rund 900'000 deutsche Soldaten vom Schicksal Stalingrads. Dreissig Kilometer – ein Katzensprung. Es war einer jener seltenen Augenblicke, da die Weltgeschichte sich sichtbar und atemberaubend auf ein paar Quadratkilometer konzentriert und launisch auf die Tat wartet, die ihr die Wendung gibt.

«Wie können wir diesen gefährlichen Brückenkopf Manytschkaja eindrücken?» fragt Generalfeldmarschall von Manstein seinen la, Oberst Theodor Busse.

«Mit eigenen Kräften kann es Hoth nicht machen, Herr Feldmarschall», antwortet Busse.

«Nein, das kann er wohl nicht. Aber was haben wir noch zur Verfügung?»

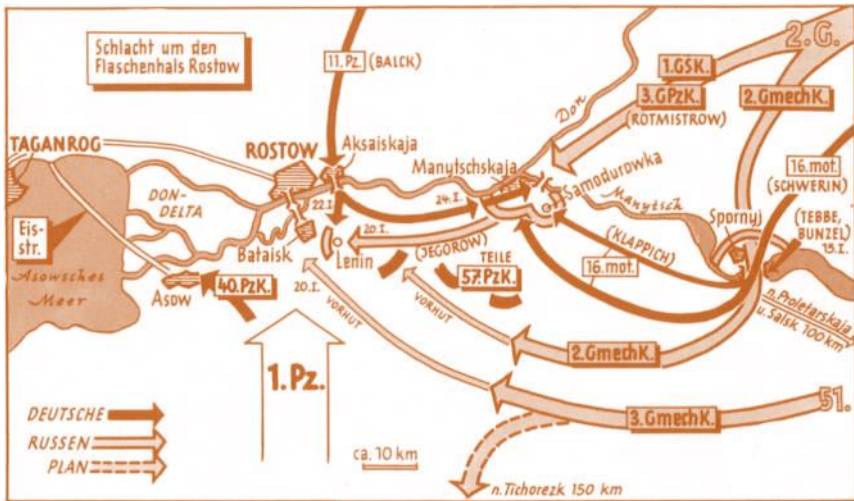
Manstein tritt an die Karte. Die Lageentwicklung der letzten Woche zeigt, was geschehen ist. Der Feldmarschall hatte Hitler das Ausweichen der Armeeabteilungen Hollidt und Fretter-Pico auf den Donez abgerungen. Dadurch bietet sich jetzt die Chance, Kräfte für Hoth herauszuziehen und zum Schutz Rostows heranzuziehen.

«Wir nehmen Balcks 11. Panzerdivision von Hollidt weg, ziehen sie über Rostow auf das Südufer des Don und geben sie Hoth zum Gegenangriff auf Malinowskis Brückenkopf» denkt Manstein laut.

«Aber die 11. allein wird mit den starken russischen Panzerkorps in Manytschkaja nicht fertig werden», wendet Busse ein.

Manstein nickt: «Dann hat Hoth ja noch die intakte 16.1. D. mot., die sich endlich von Elista lösen konnte. Graf Schwerin hat sie glücklich durch die 28. sowjetische Armee hindurchgelotst. Sie ist mit ihrer Panzerabteilung 116 und einer Kompanie der ‚Tiger‘-Abteilung 503 wie geschaffen, um bei Manytschkaja mit zuzufassen.»

Manstein spielte auf die grossartigen Leistungen an, die von der 16. Panzer-grenadierdivision des Grafen Schwerin in den letzten Wochen vollbracht worden waren. Jeder nannte sie noch immer ‚16.1. D. mot.‘, denn unter diesem Namen



Oberleutnant Klappich hält mit seinem Bataillon in Samodurówka und hindert die 2. Garde-Armee am weiteren Vorstoss in den Flaschenhals von Rostow. Die deutschen Divisionen gewinnen Zeit, den sowjetischen Brückenkopf Manytschkaja anzugreifen und zu vernichten. Rostow bleibt auf diese Weise offen für den Rückmarsch der 1. Panzerarmee.

war sie bekannt und berühmt geworden. Die ‚Windhund-Division‘ hatte einen der ungewöhnlichsten, abenteuerlichsten, ja phantastischsten Aufträge des Russlandkrieges ausgeführt: Sie hatte den östlichsten Vorposten der deutschen Wehrmacht in der Kalmückensteppe gebildet und den Raum um Elista bis ans Kaspische Meer und an die südliche Wolga-Mündung gesichert. Fernspähtrupps ihres Kradschützenbataillons 165 hatten das Kaspische Meer gesehen, die Ölzüge von Baku in die Luft gejagt und durch eine Kriegslist sogar mit dem Bahnhofsvorsteher von Astrachan telefoniert.

Monatelang schirmte die Division die über 300 Kilometer breite Lücke zwischen der 1. Panzerarmee und der 4. Panzerarmee gegen die 28. sowjetische Armee ab und schützte so die beiden Panzerarmeen vor der Umfassung aus der Kalmückensteppe. Einsam, in einem riesigen Steppenmeer auf sich allein gestellt, hatten die Männer aus dem Rheinland, aus Westfalen und Thüringen diese Aufgabe glänzend gemeistert. Als die grosse Lage es gebot, nahm Graf Schwerin seine Verbände im richtigen Augenblick trotz eines entgegenstehenden Führerbefehls zurück und bezog neue Riegelstellungen entlang dem Manytsch. Mitte Januar 1943 schliesslich vereitelte die 16. I. D. mot. eine besonders gefährliche Operation der Sowjets zwischen Manytsch und Don.

Die Lage war so: General Kirchners 57. Panzerkorps war unter erbitterten Kämpfen auf den Manytsch zurückgegangen. Hier focht Hoths Panzerarmee mit letzter Verbissenheit um die Manytsch-Linie. Ihre Behauptung war entscheidend, um den Don-Übergang bei Rostow-Bataisk offen zu halten.

Bis zum 12. Januar konnte Kirchner mit der 23. Panzerdivision, der 5. SS-Panzergrenadierdivision ‚Wiking‘ und der 17. Panzerdivision sowie der ‚Tiger‘-Abteilung 503 ostwärts Proletarskaja einen Manytsch-Brückenkopf halten.

Da wurde die 16. I.D. mot. von schnellen sowjetischen Verbänden überflügelt. Starke Panzer- und Infanterieverbände der 28. sowjetischen Armee stiessen auf Proletarskaja, um dort den Manytsch-Übergang zu gewinnen. Gleichzeitig griff ein mechanisiertes Korps der 51. Armee zwischen Proletarskaja und Salsk an. Und ein weiteres Korps der 2. Garde-Armee schwenkte von Norden auf Spornyj ein. Von dort sollte es weiterstossen auf Tichorezk, um sich mit Teilen der sowjetischen ‚Transkaukasus-Front‘ zu vereinigen.

Das Ziel dieser kühn geplanten sowjetischen Operation war: die deutsche Heeresgruppe A aufzuspalten, der 1. Panzerarmee den Weg nach Rostow zu verlegen und gleichzeitig die 17. Armee in den Griff zu bekommen.

Eine ausserordentlich bedrohliche Aktion in einem Augenblick, wie man ihn sich nicht ungünstiger denken konnte: Vor Bataisk stauten sich die zurückgehenden Transportkolonnen der 1. Panzerarmee. Zahlreiche Lazarettzüge und Versorgungstransporte lagen vor dem Ort fest. Die wenigen schlechten Strassen von Süden nach Norden waren kilometerlang verstopft. Ein russischer Stoss in diese verkeilten Kolonnen hätte das Chaos bedeutet.

Friedrich der Grosse hat das Wort geprägt: «Ein General muss nicht nur tapfer sein, sondern auch Fortune haben.» Generalmajor Gerhard Graf von Schwerin war tapfer, und er hatte auch Fortune. Zwei Tage vor dem russischen Stoss von Norden her gegen den Manytsch nahm Hauptmann Tebbes Panzerabteilung 116 bei einem Gegenstoss einen sowjetischen Generalstabsoffizier gefangen. In seiner Meldetasche fand man Karten und Befehle. Es waren Pläne und Weisungen für die Operation auf Spornyj.

Graf Schwerin überlegte nicht lange. Er hetzte mit allen verfügbaren Kräften nach Spornyj.

Die Russen waren schon über Damm und Behelfsbrücke hinweg, die über die beschädigten Stellen geschlagen war, jagten nach Westen, gegen die Rückzugsstrassen der 1. Panzerarmee. Ihr Ziel war Bataisk.

Gut gedacht! Aber General Gerassimenko, der Oberbefehlshaber der 28. sowjetischen Armee, hatte die Rechnung ohne Schwerin gemacht.

Eisig und sternklar ist der Wintermorgen des 15. Januar. Hauptmann Gerhard Tebbes Panzerkompanien rollen mit aufgesessenen Schützen des Münsteraner I. R. mot. 60 von Nordosten gegen die russischen Stützpunkte.

Sie kümmern sich nicht, was rechts und links geschieht. Fahren. Funken. Schiessen. Boxen sich durch. Besetzen die Höhen im Rücken der bereits über den Fluss vorgehenden Russen. Kehrt. Und hinein mit drei Stossgruppen ins feindbesetzte Dorf.

Ein sichernder T 34 und vier 7,62-cm-Pak werden zusammengeschossen. Zwei T 34 kommen zu Hilfe. Einen erwischt es gleich. Der andere dreht ab.

Am linken Flügel der Panzerkampfgruppe fährt ein Zug von Oberleutnant Kühnes 3. Kompanie. Zugführer ist der unerschrockene Oberfeldwebel Hans

Bunzel. Wo der Thüringer auftaucht, gibt es Rabatz. Brücken und befestigte Höhen sind seine Spezialität. Er ist einer jener unverwüstlichen Männer, die das Rückgrat der Panzerregimenter bilden.

Das beweist er auch am 15. Januar 1943. Seine Panzer stossen bis an den Manytsch-Staudamm von Spornyj. Bunzel selbst prescht mit seinem Panzer III wie die wilde Jagd auf die Brücke. Seine 5-cm-Panzerkanone hämmert in die sowjetische Pak-Sicherung.

Der Oberfeldwebel denkt an jenen Julitag 1942, als er mit vier Panzern seines Zuges den Manytsch-Staudamm, die Grenze zwischen Europa und Asien, genau an dieser Stelle in umgekehrter Richtung nehmen wollte. Aber damals flog ihm der Damm vor der Nase in die Luft.

Wird es diesmal gelingen? Ja: Diesmal hat er mehr Glück. Es klappt. Am Südhang stehen noch die vor einem Jahr erbeuteten russischen Fla-Geschütze in Stellung – jetzt allerdings schon etwas verrostet.

Nachdem Hans Bunzel den Sowjets die Brücke von Spornyj weggenommen hat, rollt Oberleutnant Klappich mit dem III. Bataillon vom Infanterieregiment mot. 60 in dichtem Schneetreiben am Südufer des Manytsch entlang und pirscht sich an Samodurowka heran.

Auch hier hat sich der Russe schon mit Teilen der 2. mechanisierten Schützenbrigade einen stark verschanzten Brückenkopf geschaffen: eine weitere gefährliche Basis für den sowjetischen Stoss auf Bataisk.

Klappich greift an. Stösst nach hartem Kampf bis an den Westrand des Dorfes durch. Der Stabschef der sowjetischen Brigade wird gefangengenommen. Seine Aussagen und Unterlagen enthüllen das ganze Ausmass der Gefahr, die dem Flaschenhals durch die in Manytschkaja aufmarschierten Feindkräfte droht: Für den 23. Januar hat Rotmistrow strikten Befehl, den Schlussangriff auf Bataisk einzuleiten. Um 6 Uhr 30 soll er mit seinem verstärkten Korps gegen die Stadt antreten. Das Panzerregiment 55 und neu zugeführte Propellerschlitten-Bataillone sind als Vorausabteilung angesetzt, um die Brücken von Bataisk im Handstreich zu nehmen. Der Chef der Panzertruppen der Armee hat persönlich die Führung übernommen.

Oberleutnant Klappich begreift, dass es in dieser Stunde nichts zu fragen gibt. Er fasst den einzig richtigen Entschluss: Samodurowka halten. Um jeden Preis! Sich fest an den Ort klammern und so die Flanke des sowjetischen Hauptbrückenkopfes Manytschkaja bedrohen.

Wie ein Pfahl im Fleisch steckt Klappichs Bataillon im Rücken der sowjetischen Kräfte, die bereits im Vorfeld von Bataisk operieren. Und wie eine Lanze ist das deutschbesetzte Samodurowka auf Rotmistrows Brückenkopf Manytschkaja gerichtet. Rotmistrow kann es nicht wagen, einfach an dem Ort vorbeizustossen, um seinen Vorausabteilungen zu helfen, die Tür von Bataisk zuzuwerfen. General Rotmistrow muss sich mit Klappich herumschlagen.

Und der weicht keinen Schritt. Er bindet Rotmistrows Verbände und hindert sie am Vorstoss in den Flaschenhals. Ein Oberleutnant steht zwischen Sieg und Niederlage. Ein Grenadierbataillon verdirbt Stalin das Konzept.

Klappich erhielt für diese entscheidende Tat das Eichenlaub zum Ritterkreuz. Dank seiner Aktion war es am 22. Januar nicht zu spät, als der von Manstein befohlene kombinierte Gegenschlag der 11. Panzerdivision und der 16. I. D. mot. gegen die starken sowjetischen Offensivkräfte im Raum und Brückenkopf Manytschkaja begann.

Am 22. Januar 1943 wurde General Balcks 11. Panzerdivision bei Rostow über den Don gezogen.

Rotmistrows Vorausabteilungen unter Oberst Jegorow hatten sich bei der Kolchosa Lenin eingeegelt.

Balcks Spitzen griffen an. Jegorow verlor fünf von seinen acht T 34 und zwei von seinen drei T 70. Er musste weichen. Die sowjetische Speerspitze vor Bataisk war zerschlagen.

Am 23. Januar durchbrach die 11. Panzerdivision zusammen mit Teilen der 16. I. D. mot. in zügigem Angriff die russischen Stellungen vor Manytschkaja. Das Dorf war von besonderer Bedeutung. Hier mündet der Manytsch in den Don. Hier führt die grosse Strasse über den breiten Fluss. Blieben Dorf und Brücke in russischer Hand, so war eine Wiederholung des sowjetischen Stosses auf Rostow von Süden her jederzeit möglich.

Angriff!

Graf Schwerin ging mit der Panzerabteilung 116 und dem Infanterieregiment mot. 156 von Südosten her vor. Die 11. Panzerdivision stiess frontal gegen den Ort. Er war stark befestigt. Zahlreiche Panzer waren zwischen den Häusern als stählerne Bunker eingegraben. Sie waren kaum zu erspähen und noch schwerer zu bekämpfen.

Zum Verhängnis aber wurde ein tückisches Hindernis am Südostrand des Dorfes, das von der Gefechtsaufklärung nicht erkannt worden war.

«Achtung! Tiefer Panzergraben!» hörten die Kommandanten von Hauptmann Tebbes Panzerabteilung plötzlich in ihren Kopfhörern.

Und da lagen sie auch schon im wilden Feuer von Panzerbüchsen und Pak vor dem Graben fest. Er war stark schneeverweht. Ein Panzer IV, dessen Besatzung den Schnee für festen Grund gehalten hatte, war bereits hineingestürzt.

Hauptmann Tebbe und sein Adjutant, Leutnant Gittermann, fuhren an dem Panzergraben entlang. Da: eine Einebnung durch Artillerieeinschläge. Rüber! Und beide Panzer rollten in den Ort.

Aber zwei Panzer IV gegen ein Dutzend eingegrabener T 34 – das konnte nicht gutgehen. Erst erwischte es Tebbe. Dann auch Gittermann. Die Besatzungen konnten ‚ausbooten‘. Sie sprangen, krochen und robbten zum verschneiten Panzergraben. Und erreichten blutend, halb erfroren und völlig erschöpft die vorderste Sicherung ihrer Abteilung.

So ging es also nicht! Die Abwehrkraft der im Südteil des Dorfes eingegrabenen T 34 musste beseitigt werden. Aber wie?

Balck griff zu einer List: Am Morgen des 25. Januar legte er das Feuer der gesamten verfügbaren Artillerie auf den Nordteil des Ortes. Nebelgranaten wurden geschossen. Panzerspäh- und Schützenpanzerwagen fühlten vor und feuerten Leuchtspur in die Gegend:

Balck spielte den Russen einen Grossangriff auf den Nordostteil von Manytschskaja vor. Der sowjetische Brigadekommandeur liess sich von diesem Manöver bluffen. Der gescheiterte deutsche Angriff am Vortage bestärkte ihn in dem Glauben, die Deutschen würden es nun am Nordostteil versuchen. Um dem vermuteten Angriff auch dort mit massierter Verteidigung begegnen zu können, liess er die eingegrabenen T 34 im Südteil des Ortes flott machen und warf sie an den Nordostrand.

Genau darauf hatte Balck gewartet. Er sass mit seinem Ia, Oberstleutnant i. G. Kinitz, in einem guten Beobachtungsstand auf einer Höhe südlich von Manytschskaja. Als er die sowjetische Umgruppierung erkannte, liess er sofort das Feuer der Divisionsartillerie auf den Südteil des Dorfes legen. Nur eine Batterie unterstützte mit Nebelgranaten weiter den Scheinangriff im Norden. Und dann:

«Panzer marsch!»

Noch in die einschlagenden eigenen Granaten hinein stiess der deutsche Angriff. Die III. Abteilung des Panzerregiments 15 unter Hauptmann Schmidt rollte das Dorf von Süden nach Norden auf. Graf Schimmelmann fasste mit seinem Regiment die mittlerweile im Nordostteil stehenden russischen Panzer im Rücken und vernichtete sie. Die feindliche Infanterie flüchtete, geriet mitten zwischen die Panzer und erlitt schwere Verluste.

Hauptmann von Hauser setzte sein Kradschützenbataillon 61 zur Verfolgung der flüchtenden Russen an. Vorbei an der noch tobenden Panzerschlacht im Nordteil des Dorfes ging die wilde Jagd und vollendete das Desaster der Sowjets.

Eine merkwürdige, eine denkwürdige Schlacht. Die eigenen Verluste waren dank der geglückten Kriegslist erstaunlich gering: ein Toter und vierzehn Verwundete. Die Sowjets hingegen verloren allein in Manytschskaja zwanzig Panzer, und sie liessen über sechshundert Tote zurück.

Rotmistrow, der Kommandierende General des geschlagenen Korps – der spätere Löwe von Prochorowka und Meister der grossen Panzerschlacht im Kursker Bogen – schrieb am nächsten Tag an den Oberbefehlshaber der 2. Garde-Armee, General Malinowski, nüchtern und unmissverständlich: «Die Truppen können angesichts der Lage und der schweren Verluste gegenwärtig keine aktiven Kampfhandlungen mehr führen.»

Man sieht: Zwanzig Panzer, zwei Drittel eines Panzerbataillons, waren im Januar 1943 auch für die Russen ein beachtlicher Verlust. Nicht nur Hitler war von Brest-Litowsk bis Stalingrad marschiert. Die Sowjets hatten diesen 2'000 Kilometer langen Weg ebenfalls ziehen, meistens flüchten müssen. Auch sie waren am Ende ihrer Kraft.

General Rotmistrows Bericht vom 26. Januar über die Lage der Panzer- und motorisierten Verbände bei der 2. Garde-Armee belegt es schlagend: Das 5. Garde-mech.-Korps hat nur noch 2'200 Mann, sieben Panzer und sieben Pak. Alle Brigadekommandeure sind gefallen. Die 3. Garde-Panzerbrigade und die 2. motorisierte Garde-Schützenbrigade besitzen noch sechs Panzer und zwei Panzerabwehrkanonen; die 18. Garde-Panzerbrigade acht Panzer, zwei Pak und eine Grabenstärke von fünfzig Mann; das 2. Garde-mech.-Korps acht Panzer.

Die gesamte 2. Garde-Armee besass also am 26. Januar lediglich noch neunundzwanzig Panzer und elf Panzerabwehrkanonen! So sah auch auf russischer Seite die harte Wirklichkeit in jenen Wochen zu Beginn des Jahres 1943 aus.

Marschall Jeremenko resümiert deshalb in seinen Memoiren: «Alle weiteren Anstrengungen, Rostow und Bataisk im Januar 1943 zu nehmen, blieben ohne Erfolg.»

Das Rostower Tor zum Kaukasus blieb offen. Die 1. Panzerarmee konnte hindurchschlüpfen. In endlosen Kolonnen zogen ihre Verbände durch den Flaschenhals.

Vier Tage später, am 1. Februar, sass Oberleutnant der Reserve Renatus Weber aus Hamburg, Ordonnanzoffizier im Stab des 40. Panzerkorps, in der eiskalten Stube eines alten Taganroger Bürgerhauses und schrieb sich seine Aufregung der letzten vierundzwanzig Stunden in einem Brief an seine Mutter von der Seele.

Der junge Oberleutnant schilderte seiner Mutter ein erregendes Abenteuer aus dem grossen Rückzug vom Kaukasus: Der Stab und die leichten Teile des 40. Panzerkorps waren über das Eis des Asowschen Meeres aus der Falle geschlüpft.

«Mit dem Eisübergang ist unsere Expedition zum Kaukasus abgeschlossen. Wir haben ein unerhörtes Glück gehabt, aus dem Flaschenhals bei Rostow noch ungeschoren herausgekommen zu sein ...», schrieb der Oberleutnant nach Hamburg.

Ja!

Alle, die diesen Marsch übers Meer miterlebt haben, werden ihn nie vergessen. Dieses Abenteuer steht zu Buch in den Akten des Korps und im Gedächtnis der Offiziere und Soldaten.

In der Silvesternacht 1942 hatte das 40. Panzerkorps seinen Frontabschnitt weit unten am Terek, am Fusse des Hochkaukasus, geräumt. Ade, Ischerskaja, blutiger Kampfplatz. Ade, Nordkaukasus und Kaspisches Meer. Aber nach Abschiedswehmut stand niemand der Sinn. War es doch höchste Zeit, wenn man aus der grossen Falle noch herauskommen wollte. Wieder einmal hatte sich Hitler nicht zu einem ganzen Entschluss durchringen können. Er gestattete der 1. Panzerarmee nur stückweise den Rückzug und befahl vom weit entfernten Führerhauptquartier in Rastenburg aus, an welchem Abschnitt und wie lange jeweils gehalten werden sollte.

Dreissig Tage dauert der gewaltige Treck vom Terek zum Don. Tagsüber halten und kämpfen, nachts marschieren. So geht es von Geländeabschnitt zu Geländeabschnitt.

Da ziehen sie in Nachtmärschen aus dem gelobten Land des kaukasischen Öls zurück, die Regimenter der Terek-Divisionen, die sich bis vor die Tore Grosnijs und in Griffweite von Baku gefochten hatten.

Die Berliner 3. Panzerdivision, Teile der 5. SS-Panzerergrenadierdivision ‚Wiking‘; die brandenburgischen, niedersächsischen, sächsischen und schlesischen, anhaltinischen und österreichischen Regimenter der 13. Panzerdivision, der 111., 370. und 50. Infanteriedivision sowie der 5. Luftwaffenfelddivision. Dazu Kosaken-

Schwadronen, Freiwilligenbataillone kaukasischer Bergstämme und die Verbände der 2. rumänischen Gebirgsdivision.

Der Obergefreite Alsleben von der Panzerjägerkompanie Infanterieregiment 117 wirft jeden Tag ein paar Sätze, charakterisierende Stichworte in sein Tagebuch. Der ganze lange Marsch der 111. Infanteriedivision rollt auf diese Weise szenisch wie ein Film vor unseren Augen ab und kennzeichnet den Rückmarsch exemplarisch für alle Regimenter. Am Tage Kampf. Dann gegen 20 Uhr Abmarsch. Manchmal erst um 22 Uhr oder auch um 4 Uhr.

Alsleben notiert: «Panzerjäger sichern die Rückzugsstrasse. Endlose Kolonnen fluten zurück. Regen. Matsch auf den Strassen. Der Russe drückt nach. Die Nachhut hat schwere Verluste. Verlassene Lkw werden gesprengt. Schadhafte Fahrzeuge bleiben liegen!»

Unter dem 6. Januar taucht ein Name auf, der unvergessen ist: «Soldato-Alexandrowskoje. Division hält vorübergehend den Kuma-Abschnitt.»

Der Kuma-Abschnitt! Die Kuma ist die erste natürliche Fluss-Barriere nach dem Absetzen vom Terek. Die Divisionen und Korps müssen über den Fluss zurück. Es gilt, die Brücken zu sichern, bis die zurückhängenden Teile heran sind, die Trosse und Schadfahrzeuge, und nach erfolgtem Übergang zu sprengen, damit die gefährliche, stürmische russische Verfolgung gebremst wird. Und die Infanteristen und Trosse ein bisschen Zeit gewinnen.

Bei Soldato-Alexandrowskoje ist die Sache noch deshalb besonders wichtig, weil die am Kuma-Nordufer verlaufende Eisenbahnlinie für den Abtransport der Nachschublager solange wie möglich freigehalten werden muss. Und die Güter dieser Lager braucht man dringend – Verpflegung, Ersatzteile, Sprit, Munition.

Der Kommandeur der Panzerjägerabteilung 111, Major Musculus, legt mit seinen Kompanien zusammen mit Grenadieren und Pionieren vom Infanterieregiment 50 drei Tage lang einen Riegel vor diese wichtigen Brücken und versperrt die Zugänge gegen die entschlossen von Süden und Osten angreifenden Sowjets. Unter allen Umständen wollen die Russen die Kuma-Brücken vor den deutschen Verbänden abriegeln.

Zwischen der Kuma und ihrem ostwärtigen Nebenflüsschen Solka, einem eiskalten und tiefen Gebirgsbach, stürmen die Sowjets von Georgijewsk her gegen Soldato-Alexandrowskoje. Zwischen dem Dorf Letrowskij und der Kuma hatte Oberleutnant Piedmont mit der 2. Kompanie der Panzerjägerabteilung und einer Batterie vom Artillerieregiment 117 einen Riegel mitten in einem tückischen Sumpfgebiet aufgebaut, direkt an der einzigen Strasse nach Soldato-Alexandrowskoje. Und hier wollen die Russen durch zur Brücke.

Was passierte, schildert Oberleutnant Piedmont in einem sehr aufschlussreichen Bericht:

Das Gelände war wellig, die Sicht nicht weiter als dreihundert Meter. Kurz vor Dunkelwerden meldete der Posten: Feindliche Kavallerie, ein paar hundert Reiter, greift an. Piedmont bringt zwei MG neben einem alleinstehenden Haus in Stellung. Alarmiert die Pak. «Spähtrupps zur Erkundung vor.»

Aber da kommen sie schon! In breiter Front. Ungefähr eine Schwadron. 150 Reiter. Im Galopp. Sie schiessen aus ihren Maschinenpistolen Dauerfeuer.

Doch nun prasseln überraschend die beiden deutschen MG los. Die beiden Geschütze Hain und Klabus feuern mit Sprenggranaten in die Kavalkade. Fast die Hälfte der Angreifer stürzt im ersten Feuerschlag der Panzerjäger, nur herrenlose Pferde jagen weiter. Der Rest dreht nach rechts und links ab. Piedmonts Männer wollen aufjubeln. Doch da galoppiert die zweite Welle heran. Stärker diesmal.

«Feuer!»

Die Maschinenpistolen-Einschläge der Russen prasseln gegen die Schutzschilde der Pak. Ein MG bekommt Ladehemmung. Aber der Angriff wird fünfzig Meter vor der Stellung zusammengeschossen.

Die dritte Attacke.

Nur noch ein MG ist einsatzbereit. Die Pak verschossen. Mit knatternden MPi und Urrä jagen die Sowjets heran. Die Masse fällt im Feuer. Aber dreissig oder vierzig Reiter überreiten Piedmonts Stellung. Überreiten auch die dahinter liegende Feuerstellung der Artillerie. Doch es sind zu wenig. Sie werden abgeschossen oder geraten in den unwegsamen Sumpf. Wenden sich ostwärts, der Solka zu, und jagen durchs Wasser auf das Ostufer.

Eine vierte Attacke kommt zum Glück nicht mehr. Sie hätte eine gefährliche Entwicklung gebracht: Piedmont hat keine Munition mehr. Die Strasse durch den Sumpf ist verstopft von verlassenen Fahrzeugen, deren Fahrer sich erst einmal in Sicherheit gebracht haben. Die Nacht erst bringt Zeit und Gelegenheit, die Strasse zu räumen.

In Oberleutnant Piedmonts Bericht steht sachlich und ohne Pathos: «. . . Der Eindruck, den diese Kavallerie-Attacke auf uns alle machte, war merkwürdig. Zuerst nahmen wir den Angriff auf die leichte Schulter und glaubten, das sei ein Witz. Dann waren wir unangenehm überrascht über die moralische Wirkung auf uns alle. Die schnelle Folge der Attacken war verblüffend und der Mut der Russen unheimlich. Die Schutzschilder der Geschütze retteten uns vor dem MPi-Feuer, das die Reiter im Galopp aus dem Sattel abgaben. Beim Stellungswechsel schlotterten unseren Männern noch die Knie. Etwa zweihundert tote und verwundete Russen lagen umher. Bei uns zwei Leichtverwundete.»

Jenseits der Solka hält indes Major Musculus mit der 1. Kompanie das Dorf Michailowskij. Hart bedrängt von den Sowjets, die von Osten gegen den Fluss angreifen.

Die Kampfgruppe der m. I. D. wird eingeschlossen. Schlägt sich im Nahkampf frei. Geht durch das eiskalte tiefe Flüsschen aufs andere Ufer, die Nichtschwimmer von Hand zu Hand weitergereicht.

Schritt für Schritt gehen die Panzerjäger auf die Kuma-Brücke von Soldato-Alexandrowskoje zurück. In den Ort bereits eingedrungene MG-Trupps werden mit Handgranaten und MPi geworfen.

Zwei Tage Zeit und Vorsprung gewannen Musculus' Panzerjäger den Regimentern der 111. I. D. und der 3. Panzerdivision.

Es waren die Tage, da auch bei der benachbarten 50. Infanteriedivision der Teufel los war. General Friedrich Schmidt sah sich schwersten Panzerangriffen ausgesetzt. Sein Grenadierregiment 122 verlor das ganze III. Bataillon durch den massierten Angriff einer roten Panzerbrigade.

Die Front wankte. Eine drei Kilometer breite Lücke klaffte zur m. I. D. Wenn jetzt die Russen zupackten! Sie packten zu.

Aber Schmidt warf sein Artillerieregiment 150 in die bedrohte Lücke. Zusammen mit Sturmgeschützen der 13. Panzerdivision konnten die feindlichen Panzerangriffe noch im Vorfeld zerschlagen werden. Das MG-Feuer der Grenadiere fügte der feindlichen Infanterie schwere Verluste zu. Die roten Angriffsregimenter fluteten zurück.

Bei den Kämpfen zeichnete sich wieder das III. Bataillon Grenadierregiment 123 besonders aus. Es führte einen wuchtigen Gegenstoss und warf den eingebrochenen Feind zurück. Der Angriff eines sowjetischen Strafbataillons, das rücksichtslos gegen die deutschen Linien getrieben wurde und bis zum Bataillonsgefechtsstand einbrach, konnte mit Granatwerferfeuer und im Nahkampf zerschlagen werden. Der Führer des III. Bataillons Grenadierregiment 123 hiess Erich Bärenfänger, damals Hauptmann und Träger des Ritterkreuzes. Noch ahnte niemand, dass dieser junge Offizier in siebenundzwanzig Monaten als jüngster General der deutschen Wehrmacht Kampfgeist und Tragödie der letzten Schlacht um Deutschland verkörpern sollte, der Schlacht um Berlin.

Im Morgengrauen des 9. Januar bezieht Oberleutnant Klümpel von der Panzerjägerabteilung 111 mit einem Pak-Zug seiner 1. Kompanie die Sicherung der hohen Kuma-Brücke nördlich der Stadt. Tief ist der Fluss hier. Steil die Ufer. Ein gutes Panzerhindernis – wenn die Brücke rechtzeitig in die Luft geht! Aber sie muss stehen, bis die letzten deutschen Kräfte auf dem Nordufer sind. Das ist immer das Risiko, das Vabanquespiel.

Der Zugang zur Brücke führt über einen hohen Damm. Klümpel hat seinen Plan: eine Pak 3,7 cm am Südrand der Brücke, zwei weitere am Damm des Nordufers. Die Nachhut geht über. Ein Pkw kommt noch. Vorsicht!

Doch es ist kein Feind, es ist Feldwebel Reineckes Wagen. Zwei Mann sitzen drin. Preschen über die Brücke. Der Fahrer hält erleichtert an. Und – merkt erst jetzt, dass sein Zugführer Reinecke tot neben ihm sitzt.

Ein russischer T 34 rollt heran. Bezieht etwa dreihundert Meter südlich der Brücke Stellung, also ausserhalb des Wirkungsbereichs der 3,7-Pak. Er schießt zum Glück nur. Feuert, statt loszufahren und den Handstreich zu versuchen.

Der Vabanque-Punkt ist gekommen. Soll man noch warten? Vielleicht sind noch versprengte eigene Teile drüben? Aber die Gefahr ist zu gross. Es wird höchste Zeit zum Sprengen.

Oberleutnant Buchholz befiehlt dem Gruppenführer des Pionierzuges G. R. 50, Unteroffizier Paul Ebel: Sprengen! Paul Ebel, Landarbeiter aus Stennewitz, Kreis Landsberg an der Warthe, nickt: Die Panzerjäger und Grenadiere geben mit Sprenggranaten, MG, MPi und Karabinern aus allen Rohren Feuerschutz, schießen mit allen Waffen auf den T 34. Ebel springt über den Damm zur Brücke. Es gelingt ihm, zu zünden. Feuerblitz. Donnern. Als sich der Rauch verzieht, stockt allen der Atem: Nur ein Teil der Brücke ist gesprengt. Ein Zündkabel hat nicht funktioniert. Die Brücke ist noch benutzbar.

Drüben springen die Russen zur halbzerstörten Brückenauffahrt. Der T 34 rollt langsam hinter ihnen. Sie wollen über die Brücke.

Ebel ist noch im Schutz des Qualms über den Damm zurückgesprungen. Und sieht fassungslos die Misere. «Ebel», ruft Buchholz, «Ebel, es hilft nichts, Sie müssen noch einmal an die Brücke.» Der Unteroffizier murmelt böse Flüche. Wieder Feuerschutz aus allen Rohren. Wieder gehen die Russen in Deckung. MG-Feuer hackt wieder gegen den T 34. Ebel erreicht erneut unversehrt die Brücke. Hantiert. Die Minuten werden zur Ewigkeit. Jetzt springt er ein Stück auf den Damm zurück. Wirft sich an den Hang. Und donnernd rollt die grosse Detonation über das Land. Unter prasselndem Getöse fliegt die hohe Brücke in die Luft. Im Schutz der Rauchschwaden springt Unteroffizier Ebel über den Damm zurück ans Nordufer. Er erhielt für diese Tat das Ritterkreuz.

Erst am 10. gelang es den Russen, über den Fluss vorzufühlen. Drei Tage hatten die Nachhut für das Gros gewonnen. Drei Tage.

So ging es vier Wochen.

Am 31. schreibt der Obergefreite Rolf Alsleben aus Hildesheim wieder in sein Tagebuch: «Nun haben wir bald die Kurve; fünfhundert Kilometer sind wir von Mosdok marschiert. Einen Monat auf dem Rückzug.»

Ja, sie haben bald die Kurve. Sie stehen dicht vor Bataisk. Vor den letzten Brücken, dem letzten Schlupfloch aus der grossen Falle.

Um die gleiche Stunde schreibt auch der Oberleutnant Renatus Weber vom Stab des 40. Panzerkorps in sein Tagebuch: «Wir stehen mit Teilen der 3. Panzerdivision, den unterstellten Korpstruppen und den Kosakenschwadronen im Raum Belij, südlich Rostow. Ein neuer Kampfauftrag für unser Korps. Wir sollen im Donez-Revier eingesetzt werden. Sammlungsraum Taganrog, jenseits des Asowschen Meers. Der Marsch soll zum Teil über das zugefrorene Meer gehen!!» Die beiden Ausrufezeichen drücken alles aus, was Renatus Weber wohl bei dieser Information bewegt hat.

Von dem Dorf Jlinka aus brechen Führungsstab und Kosakenschwadron am frühen Morgen des 31. Januar 1943 auf. Die leichten Teile des Korps mit der Kosakenschwadron gehen über das zugefrorene Asowsche Meer. Panzer und schwere Kraftfahrzeuge werden wegen der geringen Tragfähigkeit des Eises über die Brücke von Bataisk durch den Flaschenhals Rostow geschleust.

Der 31. Januar 1943 ist ein diesiger Wintertag. Auf der Rollbahn, die von Tichorezk nach Rostow führt, der K 1, geht der Marsch zügig voran. Dann kommt das Fischerdorf Asow. Grosse Schilder weisen den Kolonnen den Weg: Abbiegen auf die Eisroute. Marsch aufs Meer!

Pioniere haben eine Abfahrtsrampe auf das zugefrorene Meer gebaut und die ersten paar hundert Meter der ‚Eisstrasse‘ genau markiert.

Aber bis hinüber nach Taganrog sind es zweiundvierzig Kilometer. Die Trasse verläuft im ersten Teil über das Mündungsdelta des Don, durch zugefrorenes, sumpfiges Dünengelände und über eine Insel hinweg. Dann kommt das tiefe Meer.

Das Eis ist zunächst milchig und holperig. Über dem tiefen Wasser wird es dann glasklar und glatt. Die Markierung des Marschweges wird dürftig; nur in grossen Abständen liegen leere Benzinkanister auf dem Eis. Doch man kann kaum fehlgehen; denn gespenstische Wegweiser säumen die knisternde, klirrende

Strasse. Omnibusse, Lastwagen, schwere Pkw, die eingebrochen sind, ragen zum Teil nur noch mit dem Dach aus dem Eis. Wegzeichen und Mahnung zugleich.

Die Eisdecke ist tückisch. Sie hat Löcher und dünne Stellen. Das diesige Wetter zwingt zu langsamer Fahrt. Weit auseinandergezogen bewegen sich Marschkolonnen und Pferdefuhrwerke vorwärts. Ausgeschwärmt trabt die Kosakenschwadron gen Taganrog.

Zum ersten Male haben die Landser der 3. Panzerdivision auch Begleiter, die sie von den Vormärschen her nicht kennen, die aber nun bei den Rückzügen zur gewohnten Einrichtung werden: Zivilisten-Trecks fahren mit. Kosakenfamilien, der Anhang von Männern, die als Freiwillige oder Hilfspolizisten in deutsche Dienste getreten waren und die Rückkehr der Sowjetherrschaft fürchten. Ein bunter Tross: hochbepackte Panjewagen. Rinder und Pferde daran gebunden. Kinder.

Gegen Mittag klart es etwas auf. Und plötzlich sind sie da, die sowjetischen Schlachtflieger. Die ‚IL 2‘ fegen in knapp fünfzig Meter Höhe über die Eisfläche. Werfen Bomben. Feuern mit ihren Bordkanonen. Es gibt keinen Graben, keinen Strauch, kein Haus, um Deckung zu nehmen. Weit und breit nur brettebenes, gefrorenes Meer.

Die Kolonnen spritzen auseinander. Die Kosakenschwadron jagt in alle Himmelsrichtungen davon, und die Reiter galoppieren übers Eis, als wäre der Teufel hinter ihnen her.

Bomben fetzen Eisfontänen durch die Luft. Splitter pfeifen übers gefrorene Meer. Man kann nur beten oder schießen. Viele beten. Viele aber werfen sich auch auf den Rücken und feuern mit dem Gewehr oder mit dem MG wütend auf die sowjetischen Flugzeuge. Zum Glück bezieht sich der Himmel bald wieder. Es schneit sogar. Unter dem weissen Schleier zieht der Treck wie ein Lindwurm weiter über das Meer.

General Siegfried Henrici, der Kommandierende des 40. Panzerkorps, und sein Chef des Stabes Oberst i. G. Carl Wagener, hatten ihren Gefechtsstand Jlinka erst am späten Vormittag verlassen. Dichtes Schneetreiben nahm fast völlig die Sicht. Als die kleine Kolonne an einer Spurengabelung der Eisroute anhielt, zuckelte ein Panjewagen vorbei und fuhr, ohne zu zögern, nach links.

Oberst Wagener winkte dem verummumten Fahrer zu. Er vermutete einen ortskundigen ‚Hiwi‘ auf dem Bock und fragte in seinem besten Russisch nach dem kürzesten Weg in Richtung Taganrog. Entgeistert blickte der Mann auf den russisch parlierenden Obristen. Wagener begriff: Er wurde für einen Russen gehalten. Auf deutsch wiederholte er deshalb seine Frage.

Da lachte der erschrockene Landser erleichtert auf. Im reinsten Sächsisch antwortete er: «Dut mer leid, Herr Oberscht, aber ich bin hier och fremd.» Und mit einem listigen Lächeln fügte er hinzu: «Mein Inschtinkt saacht mer aber: Halt dich links, Arthur!»

Der ‚Inschtinkt‘ des Sachsen Arthur war richtig. Hier, auf dem Asowschen Meer, jedenfalls.

Rund fünf Kilometer ostwärts Taganrog mündet die Eisstrasse über eine von Pionieren erbaute Rampe in die Küstenstrasse von Rostow nach Taganrog ein. Die Kolonnen des 40. Panzerkorps sind wieder auf fester Erde.

Aber damit sind auch wieder alle Verkehrssorgen auf Russlands Strassen gegenwärtig: verkeilte Lastwagen, festgefahrene Geschütze, unpassierbare Moraststellen. Jetzt begreifen die Infanteristen, wie gut und schnell sie über das Meer marschiert, geritten und gefahren sind.

Auf der verstopften Chaussee wälzen sich mühsam die schweren Teile der 1. und 4. Panzerarmee nach Westen. Dazu die Bodenorganisationen der Luftwaffe und rückwärtige Dienste. Dazwischen die Trecks der kaukasischen Bergvölker. Fahrzeug hinter Fahrzeug: Lastwagen. Pkw. Schützenpanzerwagen. Geschütze. Leichte Panzer. Eine endlose Schlange.

Geplagte Feldgendarmen, die an den Brücken und Kreuzungen die Knäuel entwirren und den Verkehr regeln sollen!

Am späten Abend des 31. Januar erreichen die Spitzen des 40. Panzerkorps Taganrog. Als sich der Ic, Major Kandutsch, an einem schnell entfachten Feuer wärmt, fragt er nachdenklich seinen baltischen Dolmetscher: «Was wird von diesem Marsch übers Asowsche Meer in unserem Gedächtnis bleiben?»

Die Antwort kommt prompt: «Angst, Herr Major, Angst!»

Ja! Die Angst war auf dem Eise neben ihnen marschiert. Aber sie waren der Falle entkommen. Und die Meldungen des Tages erinnern sie daran, vor welchem Schicksal sie Mansteins Kunst bewahrt hat: Es war der 31. Januar 1943, der Todestag der 6. Armee in Stalingrad.

Auch Oberleutnant Renuat Weber denkt in der Stunde der Rettung an Stalingrad. Sein Brief, den er aus Taganrog an seine Mutter schreibt, schliesst mit den Worten: «... letzten Endes haben wir es dem Widerstand der 6. Armee bei Stalingrad zu danken, die die Eisenbahn sperrte und starke russische Kontingente band.»

Es bleibt wahr, was dieser junge Oberleutnant damals schrieb. Es ist inzwischen eine kriegsgeschichtlich erhärtete und gültige Wahrheit: Die Rettung der 1. Panzerarmee, ja, der ganzen Heeresgruppe A und von Teilen der Heeresgruppe Don war zwar der Führungskraft Mansteins und der Tapferkeit der Soldaten zu danken, aber einen wesentlichen Anteil an diesem Erfolg hatte auch die den ganzen Januar über in Stalingrad aushaltende 6. Armee.

Im Kampf um Rostow wird der Preis ihres Opfers sichtbar: Die 6. Armee band in ihrem Todeskampf nicht nur ein halbes Dutzend sowjetische Armeen und hielt sie an der Wolga fest, so dass sie nicht rechtzeitig in die Entscheidungsschlacht um Rostow eingreifen konnten; von noch grösserer Bedeutung war vielleicht, dass der Kampf an der Wolga die drei wichtigsten Eisenbahnlinien von Stalingrad nach Westen blockierte und dadurch den gesamten Nachschub der gegen Rostow operierenden sowjetischen Armeen erschwerte.

Die fehlende Versorgung war die eigentliche Ursache dafür, dass Stalins gigantische Zange um die deutschen Armeen im Kaukasus und am Don, den ganzen deutschen Südflügel also, nicht zuschnappen konnte.

Die sowjetische Kriegsgeschichte selbst stützt diese Feststellung. In der Ge-

schichte des ‚Grossen Vaterländischen Krieges‘ Band 3, Seite 98, steht: Es fehlten der sowjetischen Südfront insbesondere der 2. Garde-Armee, die Rostow Anfang Januar nehmen sollte, Nachschub aller Art, insbesondere Treibstoff und Munition, um ihre Ziele zu erreichen, weil die Schlacht um Stalingrad die Versorgung und besonders den Eisenbahnverkehr lähmte.

Wie ein Symbol für diese Wahrheit wirkt die Tatsache, dass am 31. Januar, als der Widerstand der 6. Armee in Stalingrad zusammenbrach, die Nachhuten der 4. Panzerarmee über die Brücken von Rostow rollten. Die Sowjets schafften nicht, das Tor zuzuschlagen.

Am 5. Februar waren die Panzerjäger von General Recknagels 111. I. D. heran und hielten vor dem Schlupfloch zusammen mit 8,8-Geschützen die russischen Panzerrudel auf Distanz.

Am 6. Februar um 22 Uhr gingen die letzten Teile von Recknagels niedersächsischen Regimentern über die Bataisker Brücken und zogen durch Rostow – eine tote Stadt. Hinter ihnen donnerten die Detonationen: Die Bataisker Brücken wurden gesprengt. In letzter Minute; denn schon krochen sowjetische Spähtrupps über das Eis des Don an die Brückenpfeiler, um die Sprengladungen zu kappen. Gelang es ihnen? Oder war es die Hast der Stunde, weshalb die Sprengung nur halb glückte?

Zwei Tage darauf, in der Nacht zum 8. Februar, fuhr im fahlen Licht des durch die Nacht geisternden Leuchtspurfeuers der Panzer ‚300‘ über die Don-Brücke bei Aksaiskaja. Oberleutnant Klaus Kühne von der 16. I. D. mot. war der letzte, der dieses Wunderwerk deutscher Pionierkunst überquerte: In zehn Tagen pausenloser Tag- und Nacharbeit hatte es Oberleutnant Kirchenbauers Brückenkommando 21 über den vereisten Don gebaut. Sturm- und eisfest. Für Lasten weit über sechzig Tonnen, das heisst für alle Panzerfahrzeuge und die schwerste Artillerie.

Wenige Minuten später jagte Feldwebel Wagner vom Sprengkommando dePionierbataillons 675 die mächtige Schiffsbrücke in die Luft. Mit 1,5 Tonnen Sprengstoff!

Schlussgong! Geglückt die grosse Reise der 1. Panzerarmee vom Terek zum Don. 600 Kilometer. Geglückt auch die kämpfende Schwenkung der 4. Panzerarmee aus dem Vorfeld Stalingrads über den Manytsch ans Nordufer des Asowschen Meeres.

Aber was war mit den Divisionen der 17. Armee, die bis in den Wald- und den Hochkaukasus vorgedrungen waren? Auf die verschneiten Pässe des Elbrus, des Kluchor und des Santscharo? An die Uferstrasse des Schwarzen Meeres? Und die Ölfelder von Maikop?

Durch die Katastrophe von Stalingrad und den russischen Sturm zum Don sind auch ihre Stellungen am Ostrand des Schwarzen Meeres, auf den Gebirgspässen und an den Bohrtürmen der Ölfelder unhaltbar geworden. Zurück!

Zurück.

Die Armee ist schon auf dem Wege. Als der Donner der Schiffsbrückensprengung von Aksaiskaja wie ein Salut für die Rettung einer halben Million Soldaten der 1. und 4. Panzerarmee über die verschneite Donkosaken-Steppe grollte, hatten auch die Korps der 17. Armee im Westwinkel des Kaukasus das

Schlimmste überstanden. Der schwierigste Teil des Rückzugs war auch dort geglückt.

Generaloberst Ruoffs Verbände hatten nach dem Abmarsch der 1. Panzerarmee vom Terek Anfang Januar ihre Stellungen noch halten müssen, damit die Flanke der Heeresgruppe von Kleist (A) von den Russen nicht eingedrückt wurde. Am 10. Januar endlich konnte auch das 49. Gebirgskorps seine alten Stellungen im Hochkaukasus räumen und in das Gebiet bei Maikop zurückschwenken.

Der Rückzugsplan sah vor, dass die 17. Armee sich abschnittsweise nach Nordwesten über die ‚Seilbahn-Linie‘ und die ‚Goten-Stellung‘ in den Kuban-Brückenkopf am Unterlauf des Kuban absetzen sollte. Hitlers Gedanke war hier, wie auf einem Sprungbrett nach Asien, 400'000 Mann in einem Brückenkopf auf asiatischem Festland bereitzuhalten, um sie im Sommer 1943 wieder gegen den Kaukasus und seine Ölquellen zu führen. Als Etappe dafür war die Krim vorgesehen.

Diese Absicht ist bezeichnend für Hitlers Strategie der Illusionen. Unfasslich! Was war mit dem Mann los, der die Welt noch 1940 und 1941 durch wohlüberlegte Operationen und kühne Improvisationen verblüfft hatte? Damals neigte er in kritischen Situationen eher zu übergrosser Vorsicht. Seit Stalingrad aber führte er mit einem geradezu pathologischen Starrsinn und nahm klar erkennbare harte Realitäten einfach nicht zur Kenntnis.

Und die Realitäten waren doch selbst für den jüngsten Stabsoffizier gespenstisch deutlich: bei Stalingrad 250'000 Mann eingeschlossen. Zwischen Tschir und Don katastrophale Lage. Aber dreihundert Kilometer von Rostow entfernt, am Kuban, werden 400'000 Mann mit mehr als 2'000 Geschützen lahmgelegt, so gut als wären sie eingeschlossen.

Ursprünglich war es sogar Hitlers Absicht gewesen, auch noch die 1. Panzerarmee in den Kuban-Brückenkopf zu dirigieren. Es bedurfte härtester Vorstellungen der Frontbefehlshaber, um ihn von dieser absurden Idee abzubringen und ihn dazu zu kriegen, das Gros der 1. Panzerarmee Manstein zuzuführen und nur ihr 52. Armeekorps und die 13. Panzerdivision in den Kuban-Brückenkopf zu dirigieren. Immer noch töricht genug.

Was für die 1. und 4. Panzerarmee die Don-Brücken von Rostow bedeuteten, waren für die Infanterie-, Jäger- und Gebirgskorps der 17. Armee die Kuban-Brücken von Krasnodar und Ust-Labinskaja: notwendige Drehpunkte und ebenso notwendige Versorgungszentren für die zurückschwenkenden Korps.

Auch hier entspann sich deshalb ein atemberaubendes Wettrennen mit der Zeit. Und mit dem Feind.

Es waren keine schnellen Truppen, fast keine motorisierten Einheiten mehr und nur noch arg geschwächte, kleine Panzerverbände der 13. Panzerdivision; in der Masse Fusstruppen, Jäger, Gebirgsjäger, Infanteristen und bespannte Artillerie, die ohne Motorkraft, nur mit Tragtieren und mit Pferden vor den Geschützen und Trosswagen, in vier Wochen zum Teil vierhundert Kilometer kämpfend zurücklegten. Von den vereisten Berghängen des Elbrus, des Kluchor und des Santscharo

Etappe im Raum Witebsk • Auf dem Schlitten zum Hauptverbandplatz.





und aus den Schlammlöchern des Gunaika-Tals zogen sie in die Kuban-Ebene, um dann nach Nordwesten in die ‚Goten-Stellung‘ zu marschieren, die letzte Bastion vor dem Kuban-Brückenkopf.

Auch dieser Rückzug war eine Leistung, wie sie die Kriegsgeschichte nur selten kennt. Ein Kapitel des Krieges, in dem sich Tapferkeit, Hingabe und Opferbereitschaft von Offizier und Mann manifestierten, und zwar nicht nur an der Waffe, sondern ebenso mit dem Spaten, neben Pferd und Tragtier.

Die deutsche Wehrmacht zeigte sich hier besonders eindrucksvoll in ihrer fortschrittlichen, modernen Struktur, frei von sozialen Schranken und Vorurteilen. Die deutsche Armee war die einzige Armee der Welt, in der Offizier und Mann die gleiche Verpflegung teilten. Der Offizier war nicht nur Vorkämpfer, sondern auch ‚Vorarbeiter‘, ‚Landser mit Achselstücken‘, der durch seinen selbstverständlichen Einsatz in der Trägerkolonne oder an der Zugmaschine das mitreissende Vorbild zur Überwindung der Erschöpfung gab. Nur so konnte das Abenteuer dieses grossen Rückzuges gelingen.

Rückzug!

Das ist für den Soldaten immer ein deprimierendes Kapitel.

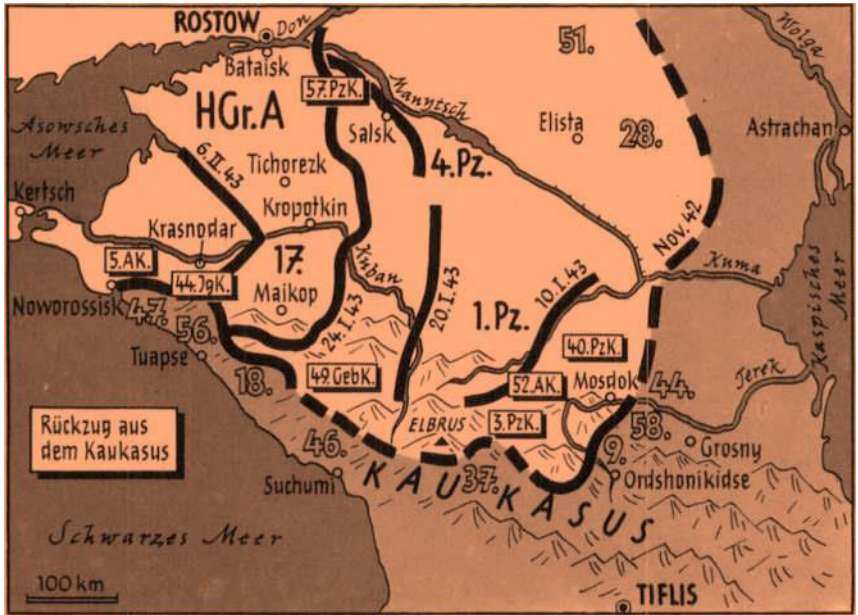
Mit welchem Einsatz, mit wieviel Kraft und mit wieviel Opferbereitschaft hatten General de Angelis 44. Jägerkorps und das 49. Gebirgskorps General Konrads seit November 1942 die erreichten Stellungen im Westkaukasus, an der Strasse nach Tuapse und an den berühmten Heerstrassen des Hochkaukasus verteidigt. Immer im Angesicht der letzten paar Kilometer bis zum endgültigen Ziel: dem Schwarzen Meer und der türkischen Grenze. Sie hatten es nicht geschafft.

Mitte November 1942 war der grosse Regen gekommen: Wolkenbrüche stürzten vom Himmel. Orkanartige Stürme rasten über die kaukasischen Berge, über die Täler und über die Wälder. Die Flüsse traten über die Ufer. Bäche wurden zu reissenden Wildwassern. Stege und Brücken wurden weggeschwemmt, die Fernspreleitungen von den Masten gerissen.

Knietief der Schlamm. Selbst der Verkehr mit Panjewagen und Tragtieren wurde unmöglich. Pferde und Maultiere sanken bis zum Bauch in den Morast ein. Fahrzeuge und Geschütze standen unbewegbar. Bespannte Feldküchen wurden in den Furten der reissenden Gebirgsbäche mit Mann und Pferd wie Spielzeug weggerissen und gingen in den Strudeln unter. Die Postenunterschlupfe und Gefechtsstände waren voll Wasser. Grenadiere und Jäger starben in ihren Postenlöchern an Unterkühlung und Erschöpfung. Pferde und Tragtiere versanken im Schlamm oder bekamen die Räude und gingen ein.

Die Artilleristen schlepten ihre Munition in trockene Felshöhlen. Aber was half es? Man konnte nun zwar schiessen, aber nicht treffen: Infolge der starken Seitenwinde waren die Abweichungen unberechenbar, kein Ziel wurde mehr getroffen.

Was die Sanitäter bei der Bergung und beim Transport der Verwundeten lei-



In einem schwierigen Rückzug setzte sich die 1. Panzerarmee nach Norden ab, während die 17. Armee mit Hilfe schnell improvisierter Auffangstellungen in vier Wochen aus dem Kaukasusgebiet in den Kuban-Brückenkopf auswich.

steten, war unbeschreiblich. Jeder Tag dieses entsetzlichen Krieges war angefüllt mit Heldentaten der Menschlichkeit. Und schliesslich starb der Krieg in dieser heulenden, stürmenden, wetterleuchtenden Bergwelt selbst. Ersoff in den reissenden Gebirgswassern. Erfror an den Gletscherhängen. Verendete im Schlamm und Geröll der überfluteten Täler. Zum Töten blieb keine Zeit. Kein Flugzeug flog mehr, kein Bomber und kein Aufklärer.

Artillerie, Flak und Sturmgeschütze wurden abgezogen. Die Hochgebirgsstellungen geräumt. Der blutgetränkte, 1036 Meter hohe Semascho südlich Krasnodar wurde aufgegeben, der letzte Berg vor der Küste, von dem aus man das Meer und die Strasse des heiss ersehnten Zieles sah: Tuapse.

Hier hatten Major von Hirschfeld und Major Dr. Lawall mit den Jägern des Regiments 98 gekämpft und geblutet. Nun hiess es: aufgeben, die Stellungen kurz vor dem Ziel räumen. So, wie die Männer der 1. Panzerarmee die blutgetränkte Walstatt am Terek geräumt hatten.

Am 10. Januar begann bei allen Verbänden der 17. Armee die Absetzbewegung ‚Seilbahn‘, auf die Linie Gorjatschi-Kljutsch-Maikop. Die Gruppe des Obersten von Le Suire, die mit Teilen der 1. Gebirgsdivision die Hochgebirgspässe gehalten hatte, löste sich allerdings schon am 4. Januar vom Feinde und kämpfte sich in dreiundzwanzig Tagen bis in den Raum Maikop.

Die württembergische 125. I. D. schwenkte in den Raum südlich Krasnodar

zurück. Eine entscheidende Stellung; denn Krasnodar sollte die Drehscheibe für die Zurücknahme der ganzen 17. Armee sein.

Das hiess für Oberst Alfred Reinhardt, der in jenen Wochen die 125. I. D. führte: die Stadt mit den Flussübergängen unter allen Umständen halten. Krasnodar durfte nicht verlorengehen. Nicht nur wegen seiner Verkehrslage, sondern weil es ein riesiges Nachschubzentrum war. Hier lagerten unübersehbare Versorgungsgüter. Und da es wegen des Eisgangs auf der Wasserstrasse von Kertsch vorerst keinen anderen Weg in das Kuban-Gebiet gab, waren die 400'000 Mann der 17. Armee auf Gedeih und Verderb von den Lagern in Krasnodar abhängig; so lange jedenfalls, bis die Strasse von Kertsch eisfrei war. Und das dauerte noch mindestens sieben Wochen.

Auf Reinhardts Schultern lastete also eine ähnliche Aufgabe, wie sie Hoths Divisionen bei Rostow erfüllten. Die 125. I. D. musste den Russen den Austritt aus den Nordhängen des Kaukasus versperren. Durfte sie auf keinen Fall an die beiden einzig brauchbaren Rückzugstrassen von Gorjatschi-Kljutsch nach Krasnodar und nach Krimskaja – Noworossisk herankommen lassen. Reinhardts Division musste Krasnodar verteidigen. Die Strassen sichern. Und die Partisanen in den Wäldern in Schach halten. Eine verteufelt schwere Aufgabe!

Im Schutze der 125. I. D. konnte das 44. Jägerkorps mit allen schweren Waffen über Krasnodar aus der Front gezogen werden. Eine grossartige Leistung.

Das 49. Gebirgskorps unter General Konrad musste sich inzwischen in den verschneiten Pässen des Hochkaukasus vom Feind lösen. Hier waren es die Kompanien der fränkisch-sudetendeutschen 46. Infanteriedivision des General Haccius, die als Nachhut den Schutz der schwierigen Absetzbewegung übernahmen. Es funktionierte. Schlimm war allerdings die Bergung der schweren Waffen aus dem völlig unwegsam gewordenen Tal des Gunaika und des Pschisch-Flusses.

Man muss den Bericht des Artilleriekommandeurs Oberst Winkler lesen, um ein Bild von den Schwierigkeiten zu bekommen, die sich beim Abtransport der schweren Geschütze ergaben. Bei Trockenheit waren sie in die wegelosen Täler geschafft worden, jetzt aber stand der Schlamm knietief auf der Talsohle. Was Oberst Winkler mit einem Dutzend Zugmaschinen bei dieser chaotischen Lage zuwege brachte, war geradezu phantastisch.

Da wurde wirklich Unmögliches möglich gemacht: drei Zugmaschinen vor eine Kanone! Hau ruck! Und noch einmal. Meter um Meter wurden die Geschütze aus dem zähen Schlamm gezogen. Dann auseinandergenommen. Stück für Stück von den Soldaten über die steilen Abhänge zu Tal gebracht. Auf Schlitten verpackt. Auf Tragtiere verlastet. Und endlich gefahren.

Das schafften selbst die Russen nicht, die Meister der Improvisation. Sie scheiterten an den Geländeschwierigkeiten und konnten den weichenden Deutschen nur mit grossem Abstand folgen. Arbeit, Schweiss, Erfindungsgabe und unerschütterliche Tapferkeit retteten die Korps der 17. Armee.

Als die Sowjets sich wieder formiert hatten, zielten ihre Hauptangriffe gegen die deutsche Rückzugstrasse Saratowskaja-Krasnodar. Sie war die einzige nach Norden führende Chaussee, „Stalinstrasse“ genannt, die bei jeder Witterung auch mit schwerem Gerät befahren werden konnte. Unter rücksichtslosem Einsatz ver-

suchte der Russe, an die Strasse heranzukommen. Die ausgedehnten Wälder boten ihm dabei günstige Ausgangspositionen. Seit Monaten waren in den Raum südlich Krasnodar Kommandotrups und Partisanenverbände eingesickert. Die deutsche Front war so dünn, dass das kein Mensch verhindern konnte. So war mit der Zeit ein gefährliches Partisanengebiet entstanden. Dann und wann erwischte man eine Gruppe oder einen Führer dieser Verbände hinter der deutschen Front.

Die Gefechtsberichte der 97. Jägerdivision verzeichnen eine für die Grausamkeit des Partisanenkampfes typische Episode. Eine Turkmenen-Einheit aus Freiwilligen, die sich tapfer neben den 97cm vor Tuapse geschlagen hatte, benutzte in den Winternächten ein kleines verlassenes Dorf bei Sewerskaja, um sich auszuschlafen. Dabei vergassen die Einheitsführer zuweilen, nachts Wachen auszustellen.

Eines Morgens kamen die Turkmenen nicht zum Dienst. Eine deutsche Streife pirschte sich an das verdächtig stille Dorf heran. Der Patrouillenführer mit gezogener Pistole als erster ins Haus. Die Männer hörten ihn einen wilden Fluch brüllen. Und dann sahen sie es selbst. Sahen es in jeder Kate: Die Turkmenen lagen mit abgeschnittenen Köpfen in den Betten. Mit Kreide war an die Wände geschrieben: «So nehmen wir Rache an Verrätern!»

Die schauerliche Szene gehörte zur psychologischen Kriegführung gegen die von den Sowjets so gefürchtete Zusammenarbeit der verschiedenen antibolschewistischen, nichtrussischen Volksgruppen mit der deutschen Wehrmacht. Ein grosser Teil des geheimen sowjetischen Nachrichtendienstes hinter der deutschen Front diente der Beobachtung und der Behinderung dieser Kollaborateure. Das klappte ausgezeichnet. Offiziere und Kommissare der geheimen Front rekrutierten dafür geeignete Einwohner hinter den deutschen Linien durch regelrechte Einberufungsbefehle. Die Bevollmächtigten Moskaus für diesen gefährlichen Kampf waren verwegene Burschen.

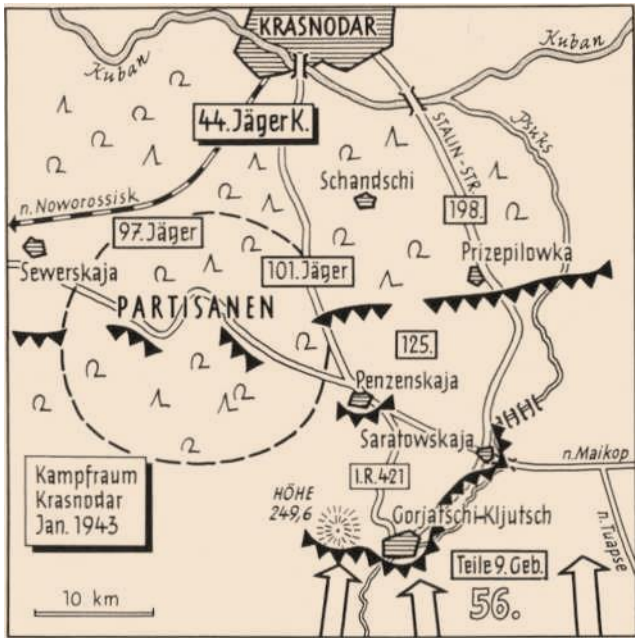
Der Oberleutnant im Gebirgsjägerregiment 13, Alex Buchner, berichtet, wie seine Karatschaier-Miliz auf einer Streife in den Ausläufern des Hochkaukasus einmal einen hünenhaften sowjetischen Offizier aufgriff. Er verriet bei der Vernehmung mit keinem Wort, wie er hinter die Front gekommen war. Er rollte nur mit den Augen und schwieg.

Aber als die Karatschaier ihm zur Leibesvisitation die Uniform auszogen und Buchner nach der pompösen Schirmmütze griff, um sich den grossen emaillierten Sowjet-Stern abzuschneiden, wurde der Gefangene sichtlich nervös.

Ein paar Messerschnitte in den Mützendeckel brachten dann alles an den Tag: Aus dem Mützenfutter quollen Karten, auf Seidenpapier gedruckt, sowie Befehle und Vollmachten aus Moskau und Ausweisformulare. Man hatte den Mann erwischt, der im Kuban-Gebiet die geheime Front neu organisieren sollte.

Aber auch im offenen Kampf schlugen die Partisanenverbände im Waldgebiet von Sewerskaja unerbittlich zu. Die 8. Batterie des Artillerieregiments 125 wurde hier von starken Kräften überrannt. Die 7. Batterie entging dem gleichen Schicksal nur dank der Wachsamkeit eines Zuges Infanterie, der zum Schutz der Batterie eingesetzt war.

In schweren Abwehrkämpfen sichert die 125. I. D. den Rückzug des 44. Jägerkorps.



Die Aussage eines gefangenen Sergeanten brachte der 125. I. D. die Bestätigung, wie ernst es den Russen mit der Absicht war, die deutsche Rückzugstrasse zu blockieren. «Unsere Kommandeure», so sagte der Sergeant aus, «haben allen Einheiten den Befehl des Hauptquartiers verlesen. Er lautete: Die deutsche Rückzugstrasse muss blockiert werden, kein Opfer ist dafür zu gross!»

Begreiflich! Denn als Preis der Anstrengung winkte die Chance, das 44. Jägerkorps in den Zangengriff zu bekommen. Darum ging es.

Schrecklich und gespenstisch waren die Kämpfe am rechten Flügel um die entscheidende Höhe 249,6. Dort stand das III. Bataillon des Grenadierregiments 421 unter Hauptmann Winzen.

Unrasiert, von den schlaflosen Nächten mitgenommen, sass der Hauptmann in seiner Steinhütte. Draussen bellten die MG.

Der Melder sprang in den Gefechtsstand: «Sie kommen wieder, Herr Hauptmann!»

Sie kamen. Wie gestern und vorgestern. Nur jeder vierte hatte eine Uniform an, höchstens jeder dritte ein Gewehr. Schwere Waffen führten sie überhaupt nicht mit. Sie schrien «Urrä» und stürmten. Voran junge Offiziere, zum Teil Kadetten aus den Offiziersschulen. Hinter ihnen Burschen von dreizehn, vierzehn Jahren, daneben Greise und Versehrte.

Das war letztes Aufgebot. Die deutschen Maschinengewehre mähten die erste Welle nieder. Die Nachfolgenden nahmen die Gewehre der Verwundeten und Gefallenen auf und stürmten weiter. Den Gesichtern nach waren alle Stämme des Kaukasus vertreten.

Bald türmten sich nur fünfzig Meter vor den Stellungen des III. Bataillons Berge von Toten und Verwundeten. Die Truppenzugehörigkeit der Gefallenen konnte nicht festgestellt werden, weil die Soldaten keine Dokumente bei sich hatten.

Wie wir heute wissen, waren es schnell rekrutierte Sonderverbände der 56. sowjetischen Armee, die der neu aufgestellten 9. sowjetischen Gebirgsdivision unterstanden.

Vier Tage dauerte dieses Inferno. Immer wieder kamen sie. Die Hügel aus den Leibern ihrer Gefallenen nutzten sie als Deckung. Sammelten sich hinter diesen schauerlichen Brustwehren und traten dann mit markerschütterndem ‚Urrä‘-Geschrei über ihre Toten hinweg erneut zum Sturm an.

«Handgranatenwerfer vor die Stellung!» riefen die deutschen Zugführer, wenn eine Kampfpause eintrat. Denn nur mit Handgranaten konnten die sowjetischen Bereitstellungen hinter den deckenden Totenhügeln zerschlagen werden.

Aber was half es. Wie Wanderdünen schoben sich die Totenhügel immer näher. Aus fünfzig Meter wurden fünfundzwanzig. Zehn. «Urrä!» Und da waren sie im Bataillonsgefechtsstand.

Hauptmann Winzen raffte alles zusammen: Gegenstoss. Schnell! Jeder wusste, warum schnell. Sie hatten böse Erfahrungen mit diesen fanatischen Milizen. Wie der Blitz war die Stossgruppe wieder im alten Bataillonsgefechtsstand. Aber das Bild, das sich den Männern bot, war fürchterlich. Die Burschen hatten Rache genommen für ihre Toten. Die Männer des III. Bataillons wurden daran erinnert, dass sie in Asien kämpften.

Der einzige noch Lebende und nicht Massakrierte, der im zurückeroberten Bataillonsgefechtsstand vorgefunden wurde, war ein schwerverwundeter russischer Oberleutnant. Als ihn Hauptmann Winzen mitten in der bluttriefenden Schlachthof-Hölle vernahm und Erklärung für die Grausamkeiten verlangte, zuckte der Russe nur die Achseln und sagte: «Ihr Deutschen könnt kämpfen, wir lernen es noch!»

Sie haben es gelernt! Vorläufig machten sie allerdings noch böse Fehler, die hohes ‚Lehrgeld‘ kosteten. So führten die Kommandeure der roten ‚Volkssturmeinheiten‘ und Partisanenverbände bei Krasnodar auf eine wunderliche Weise. Sie gaben ihre taktischen Befehle an die unterstellten Truppenführer offen über Funk, zum Teil unter schrecklichen Drohungen: «Wenn Sie das Ziel nicht erreichen, lasse ich Sie erschiessen!» Oder: «Wenn Sie zurückgehen, dann lege ich Sperrfeuer auf Ihre Verbände!»

Der Horchdienst der 125. Infanteriedivision hörte alles mit, und Reinhardt und sein Stab wussten auf diese Weise immer im Voraus, wo ein feindlicher Vorstoss zu erwarten war. Es war wie das Spiel zwischen Igel und Hase: Immer waren Reinhardts Eingreifreserven früher da als die russischen Angreifer.

«Ich führte zeitweilig nur nach den russischen Funkbefehlen», erinnert sich der General Reinhardt. Und wenn das ‚Urrä‘ der stürmenden Regimenter das Morgengrauen zerriss, dann warteten die Kampftrupps der baden-württembergischen Bataillone schon hinter ihren MG, hatten den Karabiner auf dem Rand des Schützenlochs im Anschlag und die Handgranate in Griffweite. Sind schon da!

Und der Tod fuhr hundertfach mit feurigem Peitschenknall über die Ebene, ins Unterholz und gegen die flachen Hänge der Flusstäler.

Die Regimentsgruppe Ortlieb verteidigt das Dorf Penzenskaja. Es liegt vor der grossen Wegegabel, an der sich die alte Chaussee nach Krasnodar mit der Ost-West-Strasse Maikop-Noworossisk kreuzt.

Die Russen kämpfen hartnäckig um das Dorf. Major Ortlieb muss sich mit seinen Soldaten einigeln. Nur mit schwerbewaffneten Geleitzügen kann die Regimentsgruppe versorgt werden. Jeder Transport ist ein Abenteuer. Die Russen liegen wie Indianer auf der Lauer: Ihre Scharfschützen schiessen die deutschen Fahrer ab. Ihre Pioniere verminen die Strasse und bringen Sprengladungen mit Fernzündungen an. Es ist ein zermürbender Kleinkrieg.

Doch Ortlieb hält den westlichen Zugang nach Krasnodar.

Der zweite grosse Stützpunkt, der den Zugang zum lebenswichtigen Eckpfeiler Krasnodar deckt, ist Saratowskaja, direkt in der ‚Stalinstrasse‘, die aus dem Ölgebiet von Maikop durch das Gebirge nach Krasnodar führt. Sie kann bei jeder Witterung mit schweren Lastwagen befahren werden. Aber sie hat ein paar gefährliche neuralgische Punkte: die Brücken über die tiefen Taleinschnitte nördlich des Ortes.

Der Kommandeur der 125. I. D. braucht jeden kampffähigen Mann an den Brennpunkten seiner Abwehrfront, und so müssen die Brücken von ukrainischen Freiwilligeneinheiten gesichert werden. Zuverlässige deutsche Unteroffiziere führen sie. Trotzdem!

In der Nacht vom 27. zum 28. Januar wird Reinhardt um 2 Uhr von seinem Ordonnanzoffizier, Oberleutnant Roser, geweckt: «Herr Oberst, der Russe steht an den Brücken!»

«An allen dreien?» fragt Reinhardt entsetzt.

«An allen drei Brücken, Herr Oberst!»

Von diesem Augenblick an hört man Reinhardt nur noch schwäbische Worte murmeln. Dann befiehlt er: «Oberleutnant Sauter zu mir!»

Der Chef der 14. Panzerjägerkompanie Grenadierregiment 421 wird mit dem MG-Trupp und einer 7,5-cm-Pak gegen die Brücken in Marsch gesetzt. Eine Kompanie vom Grenadierregiment 420 auf Lkw verlastet. Hinterher. Mit dieser Kompanie fährt auch Reinhardt.

Die erste Brücke.

«Spähtrupp vor!»

«Brücke frei von Freund und Feind!» kommt die Meldung.

Reinhardts Augen funkeln zornig.

Zur zweiten Brücke!

Mutterseelenallein kauert ein deutscher Unteroffizier hinter seinem MG am Brückenaufgang. Er deutet hinüber zur dritten Brücke, die im Feuerschein liegt. «Als es drüben knallte und flüchtende Ukrainer kamen, sind auch meine Wachmänner auf und davon. Ein feindlicher Stosstrupp hat angegriffen, ist aber in meinem Feuer liegengelieben und offenbar zurückgegangen.»

Sauter pirscht sich mit seinem Stosstrupp vorsichtig zur dritten Brücke. An der

Die nachgeführte Kompanie vom Grenadierregiment 420 bricht den letzten Widerstand. Die Brücke ist wieder frei.

Ein Glück! Denn am nächsten Tag passieren die letzten Bataillone der 198. I. D., der Schnellen Slowakischen Division, sowie das Bataillon z.b.V. 500 und die Radfahrabteilung der 101. Jägerdivision Saratowskaja und rollen in Richtung Krasnodar.

Sie wären verloren gewesen, hätten Reinhardts Schwaben die Strasse nicht offengehalten: Ein Beispiel mehr dafür, wie die grosse Lageentwicklung an der Entschlossenheit eines Kommandeurs, ja, der Tapferkeit des Maschinengewehrschützen einer Brückenwache hängt.

Reinhardt konnte jetzt endlich seinen noch ostwärts und südostwärts von Krasnodar sichernden Kampfgruppen über Funk Befehl geben, sich zurückzuboxen.

Die Russen drückten sofort nach. Mit aller Gewalt versuchten sie, die deutschen Nachhuten zu überrollen und auf Krasnodar durchzubrechen. Es waren andere Verbände als die wilden Haufen der letzten Wochen. Alles junge Leute. Gut ausgebildet, mit neuen khakifarbenen Uniformen und kurzen Mänteln bekleidet. Doch nichts daran war russischer Herkunft: Uniform, Unterwäsche, Strümpfe und Schuhe trugen den amerikanischen Stempel: ‚GI‘ (Government Issue). Nur die Haut der Soldaten war russisch.

Auch die Handfeuerwaffen stammten aus den USA, und in den Taschen hatten die russischen Soldaten Camel-Zigaretten: Roosevelts unerschöpfliche Kriegsproduktion war nun auch an der europäisch-asiatischen Grenze gegen die deutschen Armeen im Spiel.

Aber der Durchbruch auf Krasnodar gelang auch diesen Eliteverbänden mit amerikanischer Ausrüstung nicht. Am 30. Januar stand die 125.1. D. in der neuen Abwehrstellung beiderseits Prizepilowka. Am gleichen Tag überschritten am linken Armeeflügel die letzten Teile des 49. Gebirgskorps den Kuban und die Kriegsbrücken bei Ust-Labinskaja, die von Verbänden der 13. Panzerdivision und der 46. Infanteriedivision offengehalten worden waren. Zwölf Stunden später jagten die Nachhuten der fränkisch-sudetendeutschen 46.1. D. diese Brücken in die Luft. Geschafft! Doch noch war für die 17. Armee nicht alle Gefahr vorbei.

Geheimsitzung im Kreml – Stalin will die 17. Armee fangen – Das Abenteuer in der Osereika-Bucht – Eine Abteilung Artillerie – Major Kunikows Handstreich bei Noworossisk – Kampf im ‚Kleinen Land‘ – Polit-Kommissar Breschnew

Am 24. Januar 1943 hatte im Kreml eine geheimnisvolle Sitzung stattgefunden. Stalin hatte einen Plan auf den Tisch gelegt. Ein Plan, der eine der ungewöhnlichsten Operationen des Russlandkrieges zum Gegenstand hatte.

Mit Hilfe von Dokumenten, militärwissenschaftlichen Studien und Memoiren sowjetischer Militärs lässt sich diese dramatische Sitzung im unterirdischen Bunker des Kreml ziemlich genau rekonstruieren.

Stalin hatte unter äusserster Geheimhaltung die Oberbefehlshaber der Kaukasus-Fronten und der Schwarzmeer-Flotte in die Befehlszentrale des STAWKA befohlen. An der Wand des Konferenzzimmers im Generalstabs-Hauptquartier hing eine riesige Lagenkarte vom Schwarzmeer-Gebiet mit Kaukasus, Kuban-Steppe und Küstenstreifen. Die Generale hatten die Karte vor Augen, als Stalin mit seiner Philippika begann. Zuerst milde, überstrahlt von dem sich anbahnenden grossen Sieg bei Stalingrad. Aber immer mehr kam der Ärger in seine Rede. Der Zorn, dass die Generale den Erfolg von Stalingrad nicht in einen ganz grossen Sieg umgemünzt hatten.

Man hatte zwar die 6. deutsche Armee im tödlichen Griff. Doch alle anderen grossen Chancen, die sich Stalin durch den Ausfall der zwanzig deutschen Divisionen zwischen Don und Wolga gegen den deutschen Südflügel errechnet hatte, zerrannen wie Schnee in der Sonne.

«Die Truppen der Schwarzmeer-Gruppe haben die ihnen gestellten Aufgaben nicht gemeistert und Tichorezk nicht erreichen können», grollte Stalin. Er trat an die Karte und fuhr mit einem Zeigestock über Gebirge und Steppe, mitten durch die blauen und roten Linien, die die Stossrichtungen und Stellungen von Freund und Feind markierten. «Die Truppen der Nordgruppe haben ebensowenig ihr Ziel erreicht!» fuhr er fort. Die Stockspitze tippte auf Salsk und Rostow.

Betretenes Schweigen. Die Generale wussten, dass Stalin ihre Berichte gelesen hatte und die darin enthaltenen Erklärungen, warum der grosse Plan zur Einkesselung der deutschen Heeresgruppe A nicht geglückt war. Aber sie wussten auch, dass er nicht wahrhaben wollte, was sie ihm berichteten.

Wie Hitler, so misstraute auch der Diktator im Kreml seinen Generalen. Und wie Hitler, so meinte auch er, man müsse den Militärs nur ‚Dampf machens sie vor strenge Befehle stellen, ihnen Ideen geben – dann gehe alles.

«Was wollen die Faschisten?» fragte Stalin wie ein Schullehrer. «Es ist doch klar», beantwortete er seine eigene Frage. «Hitler zieht nur einen Teil seiner Heeresgruppe A aus dem Kaukasus-Gebiet über den Don ab. Den anderen Teil, die 17. Armee, will er ganz offensichtlich auf dem asiatischen Festland in einem Brückenkopf auf der Taman-Halbinsel konzentrieren.»

General Antonow, der stellvertretende Chef des Generalstabes, nickte demonstrativ. Und als wäre es ein verabredetes Zeichen, wandte sich Stalin an ihn: «Was besagen unsere Nachrichten, General Antonow?»

Der Stabschef erhob sich und trat an die Karte: «Das deutsche Oberkommando hat nach den Berichten unseres geheimen Meldedienstes die Absicht, im Sommer wieder offensiv gegen das Ölgebiet vorzugehen. Deshalb soll die 17. Armee mit Teilen der 1. Panzerarmee auf dem asiatischen Festland bleiben.»

«So ist es», warf Stalin ein. «Die 17. Armee geht hinhaltend kämpfend nur langsam zurück, um alles schwere Material mitnehmen zu können und möglichst viel Raum zu halten. Damit bietet uns Hitler noch einmal eine Chance, die Faschisten doch noch zu vernichten, wenn wir schnell handeln. Es gilt, ihnen den Rückzug auf die Taman-Halbinsel abzuschneiden.»

Stalin war ganz offensichtlich von seinem Plan fasziniert. Und seinen Generalen wurde klar, dass er persönlich mit seiner ganzen Autorität hinter dieser Operation stand. Wer dagegen war, musste mit Ärger rechnen. «General Petrow», sagte Stalin und blickte zum Oberbefehlshaber der Schwarzmeer-Gruppe hinüber, «General Petrow stösst mit der 46. und 18. Armee in den Raum Krasnodar!» Der Zeigestock fuhr auf der Karte von Maikop zum Kuban. «Nimmt die Übergänge über den Kuban und geht den Fluss entlang nach Westen gegen die Taman-Halbinsel vor.»

Und mit erhobener Stimme: «Gleichzeitig ist Noworossisk in doppelter Umfangung zu nehmen!» Der Zeigestock klopfte gebieterisch auf die Karte. «Die 47. Armee greift die Noworossisker Front frontal an und bricht durch.»

General Petrow bewegte skeptisch den Kopf hin und her. Stalin sah es und wandte sich an den General: «Ich weiss, was Sie sagen wollen, ich kenne ja Ihre Berichte: Die 47. Armee hat zu wenig Stossverbände, zu wenig Panzer und zu wenig Artillerie für eine solche Operation in die Tiefe des feindlichen Raumes.»

Stalin will die 17. deutsche Armee durch eine kombinierte Land- und Seeoperation von der Taman-Halbinsel abschneiden.



Stalin machte eine geringschätzig Handbewegung: «Das habe ich bedacht!»

Und als habe er diesen rhetorischen Effekt eingeplant, sagte er langsam und mit Betonung: «Wir werden Noworossisk mittels einer kombinierten Land- und See-Operation nehmen. Ein starkes Landungskorps aus Spezialtruppen des Heeres und der Marine wird von der Schwarzmeer-Flotte in einem nächtlichen Überraschungscoup im Rücken des Feindes gelandet. Diese Gruppierung zerschlägt an einer günstigen Stelle die deutsche Küstenverteidigung und schafft einen Landekopf. Nachgeführte Panzerbrigaden und Luftlanderegimenter vergrössern den Durchbruch auf Woltschi Worota. Vereinigen sich dann mit den nördlich Noworossisk durchgebrochenen Kräften der 47. Armee. Dann stossen die beiden vereinigten Säulen den vom Kuban kommenden Armeen entgegen und reichen sich die Hand.»

Stalin deutete mit dem Stock diese Zangenbewegung auf der Karte an. Und als wäre es schon geschehen, sagte er: «Die 17. deutsche Armee ist damit von der Taman-Halbinsel abgeschnitten.»

Den Generalen verschlug es die Sprache. Eine amphibische Operation! Eine Kampffart, in der die sowjetische Armee überhaupt keine Erfahrung besass! Waren nicht sogar die westlichen Alliierten, die über maritime Spezialtruppen verfügten, vor fünf Monaten bei Dieppe in eine Katastrophe gefahren?

Aber die Generale und die Admirale wussten, dass Stalin dieser Plan nicht mehr auszureden war. Die Sache war seiner eigenen Phantasie entsprungen. Und er war beherrscht von der Idee, Generaloberst Ruoffs zurückweichende Streitmacht doch noch zu erwischen.

Es lohnte sich ein hoher Einsatz. Denn das Ziel von Stalins kombinierter Land- und Seeoperation war: etwa 400'000 deutsche Soldaten mit 110'000 Pferden, 31'000 bespannten und 26'500 motorisierten Fahrzeugen sowie 2'085 Geschützen. Eine Streitmacht also, die doppelt so gross war wie die in Stalingrad eingekesselte 6. Armee.

Die geniale Idee an der Sache war die Landung. Die Landfront hatten die Deutschen mit eigenen und rumänischen Verbänden gut besetzt, und die Ereignisse der letzten Wochen zeigten, dass ihnen da schwer beizukommen war. Aber an der Küste erwarteten die Deutschen offensichtlich keine grosse Gefahr. Die Küstensicherungen waren deshalb nur dünn und an vielen Stellen sogar mit überwiegend rumänischen Einheiten besetzt. Wenn die Überraschung gelang, hatte der Plan Aussicht auf Erfolg.

Major Dr. Lahmeyer, Kommandeur der Heeresküstenartillerieabteilung 789 in Glebowka, war am 3. Februar spät schlafen gegangen. Die Abendmeldung hatte ihn länger beschäftigt als sonst: Die Front rückte näher. Und die Stellungen seiner Abteilung mit ihren 10,5-cm-Langrohr-Kanonen und 10,5-cm-Haubitzen gewannen nun als Eckpunkt der ‚Goten-Stellung‘ und des Kuban-Brückenkopfes besondere Bedeutung. Man spürte es schon. In den letzten Tagen war es merkwürdig unruhig geworden draussen auf See. Sowjetische Vorpostenboote pirschten vor der Osereika-Bucht herum. Die deutsche Luftaufklärung meldete regen Betrieb in den Häfen Gelendschik und Tuapse.

Eifriger Funkverkehr hatte die ganze letzte Woche im Äther geherrscht. Seit vorgestern allerdings, seit dem 1. Februar, war die ‚Äthermusik‘ schlagartig verstummt. Merkwürdiges Schweigen! Verdächtiges Schweigen! Bereitetes sich etwas vor? Sammelte sich die russische Schwarzmeer-Flotte und hatte Funkverbot, um sich nicht zu verraten? So fragten die Offiziere in den Stäben der Küstenverteidigung.

Lahmeyer hatte noch gegen 20 Uhr mit dem Armeeoberkommando, das in Slawjansk sass, telefoniert. Auch dort registrierte man die Funkstille mit Interesse. Man kalkulierte. Diskutierte. Generaloberst Ruoff gab ‚Alarmstufe 1‘ für die Krim-Küste. Denn – so rechnete man in Slawjansk – wenn die Russen mit ihrer Schwarzmeer-Flotte einen Angriff vorbereiten, dann doch wohl gegen die Krim, beziehungsweise gegen die Strasse von Kertsch.

Im Stabe Ruoffs hielt man zwar auch eine Aktion gegen die Taman-Halbinsel für möglich. Deshalb wurde für die Küstenverteidigung von Anapa ebenfalls «Alarmstufe 1» gegeben. Eine maritime Aktion im Raum Noworossisk hielt der Armeestab jedoch für unwahrscheinlich. Er gab deshalb dort keinen Alarmbefehl. Weder für Noworossisk noch für die Küste bis Anapa.

Der Kommandeur der 73.1. D., General von Büнау, und sein Artillerieführer, Oberst Peslmüller, waren allerdings anderer Meinung. Sie hatten seit Tagen auch auf die Möglichkeit einer Landung in der Osereika-Bucht hingewiesen. Zeigte doch die Luftaufklärung auf ihren Fotos starke Ansammlungen von Landfahrzeugen im Raum Gelendschik-Tuapse. Aufgefangene und entschlüsselte Funkgespräche sowjetischer Kommandostellen deuteten auf eine Landeoperation nicht allzuweit von Gelendschik. Angesichts dieser Lage hatte der Artillerieführer eine mehrtägige Übung in der Osereika-Bucht angesetzt. Das Ergebnis war nicht ermutigend: Die vorhandenen Kräfte und der Munitionsvorrat waren nicht so ausreichend, um mit einer starken Landungsoperation fertig zu werden.

Eine Chance bot deshalb nur die Taktik, das Artilleriefeuer erst dann zu eröffnen, wenn Landungskräfte nicht mehr von der eigenen Schiffsartillerie abgedeckt werden konnten, das heisst: Gegenschlag frühestens wenn der Feind rund zweihundert Meter vor der Küste angekommen ist. Auf diese Taktik waren die Batterien eingefuchst.

Major Lahmeyer hatte sich gegen Mitternacht in seiner Bauernkate in Glebowka schlafen gelegt. 1 Uhr: Der Major schreckt hoch. Bomben!

Und da saust auch schon der Ordonnanzoffizier, Leutnant Erhard, herein: «Der Iwan macht Rabatz, Herr Major! Er bombt die ganze Gegend. Und von der B-Stelle im Osereika-Grund ist eben die Meldung eingetroffen, dass unsere Scheinstellung in der Bucht von schwerer Schiffsartillerie beschossen wird.»

Die Scheinstellung? «Das ist gut», lacht Lahmeyer. «Und bei den Batterien?»

«Da scheint noch alles in Ordnung zu sein, Herr Major.»

«Noch besser», freut sich Lahmeyer. Schnell ist er in der Uniform und geht in den Nebenraum an den Feldfernsprecher. Die B-Stelle der 3. Batterie und die Haubitzen-Batterie, direkt an der Küste, melden sich.

«Abschüsse schwerer Schiffsartillerie von See her», berichtet der Beobachter, Leutnant Kreipe.



Der Landungsversuch der Russen in der Osereika-Bucht am 4. Februar 1943 wird von der deutschen Artillerie abgeschlagen.

«Können Sie die Schiffe erkennen?» fragt Lahmeyer.

«Nein, Herr Major, es ist stockfinster, nur das Mündungsfeuer ist zu sehen und den Scheinwerfer will ich noch nicht in Tätigkeit setzen.»

«Gut!»

Lahmeyer vergewissert sich bei seinen Batterien: Die 3. unter Oberleutnant Holschermann ist vor ein paar Tagen sorgfältig im Unterholz am Osthang des Osereika-Tales in Stellung gebracht worden. Die Bucht und das Meer liegen wie auf dem Präsentierteller vor ihren Rohren, während sie selbst gut versteckt sind.

Unmittelbar hinter dem Strand, gegenüber der 3. Batterie, hat Lahmeyer im Ufergebüsch zwei zugeteilte Haubitzen vom Kaliber 10,5 postiert. Oberwachmeister Willi Wagner ist Geschützführer.

Die 2. Batterie unter Oberleutnant Mönich ist auf einer kleinen Höhe bei Glebowka eingebaut. Sie beherrscht das Tal, die Bucht und auch die Strasse, die vom Strand heraufführt.

Die 1. Batterie, die Oberleutnant Kerler führt, steht einen Kilometer weiter rückwärts gestaffelt auf einer Höhe am Abru-See und hat direktes Schussfeld auf Bucht und Meer. Rechts und links auf den Hängen sind noch leichte rumänische Feldhaubitzen postiert, die zum rumänischen Infanterieregiment 38 gehören.

Offiziere und Mannschaften sind bereits an den Geschützen. Sie melden: Nirgends Bombentreffer! Auch keine Treffer der Schiffsartillerie. Von deutscher Seite wird gemäss Plan kein Schuss abgefeuert.

Draussen ist stockfinstere Nacht. Neumond. Am nächsten Tag steht eine Sonnenfinsternis bevor. Sollten die Russen bei dieser Dunkelheit, bei Neumond, ein Landeunternehmen starten?

Lahmeyer telefoniert mit dem Kommandeur der 73. I. D., General von Büнау: «Der Feuerzauber spricht für eine Landung, Herr General!»

Bünau teilt Lahmeyers Sorge. Er ruft das Korps an. Aber das Korps ist skeptisch. «Landung an dieser Ecke? Ja, wenn es Anapa wäre oder die Krim. Aber hier?»

Lahmeyer ruft Hauptmann Dabija Nicolai an, den Chef der 5. Kompanie des Infanterieregiments 38. Den Rumänen untersteht die Küstenverteidigung am Strand vor Lahmeyers Abschnitt.

„Küstenverteidigung“, das klingt sehr anspruchsvoll. In Wirklichkeit sind es Feldstellungen mit MG und Schützennestern hinter einem durchgehenden, verminten Stacheldrahtverhau am Sandstrand.

Bis kurz nach 1 Uhr hat Hauptmann Nicolai noch telefonische Verbindung mit den meisten Stützpunkten. Doch einige melden sich bereits nicht mehr. Entweder sind die Leitungen gestört oder die russische Schiffsartillerie hat sie getroffen.

Nach den Berichten liegt das Feuer schwerer Schiffsgeschütze auf dem Strand, zerfetzt den Stacheldraht und streut den hinteren Rand der Bucht ab, wo die MG-Nester sind. Die Russen schießen bis Glebowka.

Major Lahmeyer tritt vor seine Bauemkate. Wie bei einem nächtlichen Gewitter blitzt und grollt es von See her. In der Luft röhren die Bomber. Sie setzen gleissend helle Leuchtzeichen und werfen Bomben.

Was Lahmeyer und seine Batterieoffiziere nicht sehen, sind die sowjetischen Kriegs- und Landungsschiffe, die hinter und zwischen den pausenlos feuernden Zerstörern und Kreuzern bereitliegen.

Denn: Hier, im Abschnitt der Heeresküstenartillerieabteilung 789 an der Bucht, die durch die Mündung des Osereika-Baches ins Schwarze Meer gebildet wird, haben die Russen ihre Hauptlandung geplant. Ein idealer Landeplatz! Eine 2'000 Meter breite, halbkreisförmige Bucht mit Geröll und dürftigem Strauchwerk. Vorgelegt ein flacher Sandstrand. Rechts und links bewaldete Steilhänge, die schnell Unterschlupf und Deckung bieten.

2 Uhr. Draussen auf See: An Bord des Grosszerstörers ‚Charkow‘ blickt der Flottenchef, Vizeadmiral Oktjabrski, auf seine Uhr und gibt dem Artillerieoffizier ein Zeichen. «Feuer vorverlegen!»

Die neuen Schusswerte werden an die Geschütze gegeben.

«Wird es klappen, Genosse Admiral», fragt der Kommandant des Grosszerstörers den Flottenchef.

Der Admiral zuckt die Schultern. Der Kapitän weiss, was er denkt. Die Marine ist nicht glücklich über den befohlenen Zeitpunkt der Landung: Die Admiralität hatte immer wieder erklärt, Vollmond sei die Voraussetzung für eine solche Operation. Vollmond, damit die Landungskräfte sehen, wo und wie sie an Land kommen. Wo sich Deckung bietet. Und wo sich der Nachbarzug vorarbeitet.

Aber auch für die Seestreitkräfte selbst wäre ein Minimum an Licht wichtig gewesen, um die Zusammenarbeit der Kriegsschiffe mit den Landungsbooten sicherzustellen. Wie sollte man denn in stockdunkler Nacht die verschiedenen Aktionen koordinieren?

So hatte die Marine argumentiert. Doch die Armee und mit ihr Stalin waren anderer Ansicht. Dunkel müsse es sein, hatten die Generale erklärt. Der russische Soldat habe Erfahrung im Nachtkampf, der deutsche nicht.

«Noch bei Dunkelheit, um 2 Uhr, müssen die Sturmabteilungen der ersten Staffel mit 1'500 Mann Marineinfanterie und Panzerkräften an Land gehen und einen Landekopf schaffen. Die durch Luftaufklärung erkannten Geschützstellungen sind zuvor von den Marine-Sicherungsstreitkräften ausser Gefecht zu setzen, die Verdrahtungen am Strand, der Minengürtel und die MG-Sicherungen zu zerschlagen.» So lautete ‚Takt 1‘ des Planes.

‚Takt 2‘: Noch vor Einsetzen der Dämmerung geht dann auch die zweite Welle mit schweren Waffen an Land. Bei Tagesgrauen muss sie in der Bucht sein, damit die Kriegsschiffe noch im Schutze der Dunkelheit aus der Küstennähe wieder wegdampfen können.

So stand es in der Order, und so wurde es auch gemacht.

Eine Stunde lang, von 1 bis 2 Uhr, trommelten die schweren russischen Schiffsgeschütze ihre Granaten auf die Bucht. Verschwenderisch wurde gefeuert: ein infernalisches Konzert. Ein krachendes Feuerwerk. Die hochgehenden Minen am Strand wirkten wie Echoschläge auf die Abschüsse der Geschütze. Die Drahhindernisse flogen zerfetzt in die Luft.

Nun ist es 2 Uhr. Die Wand der Explosionen wandert vom Strand weg landeinwärts.

Erste Welle! Die Offiziere brüllen. Die Blinksignale blitzen zwischen den Zerstörern hin und her. Die Landeboote mit den Marineinfanteristen tuckern zwischen der Zerstörerflotte hindurch der Küste zu. Unter ihnen die zwei grossen Prahme mit amerikanischen Panzern vom Typ ‚Grant‘, ‚Stuart‘ und ‚Lee‘. Über die Landfahrzeuge hinweg orgelt die Schiffsartillerie und legt eine Feuerglocke über den Landekopf. Wie ein riesiger Zaun aus Fontänen spritzen am Ende der Bucht die Einschläge in die Luft: ein feuriger, fauchender, rauchender Vorhang.

Leutnant J. P. Bogdanow steht auf dem Ruderhausdach des Landekutters, auf dem sein Zug untergebracht ist. Er beobachtet durch sein Nachtglass das Schauspiel. «Die Rechnung muss stimmen», murmelt er.

Aber in einem entscheidenden Punkt stimmt sie nicht. Zwar gehen die Stacheldrahtverhaue in Fetzen. Der Minengürtel fliegt hoch. Die rumänischen Feldwachen werden zerschlagen.

Doch was in dem verschwenderischen Feuerhagel der sowjetischen Schwarzmeerflotte sechzig Minuten lang als Artilleriestellungen beschossen wird, ist nur die Scheinstellung der 3. Batterie. Die Treffer in den übrigen Batterien sind nicht schwer.

Eine rumänische Batterie leichter Feldhaubitzen hat einen Volltreffer erhalten, die Mannschaften sind geflüchtet. Nicolais Infanteristen hingegen harren hinter ihren MG im Unterholz der Steilhänge zu beiden Seiten der Bucht weiter aus.

Als das feindliche Feuer vom Strand weg ins Hinterland wandert, wissen die Männer in den Batteriestellungen, dass es nun Ernst wird. Wenn überhaupt, dann kommen sie jetzt!

Kampf an den Kaukasus-Pässen • Verladen von Maultieren im Tal
der Laba • Eseltransport durch ein Dorf auf der Krim.





Leutnant Kreipe lässt den schweren Scheinwerfer vom ersten ostwärtigen Hügel direkt an der Küste aufblitzen. Der Lichtkegel geistert über den Strand, sticht ins Meer. Taghell ist die Szene. Im Lichtschein sieht man die Armada kleiner grauer Schatten.

Jetzt sind sie nah genug. «Feuer!» Holschermanns Geschütze brüllen los. «Feuer!»

Die 10,5-cm-Granaten der Haubitzen donnern in die Brandung. Wagner hat die Sache so oft geübt, und seine Männer sind an das entsetzliche Krachen der Einschläge auf so nahe Entfernung gewöhnt.

Schuss auf Schuss jagt aus den Rohren. Sie können ihre Ziele gar nicht verfehlen.

Oberwachtmeister Wagner hat sich die Ohren mit Watte zugestopft. Er hockt hinter dem Ufergebüsch und starrt durch sein Nachtglas auf das Meer hinaus. Der Scheinwerfer der 3. Batterie leuchtet immer wieder auf. Er hat zwar Treffer in der Stellung und auch im Gerät; liegt unter stärkstem Beschuss, blendet aber immer wieder auf und beleuchtet den Artilleristen die Ziele für den direkten Beschuss.

Dann und wann grellt der Blitz einer Explosion: Ein Landungskutter ist getroffen und fliegt in die Luft. Haus hohe Wasserfontänen des von Granaten gepeitschten Meeres schießen empor.

Wagner sieht, wie sich sowjetische Landungsboote durch das Inferno hindurch dem Sandstrand nähern. «Jetzt sind sie auf dem Strand!» Er springt neben das erste Geschütz: «Fünzig Meter weniger!»

Der Richtkanonier nickt.

Wagner läuft auch zur zweiten Haubitze. Und nun krachen die Granaten direkt auf den Strand. Die Batterie des Oberleutnants Holschermann, drüben am ostwärtigen Hang, schießt weiter in die anfahrenden russischen Boote.

Trotzdem kommt die erste Welle russischer Marineinfanteristen an Land. Sie werden sofort vom flankierenden MG-Feuer der rumänischen Feldwachen gepackt.

«Wo bleiben die verfluchten Tanks», schimpft Leutnant Bogdanow. Der Prahm, eine Art Panzerlandungsboot, war doch neben seinem Kutter gefahren. Und er hatte gesehen, wie die ersten Panzer über die Bretterrampe ins Wasser gerollt waren.

Vorsichtig richtet sich Bogdanow auf. Da – ein ‚Stuart‘-Panzer kommt wenige Meter von ihm entfernt an den Strand gekrochen. Der Motor spuckt. Jetzt bleibt er stehen.

Bogdanow springt hinüber. Klettert auf den Bug. Schreit den Kommandanten an, der im Turm steht: «Los, fahr! Wo sind die anderen?»

Der Tankist fuchtelt, verzweifelt mit den Armen und schimpft: «Das Wasser!» Und fügt hinzu: «Das Wasser war zu tief. Es ist durch den Auspuff in den Motor gedrun-gen!»

Deshalb also kamen die Panzer nicht. Sie waren bei der Dunkelheit und in der

Panzergrenadiere mit Hafthohlladung • Artilleriebeobachter mit Tornisterfunkgeräten gehen mit der Infanterie vor.

allgemeinen Nervosität zu weit von der Küste entfernt abgesetzt worden. Unbegreiflicherweise hatte die sowjetische Führung diese Möglichkeit nicht in Rechnung gestellt; man hätte an den Panzern nur die Auspuffrohre nach oben zu ziehen brauchen.

Aber auch die Landungsboote kommen nur tropfenweise. Ein Teil dreht vor dem deutschen Wirkungsbereich ab. Andere verlieren in der Dunkelheit die Richtung und fahren zu weit östlich an der Steilküste auf, wo der Strand schmal wie ein Handtuch ist und wo keine Möglichkeit besteht, die Steilhänge zu erklimmen.

Der Sergeant Leonid Sedonin arbeitet sich mit seiner Gruppe zur Ostecke der Bucht vor. Dort trifft er auf eine Stellung mit drei leichten Infanteriegeschützen. Die rumänische Besatzung hat die Stellung nach einem Volltreffer verlassen. Aber zwei Geschütze sind noch intakt. Sedonin, von Haus aus Artillerist, ergreift sofort die Chance und nimmt mit den eroberten Geschützen die deutsche Haubitzen-Stellung des Wachtmeisters Wagner unter Feuer.

Doch zu Wagners Glück erhält Hauptmann Radiu, der Chef der rumänischen Pionierkompanie, die gleich hinter der Bucht liegt, durch einen Melder Nachricht von dem sowjetischen Handstreich auf die Batterie.

Radiu überlegt nicht lange. Er pirscht sich mit einem Zug Pioniere an die Stellung heran. Handgranaten. Sprung über die Steinbrüstung. MPI-Feuer.

Sergeant Sedonin fällt. Tot aber liegt auch Hauptmann Radiu vor der zurückeroberten Geschützstellung.

Am Strand formieren sich indessen die russischen Stosstrupps. Sie arbeiten sich an die Hänge der Bucht heran. Graben ihre Granatwerfer ein. Kauern sich hinter die MG.

Die gelandeten Panzer rollen ins Unterholz. Setzen rumänische MG-Nester ausser Gefecht. Und fahren landeinwärts, Richtung Glebowka.

Auf Wagners Haubitzen-Stellung liegt schweres Granatwerferfeuer. Die Hälfte der Besatzung ist tot. Die andere Hälfte verwundet. Die Russen stürmen. Wagner und die noch Lebenden retten sich in den angrenzenden Wald.

Der Wachtmeister schleppt sich hinüber zu Oberleutnant Holschermann: «Die Sowjets haben unsere Batteriestellung. Wir konnten die Geschütze nicht mehr sprengen. Schiessen Sie sie kaputt.»

Holschermann feuert mit seinen 10,5-cm-Langrohr-Kanonen in die Stellung und zerschlägt die Haubitzen samt den sowjetischen Eroberern.

3 Uhr 30. Die Berghänge der engen Osereika-Bucht hallen wider vom donnernen Kampfplär. Die Sowjets haben schwere Verluste. Aber die Offiziere bekommen ihre Einheiten immer wieder unter Kontrolle. Sie arbeiten sich bis an die Waldgrenze der Bucht vor. Tasten sich an den Ufern des Osereika-Baches entlang. Graben sich ein.

An einer kleinen Baumgruppe, dicht bei der Mündung des Osereika-Baches, hat der sowjetische Nachrichtenchef des Landeunternehmens seinen Gefechtsstand. Melder kriechen heran und berichten. Die Zeit verrinnt.

Draussen auf See aber wartet das Gros. Da entschliesst sich der Nachrichtenchef, der Flotte das verabredete Funk- und Blinksignal zu geben: «Haben einen Landekopf!» Und er fügt das Codezeichen hinzu für: «Brauchen dringend Verstärkung!»

Unruhig, voller Sorge hatten die Stabsoffiziere auf dem Flaggschiff der russischen Sicherungstreitkräfte seit sechzig Minuten auf dieses Zeichen gewartet. Ihre Sorge war doppelter Art: Nicht nur das Signal aus der Bucht liess auf sich warten, auch die Transportflotte mit dem Gros der Landungstruppen war noch nicht da. Die Marineleitung liess sich Zeit. Warum?

Sowjetische Publikationen haben inzwischen das Geheimnis gelüftet: Die Verzögerung war keine Schlamperei, sondern Absicht. Die Admiralität wollte ihren Willen gegen die Heeresleitung durchsetzen und die Landung bei Morgengrauen durchführen. Auf diese Weise verging nach dem Hilferuf aus der Bucht noch eine halbe Stunde, bis die Landungsflotte mit dem Gros der Invasionstruppen herangedampft kam.

Es war eine stattliche Armada, die vor der Bucht auffuhr. Über hundert Transporter: Dampfer und Kutter, Seelenverkäufer und modernste Motorschiffe.

Die Landungsgruppen fuhren langsam durch die Kette der sichernden Kriegsschiffe gegen Land. Drei Marinebrigaden sowie ein Luftlanderegiment, zusammen 6'000 bis 8'000 Mann, standen dicht gedrängt auf den Schiffen. Panzer, Geschütze und Sturmartillerie waren auf Spezialfahrzeugen gut vertäut. Die See war ruhig. Der Anblick der Kriegsschiffe ermutigte die Soldaten. Der Grosszerstörer Char-kows das Flaggschiff der Sicherungsflotte, glitt langsam durch die See. Gleich daneben die Silhouetten von zwei Kreuzern, fünf Zerstörern. Rechts davon drei Kanonenboote. Dazwischen Torpedoschnellboote, Minenräumer, U-Jäger und Küstenschutzboote. Alles auf engstem Raum.

Was die gen Land fahrenden Soldaten auf den Transportern nicht erkannten, war die erstaunliche Tatsache, dass die Kriegsschiffe an ihnen vorbei seewärts fuhren. Denn der Flottenadmiral hielt sich strikt an den Fahrplan. Und der Fahrplan befahl: 4 Uhr 15, kurz vor Beginn der Morgendämmerung, Abmarsch der Kriegsschiffe aus dem Küstenbereich.

Nur ein Teil kleiner Einheiten konnte durch Gegenbefehle in Küstennähe gehalten werden.

Als die Transportflotte vor der Küste ankam, begann der Tag zu grauen. Drüben an Land hingen Dutzende von Augenpaaren an den Nachtgläsern und Scherenfernrohren und blickten aufs Meer.

Stauend erspähten die deutschen und rumänischen Beobachter den russischen Flottenaufmarsch. Telefonische Verbindungen bestanden nicht mehr. Melder wurden losgejagt.

Auch die Batterieführer von Major Lahmeyers Batterien in der Bucht hatten keine Verbindung mehr zur Abteilung. Sie waren auf sich selbst gestellt. Die Beobachter gaben an: «Feindliche Landeschiffe im Planquadrat...»

Und dann folgten die Schusswerte: «Zielpunkt Cäsar, zwote Ladung, Aufschlagzylinder, ganze Batterie von Grundrichtung zwanzig mehr, neunundvierzig hundert und fünfzig: Feuer!»

Gleich die dritte Salve der 2. Batterie lag auf Deck eines grossen Transporters, verwandelte ihn in ein Trümmerfeld und löste eine Kettenreaktion von Explosionen aus. Das vorderste Landungsschiff mit Artillerie und Sturmgeschützen wurde gleich darauf so schwer getroffen, dass es kenterte.

Die Batterie Holschermann feuerte in direktem Schuss. Schon trieb ein brennender Transporter seewärts. Zwei andere kenterten direkt vor der Küste. Ein Prahm mit Panzern legte sich auf die Seite. Ein qualmender Kutter rammte ein Motorschiff. Landekähne kenterten. Sturmboote jagten dem Strand zu und fuhren in eine Wand aus Feuer und Rauch.

Die Kriegsschiffe, die jetzt zur entscheidenden Unterstützung des Landeunternehmens in den Kampf hätten eingreifen müssen, die Gardekreuzer ‚Krasny Kawkas‘ und ‚Krasny Krim‘ mit ihren 18-cm-Kanonen und 10-cm-Flak, der Grosszerstörer ‚Charkow‘ mit seinen modernen vier SK 13-cm-Geschützen und seiner starken 7,6-cm-Flak-Bestückung – sie waren längst hinter der Kimm verschwunden und dampften ihren Heimathäfen zu. Genau nach Fahrplan.

Was sollte das Gros der sowjetischen Landeflotte angesichts dieser grotesken Lage tun? Niemand war da, der die Absicht oder die Kraft gehabt hätte, dieser Stunde seinen Namen zu geben. So dampfte die Flotte mit den drei Brigaden Landungstruppen an Bord aus der Bucht heraus und verhielt unschlüssig weit draussen.

Nach einer Stunde wilder Funkerei mit den verschiedensten Kommandostellen gab der Kommandierende Admiral schliesslich den Rückmarschbefehl. Ein in der Kriegsgeschichte beispielloser Fall.

Die in der Osereika-Bucht gelandeten Kompanien wussten von alledem nichts. Sie schlugen sich tapfer. Ein russischer Stosstrupp stand am Vormittag des 4. Februar mit drei Panzern vor Glebowka und stürmte die Stellung einer rumänischen Granatwerferabteilung in einem alten Weingut. Als die Rumänen die Panzer sahen, liessen sie die Weinkeller samt Granatwerfern im Stich.

Hätte der russische Stosstruppführer jetzt eine Kompanie, wäre Glebowka sein!

Aber er hatte nur einen Zug.

Als Lahmeyer die Alarmmeldung erhielt, setzte er die Mannschaften seiner 2. Batterie mit allen Maschinengewehren der Abteilung zum Gegenstoss an. Doch es wurde nichts. Die Russen hatten sich bereits in der Stellung eingerichtet und feuerten mit den rumänischen Granatwerfern den Gegenstoss der deutschen Artilleristen zusammen.

Daraufhin liess Lahmeyer das Weingut durch die westlich Glebowka stehende 1. Batterie des Oberleutnants Kerler unter Wirkungsfeuer nehmen. Dann stürmte der rumänische Hauptmann Dabija Nicolai mit seiner 5. Kompanie und warf die Russen.

Als der Abend kam, war die Hauptgefahr vorbei. Geschütze der Reserve-Flakabteilung 164 und der Panzerjägerabteilung 173 unter Hauptmann Gutschera schossen noch sechs durchgebrochene russische Panzer ab. Die verstärkte 13. Kompanie Jägerregiment 229 unter Leutnant Wiczorek drang von Glebowka aus zusammen mit rumänischen Stosstrupps zum Strand vor, der einem schrecklichen Friedhof glich.

Im flachen Wasser lagen die gekenterten und gesunkenen Transportschiffe. Dazwischen standen die abgeoffenen und abgeschossenen Panzer. Die Dünung schlug gegen ihre Ketten. Spülte über die Toten, die das Meer auf den Strand geworfen hatte.

620 Gefallene zählten die Aufräumungskolonnen. 31 US-Panzer wurden vernichtet. Bis zum Morgen des 6. Februar wurden 594 Gefangene gemacht. Der Rest von den 1'500 sowjetischen Soldaten, die mit der ersten Welle an Land gegangen waren, wird ertrunken sein. Einzelne Gruppen verdrückten sich wohl ins Hinterland, andere versuchten, sich zur russischen Landfront bei Noworossisk durchzuschlagen. Aber nur wenigen gelang es.

So scheiterte die grossangelegte Operation Stalins in der Osereika-Bucht. Sie scheiterte an schweren Fehlern, vor allem aber auch an der Wachsamkeit und Tapferkeit einer deutschen Küstenartillerieabteilung und der rumänischen Sicherungskräfte. Ein Beispiel dafür, wie ein paar besonnene Offiziere und Unteroffiziere mit eingespielten kampferfahrenen Einheiten die grossen militärischen Entscheidungen des Krieges bestimmen können.

Dass dies für jede Seite gilt, wurde in jenen Februartagen des Jahres 1943, nur wenige Kilometer von der Osereika-Bucht entfernt, augenfällig bewiesen. Dort gab ein russischer Offizier der Stunde seinen Namen. Es war die Stunde von Stanitschka. Mit ihr begann ein besonderes Kapitel des Russlandkrieges.

In der gleichen Nacht, da bei Osereika Stalins Hauptlandungsaktion lief, wurde zur Ablenkung und Irreführung der Deutschen ein Kommandotrupp von ein paar hundert Mann dicht bei der Noworossisker Vorstadt Stanitschka an Land gesetzt. Major Z. L. Kunikow leitete die Aktion, ein Offizier der Marineinfanterie, von Beruf Ingenieur.

Kunikow hatte sich seine Leute in den verschiedensten Einheiten der Schwarzmeer-Flotte ausgesucht. Alles verwegene Burschen, Draufgänger, die besonders für Nahkampf und Sabotage geschult waren.

Am 4. Februar, zwei Stunden vor Morgengrauen, gingen Kunikows Männer in Gelendschik auf die Boote der 4. Küstenschutz-Flottille, die Oberleutnant N. J. Sipjadon führte. Als die Schiffe dicht vor Kap Myschako standen und noch fünfzehn bis zwanzig Minuten Fahrt bis zur Küste hatten, eröffnete die sowjetische Artillerie von der Ostseite der Bucht her das Feuer gegen die deutsche Küstenverteidigung und die deutschen Küstenbatterien.

Unter der schützenden Feuerglocke jagte Sipjadons kleine Flotte dem Strand von Stanitschka zu. Als das Wasser nur noch etwa Brusttiefe hatte, sprangen Kunikows Männer von den Booten und wateten an Land.

Innerhalb einer Viertelstunde waren die ersten 250 Marineinfanteristen am Strand. Sie lagen direkt vor der Haustür von Noworossisk und sassen in den vordersten Häusern der Vorstadt Stanitschka.

Die Seefestung Noworossisk war von der 73.1. D. verhältnismässig gut mit Waffen und Truppen ausgestattet. In der Stadt lagen Infanterie-, Pionier- und Panzerjagereinheiten sowie der Stab des Grenadierregiments 186. Ferner zwei höhere Marinekommandostellen mit ihren Stäben: Hafekommandantur 16 und 18.

An der Westmole stand eine Batterie 10,5-cm-Haubitzen. Das Kernstück der Verteidigung der Hafenbucht war ein Flak-Kampftrupp der Reserve-Flakabteilung 164 mot. mit zwei 8,8-cm-Geschützen. Die eigentliche Küstensicherung am Strand stellten Einheiten der 10. rumänischen Division.

Unter den Augen dieser Kräfte war Major Kunikow in Stanitschka gelandet! Im dämmernden Morgenlicht war seine kleine Streitmacht in die Zemess-Bucht gefahren. Vorbei an den Marinegeschützen. Vorbei an den drohenden 8,8-Kanonen, die dreihundert Meter über der Hafeneinfahrt auf einer kahlen Höhe standen. Kein Schuss war von deutscher Seite gefallen.

«Ich habe die Schiffe gesehen. Aber es war keine Alarmmeldung durchgegeben worden. Ich konnte nicht erkennen, ob es deutsche oder feindliche Einheiten waren», sagte der Leutnant und Flak-Kampftruppführer, der die beiden 8,8-Geschütze befehligte, später vor dem Kriegsgericht aus.

Als der Leutnant schliesslich nach dem Einsetzen des russischen Artilleriefuers die Situation erkannte, war es für ein Eingreifen zu spät. Kunikows Landeplatz lag im toten Winkel des Geschützes.

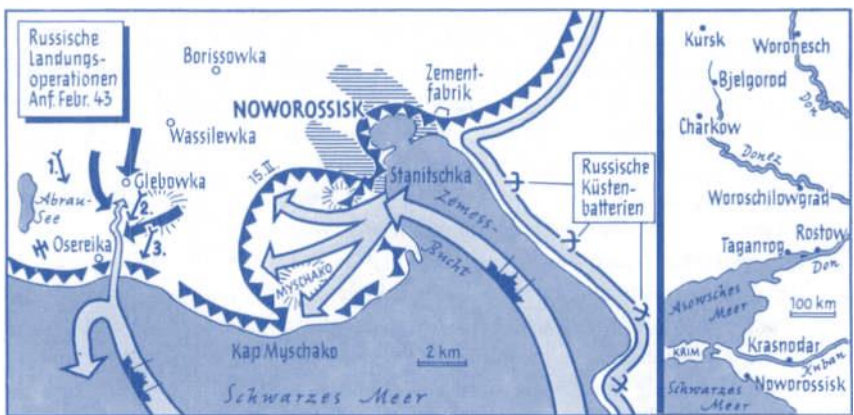
Die zweite 8,8 hat nach Auskunft des Wachtmeisters Ebers die anfahrenden Landungsschiffe nicht gesehen. Die Telefonverbindung zur Batterie riss gleich nach dem Feuerüberfall ab. Das Geschütz bekam auch sehr bald mehrere Treffer und war nicht mehr einsatzfähig.

Die Strandsicherungen der 10. rumänischen Infanteriedivision wurden durch das russische Trommelfeuer vollständig demoralisiert. Als der erste russische Soldat vor den zerschossenen Strandhindernissen auftauchte, flüchteten die Rumänen, ohne einen Schuss abzugeben.

Eine halbe Stunde später stand ein Stosstrupp Kunikows bereits vor der Stellung der noch intakten 8,8. Da es sich um fest eingebaute Geschütze handelte, die keine eigenen Zugmaschinen hatten, gab der Leutnant den Befehl zur Sprengung und setzte sich mit seinen Männern ab. Das Kriegsgericht, vor das er später gestellt wurde, sprach ihn frei.

Das zweite beschädigte Geschütz wurde von den Männern gesprengt, als alle Versuche, Kontakte zur Batterie zu bekommen, misslangen.

Bei einer solchen Verteidigung war es kein Wunder, dass die erste Landungs-



In der Bucht von Noworossisk können sowjetische Landungstruppen überraschend Fuss fassen. Der Kampf um das ‚KleineLand‘ entwickelt sich zu einer siebenmonatigen Schlacht.

welle Major Kunikows nicht nur keine Verluste hatte, sondern auch schnell Boden gewann und für das Gros der Abteilung die Landestelle sichern und erweitern konnte. Die der ersten Welle folgenden weiteren sechshundert Mann der russischen Kommandotrups fanden auf diese Weise einen abgesicherten Landekopf vor.

Auf deutscher Seite ging dagegen alles schief. Die Befehlsstellen in Noworossisk reagierten nervös. Dass den Rumänen die Küstenverteidigung unterstand, erschwerte die Lage. Viel zu spät traten schliesslich zusammengewürfelte Alarmeinheiten in den Morgenstunden des 4. Februar gegen den Landekopf an.

Aber wie!

Kein Mensch wusste, was los war. Die rumänischen Dienstgrade, die Auskunft hätten geben können, waren in die Berge verschwunden. Kunikows Männer hatten sich einzeln oder zu kleinen Trupps verschanzt und ballerten wild in die Gegend. Der Unkundige musste annehmen, eine ganze Division sei gelandet. Diese totale Unkenntnis machte die deutsche Führung unsicher.

Der Kampfverlauf der entscheidenden ersten Stunden im Landekopf Stanitschka ist nach sowjetischen Quellen sehr genau zu rekonstruieren: Leutnant Romanow nahm mit der ersten Gruppe des Vorkommandos auf Anhieb einen rumänischen Bunker dicht am Strand. Maschinengewehr und das 3,7-cm-Geschütz hatten die Rumänen intakt stehengelassen. Romanow brauchte sich nur an die Waffen zu stellen und auf die deutschen Gegenangriffe zu warten. Als schliesslich ein Zug der 14. Kompanie Grenadierregiment 170 angriff, blieben die deutschen Soldaten im Feuer dieses Bunkers liegen.

Die zweite Gruppe Kunikows war in Stanitschka eingedrungen und hatte sich dort in den Gebäuden einer Schule festgesetzt, um die Flanke des Landekopfes gegen Noworossisk hin abzusichern. Pioniere und Grenadiere der 73.1.D. versuchten, die Russen zu werfen. Die Deutschen trieben schliesslich Kunikows Leute aus dem Schulhaus heraus und schlossen die Kampfgruppe ein.

Das war eine gefährliche Krise für die Russen. Denn wenn die Flankensicherung des Landekopfes eingedrückt wurde, war das ganze Unternehmen gefährdet. Die Deutschen konnten dann die Landestelle von Stanitschka her aufrollen und dem Gros der sowjetischen Marine-Infanteristen den Weg zum wichtigsten Ziel versperren: den beherrschenden Höhen hinter Stanitschka mit dem Myszchako-Berg, der durch seine wegelosen Hänge, die von dichtem Unterholz bewachsen waren, gute Möglichkeiten bot, sich festzusetzen.

Die Sache stand auf des Messers Schneide. Es war die wichtigste Minute der Schlacht von Noworossisk, die insgesamt sieben Monate, das heisst 302'400 Minuten dauerte.

Der Marinemaat Komitzki wurde zum Helden dieser Minute; denn er entschied das erste Gefecht. Als er die aussichtslose Lage seiner Kampfgruppe erkannte, band er sich fünfzehn Handgranaten um den Leib, zog sie ab, sprang auf die Schulhofmauer und stürzte sich mitten in die Bereitstellung eines deutschen Infanteriezug. Als lebende Mine jagte er sich mitsamt den Deutschen in die Luft.

Der Ring war gesprengt. Das Beispiel Kornitzkis gab den Russen furiose Kraft. Die beiden Kampfgruppen konnten sich vereinigen und eine Abwehrfront aufbauen. Der Weg auf die Höhen von Stanitschka und den 450 Meter hohen

Myschako-Berg war abgesichert. Es gelang Kunikow, die beherrschenden Höhen zu besetzen. Der Maat Kornitzki, der posthum zum ‚Helden der Sowjetunion« ernannt wurde, hatte die gefährliche Krise der ersten Stunde gebannt und den wichtigsten Schlag ermöglicht: Männer entscheiden Schlachten!

Am Morgen des 4. Februar sahen sich sowohl die deutschen wie auch die russischen Stäbe sehr überraschenden Tatsachen gegenüber. Der sowjetische Oberbefehlshaber der Schwarzmeer-Gruppe, General Petrow, eben noch in grösster Verwirrung wegen des Fehlschlagens der Hauptlandung in der Osereika-Bucht, begriff, dass er gegen jede Erwartung mit einer Handvoll Soldaten dicht bei Noworossisk einen Landekopf erobert hatte und darüber hinaus zugleich auch einen strategischen Schlüsselpunkt der Noworossisker Front in der Hand hielt. Was als Ablenkung gedacht war, erwies sich als ein Haupttrumpf.

General von Büнау, der Kommandeur der 73. Infanteriedivision bei Noworossisk, sowie General Wetzel, der Kommandierende General des 5. Korps, registrierten gleichfalls erstaunt den geglückten Coup der Russen. Sie erkannten aber auch, dass nur schwache russische Kräfte gelandet waren. Beide Seiten fassten also die gleichen Tatsachen ins Auge. Die Konsequenzen hingegen, die sie zogen, waren ganz verschieden. Und eigentlich begann erst damit das grosse Unheil.

Wer die sowjetische Kampfführung und den russischen Soldaten kennt, weiss, dass bei einem örtlichen Einbruch sofort etwas geschehen muss. Wenn sich der Russe erst zur Verteidigung eingerichtet hat, ist es schwer, ihn wieder zu werfen.

Man hätte gleich einen Gegenstoss mit allem, was greifbar war, ansetzen müssen. Unter Heranziehung der Marinestäbe und Hafenkommantaturen sowie aller verfügbaren Einheiten, also der 73.1. D., der Rumänen und der Strafgefangenenabteilung 10. Alles hätte in den Kampf geworfen werden müssen. Selbst die Köche und die Schreiber, die Schuster und die Bäcker und die zahllosen Beamten in den Intendanturen. Alles. Und sofort.

Aber Division und Korps wollten auf ‚Nummer Sicher« gehen. Sie setzten einen wohlvorbereiteten Angriff ins Werk. Von den verschiedensten Abschnitten der Korpsfront wurden Kompanien und Bataillone heranbefohlen und der Gegenangriff für den 7. Februar angesetzt.

Für den 7. Februar! Das waren dreimal vierundzwanzig Stunden. General Petrow hingegen wartete nur zwölf! Dann ging er ans Werk:

Im Schutze der hervorragend schiessenden sowjetischen Küstenartillerie, die auf dem nur 1'500 bis 2'000 Meter entfernten Ostufer der Zemess-Bucht postiert war, warf er in der Nacht zum 5. Februar ein ganzes Luftlanderegiment auf Kuttern und kleinen Küstenfahrzeugen in den Landekopf. Die russischen Soldaten sprangen unter der Küste von den Fahrzeugen und schwammen durch das eiskalte Wasser an Land.

In den nächsten beiden Nächten dirigierte Petrow kurz entschlossen jene Verbände hinüber, die ursprünglich für die Hauptlandung in der Osereika-Bucht vorgesehen waren: drei Brigaden Marineinfanterie und Spezialtruppen. Insgesamt über 8'000 Mann. Darunter Eliteverbände wie die 225. und 83. Rotbanner-Marineinfanterie-Brigade. Dazu die 165. sowjetische Schützenbrigade, die mit schweren

panzerbrechenden Waffen ausgerüstet war. Damit war der Landekopf von vier Kilometer Breite und drei Kilometer Tiefe zum Platzen vollgepumpt mit Soldaten und Waffen. Unter dem Druck dieser Streitmacht wurde er auf dreissig Quadrat-kilometer ausgedehnt, das waren fünfmal sechs Kilometer.

Der Mann, der als politischer Kommissar der 18. sowjetischen Armee den Geist der Truppe im Landekopf befeuerte und das politische und propagandistische Herz des Abenteurers war, hiess Leonid Breschnew, Politarbeiter im Range eines Obersts.

Breschnew, heute erster Mann der Sowjetunion, gab dem Landekopf jenen Namen, der wie ein aufrüttelndes Programm, wie ein Fanal wirkte: «Kleines Land! Das Land, in dem die Tapfersten und Kühnsten zu Hause sind.»

Wenn man nicht wüsste, dass die Eltern von Leonid Breschnew ihren Sohn nach dem Heiligen Leonidas benannt haben, wäre man verführt, eine Parallele zu dem Spartanerkönig Leonidas zu ziehen, der 480 v. Chr. an den Thermopylen, dem Engpass der einzigen Strasse zwischen Mittel- und Nordgriechenland, im Kampf gegen die Perser bis zum letzten Mann focht und fiel und dem die Spartaner auf den Gedenkstein das unsterbliche Gedenkwort setzten: Wanderer, kommst du nach Sparta, verkünde dort, du habest uns hier liegen gesehn, getreu dem heiligen Gebot des Vaterlandes.

Ältestes Zeugnis vom Haltebefehl bis zum Tode. Doch, wie gesagt, der Arbeiter-
sohn Leonid Breschnew wurde bei seiner Geburt im Jahr 1906 nicht nach dem Spartanerkönig benannt. Im Geiste stand er ihm jedoch nicht nach.

Am 7. Februar begann die ‚planmässige‘ deutsche Gegenaktion zur Liquidierung des Brückenkopfes. Was drei Tage früher wahrscheinlich möglich gewesen wäre, erwies sich jetzt für die herangeführten Kräfte als unlösbare Aufgabe.

Die Russen hatten sich hervorragend verschanzt. In tiefgegrabenen Einmann-Löchern sassen sie an den Berghängen und im Unterholz des Myschako und wichen nicht. Im Nahkampf musste jede dieser Einmann-Festungen genommen werden. Schnell improvisierte Pak-Riegel und sehr gut getarnte ‚Ratsch-Bumm‘-Batterien waren ein weiteres Übel. Das schlimmste aber war die sowjetische Küstenartillerie, die von den Hügeln des Ostufers schoss. Ihr Feuer wurde durch Funk von Beobachtern geleitet, die auf den Höhen hinter Stanitschka lagen und denen nichts verborgen blieb.

Der Melder Heinz Steinbauer bekam gleich in der ersten Stunde seines Einsatzes einen Begriff von dem, was die Kompanien des fränkischen Infanterieregiments 213 in Stanitschka erwartete. Von Anapa war das I. Bataillon herübergeworfen worden. Beim 1. Zug der 2. Kompanie fiel schon im Anmarsch zur Uliza Anapskaja die ganze zweite Gruppe durch Artillerievolltreffer aus. Die nächsten vierundzwanzig Stunden waren härtester Häuser- und Strassenkampf. Freund und Feind lagen sich auf Strassenbreite gegenüber. Die Uliza Anapskaja war nicht zu überqueren.

Der Kampf um zwei Häuserviertel in einem Geviert von zweihundert Meter kostete einundzwanzig Tote und siebzig Verwundete. Der Kommandeur der 73. I. D. war entsetzt; denn eben erst waren seine Bataillone notdürftig aufgefüllt worden.

Auch die Berichte der kurz nach der Landung herangeführten 198.1. D., von

der das Grenadierregiment 305 bei Stanitschka eingesetzt wurde, geben ein eindrucksvolles Bild von der Art und der Härte des Kampfes. Und ebenso erfahren die 305er in den ersten Stunden ihres Einsatzes die artilleristische Überlegenheit der Russen. Schon im Anmarsch gab es Verluste von ganzen Gruppen durch Volltreffer schwerer Küstenbatterien.

Als die Bataillone nach erbittertem Eläuserkampf über den Stadtrand hinausstossen wollten, schlug ihnen undurchdringliches Sperrfeuer entgegen. Es war nicht durchzukommen. Die Russen sassen auf den wegelosen, zugewachsenen Höhen und waren nicht auszumachen. Sie selbst konnten hingegen jeden Schritt der angreifenden Verbände beobachten.

Zudem waren die deutschen Bataillone viel zu schlecht mit schweren Waffen ausgerüstet. Ein paar zugeteilte Sturmgeschütze der Sturmgeschützabteilung 191 kamen nicht durch den russischen Pak-Gürtel. Das Regiment lag am Abend des 8. Februar nach schweren blutigen Verlusten wieder in seiner Ausgangsstellung.

Am nächsten Tag dasselbe. Wiederum fehlte die Artillerie. Die Gefechtsstärken schmolzen dahin. Das II. und III. Bataillon verloren ihre Kommandeure.

Am 9. Februar wurde Hitler in der ‚Wolfsschanze‘ die Sache zu bunt. Er befahl kategorisch, «die Russen ins Meer zu werfen». Darauf wurde noch am Abend die 125. I. D. aus ihren Stellungen bei Krasnodar herausgelöst, durch die brennende, heissumkämpfte Stadt geführt und gegen die Russen im ‚Kleinen Land‘ geworfen. Aber auch die Infanteristen aus Schwaben konnten die Lage nicht mehr wenden. Der verhängnisvolle Irrtum der ersten Tage blieb in Kraft: immer zu wenig und immer zu spät!

Die Regimenter von sechs der bewährtesten und kampferprobtesten deutschen Divisionen wurden schliesslich herangeholt und stürmten wütend gegen das ‚Kleine Land‘. Die Bayern, Schwaben und Österreicher der 4. Gebirgsdivision hatten hier am Myschako ihre blutigsten Kämpfe zu bestehen. Die 125., 73. Und 198.1. D. sowie rumänische Regimenter zahlten im ‚Kleinen Land‘ schweren Blutzoll.

Sieben Monate dauerte die Schlacht um das ‚Kleine Land‘. 78‘500 Mann und 600 Geschütze hatten die Russen schliesslich in dem fünfmal sechs Kilometer kleinen Landkopf stehen. Alles mit der Flotte hineingebracht und alles mit der Flotte versorgt. Freilich, der Ausbruch in den freien Raum zum Stoss in den Rücken der deutschen Front gelang ihnen nicht. Der Kampf wurde für das sowjetische Oberkommando nach dem Scheitern der eigentlichen operativen Absicht eine Sache der Propaganda, der Psychologie, wohl auch der Politik. Denn es war Stalins Landung, sie durfte nicht aufgegeben werden.

Und so fuhr Leonid Breschnew auf seinem Fischkutter immer wieder in den Landkopf. Elielt Reden. Verteilte Orden. Und gab die Parteibücher für die neu aufgenommenen Mitglieder der Bolschewiki aus. Denn der Vermerk im Soldbuch «Hat im ‚Kleinen Land‘ gekämpft» war Legitimation genug zur Aufnahme in die Partei Lenins und Stalins. Es wurde gekämpft, gelobt, gestorben.

Major Kunikow fiel. Zu seiner Ehre trägt heute der ehemalige Vorort Stanitschka den Namen Kunikowka.

Der Leutnant Romanow fiel.

Die Marinesoldaten der ersten Welle wurden fast alle in die Erde des Myschako-Berges gebettet.

Auch Leonid Breschnew entging nur um Haaresbreite dem Tode. Sein Fischkutter lief auf eine Mine. Der Kommissar ging über Bord. Matrosen bargen den bereits Bewusstlosen. Als er an Land wieder zu sich kam, soll Breschnew gesagt haben: «Einen Sowjetmenschen kann man wohl töten, aber niemals besiegen!» So berichtet es jedenfalls das amtliche Geschichtsbuch des ‚Grossen Vaterländischen Krieges‘ in Band 3 auf Seite 114.

3 Die dritte Schlacht um Charkow

Die Waffen-SS räumt die Stadt – Ein Führerbefehl ist nicht das elfte Gebot – Stalin zieht einen falschen Schluss – Befehl an Watutin: «Mach dem linken Flügel Beine» – Glückliche Reise – Popow geht in die Falle – Charkow fällt zum dritten Mal – Stalin fürchtet die Katastrophe – Das Marne-Wunder am Donez

Aber wenden wir uns wieder den Frontabschnitten zu, an denen es Mitte Februar 1943 um die eigentlichen strategischen Entscheidungen ging.

Während die ersten schweren Kämpfe am Myschako-Berg tobten und die sowjetische Führung noch auf einen Ausbruch aus dem ‚Kleinen Land‘ hoffte, zeigte sich schon, dass es der 47. sowjetischen Armee nicht gelang, im Sinne des Stalin-Planes die Verteidigungsstellung der 17. deutschen Armee nördlich Noworossisk zu durchbrechen, um sich mit den Landungstruppen zu vereinigen. Generaloberst Ruoff meisterte die Lage und wich Schritt für Schritt in die vorbereitete ‚Goten-Stellung‘ zurück.

Am 12. Februar räumte Ruoff Krasnodar. Zwei Tage später gab Manstein im Norden den heissumkämpften Drehpunkt Rostow auf. Mit den russischen Vorausabteilungen zogen Generaloberst Malinowski, inzwischen zum Oberbefehlshaber der «Südfront» ernannt, und sein Kriegsrat Chruschtschow in die Stadt ein. Feierlich meldete Nikita Sergejewitsch ans Hauptquartier in Moskau: «Über Rostow, der Zitadelle des Stillen Don, weht wieder das stolze, siegreiche rote Sowjet-Banner.»

Siegesstimmung herrschte im Kreml. In Stalingrad lag Hitlers 6. Armee tot unterm Schnee. Krasnodar und Rostow waren befreit.

Zwischen Woroschilowgrad und Bjelgorod klappte infolge der Auflösung der verbündeten Armeen – der Rumänen, der Italiener und Ungarn – eine dreihun-



Stalins wagemutiger Plan zur Vernichtung des deutschen Südflügels im Februar 1943.

dert Kilometer breite Lücke. Und in diese Lücke hinein liess Stalin seit Ende Januar starke und schnelle Kräfte stossen. Sie überschritten den Donez, griffen bereits nach Charkow, der Metropole der ukrainischen Schwerindustrie. Trotz aller Rückschläge der letzten Wochen schien die Stunde gekommen, der deutschen Südfront doch noch das Rückgrat zu brechen. Wenn die sowjetischen Armeen schnell über den Donez gingen, wenn sie durch die zerrissene deutsche Front kühn weiterstießen und gar den Dnjepr erreichten – dann war die Heeresgruppe von Manstein von ihren rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten und die Heeresgruppe von Kleist am Kuban und auf der Krim erneut tödlich bedroht. Die grosse Stunde des kriegsentscheidenden Sieges – war sie wieder da?

Die sowjetischen Frontbefehlshaber glaubten es. Stalin glaubte es. «Das ist unsere Stunde», feuerte er seine Generale an. Er fasste eine neue, grosse Entscheidung ins Auge: Vor dem Dnjepr wollte er Hitler stellen und schlagen. Wagemutig und bedenkenlos jagte er seine Armeen dem vermeintlichen Entscheidungssieg an diesem mächtigen Strom Russlands zu. Ziel: Die Deutschen noch vor dem Fluss überflügeln, einschesseln und vernichten.

Es waren Tage schrecklicher Spannung. Von früh bis spät lag der Schatten tödlicher Gefahr über den deutschen Armeen des Südflügels.

In dieser Lage, da entscheidende Massnahmen zur Verkürzung der Front und zum Freimachen von Kräften das Gebot der Stunde gewesen wären, vertrat Hitler in seinem Hauptquartier immer wieder starrsinnig die These, dass kein Fussbreit Boden aufgegeben werden dürfe. In langen Gesprächen bewies er seinen Generalen, dass er den Krieg nicht fortführen könne, wenn das ‚Ruhrgebiet der Sowjetunion‘, das Donez-Becken, verlorengelange.

Aber ein Mann war dennoch entschlossen, sich dieser Strategie zu widersetzen,

die zu Stalingrad geführt hatte und nun, wenn man nicht endlich ,die Pferde herumwarb, zu einem Super-Stalingrad führen musste: der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Don, Feldmarschall von Manstein.

Der kühl rechnende Strategie sass in Stalino und beobachtete sorgenvoll, aber ohne eine Spur von Panik, die Entwicklung. Und wartete auf seine Stunde. Am 6. Februar flog er in die ‚Wolfsschanze‘. In einem vierstündigen Gespräch rang er Hitler die Anerkennung des Grundsatzes ab: «Wer alles bewahren will, bewahrt gar nichts.»

Es war einer jener seltenen Augenblicke des Krieges, da Hitler einen operativen Rückzug grösseren Ausmasses genehmigte. Er stimmte der Aufgabe des östlichen Donez-Gebiets bis zum Mius zu. Manstein atmete auf.

Jetzt gab es wenigstens eine Chance. Das Wettrennen mit der Zeit, mit dem Wetter und mit den Russen konnte beginnen.

Die Armeearbeitung Hollidt wich kämpfend vom Donez in die frontverkürzende Mius-Stellung zurück. Alles kam darauf an, dass sie sich dort als Sperrriegel behaupten konnte.

Die Verbände der 1. Panzerarmee, die General der Kavallerie Eberhard von Mackensen führte, wurden zum bedrohten Nordflügel der Heeresgruppe am mittleren Donez geworfen.

Die 4. Panzerarmee Hoths arbeitete sich durch Schlamm und Schnee vom unteren Don nordwärts, um den Raum zwischen Donez und Dnjepr-Knie am Westflügel der Heeresgruppe Don zu erreichen.

Tief verschneit sind die Strassen. Die Fahrer übermüdet. Es gibt endlose Stauungen. Unglücksfälle. Weit sind die Kolonnen auseinandergezogen. Die Pioniere finden keinen Schlaf; Und immer wieder kommen die Divisionskommandeure zu den Regimentern, mahnen, treiben an, beschwören: Vorwärts, vorwärts!

Es ist ein gigantisches Wettrennen. Die zahlen- und waffenmässige Überlegenheit der Sowjets ist acht zu eins.

Manstein, der die Absicht und die Kraft des Gegners jede Minute vor Augen hat, setzt gegen diese Bedrohung die höchste strategische Kunst ein, die dem Feldherrn eines zahlenmässig unterlegenen Heeres zur Verfügung steht: das ‚Schlagen aus der Nachhand‘, den operativen Gegenangriff aus der Abwehr heraus, ‚das blitzende Schwert der Vergeltung‘, wie es Clausewitz nennt.

Feldmarschall von Manstein hatte seinen Gefechtsstand inzwischen von Stalino nach Saporoschje verlegt. Von hier verfolgte er mit Argusaugen die Entwicklung an der Front des Nordwestflügels seiner Heeresgruppe. Sie hiess übrigens nicht mehr Heeresgruppe Don, sondern war am 14. Februar im Zuge der operativen Umgliederung in Heeresgruppe Süd umbenannt worden.

Von einer Front konnte eigentlich nirgends gesprochen werden. Einzelne Kampfgruppen waren im Gelände verstreut und bildeten an den entscheidenden Punkten Widerstandsnester. Hier ein Zug, eine Pak und eine MG-Gruppe; dort eine Kompanie. Kompanie – das klingt beruhigend; aber die Kompanien der 1. Panzerarmee hatten nur noch eine Gefechtsstärke von höchstens zwanzig bis sechzig Mann. Und damit mussten Geländestreifen von zwei Kilometer Breite

gehalten werden – wenn die Kompanie Glück hatte. Hatte sie keins, so wurde sie in der Finsternis der endlosen Nächte von russischen Schneeschuhtrupps umgangen und eingeschlossen. Am nächsten Tag hatte das Bataillon dann eine Kompanie weniger, und es klaffte ein Loch mehr in der sogenannten Front.

Bis zu den Divisionsstäben waren daher alle Stäbe im Hauptkampffeld eingesetzt und bildeten Widerstandsnester. Auch das Armeeoberkommando der 1. Panzerarmee hatte aus seinem Stabspersonal eine verstärkte Kompanie zusammengestellt, sie stand seit Tagen im Einsatz.

Nicht viel besser sah es beim linken Nachbarn aus. Die Armeeabteilung Lanz (später Kempf), die mit den Resten der deutschen Eingreifverbände, dem Korps Cramer, dem italienischen Alpini-Korps und den ersten herangeführten Reserven den Abschnitt der 8. italienischen und 2. ungarischen Armee übernommen hatte, stand ostwärts und südostwärts von Charkow im schwersten Abwehrkampf.

Bangend hielt Manstein sein Auge auch auf diesen Frontabschnitt gerichtet. Denn wenn es den Russen gelang, die Verbände der Armeeabteilung Lanz zu überrennen und bei Kremenschug über den Dnjepr zu gehen – wie es Stalin tatsächlich vorhatte –, dann war der Weg bis an die Zugänge zur Krim frei. Würden sie abgeriegelt, dann sässe auch die 17. Armee in der Falle. Dann hätte sich Stalins Traum erfüllt: Hitlers ganzen 1'000 Kilometer langen Südflügel zu vernichten, drei Armeen und zwei Armeeabteilungen. Eine Kettenreaktion würde die Folge sein; denn die dann in der Luft hängende Heeresgruppe Mitte mit ihren fünf Armeen würde sich nicht halten können, musste einstürzen. Wenn es einen Weg zu einem schnellen Sieg über das deutsche Ostheer gab, hier war er.

«Das ist es, was Stalin vorschwebt», sagte Manstein immer wieder zu seinem Chef des Stabes, Generalmajor Friedrich Schulz. «Er geht aufs Ganze und er scheut kein Risiko; und wir müssen ihn verführen, sein Risiko auf die Spitze zu treiben. Darin liegt unsere Chance!»

Er betonte das Wort unsere.

Manstein analysierte die sowjetischen Operationen so genau, als habe er Stalins Oberkommando, dem STAWKA, in die Karten geschaut. Er ahnte, was heute belegte Wahrheit ist, dass nämlich Stalin, sein Generalstab und die wichtigsten sowjetischen Heeresgruppenführer von dem Gedanken erfüllt waren, dass kein Feldherr der Welt und kein Kriegsgott die deutsche Katastrophe zwischen Donez und Dnjepr mehr wenden könnte.

Stalin formulierte es so: «Die Armeen der Heeresgruppe Süd sind zerschlagen und können nur noch versuchen, sich hinter den Dnjepr zurückzuziehen.» Ein deutscher Widerstand noch vor dem Dnjepr? Undenkbar, urteilte Stalin. Eine feste Front am Mius? Unmöglich, entschied er.

Und wo eine so feste Überzeugung ist, da ist auch ein Beweis zur Hand. Der Stabschef der sowjetischen Heeresgruppe ‚Südwest-Front‘, Generalleutnant S. P. Iwanow, leitete dem STAWKA Mitte Februar einen Bericht zu, in dem wir lesen: «Alle Aufklärungsergebnisse weisen darauf hin, dass der Feind das Donez-Gebiet räumt und seine Truppen hinter den Dnjepr zurücknimmt.»

Dieser Auffassung stimmte der Oberbefehlshaber der ‚Südwest-Front‘, General

Watutin, vorbehaltlos zu. Aber nicht nur der befähigte Watutin, auch der Oberbefehlshaber der ‚Woronesch-Front‘, Generaloberst Golikow, war der Ansicht, Mansteins Armeen befänden sich in vollem Rückzug. Das Absetzen der Armeeabteilung Hollidt vom Donez wurde als der sichtbare Beweis gewertet.

Dass General Hollidt mit seinen Divisionen am Mius haltmachen und sich verteidigen würde, hielt Golikow für indiskutabel. Es war zu schön, um falsch zu sein.

Es war zu verlockend, dem Generalstab in Moskau und Stalin den Beweis für ihr Glaubensbekenntnis zu liefern. Und so wurde die These zur Überzeugung: Die Deutschen sind im allgemeinen Rückzug aus dem Donez-Becken und wollen hinter den Dnjepr! Stalin selbst liess dem noch zweifelnden Stabschef der ‚Südfront‘ seine Meinung übermitteln: «Der Gegner ist auf dem Rückzug und weicht in dichten Kolonnen hinter den Dnjepr.»

Ein erstaunlicher Irrtum! Ein Irrtum, bei dem auch Geheimdienstspannen eine Rolle gespielt haben, über die noch zu berichten sein wird.

Aber wie es auch war: Auf jeden Fall berauschten sich sowohl die Oberkommandos der sowjetischen Frontabschnitte wie auch der STAWKA an der Idee einer geschlagenen, flüchtenden deutschen Südfront. Und was lag näher, als zu versuchen, den weichenden Armeen Mansteins den Rückweg zu verlegen und ihnen eine vernichtende Niederlage zu bereiten?

Die sowjetischen Heeresgruppen ‚Woronesch-Front‘, ‚Südwest-Front‘ und ‚Südfront‘ erhielten Befehl, «ohne Rücksicht auf Nachschub und auf feindliche Nachhuten durch den weichenden Feind zu stossen, noch vor Beginn der Frühjahrsschlammzeit den Dnjepr zu erreichen und Manstein den Rückzug auf den Fluss abzuschneiden».

Der Befehl des STAWKA an die ‚Südwest-Front‘ vom 11. Februar 1943 lautete: «Sie haben den Rückzug des Feindes auf Dnjepropetrowsk und Saporoschje zu verhindern und die feindlichen Kräfte auf die Krim zurückzuwerfen, die Zugänge zur Krim zu sperren und damit die deutsche Südgruppe abzuschneiden.»

Da war es, das grosse Wagnis! Das Risiko, zu dem sich Stalin entschlossen und auf das Manstein spekuliert hatte.

Ein Ereignis hat das sowjetische Oberkommando in seinem Irrtum besonders bestärkt, ein dramatisches Ereignis: nämlich der vernünftige Ungehorsam eines deutschen Generals. Er wirkte sich wie ein genialer Trick aus und war es gar nicht.

Hitler hatte der Armeeabteilung Lanz – die in jenen Tagen zur Heeresgruppe B gehörte und noch nicht Manstein unterstand – am 11. Februar den strikten Befehl gegeben, Charkow zu halten, obwohl die Stadt bereits von zwei sowjetischen Armeen operativ ausmanövriert war und vor der Einschliessung stand.

Der verhängnisvolle Auftrag zur Verteidigung Charkows fiel dem gerade erst aus Frankreich eingetroffenen, neu aufgestellten SS-Panzerkorps unter General der Waffen-SS Paul Hausser zu. Zu dem Korps gehörten die beiden Elitedivisionen ‚Das Reich‘ und ‚Leibstandarte Adolf Hitler‘.

Der Befehl, Charkow zu halten, war töricht und von Prestigedenken bestimmt.

Manstein versuchte, Hitler davon abzubringen. Denn wichtiger als eine Stadt zu halten war jetzt, den südlich Charkow vorstürmenden Feind aufzufangen. Ihn zu schlagen und damit endlich zu stoppen, um so die linke Flanke der Heeresgruppe Süd zu entlasten und einen sowjetischen Durchbruch zum und über den Dnjepr zu verhindern.

Aber Hitler wollte die industrielle und politische Metropole der Ukraine nicht preisgeben. Charkow begann, wie kurz zuvor Stalingrad, für ihn trotz aller bösen Erfahrungen eine Prestigefrage zu werden. Und er war bereit, hervorragende Kampfverbände, wie ‚Leibstandarte‘ und ‚Das Reich‘ ins Stalingrader Schicksal zu jagen.

Noch am 13. Februar wiederholte Hitler den strikten Befehl, Charkow zu halten und sich notfalls dort einzugeln. Lanz gab den Befehl an Hausser weiter. Der halsstarrige Hitler war beruhigt; denn er rechnete mit dem unbedingten Gehorsam des Waffen-SS-Korps und übersah die nüchterne Vernunft, die operative Klugheit und die Zivilcourage seines Kommandierenden Generals Paul Hausser.

Und deshalb passierte etwas, was jene Legende ad absurdum führt, die man den Soldaten der Waffen-SS und ihren Führern gern anhängt, nämlich: eine bedenkenlos parierende Parteitruppe gewesen zu sein.

Am 14. Februar zeichnet sich die Einschliessung der Stadt ab. Sowjetische Panzerrudel durchbrechen die nördliche, nordwestliche und südöstliche Abriegelungsfront und dringen bis an den Stadtrand von Charkow vor. Die Versorgungsstrasse Poltawa-Charkow liegt unter sowjetischer Artilleriefuer. Hausser verlangt von General Lanz die Erlaubnis zum Ausbruch. Seine nüchterne Lagebeurteilung ergibt sich aus dem Kriegstagebuch des Korps vom 14. Februar 1943 unter Tagebuchnummer 138/43. Sie lautet:

«Feind vor Ost- und Nordost-Front Charkow 14. 2. erheblich verstärkt. Angriffe an Strassen Tschugujew und Woltschansk mit letzten Reserven abgewehrt. Einbruch in zwölf Kilometer Tiefe bei Flugplatz Süd bis Ossnowa. Bereinigung mit unzureichenden Kräften im Gange. Für Abriegelung Feindeinbruch nordwestlich Charkow bei Division ‚GD‘ keine Kräfte. Alle Angriffstruppen im Süden zunächst gebunden. 320.1. D. noch nicht in HKL aufgenommen. Zustand nach Meldung des Zweiten Generalstabsoffiziers schliesst Einsatz zum Angriff für nächste Tage aus.

In Charkow schießt Pöbel auf Soldaten und Kfz. Keine Kräfte zur Säuberung, da alles in Front. Stadt einschliesslich Eisenbahn, Vorräte und Munitionslager auf Armeebefehl nachhaltig gesprengt. Stadt brennt. Planmässiges Ausweichen täglich unwahrscheinlicher. Voraussetzung für operative Bedeutung von Charkow scheint nicht mehr gegeben. Erneute Führerentscheidung, ob Charkow bis zum letzten Mann gehalten werden soll.»

General Lanz versteht Haussers Appell. Doch er verweigert eine Überprüfung des Haltebefehls angesichts der klaren Order, die Hitler ihm vor wenigen Stunden als definitive Entscheidung gegeben hat. Sein Entschluss wird ihm erleichtert, weil die sich seit Wochen aus dem Raum der zerschlagenen 2. ungarischen Armee auf Charkow zurückkämpfende 320. I. D. immer noch nicht heran ist.

Paul Hausser, kriegserfahrener Generalstabsoffizier der kaiserlichen Armee, 1932 als Generalleutnant der Reichswehr in den Ruhestand getreten, dann zur Waffen-SS gegangen, gibt sich nicht zufrieden. Befehle, auch Führerbefehle, sind für ihn keine heiligen Gebote. Er ruft Lanz an und beschwört ihn. Aber der General bleibt bei seiner Ablehnung. Daraufhin funkt Hausser erneut an die Armeearbeitung Lanz:

«Entscheidung über Absetzen bis 12 Uhr notwendig, gez. Hausser.»

Lanz lehnt ab.

Darauf meldet das SS-Panzerkorps nachmittags:

«... habe am 14. 2. 16 Uhr 45 den Befehl zur Räumung von Charkow und zum Ausweichen hinter den Udy-Abschnitt in der Nacht vom 14./15. 2. gleichzeitig an Korps Raus gegeben. Beurteilung der Lage folgt schriftlich.»

Der Gebirgsjägeneral Lanz sieht sich angesichts der strikten Weisung Hitlers in schwierigster Lage. Obwohl er und sein Stab im Grunde ihres Herzens auf Hausser Seite stehen, befiehlt er mit Funkpruch Nummer 624 um 17 Uhr 25:

«Panzerkorps hält gemäss Führerbefehl bis zum letzten Mann seine jetzige Stellung an der Ostfront von Charkow.»

Am Abend des 14. Februar befiehlt General Lanz sogar, dass die Angriffsgruppen des Korps, die im Süden der Stadt zur Abwehr übergegangen sind, Kräfte zur Verteidigung Charkows abgeben und gleichzeitig noch den Feind aus Olschany, im Rücken der heissumkämpften Stadt werfen sollen. Der Funkbefehl der Armeearbeitung Lanz lautet:

«Führerentscheid:

1. Die Ostfront von Charkow ist zu halten.
2. Die herankommenden grossen SS-Verbände sind zum Freikämpfen der Verbindungen nach Charkow sowie zum Schlagen der von Nordwesten auf Charkow drückenden Feindkräfte einzusetzen.»

Ein undurchführbarer Befehl!

Im Stadtzentrum greifen die Partisanen bereits offen zu den Waffen. Hausser, der sich mit seinem Chef des Stabes, Ostendorff, und seinem Ia, Oberstleutnant i. G. Müller, noch einmal beraten hat, telefoniert am Abend erneut mit Lanz. Aber der Befehlshaber der Armeearbeitung lehnt auch jetzt wieder den Antrag auf Räumung unter Berufung auf den Führerbefehl ab. Stalingrad!

In der Nacht zum 15. Februar dringt der Russe in den Nordwestteil und Südostteil der Stadt ein. Im sofortigen Gegenstoss wird er von einer Panzerabteilung der SS-Panzergranadierdivision ‚Das Reich‘ noch einmal geworfen.

Am 15. Februar mittags greift der Russe wieder an. Nur noch eine winzige Lücke südostwärts der Stadt ist offen. Wird sie geschlossen, ist Hausser's Korps und auch die Panzergranadierdivision ‚GD‘ im Nordteil der Stadt verloren. Stalingrad!

In dieser Lage befiehlt Hausser im Einvernehmen mit dem benachbarten Korps Raus, dem ‚GD‘ untersteht, seinen Divisionen, was die Logik der Kriegskunst, die Verantwortung des Truppenführers und der Mut des Soldaten gebieten: Ihre Stellungen zu räumen und sich zurückzukämpfen. Stalingrad findet nicht statt!

Gegen 13 Uhr meldet Hausser diesen Entschluss der Armeearbeitung mit folgendem Funkpruch:

«Um Truppe vor Einschliessung zu bewahren und Material zu retten, wird 13 Uhr Befehl zum Durchschlagen hinter Udy-Abschnitt am Stadtrand befohlen. Zurzeit Durchkämpfen im Gange. Strassenkämpfe im SW und Westen der Stadt.»

Der Spruch geht in den Äther. Die Verweigerung des Gehorsams gegen einen Führerbefehl. Was wird geschehen?

Um 15 Uhr 30 fängt Haussers Funkstelle die strikte Order von General Lanz auf: «Charkow ist unter allen Umständen zu verteidigen!»

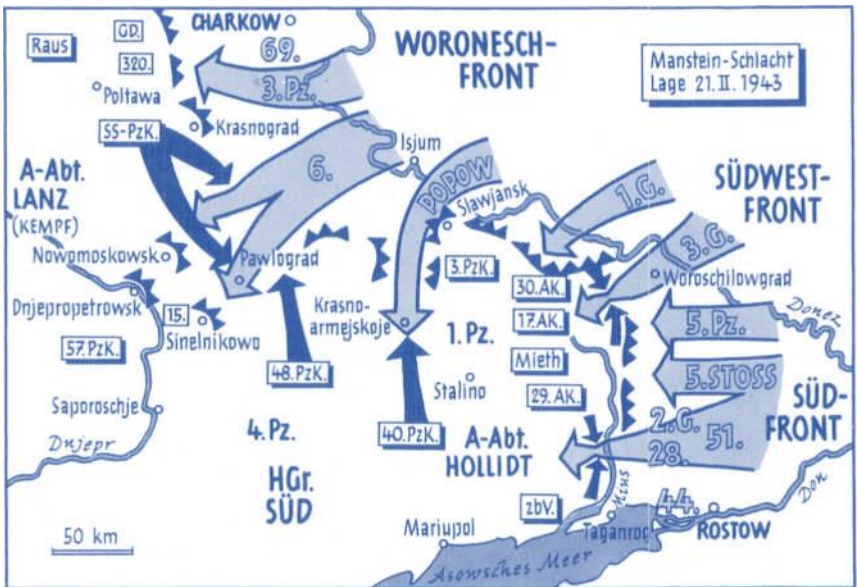
Aber Hausser kümmert sich nicht darum, antwortet nicht. Er bricht nach Südwesten aus. Die Panzer schießen den Grenadiern den Weg frei. Artillerie, Flak und Pioniere decken die Flanken, fangen den nachdrängenden Feind auf und machen dann am Udy-Abschnitt kehrt.

Vierundzwanzig Stunden später boxen sich die Nachtruppen der Division ‚Das Reich‘ durch die brennende Stadt.

An den Strassenkreuzungen stehen im flackernden Licht der lodernnden Häuser die wuchtigen Sturmgeschütze der Division ‚Grossdeutschland‘. Sie warten auf die Nachhuten ihrer Division; denn auch General Hoernleins ‚GD‘ gibt nach Haussers Ausbruch ihre Stellungen nordwestlich von Charkow auf und kämpft sich durch die Stadt zurück. Die Schlacht läuft nach der Logik der Front, nicht nach dem irrealistischen Befehl aus Rastenburg.

Auch die bewährte Panzergrenadierdivision ‚Grossdeutschland‘ hat schwerste Abwehrgefechte hinter sich.

In den Morgenstunden jagen die letzten Melder und Schützenpanzerwagen des



Mansteins kühn improvisierter Schlag gegen den sowjetischen Durchbruch: Die vorgepreschten Kräfte werden überall gestellt und in die Zange genommen.

Bataillons Remer durch die Strassen. Aus Fenstern und Ruinen feuern schon die eingesickerten Russen. Am Roten Platz hissen Partisanen eine riesige rote Fahne.

Und was geschah in der ‚Wolfsschanze‘? Bleich vor Zorn nahm Hitler die Meldung vom Ungehorsam seines SS-Panzerkorps entgegen. Aber ehe er sich klar wurde, was er gegen Hausser tun sollte, zeigte sich bereits, wie richtig dessen Entschluss gewesen war. Zwei gar nicht zu entbehrende, voll kampfkraftige, osterfahrene Panzerdivisionen sowie die Panzergrenadierdivision ‚GD‘ waren für die entscheidende Phase der Abwehrschlacht erhalten geblieben.

Darüber hinaus hatten der Widerstand der Verteidiger von Charkow und ihr Gegenstoss auch der 320. I. D. unter Generalmajor Postel den Anschluss an die Armeeabteilung Lanz ermöglicht. Die zeitweilige Aufgabe der grössten ukrainischen Stadt hatte sich also entgegen allen Befürchtungen operativ nur günstig ausgewirkt.

Was aber niemand auf deutscher Seite ahnen konnte, war die psychologische Wirkung der Räumung Charkows auf Stalin und seinen Generalstab, wie sie heute aus sowjetischen Quellen belegt ist. Die Befreiung Charkows, der viertgrössten Stadt der Sowjetunion, führte nicht nur zu einer weiteren Steigerung der sowjetischen Siegesstimmung; vielmehr sah Stalin darin auch eine Bestätigung für die vermuteten deutschen Rückzugsabsichten. Er kannte Hitler, und er hielt es für undenkbar, dass dessen ‚Prätorianer‘ von Charkow abliessen, wenn nicht ein allgemeiner Rückzugsbefehl vorlag.

Logisch richtig gedacht! Und doch falsch. Denn Stalin hatte die unbeirrbarere Zivilcourage eines Mannes nicht einkalkuliert.

Nun hetzte der Diktator im Kreml seine Angriffskräfte noch argloser vorwärts. Vor allem die der ‚Südwest-Front‘. Generalmajor Charitonows 6. sowjetische Armee sollte am rechten Flügel bei Dnjepropetrowsk und Saporoschje den Dnjepr überschreiten. Charitonow hatte zwei Schützenkorps, zwei Panzerkorps und ein Kavalleriekorps. 150 Panzer rollten an der Spitze seiner Armee. Am linken Flügel stiess die Panzergruppe Popow mit vier Panzerkorps und zwei selbständigen Panzerbrigaden, einer Skibrigade und drei Schützendivisionen, über Slawjansk in Richtung Asowsches Meer, der Armeeabteilung Hollidt in den Rücken.

Gespannt, aber mit eiserner Ruhe, sass Manstein in Saporoschje und beobachtete Stalins Spiel auf der Lagenkarte. Als sich der tollkühne Fahrplan des Kreml klar abzeichnete, als es sichtbar wurde, dass der STAWKA zur ganz grossen Operation ausholte, da hörten die Offiziere des Stabes den Feldmarschall sagen: «Glückliche Reise!»

Glückliche Reise! Die Rache des Irrtums stand bevor, die Stunde Mansteins begann.

Am 17. Februar traf Hitler aufgeregt und nervös auf Mansteins Gefechtsstand ein. Er spürte, dass nicht er die Fäden spann, sondern jener überragende strategische Kopf, der bereits 1940 als Chef des Stabes der Heeresgruppe A mit seinem Operationsplan das Rezept des Sieges für den Frankreichfeldzug geschrieben hatte. Damals hatte Manstein die Idee gehabt, durch die unwegsame Eifel und die an-

geblich panzerunzugängigen Waldgebiete der Ardennen den von niemand erwarteten Stoss zum Kanal zu führen. Auch jetzt hatte er wieder einen Plan. Und erwies sich erneut als der Feldherr, der die Fähigkeit besass, die Gedanken und Absichten des Gegners auszurechnen und sich auf sie einzustellen.

Manstein hielt Hitler Lagevortrag: Die Armeeabteilung Hollidt hat sich in der Mius-Stellung eingerichtet und verteidigt sich gegen starke Angriffe von drei sowjetischen Armeen. Die Ostflanke der deutschen Heeresgruppen A und Süd ist also notdürftig abgesichert, wenn auch hinter dem Nordflügel der Front noch feindliche Kavallerie-Einheiten herumstreichen.

Ein Durchbruch des 4. sowjetischen Garde-mech.-Korps im Zentrum der Mius-Front ist durch einen schnellen Gegenangriff der 16.1. D. mot. und Teilen der 23. Panzerdivision zerschlagen worden. Das sowjetische Korps wurde südlich Matwejew-Kurgan eingeschlossen und nahezu auf gerieben, der gesamte Stab gefangen. Die Abwehrflanke am Mius steht.

General von Mackensens 1. Panzerarmee, die sich links an die Armeeabteilung Hollidt anschliesst, hat mit General Henricis 40. Panzerkorps und der 5. SS-Panzergrenadierdivision ‚Wiking‘ zwar die Angriffe von Teilen der 1. sowjetischen Garde-Armee an verschiedenen Stellen aufgefangen und abgeriegelt, aber noch immer klafft zwischen der 1. Panzerarmee und der Armeeabteilung Lanz (Kempf) eine breite Lücke. Und in diese riesige Lücke hinein geht der stärkste sowjetische Stoss.

Die Speerspitze bildet die starke Panzergruppe des Generalleutnants Popow, die bereits bis Krasnoarmejskoje vorgedrungen ist und auf Stalino und Mariupol am Asowschen Meer zielt. 145 Panzer T 34 hat Popow im ersten Treffen, 267 Panzer hält die ‚Südwest-Front‘ für ihn noch in Reserve – für den bereits eingeplanten Endschlag.

Das ist die Lage! Und was geschieht?

Manstein referiert: Mackensen wirft Popows Armada das 40. Panzerkorps unter General Sigfrid Henrici entgegen. Mit seinen erprobten Verbänden, der 7. und 11. Panzerdivision, der 5. SS-Panzergrenadierdivision ‚Wiking‘ und Teilen der soeben aus Frankreich herangekommenen 333. Infanteriedivision, soll Henrici ein entscheidendes Treffen in der Frühjahrsschlacht um die Südfront schlagen. Hier war also Hoffnung – und ein Panzerkorps.

Weiter westlich allerdings war nur Hoffnung. Die 6. sowjetische Armee rückt fast unaufhaltsam gegen den Dnjepr vor. Deshalb will Manstein dort alle verfügbaren Kräfte einsetzen, vor allem auch das bei Charkow freigewordene SS-Panzerkorps. Aber da hakt Hitler ein. «Nein», sagt er, «warum diese Massierung gegen einen eingebildeten Feind?» Er will erst Charkow wieder erobert haben. Charkow! Er kann es nicht verwinden, dass Hausser diese Metropole, das mächtige Verwaltungszentrum der ukrainischen Schwerindustrie, gegen seinen ausdrücklichen Befehl aufgegeben hat. Starrsinnig und unbelehrbar verweigert er Manstein die Freigabe des SS-Panzerkorps für einen beweglich geführten Flankenstoss gegen die 6. sowjetische Armee und verlangt zunächst einen örtlich begrenzten Gegenangriff auf Charkow. Erst dann soll Manstein gegen Charitonows 6. Armee vorgehen.

Manstein ist bestürzt. Ein lebensgefährlicher Fahrplan, den Hitler da offeriert, zusammengeschustert aus Prestigegründen und Kurzsichtigkeit. Manstein denkt nicht daran, Hitlers Forderung zu akzeptieren. Er sieht voraus, was kommen muss, und erreicht mit diplomatischem Geschick, dass die Entscheidung um einen Tag verschoben wird.

Vierundzwanzig Stunden später wurde Hitler sehr nachhaltig demonstriert, wie recht Manstein gehabt hatte und wie falsch seine eigene Beurteilung der Lage war. Mitten in die Besprechung am Mittag des 18. Februar platzte die Nachricht, dass die Sowjets mit starken Kräften in die Lücke zwischen 1. Panzerarmee und Armeeabteilung Lanz (Kempf) vorgedrungen und bereits bis auf sechzig Kilometer an den Dnjepr vorgerückt waren, nur noch hundert Kilometer von Saporoschje entfernt.

Misstrauisch blickte Hitler den la der Heeresgruppe Süd, Oberst Busse, an. Sollte er geblufft werden? «Das möchte ich genau wissen», knurrte er.

Als hätte Busse nur auf diesen Einwand gewartet, blätterte er Hitler die Tatsachen hin. «Die 267. sowjetische Schützendivision steht hier, südlich Krasnograd», referierte er an der Karte. Dann tippte er auf Pawlograd: «Eine Panzerabteilung der 35. Garde-Schützendivision hat Pawlograd genommen. Die italienische Division, die Pawlograd verteidigen sollte, hat sich davongemacht.»

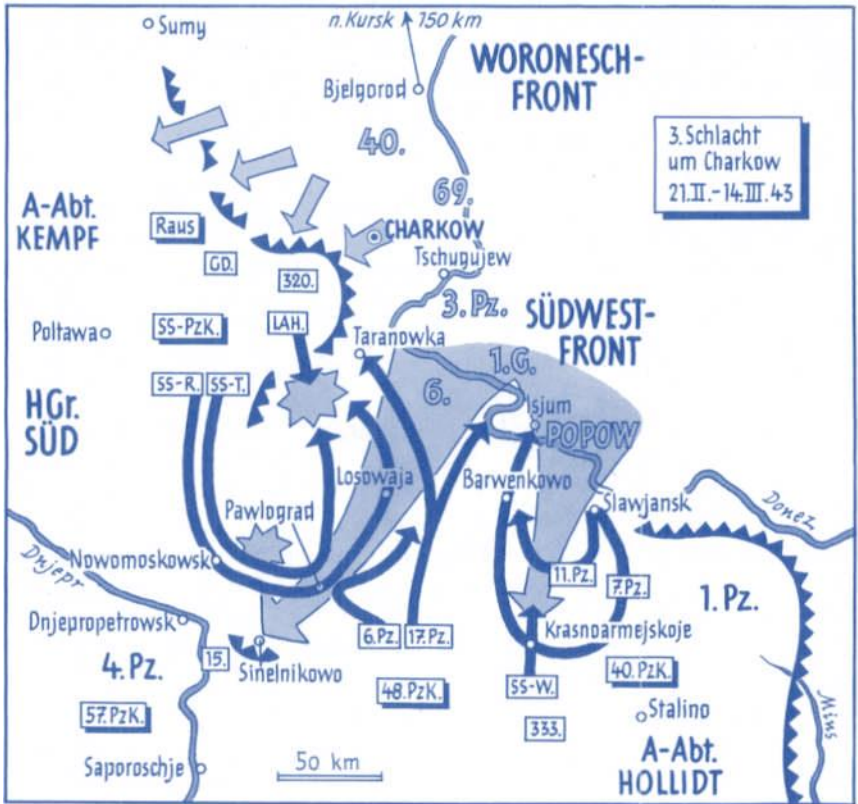
Mit zusammengekniffenem Mund schaute Hitler auf die Karte. Einzugestehen, dass er Unrecht hatte – das war nicht seine Sache. Aber die nächste Meldung, die der Ic, Major i. G. Eismann, brachte, liess ihm keine Wahl mehr: Die dritte Division des SS-Panzerkorps, die ‚Totenkopf‘-Division, die Hitler zur Wiedereroberung Charkows beschleunigt mit heraufbefohlen und in Kiew hatte ausladen lassen, sass mit ihren Räderteilen bei Poltawa im Schlamm fest. Jetzt streckte Hitler die Waffen. Manstein bekam grünes Licht, um die 6. sowjetische Armee und die Panzergruppe Popow in die Zange zu nehmen.

Als Manstein seinen Plan auf die Karte skizzierte, Möglichkeiten und Entschluss vortrug, erlebte Hitler, was wirklich kühne Strategie und genialer, aber wohlbegründeter Wagemut waren. Nichts an diesem Plan war halb; da wurde kein Risiko gescheut, aber jedes Risiko war abgewogen gegen die sonst mit Sicherheit drohende grosse Katastrophe.

Manstein legte dar, dass er alle Panzerdivisionen – wohlgemerkt: alle! – aus der schwer bedrängten Mius-Front nehmen würde, um sie gegen den Feind am Nordwestflügel der Heeresgruppe zu werfen. Ohne Rücksicht darauf, dass am Mius ein halbes Dutzend sowjetische Armeen gegen Hollidts fünf Korps stürmten. Die Gefahr war gross, dass der Feind durchbrach, die dünne Front zerschmetterte und das Donez-Gebiet von Osten her eroberte.

Aber Manstein erklärte Hitler eisig: «Es hilft nichts. Wir haben keine Wahl! Dieser Gefahr muss ins Auge gesehen werden. Denn der auf den Dnjepr zurollende Feind ist der gefährlichere. Er muss erst geschlagen werden. Das ist die Voraussetzung, um die Gefahr am Ostflügel zu bannen.»

Hitler bekam Zustände; dem Mann mit den vielgerühmten eisernen Nerven graute es bei dieser nüchternen Rechnung seines Marschalls. Er lamentierte, for-



Zu spät erkennt das sowjetische Oberkommando die Gefahr, die der 6. Armee und der Panzergruppe Popow droht: In kühnen Bewegungsschlachten werden sie zerschlagen. Mansteins Korps stossen zum Donez und formieren sich zum Angriff auf Charkow.

derte dies und jenes und war drauf und dran, Mansteins Plan zu verwässern und aus der kühnen Operation eine jener halben Massnahmen zu machen, die seine Strategie seit dem unheilvollen Sommer des Jahres 1942 charakterisierten.

Ein sowjetischer Kampfgruppenkommandeur bereitete Hitlers unheilvoller Einmischung ein Ende. Er wurde Mansteins und der Südfront Retter. Und das kam so: Die Spitze des 25. sowjetischen Panzerkorps stiess am 19. Februar von Pawlograd bis zum Bahnhof Sinelnikowo durch und sperrte damit diesen Eisenbahn-Knotenpunkt für die beiden einzigen direkt durchlaufenden Bahnlinien, über die die Armeeabteilung Hollidt versorgt werden konnte.

Bemerkenswerter aber war an diesem Raid, dass die Sowjets damit nur noch sechzig Kilometer von Saporoschje entfernt waren. Zwischen dem ‚Führer des Grossdeutschen Reiches‘ und der Spitze der 6. sowjetischen Armee gab es keinen einzigen grösseren deutschen Truppenverband mehr. Bestürmt von seinen Begleitern, beschloss Hitler daraufhin, das ungastlich werdende Hauptquartier Mansteins schleu-

nigst im Flugzeug zu verlassen. Als seine FW 200 unter dem Jagdschutz von zwei Me 109 vom Feldflugplatz Saporoschje zum Rückflug startete, standen die vordersten roten Panzer nur noch zehn Kilometer weiter ostwärts.

Der Feldmarschall atmete auf, als sein hoher Gast im verhangenen Winterhimmel verschwand und gen Winniza entschwebte. Endlich hatte er freie Bahn.

«Was können wir gegen die Feindgruppe bei Sinelnikowo werfen?» fragt Manstein in der Lagebesprechung. «Die 15. Infanteriedivision, Herr Feldmarschall», antwortete der Chef des Stabes.

Die 15.I. D.! General Buschenhagens mainfränkische Regimenter waren vor neun Tagen in siebzig Eisenbahnzügen von La Rochelle an der Atlantikküste abgefahren. Gut ausgerüstet mit Waffen, Winterkleidung, Skiern und Akjas, geländegängigen Lkw und mit einer hervorragenden Panzerjägerabteilung. Wie ein Geschenk des Himmels war das V.P. – das vorausbeförderte Personal – am Vortag, dem 18. Februar, in Dnjepropetrowsk eingetroffen. Am 19. Februar sollten die ersten Kampfataillone folgen. Aber wo lagen sie jetzt? Wie und wo konnte man sie schnell erreichen, um sie gegen den Feind zu dirigieren?

Funk-Telegramme, fenschriftliche Rückfragen, Telefonate: «Wo ist der Kommandeur der 15.I. D.?»

Bald hat man ihn: General Buschenhagen sitzt in Winniza fest. Nebel und Schneetreiben verhindern dort den Start seines Flugzeugs.

Aber sein Ia, der energische Oberstleutnant i. G. Willemer, kann in Usel, auf einem kleinen Bahnhof nordostwärts Dnjepropetrowsk, erreicht werden.

Willemer beschliesst, auf eigene Verantwortung die vordersten Kompanien nach Sinelnikowo weiterfahren zu lassen. Und er telefoniert mit dem Bahnhof Dnjepropetrowsk: «Alle ankommenden Transportzüge der 15.I. D. fahren unverzüglich weiter!»

Gegen Mitternacht des 19. Februar dampft der erste Zug in den Bahnhof Usel ein. In den Waggonen sitzen drei Kompanien des Grenadierregiments 88. Halt!

Schnelles Gespräch des Ia der Mainfranken mit dem Bataillonsführer, Hauptmann Berckel. Die Wagen mit den Pferden und Fahrzeugen werden abgekoppelt. Kompanie- und Zugführer instruiert. Ein Pfiff der Lokomotive: Los!

Gewehre und MG nach aussen gerichtet, dampft der Zug durch die Winternacht, Richtung Sinelnikowo.

Gespannt liegen die Männer hinter Fenstern und Wagentüren an ihren Waffen. Eiskalt pfeift der Winterwind. Fünfundzwanzig Kilometer sind zu fahren. 25'000 Meter – und auf jedem Meter kann es jeden Moment krachen.

Berckel schaut auf das Leuchtzifferblatt seiner Armbanduhr: «Müssen gleich da sein!» Der Zug vom Atlantik fährt mitten aufs Schlachtfeld am Dnjepr.

Fauchend hält er. Raus! Ehe die Sowjets in den wohligen warmen Schuppen begreifen, was los ist, sind die fränkischen Grenadiere mitten unter ihnen, nehmen sie gefangen, säubern das Bahnhofsgelände.

Auch der zweite Zug kann noch unangefochten einfahren. Er bringt den Bataillonsstab, drei weitere Schützenkompanien, eine MG-Kompanie und drei 7,5-cm-Pak auf Selbstfahrlafetten.

Die Überraschung ist geglückt. In schweren Nachtgefechten erobern die 88er den Ort und halten ihn gegen starke feindliche Panzerangriffe.

Die Sowjets sperren jetzt zwar die Bahnstrecke ostwärts Usel, aber der bald darauf mit dem Fieseler Storch eintreffende Generalmajor Buschenhagen lässt seine Transporte auf freier Strecke ausladen. Die Kompanien der Grenadierregimenter 88, 81 und 106 sowie das Pionierbataillon 15 besetzen Riegelstellungen zwischen Sinelnikowo und Nowomoskowsk: letzte Barriere vor dem grossen Dnjepr-Knie!

Die Stunde ist dramatisch. Erst zurückschauend begreift man, wie alles auf des Messers Schneide stand.

125 Kilometer ostwärts von Sinelnikowo, bei Krasnoarmejskoje, haben die Spitzen der Panzergruppe Popow bereits die Eisenbahnlinie von Dnjepropetrowsk nach Stalino unterbrochen und bedrohen dieses industrielle Herz des Donez-Beckens, das ‚Essen des sowjetischen Ruhrgebiets‘.

General Felix Steiners 5. SS-Panzergrenadierdivision ‚Wiking‘ versucht, die Russen aus Krasnoarmejskoje zu werfen. Noch auf dem Marsch hat sie folgenden Funkbefehl Mansteins erhalten: «Starker Feind – Panzergruppe Popow – bei Isjum über Donez im Vorgehen nach Süden auf Krasnoarmejskoje. Wiking abdreht sofort nach Westen. Auftrag: Festhalten Panzergruppe Popow.»

Aber das gelingt zunächst nicht ganz. Die skandinavischen und niederländischen Freiwilligen der SS-Panzergrenadierregimenter ‚Nordland‘, ‚Germania‘ und ‚Westland‘ können die Spitzen Popows zwar aufhalten und zusammendrängen. Doch die Division hat zu wenig Panzer und ist auch sonst von den schweren Kämpfen im Kaukasus, am Don und am Mius hart mitgenommen.

Jedoch der geschickte und wendige Einsatz der Batterien des Artillerieregiments ‚Wiking‘ hilft aus der Klemme. Steiners Artillerieführer, General Gille, täuscht südlich Krasnoarmejskoje mit Hilfe eines meisterhaften taktischen Manövers eine starke deutsche Kräftegruppe vor. Durch fortwährendes Streuen machen die feuernden Batterien die Stäbe Popows unsicher, und diese glauben sich einer überlegenen Gruppierung gegenüber. Popow zögert, nach Südwesten weiter zu jagen.

Jetzt geht alles nach Mansteins Sinn:

Popows Panzerkorps stossen an Slawjansk vorbei, das von General von Funcks 7. Panzerdivision gehalten wird. General Balcks 11. Panzerdivision und die Masse der brandenburgischen 333. Infanteriedivision können zwischen Popows Stossgruppen manövrieren und ihnen den Nachschub sperren.

Und jetzt beginnt der erste Akt des grossen Spiels zwischen Donez und Dnjepr.

Leutnant Bogdan Schwakuk vom 663. sowjetischen Flakartillerieregiment kommt nicht mehr dazu, seine Meldung aus Krasnoarmejskoje an die Brigade in Andrejewka abzusetzen. Er trägt sie noch in der Meldetasche, als ihn ein Begräbniskommando der 333. deutschen Infanteriedivision tot und steif in der zerschlagenen Batteriestellung findet.

Aber der Bericht zeigt, wie sich bei den Sowjets, vom General bis zum Leutnant, der Irrtum über die Lage festgefressen hatte: Sie waren alle mit Blindheit geschlagen, von der Gewissheit des schon errungenen Sieges beherrscht.

Die Meldung aus der Tasche des gefallenen Leutnants trägt das Datum vom 11. Februar 1943. Sie beginnt mit den Worten: «Sende einen Gruss aus der be-

freiten Stadt Krasnoarmejskoje, wo noch einzelne faschistische Gruppen zu fangen sind. Der Rotarmist Butusow hat heute drei Faschisten gefangen, die zum Gefechtsstand krochen. Sie wurden zum Stab gebracht und erschossen. Ich hielt einen Rotarmisten an, der sich mit zwei Pferden herumtrieb. Ich hatte sofort den Verdacht, dass es ein Deutscher war. Ich übergab ihn dem Rotarmisten Gwosdik zur Beförderung zum Stab des 4. Garde-Panzerkorps. Beim Fluchtversuch wurde er erschossen. Heute Abend wurde eine Gruppe von elf faschistischen Soldaten niedergemacht, so dass an diesem Tage insgesamt fünfzehn deutsche Soldaten vernichtet wurden, darunter ein Offizier.»

Am Schluss mahnt der Leutnant, der Polit-Leiter der Brigade möge dem Nachschubführer des 633. Flakartillerieregiments, dem Genossen Kitajew, Dampf machen. «Der Nachschub ist schlecht organisiert. Es kommt weder Munition noch Verpflegung und kein Tropfen Wodka nach vorn. Aber gerade Wodka wollen die Männer zum Siegeslauf in den Rücken der Deutschen haben.»

Als Leutnant Schwakuk gerade seinen Namen unter den Bericht setzte, hatte der Siegeslauf der Panzertruppe Popow an dieser Stelle, bei Krasnoarmejskoje, schon sein Ende gefunden.

Die Regimenter der Division ‚Wiking‘ stürmten von Osten und Südosten gegen Krasnoarmejskoje und fingen den Stoss des 4. sowjetischen Garde-Panzerkorps auf. Jetzt kam die Stunde von General Henricis 40. Panzerkorps. Gegenschlag. Nach dem Marsch übers Asowsche Meer war die Masse der Divisionen in der Front bei Slawjansk eingesetzt worden. Nun war der Augenblick gekommen, zu einer beweglichen Kampfführung gegen die Gruppe Popow überzugehen. Der Oberbefehlshaber der 1. Panzerarmee, General von Mackensen, gab Henrici freie Fahrt. (Siehe Karte auf Seite 166.)

Zug um Zug ging jetzt alles: Die 7. Panzerdivision, die Slawjansk gehalten hatte, durfte die Stadt aufgeben und wurde in den Raum um Krasnoarmejskoje geworfen. Der Russe merkte es nicht.

Bei Tauwetter und aufgeweichten Strassen arbeiteten sich General von Funcks thüringische Verbände gegen die Ostflanke der Sowjets vor.

Im Raum um Slawjansk hatte indes General Breiths 3. Panzerkorps zusätzlich den bisherigen Abschnitt des 40. Panzerkorps übernommen. So konnten weitere Panzerkräfte gegen die Panzergruppe Popow freigemacht werden.

Balcks schlesische 11. Panzerdivision wurde nordostwärts Krasnoarmejskoje zu einem Stoss in den Rücken der sowjetischen Panzergruppe angesetzt und sperrte Popows Nachschub. Die Falle war gestellt.

Am 18. Februar entziffert der Horchzug des 40. Panzerkorps einen Funkpruch der Gruppe Popow an die ‚Südwest-Front‘. Er beginnt mit den Worten: «Alle Räder stehen still!» und berichtet über die katastrophale Versorgungslage, weil der Nachschub südlich Slawjansk unterbrochen ist.

«Interessant», sagt Henricis Chef des Generalstabs, Oberst i. G. Carl Wagener, als er den Spruch auf den Tisch bekommt.

Interessant!

Diese aufgefangenen sowjetischen Funksprüche sind eine Quelle der Zuversicht für die deutschen Stäbe.

Schon seit dem 6. Februar hat Leutnant Fassbender, der Führer des Horchzuges der Panzerkorps-Nachrichtenabteilung, die Ultrakurzwellen-Frequenz erwischt, auf der die sowjetische Panzergruppe mit ihrer Heeresgruppe verkehrt. Da der Code recht primitiv war, hatten ihn Fassbenders Soldaten bereits nach einer Woche geknackt.

Am 12. Februar hatte Major Kandutsch schmunzelnd dem Chef des Stabes die ersten entzifferten Sprüche überreicht. Von nun an waren diese geheimen Meldungen des Feindes das tägliche Brot des Korps, der Armee und der Heeresgruppe: Man blickte Popow und Watutin in die Karten, wusste früher als selbst die russischen Regimentskommandeure, wo ihre Bataillone angreifen würden, und spielte das Spiel vom Hasen und Igel: Bin schon da!

«Alle Räder stehen still!» Muss diese alarmierende Meldung vom 18. Februar nicht endlich auch General Watutin, dem Oberbefehlshaber der sowjetischen ‚Südwest-Front‘, die Augen über die wahre Lage öffnen?

Popow hat von Anfang an dem Optimismus seines Oberbefehlshabers misstraut. Und es ist wohl kein Zufall, dass er gerade diesen Satz funkt und damit einen hintergründigen Akzent setzt. «Alle Räder stehen still – wenn dein starker Arm es will!» ist eine der berühmtesten proletarischen Kampffparolen.

Doch Watutin ist so wenig von seinen Illusionen zu kurieren wie Stalin. Der Kampf des 40. deutschen Panzerkorps wird von beiden als Beweis gewertet, dass die Deutschen mit verzweifelten Nachhutgefechten den Rückzug der Heeresgruppe Manstein verschleiern wollen.

Die Wirklichkeit sieht anders aus! Das Unheil greift stürmisch nach Popows nachschubgelähmten Brigaden: 11. Panzerdivision rechts, 7. Panzerdivision links und SS-Panzergrenadierdivision ‚Wiking‘ in der Mitte – so stösst bei wiedereinsetzendem Frost, und daher auf festen Strassen, das 40. Panzerkorps nordwärts.

Die Orte, in denen Popows unbeweglich gewordenen Panzerbrigaden und motorisierten Schützenbataillone erbitterten Widerstand leisten, werden einfach umgangen und den Regimentern der nachfolgenden kurländischen 333. Infanteriedivision überlassen.

«Nur keine zeitraubenden Kämpfe gegen Dörfer und Städte. Vorwärts!» Das ist der Führungsgrundsatz von General Henrici, ein Kemsatz moderner, beweglicher Kampfführung. Popows stolze Panzergruppe wird zerschnitten wie ein Kuchen.

In der Nacht zum 21. Februar beschwört Generalleutnant Popow den Armeegeneral Watutin, seine Gruppe zurücknehmen zu dürfen.

Aber Watutin funkt ein kategorisches ‚Nein‘. «Greifen Sie an», mahnt er. Und fügt selbstsicher hinzu: «Der Feind ist auf dem Rückzug. Er darf nicht über den Dnjepr entkommen!»

Das sowjetische Hauptquartier war nicht gescheitert; ja, es war wahrscheinlich überhaupt die Quelle dieser grotesken Verschätzung der Lage. So telefonierte, gleichfalls am 21. Februar, Generalleutnant A. N. Bogoljubow, der stellvertretende Chef der Operationsabteilung des Grossen Generalstabs, ein Vertrauter Stalins, mit

dem Stabschef der ‚Südfront‘, um ihn zu informieren. Der General sagte: «Der Gegner ist in dichten Gruppen auf dem Rückzug. Die Truppen Watutins machen ausgezeichnete Fortschritte. Der rechte Flügel ist über Pawlograd hinaus. Dass der linke mit der Panzergruppe Popow noch zurückhängt, liegt nur daran, dass dort nicht energisch genug angegriffen wird.»

Genau in der Stunde, da Bogoljubow der ‚Südfront‘ Stalins verhängnisvoll falsche Lagebeurteilung übermittelt, erhält Generaloberst Hoth, Oberbefehlshaber der 4. deutschen Panzerarmee, der den Abwehrkampf in der grossen Frontlücke am Dnjepr führt, eine neue Weisung. Er bekommt damit von Manstein den entscheidenden Befehl, auf den der Feldmarschall seit vierzehn Tagen mit allen Mitteln hingearbeitet hat. Um den er mit Hitler gerungen und um dessentwillen er die Front am Mius und vor Charkow wagemutig entblösst hat. Jetzt ist es soweit.

Der Befehl an Hoth ist von eindrucksvoller Kürze. Er lautet: «Die 6. sowjetische Armee, die in der Lücke zwischen 1. Panzerarmee und Armeeabteilung Kempf auf Dnjeppropetrowsk stürmt, ist zu schlagen.»

Hoth erhält dafür drei Korps, von denen er zwei sofort zu einer Zangenoperation gegen die sträflich leichtsinnig vorgestürmte 6. Armee General Charitonows ansetzt: General Haussers SS-Panzerkorps von Nordwesten, General von Knobelsdorffs 48. Panzerkorps von Südosten. Treffpunkt: Pawlograd.

General Kirchners 57. Panzerkorps ist noch in der Versammlung begriffen und steht im Dnjepr-Knie.

In diesem Ansatz der Operation zeigt sich das bewährte Rezept kunstvoller Rochaden – beste militärische Führungskunst: das Geheimnis des Erfolges einer an Verbänden unterlegenen Heeresgruppe gegen einen zahlenmässig weit überlegenen Gegner.

Die Schlacht beginnt. Es ist der 19. Februar 1943. Haussers 2. SS-Panzergranatierdivision ‚Das Reich‘ stösst tief in die Flanke der 6. Armee. Stukas der Luftflotte 4, die Generalfeldmarschall von Richthofen führt, schlagen den Weg frei. Charitonows 4. Garde-Schützenkorps wird geworfen. Das 15. Schützenkorps auseinandergerissen. Nach hartem Kampf fällt der Eisenbahnknotenpunkt Pawlograd am Samara-Fluss.

Auch die Südzange, General von Knobelsdorffs 48. Panzerkorps, gewinnt im Angriff nach Norden mit der 17. und 6. Panzerdivision am 23. Februar den Raum um Pawlograd. Damit ist die Speerspitze des gefährlichsten sowjetischen Stosses auf die Dnjepr-Übergänge abgehackt, das hervorragend ausgestattete 25. sowjetische Panzerkorps abgeschnitten. (Siehe Karte auf Seite 166.)

Dieses Korps funkt aufgeregt an die 6. sowjetische Armee und bittet um neue Order. Die Antwort zeigt, dass man auf sowjetischer Seite noch immer nicht begriffen hat, was in Wirklichkeit gespielt wird. General Charitonow funkt zurück: «Halten Sie sich an Ihren Befehl und stossen Sie auf Saporoschje.»

Man mag heute den Kopf schütteln über diesen Starrsinn; aber sollte Charitonow es besser wissen als der Chef des Stabes der ‚Südwest-Front‘, General Iwanow? Dieser erklärte am 20. Februar abends in seinem Lagebericht, den das Hauptquartier und auch die 6. Armee am 21. Februar erhielten: «Durch Luftaufklärung erkannte Marschbewegungen gegnerischer Kräfte zwischen Stalino und

Prokowskoje bekräftigen unsere Auffassung, dass der Feind den Rückzug auf Saporoschje fortsetzt.»

Welche Verbohrtheit! General Iwanow irrte schrecklich. Die angeblich zurückweichenden deutschen Kräfte waren die Divisionen des 40. und 48. Panzerkorps, die Manstein zum Angriff marschieren liess.

Als Generaloberst Hoth Charitonows entzifferten Funkbefehl an das 25. Panzerkorps auf den Tisch bekommt, nickt er, reicht ihm seinem Chef des Stabes, Generalmajor Fangohr, und sagt: «Uns soll's recht sein!»

Wie beim Schachspiel zieht nun Manstein seine Figuren. Die bisher getrennt voneinander laufenden Angriffshandlungen gegen Popow und gegen die 6. Armee werden jetzt zusammengefasst und zu einer einheitlichen Offensive gekoppelt: Stossrichtung Nordost. Erstes Angriffsziel: der Donez!

Am 23. Februar brechen auch die Divisionen Henricis den letzten Widerstand im Raum Krasnoarmejskoje und stossen auf breiter Front beiderseits Barwenkowo nach Norden und Westen durch.

Popows Korps versuchen, jetzt nach Norden zu entkommen und ihren Rückzug abzudecken. Der General funkt an Watutin und fleht um Hilfe. Er hat nur noch eine Handvoll Panzer, und die haben keinen Sprit. Er hat keine Artillerie mehr, kaum noch Munition und keine Verpflegung.

In dieser Stunde, da das Schicksal der Panzergruppe Popow bereits besiegelt ist, ruft Stalin General Watutin an. Der Diktator fiebert vor Spannung. Er kann die Meldung nicht abwarten, dass seine Armeen den Dnjepr erreicht haben, um die Übergänge gegen die, wie er meint, fliehenden Deutschen zu sperren und der Heeresgruppe Manstein eine Niederlage zu bereiten, viermal so gross wie die von Stalingrad!

Watutin, der es jetzt aber angesichts der Meldungen von Popow mit der Angst bekommt, will Einwendungen machen. Doch Stalin rügt ihn ärgerlich: «Mach dem linken Flügel Beine!»

Und so funkt Watutin am 23. Februar um 17 Uhr 35 an Popow: «Ich weise nachdrücklich darauf hin, dass Sie mit allen Ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln den Feind im Raum Barwenkowo aufhalten und vernichten müssen, unter Ihrer persönlichen Verantwortung.»

Watutin, Watutin!

Am späten Abend des 24. Februar endlich erkennt er die ganze Tragweite des Irrtums, der ihn und das Hauptquartier seit vierzehn Tagen in Bann hält. Erkennt, dass Popows Panzergruppe offensichtlich zerschlagen ist, die 6. Armee in schwerster Bedrängnis, grosse Teile abgeschnitten und eingekesselt.

Hals über Kopf befiehlt Watutin jetzt die Einstellung aller Angriffshandlungen im Bereich der Heeresgruppe und Übergang zur Verteidigung. Zur Entlastung seiner Armeen fordert er vom Hauptquartier verstärkte Angriffe der benachbarten Heeresgruppen im Raum um Charkow und am Mius.

Zu spät! Das 40. Panzerkorps stösst bereits an Barwenkowo vorbei, wo Popow mit den Resten seiner Panzergruppe und Teilen der 1. Garde-Armee todesmutig versucht, den Angriff Henricis aufzufangen und abzuriegeln. Während die 333. Infanteriedivision am 27. Februar Krasnoarmejskoje nimmt, gewinnen An-

griffsgruppen der Berliner 3. Panzerdivision die Strasse Isjum – Slawjansk und sperren sie.

Am 28. Februar gelangt die 7. Panzerdivision südlich Isjum an den Donez. Die Panzergruppe Popow ist vernichtet.

Am Abend des 28. Februar steht das 40. Panzerkorps auf breiter Front wieder am Donez in den Stellungen, die man während der russischen Winteroffensive im Januar hatte aufgeben müssen.

In einer Schlacht von einundzwanzig Tagen war die Panzergruppe Popow, die mächtige Speerspitze der Heeresgruppe Watutin, zerschlagen worden. Sie liess 251 Panzer, 125 Pak, 73 schwere Geschütze, 217 Maschinengewehre, 425 Lastwagen, zahllose Granatwerfer und Panzerbüchsen sowie 3'000 Tote auf dem Schlachtfeld zwischen Krasnoarmejskoje und Isjum zurück.

Auch die 6. sowjetische Armee, die merkwürdigerweise die gleiche Nummer trägt wie die von Hitlers Starrsinn an der Wolga geopfert deutsche Armee, entgeht dem Schicksal nicht, das ihr die Hybris Stalins bereitet hat.

Vergeblich versucht das sowjetische Oberkommando der bedrängten Armee durch Angriffe der rechts benachbarten 3. Panzerarmee zu helfen. Aber Stuka- und Zerstörergeschwader der deutschen Luftflotte 4 zerschlagen die Bereitstellungen.

In stürmischer Offensive treiben Hoths Panzerkorps jetzt die zurückflutenden russischen Verbände vor sich her. Schliessen sie ein. Und zerschlagen sie noch südlich des Donez.

Sechs Panzerkorps, zehn Schützendivisionen und ein halbes Dutzend selbständige Brigaden waren ausgelöscht oder schwer angeschlagen. 615 Panzer, 400 Geschütze und 600 Pak zerstört. 23'000 sowjetische Soldaten lagen tot auf dem Schlachtfeld. Eins zu fünf schätzt man erfahrungsgemäss das Verhältnis von Toten zu Verwundeten. Das wären blutige Verluste von 100'000 Mann. In Gefangenschaft gerieten nur 9'000 Mann. Eine verhältnismässig geringe Zahl. Aber sie ist leicht zu erklären: Den deutschen Verbänden fehlten die Kräfte, um die grossen Kessel in dem unübersichtlichen Gelände dicht zu schliessen. Ausserdem führte die Winterkälte dazu, dass die Truppe nachts in die Ortschaften drängte, unter ein Dach und an einen Ofen. So blieben Zwischenräume frei, durch die grosse Teile des Gegners entkommen konnten, um sich über den zugefrorenen Donez zu retten. Freilich ohne Waffen, ohne Fahrzeuge und ohne jedes Gerät.

Es war ein phantastischer Sieg, den Mansteins Verbände errungen hatten. Die grösste Gefahr, in der sich die deutsche Ostfront seit Beginn des Feldzuges 1941 befunden hatte, die Gefahr ihrer totalen Vernichtung, war gebannt. Die Folgen der Niederlage von Stalingrad beseitigt. Und alles mit einem Minimum an Kräften, aber mit einer weit über die Geschichte des Ostkrieges hinaus leuchtenden militärischen Führungskraft. Wagemutiges Operieren, Kaltblütigkeit und Ruhe, vor allem aber die Kunst der beweglichen Kampfführung, das Gegenteil also von Hitlers starrer Festhalte-Strategie, hatten den Sieg gebracht.

Damit hatte Feldmarschall von Manstein vorexerziert, wie die zukünftige Strategie an der Ostfront aussehen müsste, wenn man der Roten Armee Herr werden wollte.

Es ging wie ein Aufatmen durch die Front. Seit November 1942, als an Wolga

und Don die Stalingrader Katastrophe begann, hatte man nur Niederlagen und Rückzüge erlebt. Jetzt wehte der Hauch des Sieges wieder über die eiskalten Schlachtfelder des Ostens. Und Soldat und Feldherr wurden erfüllt von dem Wunsch, diese Wende zu nutzen und dem Feind abzutrotzen, was nur möglich war.

Das lockendste operative Ziel aber, welches sich anbot, hiess Charkow. Würde man es erreichen können?

Wenn zwischen Don und Donez der Februar zu Ende geht, muss man jeden Tag mit einem Wettersturz rechnen. Das bedeutet Frühling. Aber es bedeutet vor allem Schlamm. Und wenn der braune oder der schwarze Brei knietief auf Wegen und Stegen liegt, dann hört jeder Verkehr und damit auch der Krieg auf. Dann ist Pause.

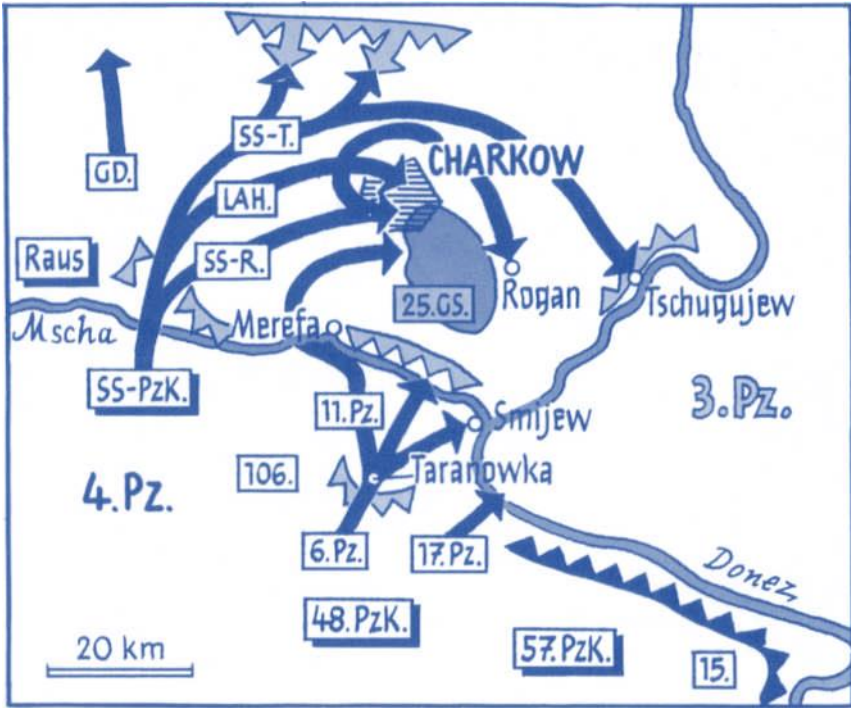
Noch Mitte Februar 1943 hätte die deutsche Führung was drum gegeben, wenn ‚General Schlamm‘ in die Ukraine eingefallen wäre, um dem stürmischen Vormarsch der Sowjetrussen zwischen Donez und Dnjepr ein Ende zu setzen. Stalins Generale andererseits hatten alle ihre Hoffnungen auf ein möglichst verspätetes Frühjahr gesetzt; denn sie wollten ja noch vor der Schlammperiode westlich des Dnjepr stehen, um Mansteins Armeen zu fangen. Jetzt, Anfang März, hatten sich die Hoffnungen beider Parteien sehr entscheidend gewandelt. Die Deutschen beteten um den Fortbestand des Winters; denn sie waren am Zuge. Die sowjetischen Armeeführer hingegen schauten jeden Morgen mit finsterem Blick auf das Barometer, studierten die Wetterberichte und hatten nur einen Wunsch: Tauwetter, Schlamm!

Das war das einzige, was bei der gegenwärtigen Lage diesen Manstein mit seinen schnellen Divisionen und seiner wiedererlangten Angriffskraft noch stoppen konnte, nachdem durch die Vernichtung der 6. Armee und der Panzergruppe Popow eine Lücke von zweihundert Kilometer in der sowjetischen Front entstanden war, in der sich keine russischen Truppen mehr befanden. Nur ‚General Schlamm‘ konnte hier noch helfen! Aber der Wettergott war diesmal auf Seiten der Deutschen. Der Winter hielt an. Und Manstein griff nach Charkow.

Dem sowjetischen Oberkommando blieb nichts anderes übrig, als in kühner Improvisation von der 3. sowjetischen Panzerarmee, die zur Heeresgruppe ‚Woronesch-Front‘ gehörte, zwei Panzerkorps und drei Schützendivisionen zum Schutz von Charkow nach Süden zu werfen, Haussers SS-Panzerkorps entgegen.

Doch Hausser meistert erneut eine sehr schwierige Lage. Zwar müssen sich seine Bataillone durch brusthohen Schnee schaufeln, aber der Russe macht den Fehler, genau zwischen der Abwehrfront der 1. SS-Panzer Grenadierdivision ‚Leibstandarte‘ und den beiden angreifenden Divisionen des SS-Panzerkorps zu marschieren. Hausser dreht den Flügel der 3. SS-Panzer Grenadierdivision ‚Totenkopf‘ ein und hat am 3. März die sowjetische Feindgruppe westlich Bereka in einem Kessel zwischen ‚Totenkopf‘, ‚Reich‘ und ‚Leibstandarte‘.

Schlachtfliegerstaffeln zerschlagen jeden Versuch der Russen, sich zum Kampf zu formieren. General Rybalkos Panzerkorps und Schützendivisionen gehen unter.



Am 15. März 1943 haben die Divisionen der Waffen-SS Charkow nach einem dramatischen Kampfgeschehen wiedererobert.

Es ist ein furioser Kampf. Garde-Regimenter Stalins kämpfen gegen Hitlers Elite-Divisionen. Der Kommandierende General des 15. Garde-Panzerkorps fällt im Nahkampf, hundert Meter von Haussers Gefechtsstand entfernt.

Und jetzt spitzt sich die Lage dramatisch zu: Es wird wärmer. Die Kältegrade der Nacht reichen nicht mehr aus, den Frost im Boden zu halten. Tauwetter kommt. Und Schlamm.

Die Russen versuchen alles, Stunden, Tage zu gewinnen. Vierzig Kilometer südlich Charkow, vor Taranowka, Smijew und Merefao, wo von Knobelsdorffs 48. Panzerkorps über die Eisenbahnlinie von Losowaja nach Norden auf Charkow drängt, wirft sich Generalmajor Schafarenko mit seiner 25. Garde-Schützendivision den deutschen Panzerdivisionen entgegen. Er verteidigt fünf Tage lang die wichtige Stellung und schützt Charkow vor dem Zugriff von Süden her.

Aber das Unheil kommt von Westen und Norden. Denn nun ist das SS-Panzerkorps wieder am Zuge. Es hat nach der Zerschlagung der Kampfgruppe der 3. sowjetischen Panzerarmee freie Bahn. Es greift auf Befehl von Generaloberst Hoth links herum, das heisst westlich ausholend, nach der Stadt und steht am 8. März bereits wieder am Westrand der ukrainischen Metropole. Der letzte Akt der dritten Schlacht um Charkow hat begonnen.

Hausser gewinnt sie in sechs Tagen. Er, der fast auf den Tag vor vier Wochen die Stadt gegen Hitlers strikten Befehl aufgab, erobert sie auch zurück. Und es ist kein Zweifel, dass der Ungehorsam dieses Generals, durch den das SS-Panzerkorps, die Division ‚Grossdeutschland‘ sowie die tapfere 320. Infanteriedivision gerettet wurden, eine wichtige Sprosse für den Gesamtsieg zwischen Donez und Dnjepr war.

Doch der Sieg Haussers wird getrübt durch einen Vorwurf, der ihm in militärgeschichtlichen Betrachtungen gelegentlich gemacht wird. Man wirft ihm vor, er sei aus Prestige Gründen zu früh von Westen her in die Stadt eingedrungen und habe sich auf verlustreiche Strassenkämpfe eingelassen, statt Charkow durch Einschliessung zu Fall zu bringen und durch eine weiträumige Umfassung die Feindkräfte in der Stadt und an ihrer Südfront am Entweichen zu hindern. Trifft dieser Vorwurf zu? Wie war der Lauf der Ereignisse bei der Wiedereroberung Charkows? Der General hat es verdient, dass man ihm in dieser Frage gerecht wird.

Hausser erhielt nach dem Kriegstagebuch des SS-Panzerkorps am 9. März 1943, 9 Uhr 20, von der 4. Panzerarmee den Funk-Befehl: «SS-Panzerkorps schnürt Charkow eng von Westen nach Norden ab. Die Verhältnisse in der Stadt sind zu klären. Möglichkeiten zur handstreichartigen Inbesitznahme sind auszunutzen, gez. Hoth.»

Hausser handelte danach. Schnürte ab. Klärte die Lage in der Stadt. Sah die Chance, sie im Handstreich zu nehmen. Und stellte, unter Meldung an die 4. Panzerarmee, seine Kampfgruppen zum Angriff bereit. Am 10. März stiessen ‚Leibstandarte‘ und ‚Totenkopf‘ nördlich an Charkow vorbei.

Am Abend des 10. März, um 20 Uhr, gab die 4. Panzerarmee in einem Fernschreiben folgenden Befehl an das Korps: «SS-Panzerkorps nimmt Charkow. Der Ostflügel sperrt die Strasse Charkow – Tschugujew. Starke Kräfte stossen von Nordosten in die Stadt hinein. Im Westen ist die Stadt nur abzuriegeln.»

Befehlsgemäss drang die ‚Leibstandarte‘ am Morgen des 11. März in die Stadt ein. Das III. Bataillon des SS-Panzergrenadierregiments 2 unter Max Hansen stiess in harten Strassenkämpfen bis auf den Roten Platz vor und öffnete damit die Zugänge zur Innenstadt.

Während die Kompanien von Sepp Dietrichs 1. SS-Panzergrenadierdivision ‚Leibstandarte‘ sich mit der 19. sowjetischen Schützendivision und der 179. Panzerbrigade bereits im Südostteil von Charkow herumschlugen, hielt sechshundvierzig Kilometer südlich der Stadt, am Msha-Flüsschen, General Schafarenko noch immer mit seiner verstärkten 25. Garde-Schützendivision das 48. Panzerkorps auf.

Generaloberst Hoth, ein Meister beweglicher Kampfführung, machte aus der Not eine Tugend. Nur nicht frontal festbeissen! Das galt für das 48. Panzerkorps wie für Hausser. Und deshalb setzte Hoth die Verbände der Waffen-SS, ohne Rücksicht auf den Kampf um die Stadt selbst, zu einem grossen Umfassungsstoss um Charkow herum an.

Panzer und Grenadiere bei klirrendem Frost im Angriff • ‚Verbrannte Erde‘, Sonntag, 20. September 1943 bei Oposdinija.





Um 14 Uhr 50 am 11. März ging per Fernschreiber folgender Befehl der Armee bei Hauser ein: «4. Panzerarmee verhindert ein Entkommen des Feindes vor 48. Panzerkorps nach Osten. Hierzu löst SS-Panzerkorps SS-Division ‚Reich‘ unter Belassen schwacher Sicherungen am Westrand Charkows heraus und führt sie nördlich Charkow vorbei auf den Ostflügel des Korps. Es ist Aufgabe des Korps, mit dieser Division ostwärts Charkow nach Süden auf Smijew in den Rücken des Feindes vor 48. Panzerkorps vorzustossen und dem Gegner ein Entkommen auf Tschugujew unmöglich zu machen ... Hoth, Generaloberst.»

Als dieser Befehl eintraf, war die Division ‚Das Reich‘ am Westrand von Charkow gerade an den fünf Meter breiten Panzergraben geraten. Der Russe sass dahinter und schoss aus sicheren Stellungen wirksames Sperrfeuer. Zurück oder über den Graben – das war die Frage. Die 16. Kompanie vom SS-Panzergrenadierregiment ‚Der Föhren‘ zögerte nicht. Sie nahm den zwei Meter tiefen Graben. Mit Spaten schlugen die Männer kleine Stufen in die Steinhart gewordenen Wände. Dann stürmten sie aus dem Graben heraus gegen die erste Häuserzeile.

Sie schafften es. Damit war der Weg in die Stadt auch von Westen her aufgebrochen.

Hauser sah die Chance, jetzt durch den Südteil von Charkow zu stossen und so auf kürzester, gutgepflasterter Strasse schneller in den Rücken des Feindes an der Msha zu gelangen. Schneller, als wenn er ‚Das Reich‘ aus dem Kampf herausnehmen und auf den miserablen, matschigen und damit zeitraubenden Wegen um die Stadt herumführen würde.

Am 12. März mittags standen die Kampfgruppen der Division ‚Das Reich‘ bereits am Hauptbahnhof. Doch Generaloberst Hoth, der Mann mit der bitteren Erfahrung von Stalingrad, vom Manytsch und von Rostow, war nicht so optimistisch, dass man sich durch die grosse, weitläufige Stadt schnell durchkämpfen könnte. Und so mahnte er am 12. März um 11 Uhr 50 per Funkspruch energisch bei Hauser die Einhaltung seines Befehls an, des Befehls, ‚Das Reich‘ aus dem Strassenkampf herauszulösen und um Charkow herum auf den Ostflügel zu führen.

Hauser gehorchte. Der erfahrene Truppenführer war zwar noch immer der Meinung, dass die Divisionen ‚Leibstandarte‘ und ‚Reich‘ zusammen den sowjetischen Widerstand in der Stadt schnell brechen und nach gelungenem Durchstoss in Richtung Süden einschwenken könnten. Aber er befolgte Hoths Befehl.

Die Kampfgruppe Harmel wurde in Marsch gesetzt und arbeitete sich zusammen mit Teilen der Division ‚Totenkopf‘ um die Stadt herum. Bei Rogan warf Harmel die Bataillone des 1288. Schützenregiments. Der Weg nach Tschugujew war damit frei.

Am 15. März wurde der Kessel geschlossen. Und am gleichen Tag brach auch der letzte Widerstand im Traktorenwerk von Charkow zusammen.

Welcher Weg nach Tschugujew der bessere gewesen wäre und schneller zum Erfolg geführt hätte, soll hier nicht untersucht werden. Aber man wird feststellen dürfen, dass nach Prüfung der heute zugänglichen Unterlagen kein Zweifel daran

bestehen kann: Der Kommandierende General des SS-Panzerkorps, des damals schlagkräftigsten Grossverbandes der deutschen Südfront, hat sich im Kampf um Charkow allein von militärischen Gründen leiten lassen. Adolf Hitler hat ihm trotzdem seine Haltung bei Charkow lange nicht verziehen: Während die Kommandeure der Panzergrenadierdivision ‚GD‘ und der 320. I. D., die Generale Hoemlein und Postel, im März 1943 mit dem Eichenlaub ausgezeichnet wurden, erhielt Paul Hausser diese Auszeichnung erst vier Monate später, nachdem sich das SS-Panzerkorps unter seiner Führung erneut in schweren und blutigen Kämpfen tapfer geschlagen hatte.

Ein nächtliches Telefongespräch beschloss die sowjetische Niederlage von Charkow: Watutin befahl General Rybalko, sich mit den Resten der 3. Panzerarmee aus dem Charkower Kessel herauszuschlagen. In diesem Augenblick stand das Gespenst einer unübersehbaren Katastrophe mit an der Lagenkarte der sowjetischen ‚Südwest-Front‘.

Unfassliche schreckliche Ereignisse waren über die sowjetische Heeresleitung innerhalb der letzten vier Wochen hereingebrochen.

Die 6. Armee? Zerschlagen.

Die Panzergruppe Popow? Vernichtet!

Die Divisionen der 3. Panzerarmee? Nur noch Nummern auf dem Papier!

Die 69. Armee? Nur noch ein Torso.

Eine fürchterliche Bilanz: Drei sowjetische Armeen und Teile einer vierten sowie eine ganze Panzergruppe waren zerschlagen. Ein Dutzend Korps und Brigaden auf der Flucht. Zweiundfünfzig Divisionen und Brigaden, darunter fünfundzwanzig Panzerbrigaden, von der Lagenkarte des sowjetischen Hauptquartiers verschwunden.

Wenn die Deutschen diese Lage nutzen und von Charkow weiter nach Norden stossen, dann sind die Folgen nicht abzusehen. Dann ist auch Bjelgorod verloren. Kursk kaum zu verteidigen. Wenn aber Kursk fällt, dann ist der Rücken der weit nach Westen vorgestaffelten sowjetischen Heeresgruppe ‚Zentral-Front‘ entblösst, und ihre fünf Armeen hängen in der Luft. Einem Zangenangriff von Kursk und Orel könnten sie in dieser Lage kaum widerstehen.

Das war es, was in jenen Tagen die Telefonleitungen aller sowjetischen Stäbe zum Glühen brachte. Funksprüche wurden in den Äther gejagt: Reserven! Reserven! Aber wo waren noch Reserven? Die 1. Panzerarmee General Katukows und die 21. Armee, die letzten operativen Reserven des Hauptquartiers, wurden nach vorn geworfen.

Wie ein Symbol dafür, dass die Niederlage von Charkow den Sieg von Stalingrad in Frage stellte, wirkt die Tatsache, dass die Wellen des Alarms bis in die Trümmer der Wolga-Stadt drangen. Stalin befahl der dort zur Auffrischung stehenden schwer mitgenommenen 64. Armee General Schumilows, sofort zur Hilfe westwärts zu eilen. Tausend Eisenbahnkilometer weit! Stalingrad-Kämpfer sollten die Lage retten!

Während hält Mars das blutige Schwert in der Hand. Schnell, atemberaubend schnell wechselt die Szene im Kampf der angeschlagenen Giganten.

«Welche Kampfkraft hat die 340. Schützendivision?»

«Sie hat noch 275 Mann, Genosse General.»

275 Mann von ursprünglich 12'000!

«Und die Panzerbrigade der Armee?»

«Kein einsatzbereiter Panzer mehr, Genosse General.»

Um dem Oberbefehlshaber der russischen ‚Woronesch-Front‘, General F. I. Golikow, weitere Fragen zu ersparen, berichtete Generalmajor Krjutschenkin, der Oberbefehlshaber der 69. Armee, gleich weiter: «Ich habe keinen kampfkraftigen Verband mehr. Keinen einzigen Panzer. Meine Artillerie ist auf hundert Rohre zusammengeschrumpft. Die Divisionen sind nur noch Restbestände, und nicht eine hat mehr als 1'000 Mann.»

Das war die Lage bei der 69. sowjetischen Armee am 17. März 1943. Und diese Armee sollte nach dem Fall von Charkow den Sturm des deutschen SS-Panzerkorps sowie des Korps Raus auf das wichtige Verkehrszentrum Bjelgorod aufhalten.

Eine dramatische Wende! Eben noch hatte die Rote Armee am Südflügel eine Kette grosser Erfolge gefeiert, war auf einer breiten Strasse gewaltiger Siege marschiert. Sowjetische Panzerspitzen hatten vor dem Dnjepr gestanden. Der Sieg hatte über den grossen Strom gewinkt, über den Schicksalsfluss des russischen Reiches, der durch seine reichsten Provinzen fliesst. Und jetzt waren die Armeen wieder auf dem Rückzug. Aber das war noch nicht alles! Duster drohte das Schicksal der nächsten Wochen. Wie es drohte, ist ungeschminkt in der ‚Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges‘ so dargestellt:

«Der deutsche Stoss auf Bjelgorod bedrohte das rückwärtige Gebiet der gesamten ‚Zentral-Front‘. Ein Stoss auf Kursk konnte zusammen mit einem Angriff aus dem Frontbogen südlich Orel zur Einkesselung starker Kräfte der Roten Armee führen. Die Lage blieb bitterernst, solange frische Kräfte noch nicht verfügbar waren. Der Gegner nutzte die Stunde, nahm mit der Division ‚Grossdeutschland‘ Borissowka und trat am Morgen des 17. März mit dem SS-Panzerkorps zum Angriff auf Bjelgorod an. Die 69. Armee konnte keinen organisierten Widerstand leisten und zog sich, um der Einschliessung zu entgehen, hinter den nördlichen Donez zurück. Am 18. März drang der Gegner in die Stadt ein und besetzte sie.»

Wer einen Blick auf die Karte wirft, begreift was geschehen war. Starke deutsche Panzerkräfte standen in der tiefen Flanke der weit vorgestaffelten sowjetischen ‚Zentral-Front‘. Die Chance war da. Manstein hatte sie schon in den ersten Märztagen ins Auge gefasst und Hitler vorgeschlagen: ein Zangenangriff von Süden und Norden gegen den Kursker ‚Balkon‘, in dem ein halbes Dutzend sowjetischer Armeen standen.

Die Voraussetzung für einen solchen Schlag war besonders günstig, nachdem durch die deutschen Gegenangriffe der 2. Armee und die zähe Abwehr der 2. Panzerarmee nördlich Kursk die Lage auch am Südflügel der Heeresgruppe Mitte bereinigt worden war. Wie ein Alptraum lastete die Gefahr auf Stalins Hauptquartier. Denn noch hatte man keine Kräfte, um einer solchen Operation zu begegnen.

Aber den Russen kam unerwartet Rettung in zweierlei Gestalt: Feldmarschall von Kluge lehnte es kategorisch ab, von den Armeen seiner Heeresgruppe Mitte, die er nach den vorangegangenen Kämpfen für ruhebedürftig erklärte, Verbände

für eine solche Zangenoperation gegen den Kursker Bogen bereitzustellen – für eine Operation, die angesichts der sowjetischen Kräftelage, wie wir sie heute kennen, gar nicht hätte scheitern können.

Und um das Glück Stalins vollzumachen, betrat schliesslich auch ‚General Schlamm‘, heiss ersehnt von den Russen, das Schlachtfeld. So unterblieb die Krönung der Schlacht durch den Stoss der 4. Panzerarmee und der Armeeabteilung Kempf, obwohl er nach kurzer Umgruppierung hätte geführt werden können.

Mansteins Siegeslauf vom Dnjepr zum Donez wurde unbegreiflicherweise nicht zum letzten Schlag genutzt. Das deutsche Oberkommando glaubte auf morgen verschieben zu können, was heute gerade noch – und nur heute – möglich gewesen wäre. Eine grosse Chance wurde verpasst. Der Keim zum kriegsentscheidenden Unheil gelegt: Der Kursker Bogen blieb stehen. Das sowjetische Hauptquartier sah sich damit von der schlimmsten Sorge befreit, der es seit den Vernichtungsschlachten des Jahres 1942 gegenübergestanden hatte. Die ‚Zentral-Front‘ Stalins wurde wie durch ein Marne-Wunder gerettet. Und die Kursker Uhr begann zu laufen – für Stalin gegen Hitler!

Noch ahnte niemand, dass damit die wohl verhängnisvollste Entscheidung seit Stalingrad gefallen war. 111 Tage später wurde die Operation ‚Zitadelle‘ gegen den Kursker Bogen gestartet. In diesen 111 Tagen Zaudern wurde der Krieg verloren. Denn was im März trotz aller Bedenken wohl geglückt wäre, nämlich die Lage durch einen Sieg im Kursker Bogen von Grund auf zu ändern, endete, wie wir wissen, im Juli verhängnisvoll. Aber dieses Verhängnis lag im März 1943 noch verborgen im dunklen Schoss der Zukunft.

Und als Feldmarschall von Manstein am 23. März 1943 seinen Tagesbefehl anlässlich des Sieges zwischen Dnjepr und Donez herausgab, hatte er Grund genug, seine Truppen und ihre Führer zu loben. Ihr erfolgreicher Kampf hatte die deutsche Ostfront vor der gefährlichsten Bedrohung seit Kriegsbeginn bewahrt. Die zerrissene Verbindung mit der Heeresgruppe Mitte war wiederhergestellt und das Donez-Kohle-Revier für die deutsche Rüstungswirtschaft gerettet. Die Truppen der deutschen Südfront standen wieder in den alten Stellungen, die sie in den Winterkämpfen 1941/42 gehalten hatten und aus denen sie im Frühsommer 1942 zum Stoss in Richtung Kaukasus und Wolga angetreten waren.

Man kann dieses entscheidende Kapitel nicht abschliessen, ohne nach den Gründen zu fragen, die Stalin und sein Oberkommando mitten im Siegeslauf zu so verhängnisvollen Fehlentscheidungen verführten, wie sie zwischen dem 7. Und 25. Februar im STAWKA getroffen wurden.

Der Irrtum Stalins und seiner Oberbefehlshaber hat sicher verschiedene Wurzeln; aber die Weisungen an die ‚Südfront‘ vom 21. Februar sowie der Lagebericht der ‚Südwest-Front‘ vom 20. Februar deuten in hohem Masse auf Informationen des Geheimdienstes hin, die für zuverlässig gehalten wurden.

Das lässt sich auch aus der ‚Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges‘ sowie aus der Memoirenliteratur schliessen. Stalin vertraute Geheimdienst-Informationen, die seinen Wunsch bestätigten. Man geht wohl nicht fehl, wenn man auf ‚Werther‘ tippt. Der indirekte Beweis lässt sich erbringen.

In Geheiminformationen des Schweizer Generalstabes, die von Hausmann

stammten und mit Sicherheit von Rössler nach Moskau gegeben wurden, wird vom 11. Februar an gemeldet, dass die deutschen Truppen im Donezgebiet auf dem Rückzug seien. Nur starke Nachtruppen würden stehenbleiben und notfalls geopfert werden.

So heisst es in dem militärischen Bericht Nr. 284 vom 16. Februar, ‚Geheim-Secret‘:

«Im Donezgebiet ist durch den Durchstoss eines russischen Panzerkorps zur Eisenbahn und Strasse Gorlowka – Dnjepropetrowsk der deutscherseits geplante allmähliche Rückzug der grossen deutschen Heereskörper unmöglich geworden. Bei und westlich Krasnoarmejsk sind alle deutschen Gegenangriffe gescheitert... Auf deutscher Seite ist alles in Auflösung und flutet, grossenteils ohne Artillerie und Munition, zurück. Der deutsche Plan eines konzentrischen allmählichen Zurückweichens der Masse der deutschen Truppen auf Stalino lässt sich jetzt schon wegen des Durcheinanders, das mit dem russischen Einbruch bei Schachty begonnen hat, nicht mehr weiterverfolgen. Damit nimmt für die Deutschen die neue Katastrophe ihren Lauf. Die deutscherseits zu erwartenden Verluste werden die Verluste von Stalingrad weit übertreffen. Ein Abtransport von Vorräten auf dem Bahn weg über Gorlowka und über Stalino ist schon seit 12. Februar nicht mehr möglich; die Bahnen und Bahnhöfe sind verstopft und in chaotischer Verfassung.»

Diese Meldung deckte sich vollständig mit den Weisungen, die Stalin in jenen Tagen an seine Oberbefehlshaber und an seine Heeresgruppe ‚Südfront‘ gab.

Aber es kommt noch besser: Am 17. Februar heisst es im Bericht Nr. 291, der zweifellos auch nach Moskau gegangen ist: «Der Zweck des deutschen Widerstandes beschränkt sich jetzt nach dem russischen Durchbruch bei und westlich Krasnoarmejskoje (gemeint ist der Durchbruch Popows) auf Sicherung des deutschen Rückzuges aus dem Donezbogen, zunächst auf die Linie Dnjepr-Knie – Asowsches Meer; im zweiten Sprung auf die Linie Dnjepr-Knie – Berdjansk; im dritten Sprung auf den Unteren Dnjepr.»

Ist das nicht Stalins These?

Am 21. Februar heisst es im Bericht Nr. 307: «Die Folgen des Falles von Charkow und des Zusammensturzes der deutschen improvisierten Donez-Front werden im OKW als katastrophal bewertet. In Gefahr, abgeschnitten, im aussichtslosen Abwehrkampf zerschlagen, in fruchtlosen Gegenstössen aufgegeben oder von den nachstossenden russischen Massen überholt und vernichtet zu werden, stehen seit 17. Februar die Verbände und Reste von mehr als vierzig deutschen Divisionen. Zu diesen gehört fast die Hälfte aller deutschen Panzertruppen und Panzer, die dem deutschen Heer und der Waffen-SS überhaupt noch verblieben sind.»

Ist das nicht Stalins These?

Im Schlussabsatz dieses Berichtes steht: «Gleichgültigkeit und fatalistische Hoffnungslosigkeit setzen die Kampfkraft der deutschen Truppen jetzt rapid überall im Süden der Ostfront, auch bei den deutschen Reserven, die noch gar nicht gekämpft haben, aber das Verhängnis in der improvisierten Etappe sehen, äusserst bemerkenswert herab.»

Erklären diese dramatischen Informationen aus dem deutschen Oberkommando nicht die sonst ziemlich unbegreifliche Befehlsgebung Stalins und seiner Ober-

Befehlshaber, darunter so begabter Leute wie Watutin? Erklären sie nicht das Vabanquespiel entgegen allen warnenden Zeichen von der Front? ‚Lucies‘ Informationen erklären es!

Warum aber sollte ‚Werther‘ so irreführende Nachrichten gegeben haben? Er, der sonst immer so gut, so treffend aus der ‚Wolfsschanze‘, aus dem ‚Mauerwald‘ und aus der Reichskanzlei an den ‚Direktor‘ in Moskau berichtete?

Die Antwort ist einfach. Während der Frühjahrsschlacht zwischen Donez und Dnjepr wurden, wie wir sahen, nicht nur die taktischen, sondern auch die operativen Entscheidungen weitgehend im Gefechtsstand von Manstein gefällt, nicht im Führerhauptquartier. Manstein liess sich nicht hineinreden und handelte nach dem Gesetz der Stunde, nicht nach der Intention der ‚Wolfsschanze‘. Dazu kam, dass Hitler zu jener Zeit in den entscheidenden Tagen nicht in Rastenburg war, sondern mit einem kleinen Stab in Winniza sass. Das Hauptpersonal des deutschen Oberkommandos und des Führerhauptquartiers war in Ostpreussen zurückgeblieben – auch ‚Werther‘ und seine Informanten!

Man durchschaute dort Mansteins Absichten und Möglichkeiten nicht und war beherrscht von den pessimistischen Auslegungen der Lage, denen sich die hohen Stabsoffiziere in Ostpreussen, fern vom Schlachtfeld und vom Führer, hingaben.

Diese Tatbestände erklären das Geheimnis, warum der sonst so gut informierte Vertrauensmann des Moskauer ‚Direktors‘ und des Schweizer Generalstabes im Führerhauptquartier wirklich falsch unterrichtet war und seine Kundschaft schlecht belieferte.

An diesem Fall wird die Kehrseite des individuellen Verrats sichtbar: Auch der beste Verräter ist dem Gesetz des Irrtums unterworfen. Und wenn sein Irrtum beim Empfänger auf den gefährlichen Boden des Wunschdenkens fällt, dann kann ein schreckliches Verhängnis daraus erwachsen. Glanz und Elend des Verrats liegen dicht beieinander!

111 Tage später allerdings machte ‚Werther‘ seinen Fehler wieder gut.

Dritter Teil

Schlachten am Nordflügel

1 Leningrad, Tragödie einer Stadt

*Belagerung im 20. Jahrhundert – Täglich zwei Scheiben Brot –
Der Hunger hält Ernte – Totaler Krieg – Schdanow und die
Komsomolzen – Ein geheimer OKW-Befehl und seine Hinter-
gründe – Eine ganze Stadt sollte gesprengt werden*

Das siebenmonatige Ringen an der Südfront war beendet. Ein Kampf, dessen Alpha und Omega das schicksalsträchtige Stalingrad gewesen war, konnte mit einem bedeutenden deutschen Abwehrerfolg abgeschlossen werden. Der Name dieser Stadt steht für alle Zeiten als Kapitelüberschrift über einem der abenteuerlichsten, opferreichsten und blutigsten Feldzüge der Weltgeschichte. Obwohl dieser Kampf sich auf eine Front von über tausend Kilometer erstreckte, gab die Wolga-Stadt ihm den Namen. So, wie Kursk dem Feldzug den Namen gegeben hat, der auf die Stalingrader Operation folgte. Diese Bezogenheit der militärischen Ereignisse auf grosse urbane Zentren ist kein Zufall, auch keine Willkür, sondern Symbol.

Der Krieg in dem riesigen Sowjetreich konzentrierte sich auf die grossen Stellwerke der politischen, wirtschaftlichen und geistigen Kraft des Landes. Und so war es auch kein Zufall, dass um die gleiche Zeit, da die Wolga-Metropole Stalingrad die Geschehnisse an der Südfront beherrschte, am entgegengesetzten Flügel der deutschen Ostfront eine andere Metropole ebenfalls zum Angelpunkt eines bedeutenden Feldzuges wurde: Leningrad. Die stärkste Seefestung der Ostsee, die Heimstatt der Roten Flotte, die kulturelle Perle Russlands, mit drei Millionen Einwohnern die zweitgrösste Stadt der Sowjetunion, wurde zum Brennpunkt für das Ringen am Nordflügel der Ostfront.

Alles, was von September 1941 an zwischen Eismeer und Ilmen-See geschah, drehte sich um Leningrad, um die weisse Stadt an der Newa. Die Erbitterung und Härte des Kampfes wurde wie bei Stalingrad auch hier in hohem Masse vom politischen Mythos genährt: Leningrad trägt den Namen des Erzvaters der bolschewistischen Weltrevolution wie es zuvor als Petersburg den Namen des grössten Zaren führte. Hier wurde die Revolution geboren, deshalb ist Leningrad das Jerusalem der Kommunisten', der Startplatz des roten Jahrhunderts.

Leningrads Rolle im zweiten Weltkrieg begann mit einem verhängnisvollen Fehler des Kriegsherrn Hitler.

Statt Leningrad – wie es im ‚Barbarossa‘-Plan vorgesehen war – als erstes Ziel der Heeresgruppe Nord noch vor dem Angriff auf Moskau im zusammengefassten Panzersturm zu nehmen, hielt Hitler Mitte September den Angriff in den Vor-



Frontverlauf zwischen
Wjasma und Woroschilowgrad
im März 1943

orten der Riesenstadt plötzlich an und befahl Generalfeldmarschall von Leeb, sich mit ihrer Einschliessung zu begnügen.

Ein unbegreiflicher Entschluss! Denn die letzte Leningrader Schutzstellung war bereits durchbrochen. Die Vorstadt Urizk mit der Endstation der Leningrader Strassenbahn genommen. Die letzten Befestigungen an den Duderhofer Höhen von der 36. I. D. mot. und der 1. Panzerdivision gestürmt, Schlüsselburg von der Kampfgruppe Harry Hoppe und dem Hamburger Infanterieregiment 76 erobert. Die Stadt bereits von Panik geschüttelt. Da gebot Hitler Halt und zog die Panzerkräfte zum Angriff auf Moskau ab. Er wollte Leningrad durch Aushungem bezwingen.

Es waren die Stunden, da die Offiziere der 1. Panzerdivision verständnislos murrten: «Haben wir uns deshalb von Ostpreussen bis hierher vor die Tore Leningrads geschlagen, um nun einfach wegzugehen, als wäre es ein Versehen gewesen?»

Hitler, der von dieser Unruhe hörte, gab seinen Offizieren eine Erklärung: In einer geheimen Kommandosache vom 7. Oktober 1941 teilte der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht allen Kommandeuren Folgendes mit:

«Der Führer hat erneut entschieden, dass eine Kapitulation von Leningrad oder später von Moskau nicht anzunehmen ist, auch wenn sie von der Gegenseite angeboten würde.

Die moralische Berechtigung zu dieser Massnahme liegt vor aller Welt klar. Ebenso wie in Kiew durch Sprengungen mit Zeitzündern die schwersten Gefahren für die Truppen entstanden sind, muss damit in Moskau und Leningrad in noch stärkerem Masse gerechnet werden. Dass Leningrad unterminiert sei und bis zum letzten Mann verteidigt würde, hat der sowjetische Rundfunk selbst bekannt gegeben. Schwere Seuchengefahren sind zu erwarten.

Kein deutscher Soldat hat daher diese Städte zu betreten. Wer die Stadt gegen unsere Linien verlassen will, ist durch Feuer zurückzuweisen. Kleinere, nicht gesperrte Lücken, die ein Herausströmen der Bevölkerung nach Innerrussland ermöglichen, sind daher nur zu begrüßen. Auch für alle übrigen Städte gilt, dass sie vor der Einnahme durch Artilleriefeuer und Luftangriffe zu zermürben sind und ihre Bevölkerung zur Flucht zu veranlassen ist... Dieser Wille des Führers muss sämtlichen Kommandeuren zur Kenntnis gebracht werden.»

Die Begründung Hitlers für seinen Befehl, Leningrad nicht zu okkupieren und die sowjetische Ostsee-Metropole stattdessen auszuhungern, drückt vielleicht nicht das wahre Motiv seiner Entscheidung aus. Mit grosser Wahrscheinlichkeit jedoch haben diese Erwägungen es ihm leichter gemacht, seine Abwürgestrategie ins Werk zu setzen, vor allem aber konnte er damit seine Generale gewinnen, die natürlich die Stadt nehmen wollten. Sein Argument war schwer zu widerlegen. Denn nach der Besetzung Kiews im September 1941 hatte es bei den deutschen Truppen beachtliche Opfer durch die von den Russen zurückgelassenen Minen mit Zeitzündern gegeben. Ganze Häuserblocks hatten die Russen durch Fernzündung in die Luft gejagt. Die Hauptstrasse brannte auf diese Weise völlig aus. Die Meldungen über diese Tatbestände hatten Hitler stark erregt. Solche aussergewöhnlichen, abenteuerlichen und ‚fanatischen‘ Kampfmassnahmen machten auf ihn immer grossen Eindruck, und er war geneigt, sie zu überschätzen.

Auch bei der Besetzung Charkows Ende Oktober 1941 waren der 6. Armee Pläne für die Unterminierung der Stadt in die Hände gefallen. Hätten die Russen Zeit gehabt, sie ins Werk zu setzen, wären die Besatzungstruppen unter Bergen von Schutt begraben worden. Es passierte auch so noch genug. Der Kommandeur der 68.1. D., General Georg Braun, wurde am 14. November 1941 mit seinem Haus in die Luft gesprengt. Es war das Quartier, in dem Chruschtschow als Kriegsrat vor der Aufgabe der Stadt gewohnt hatte. Mit seiner Genehmigung war die Zeitzündermine noch während seines Aufenthaltes montiert worden.

Hitler sprach später oft über diese Aktionen und verglich sie, nicht ohne bewundernde Bemerkungen, mit dem Brand von Moskau, durch den Napoleons Katastrophe in Russland ausgelöst wurde.

Es bot sich natürlich der Gedanke an, dass der energische Schdanow in Leningrad nicht hinter Kiew zurückstehen werde. Hitler haben aber auch präzise Informationen des Geheimdienstes über die Lage in Leningrad vorgelegen. Der finnische Kundschafterdienst leistete dabei grosse Hilfe. Diese Informationen über sowjetische Vorbereitungen zur Sprengung der Stadt galten lange Zeit bei den Experten als suspekt, bis sie durch sensationelle sowjetische Veröffentlichungen in den Jahren 1964 und 1965 voll bestätigt wurden.

In der Studie ‚Das war ein Geheimnis‘ berichtet Oberst Starikow in ‚Vojenno-istoritscheskij jurnal‘ über die Pläne zur Verminung von Städten und zur Anlage von Sprengsperren in bedrohten Metropolen. Starikow berichtet unter anderem, dass das Haus von General Braun in Charkow am 14. November um 4 Uhr 20 mittels eines Funksignals gesprengt wurde. Die geplante Unterminierung aller wichtigen Plätze, Brücken, Strassen und Verkehrsanlagen konnte nur aus Mangel an elektrischen Zündern und Sprengstoff nicht durchgeführt werden.

Dramatischer noch als Starikows Studie ist der Bericht von Admiral Pantelejew, betitelt ‚Die Seefront‘, der 1965 in Moskau erschienen ist. Pantelejew war Chef des Stabes der Baltischen Flotte, die im August 1941 der ‚Leningrader Front‘ unterstellt wurde.

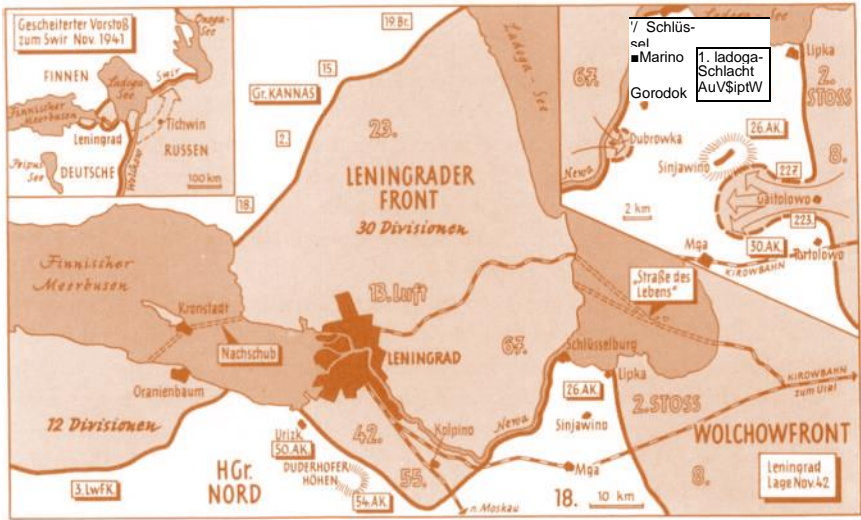
Der Admiral berichtet, dass seit dem 12. September 1941 in Leningrad Sonderseinheiten unter Führung der Partei gebildet wurden, die damit beauftragt waren, die totale Zerstörung der Stadt vorzubereiten. Die taktische und operative Leitung lag bei einer Spezialtruppe in der Hauptverwaltung für das Partisanenwesen der Roten Armee. Als Leitsatz galt: «Dringt der Gegner in unsere Stadt ein, muss er unter Trümmern begraben werden.» In den Plänen waren für alle wichtigen Gebäude, Brücken, Unterführungen, Bahnhöfe, Parks usw. präzise Vernichtungsvorschriften aufgestellt. Da hiess es: «Wird gesprengt. Wird verbrannt. Wird vernichtet. Mit Zeitmine versehene Ein modernes Zerstörungswerk von atemberaubender Kaltblütigkeit. Es ist die Frage, ob alle diese Pläne hätten durchgeführt werden können. Wenn ja, dann hätten die deutschen Besatzer Leningrad nur fluchtartig wieder verlassen können – wie Napoleon einst das brennende Moskau.

Vier Wochen nach seinem Geheimbefehl, am 8. November 1941, gab Hitler auch der unruhigen deutschen Öffentlichkeit und der über das Leningrader Halt erstaunten Welt eine Erklärung. Sie sah etwas anders aus als die geheime Kommandosache, war aber vom gleichen Geist bestimmt. In seiner traditionellen Rede im Bürgerbräukeller sagte er:

«Wer von der ostpreussischen Grenze bis zehn Kilometer vor Leningrad gestürmt ist, der kann auch noch die zehn Kilometer bis in die Stadt hinein marschieren. Aber das ist nicht notwendig. Die Stadt ist umklammert. Niemand wird sie mehr befreien, und sie fällt in unsere Hand.»

Er sollte sich irren! Und mit diesem Irrtum begann die verhängnisvolle Entwicklung bei der Heeresgruppe Nord, die zweifellos den Kriegsausgang mitbestimmt hat.

Hitler legte eine ganze deutsche Armee als Wachtposten vor einer einzigen Stadt fest. Er liess ein mächtiges kriegswirtschaftliches Zentrum und den Hafen



Neunhundert Tage belagern deutsche und finnische Truppen Leningrad. Der Versuch zur grossräumigen Einschliessung, zur Handreichung mit den Finnen am Swir im November 1941 (kleine Skizze links oben). In dem vierzehn Kilometer schmalen Flaschenhals am Ladoga-See tobten im Sommer 1942 heftige Kämpfe (kleine Skizze rechts oben).

der Roten Ostsee-Flotte in der Hand des Feindes. Er knackte auch den Oranienbaumer Kessel nicht, diesen ausgedehnten russischen Brückenkopf am Südrand des Finnischen Meerbusens, hart westlich Leningrad. Er schleppte, wie es der finnische Feldmarschall Mannerheim treffend ausdrückte, «diesen schweren Rucksack den ganzen Krieg über auf dem Rücken» mit.

Noch unbegreiflicher aber war, dass Hitler statt Leningrad zu erobern und dadurch die direkte Landverbindung zu den finnischen Verbündeten herzustellen, sich selbst den Weg blockierte und so den Sowjets obendrein noch den Verlust von rund zweiundvierzig Divisionen ersparte, die in Leningrad und im Oranienbaumer Kessel sassen.

Die Einnahme der Stadt wäre nur noch eine Frage von Tagen gewesen, als Hitler am 24. September 1941 den Angriff einstellte. Der Abbruch des Angriffs und der Abzug der Panzergruppe 4 mit den schnellen Divisionen des 41. Panzerkorps gerade in diesem Augenblick waren Fehlentscheidungen von ebenso weittragender Art wie der Halt-Befehl vor Dünkirchen. Damals hatte Hitler auf Grund seiner Fehlbeurteilung der Feindlage versäumt, die englische Armee zu fangen und England dadurch wehrlos zu machen. Nun verpasste er auf ähnliche Weise vor Leningrad den entscheidenden Erfolg am Nordflügel der Ostfront. Statt einen endgültigen Sieg mit 200'000 bis 300'000 Gefangenen und der unermesslichen Beute einer Industriestadt herbeizuführen, beschwor er durch seinen Übermut eine kräfteverzehrende Schlacht von 900 Tagen herauf, die schliesslich mit einer Niederlage endete.

Warum machte Hitler diesen Fehler? Warum hörte er nicht auf die Frontbefehlshaber? Warum glaubte er an einen schnellen Zusammenbruch Leningrads? Er unterschätzte die Widerstandskraft und Härte der kommunistischen Partei in dieser Stadt.

In Leningrad regierte Schdanow. Dieser Ukrainer aus Mariupol, Jahrgang 1892, war ein ungewöhnlicher Mann. Seine Härte, seine Entschlossenheit und seine persönliche Tapferkeit trugen den Widerstand der ganzen Stadt. Schdanow exerzierte der Welt zum ersten Male in der modernen Geschichte vor, was ein unerbittlicher totaler Krieg auf engstem Raume ist.

Hitlers Abneigung gegen alles, was mit Wasser zusammenhing, mit dem Meer und der See, hebt sich merkwürdig ab von seinem Interesse für die Fragen der Landkriegführung. Wie in Dünkirchen, so schlug ihm diese «Wasserscheu» auch in Leningrad ein Schnippchen. Er glaubte, die Stadt blockiert zu haben, aber er übersah, dass Leningrad zwar den Sommer über von jeder Landverbindung zur sowjetischen Front abgeschnitten, aber keineswegs lückenlos blockiert war. Denn das Leningrader Hinterland reichte bis an das Westufer des Ladoga-Sees, und der war hier nur dreissig Kilometer breit. Nicht breiter als der Ärmel-Kanal zwischen Dover und Calais. Und am Ostufer des Sees verlief die sowjetische Hauptfront.

Allerdings konnte der Schiffsverkehr bei Tage von der deutschen Luftwaffe kontrolliert werden. Nachts aber nicht. Auf diese Weise bot der Ladoga-See vom ersten Tage der Einschliessung an ein Schlupfloch für Leningrad. Der deutsche Versuch, im Oktober und November 1941 mit den schnellen Verbänden des 39. Panzerkorps um den See herumzugreifen, sich mit den Finnen am Swir zu vereinigen und so die Blockade vollständig zu machen, war misslungen.

So hielt die 18. deutsche Armee, nach der Aufgabe von Tichwin, nur einen vierzehn Kilometer schmalen Küstenstreifen am Südufer des Ladoga-Sees mit Schlüsselburg und Lipka als Eckpfeiler. Der Zugang zu diesem Küstenstreifen war ein gefährlich schmaler Korridor: rechts die Wolchow-Front, auf die die Sowjets ständig drückten; links die Newa, hinter der die Russen der ‚Leningrad-Front‘ sich mit der 67., 55. und der 42. Armee verschanzt hatten. In der Mitte des Korridors wurde die trostlose Moorlandschaft von den Höhen bei Sinjawino überragt. Den südlichen Abschluss des Flaschenhalses bildete die Kirow-Bahn, die Leningrad über Wolchowstroj mit dem Ural verbindet.

Kurz vor der Einschliessung der Stadt hatte Schdanow über diese Bahn noch 650'000 Schlüsselkräfte der Rüstungswirtschaft und 40'000 Waggons mit Maschinen, Werkzeugen und Rohmaterial ins Hinterland abtransportiert. Ein deutliches Zeichen, dass die sowjetische Führung im Sommer 1941 mit dem Verlust Leningrads gerechnet hatte. Und das ist wohl auch die Erklärung dafür, weshalb die Stadt nicht auf eine lange Belagerung eingerichtet war.

Die Rohstoff- und Lebensmittelvorräte waren schnell zu Ende. Die Versorgung der Bevölkerung und der 200'000 Soldaten musste aus der Luft erfolgen, denn der nächtliche Kleinschiffsverkehr über den Ladoga-See fiel nicht ins Gewicht. Aber die sowjetische Luftwaffe war für eine solche Aufgabe nicht gerüstet. Vom 14. bis 28. November konnte sie lediglich 1'200 Tonnen Lebensmittel einfliegen, also täglich 86 Tonnen.

Das war fast auf die Tonne genau der Satz, der im Schnitt von der deutschen Luftwaffe ein Jahr später nach Stalingrad eingeflogen wurde – und der dort für 250'000 Mann nicht reichte. In Leningrad hingegen lebten im Winter 1941 noch über zwei Millionen Menschen. 306 Tonnen Verpflegung pro Tag hatten die Experten für die 250'000 Soldaten der 6. Armee im Kessel von Stalingrad als Existenzminimum errechnet. In Leningrad mussten zehnmal soviel Menschen mit nur knapp einem Drittel dieser Versorgungsmenge auskommen.

Als West-Berlin 1948/49 während der sowjetischen Blockade aus der Luft versorgt werden musste, wurden für die zweieinhalb Millionen Einwohner zuerst täglich 4'500 Tonnen eingeflogen, später 10'000 Tonnen täglich. Nach Leningrad gelangte weniger als ein Hundertstel dieser Lufttonnage. Die Folge war der Hunger. Beispielloser Hunger. Die tägliche Brotration betrug für Arbeiter 250 Gramm. Das sind fünf dünne Scheiben. Für leitende Angestellte und ihre Familienmitglieder gab es 125 Gramm Brot. Auch die kämpfende Truppe musste das Koppel enger schnallen. Die Soldaten in vorderster Linie erhielten 50 Prozent des normalen Verpflegungssatzes, die rückwärtigen Dienste und Stäbe nur 33 Prozent.

Ende November trat eine leichte Besserung ein, und zwar durch einen Umstand, den Hitler gleichfalls nicht bedacht hatte: Der Ladoga-See fror zu. Die Eisdecke wurde anderthalb Meter dick. Und Leningrad hatte damit wieder eine feste Verbindung zur sowjetischen Landfront am Ostufer des Sees.

Über das Eis wurde ein Weg abgesteckt, die ‚Strasse des Lebens‘. Und nun rumpelten nachts die Lastwagen über den See. Freilich, die Hauptladung bestand aus Munition, Ersatzteilen und Rohstoffen für die Kriegsproduktion. Erst an letzter Stelle rangierte die Verpflegung. Mit zurückgenommen wurden Verwundete, Kinder und Greise aus der Stadt sowie Frauen, die nicht arbeitsfähig waren. 800'000 Menschen konnten auf diese Weise evakuiert werden.

Aber Lastwagen brauchen Benzin, und Benzin war an der ganzen sowjetischen Front überaus knapp. Deshalb liess Schdanow in nächtlichen Arbeitseinsätzen einen Schienenstrang über das Eis legen, der jenseits des Sees Anschluss an die Bahnlinie Wolchowstroj-Moskau hatte. 4'000 bis 5'000 Tonnen täglich konnten im Winter auf diesem Weg in die Stadt gebracht werden. Aber auch das reichte nicht hin und nicht her; denn 80 Prozent aller Transportgüter waren Rohstoffe für Rüstungsfabriken, die selbst in dieser verhungernenden Stadt noch für die Gesamtfrente Granatwerfer, Maschinenpistolen und vor allem Panzer bauten.

Im Sommer 1942 vollbrachten Schdanows Arbeitskolonnen eine besondere Leistung: Sie legten ein Stromkabel und eine Pipeline für Treibstoff auf den Grund des Ladoga-Sees. Der Strom, der die Rüstungsbetriebe in Gang hielt, kam vom Wolchow-Kraftwerk am Swir. Als der See dann wieder zufror, wurde auf dem Eis eine Hochspannungsleitung errichtet.

Der Hunger war ein schrecklicher Antreiber. Er zwang alle Einwohner zur Arbeit und in die Kampfbataillone. Denn wer nicht arbeitete und nicht kämpfte, der bekam keine Ration und starb. Es gibt keine statistisch belegte Zahl über die Opfer von Leningrad. Sowjetische Quellen beziffern die Verluste auf 600'000 bis 700'000 Tote. Was Schdanow und die Partei an Kampf- und Arbeitseinsatz in der Zivilbevölkerung mobilisierten, ist schier unglaublich:

32'000 Frauen und Mädchen waren als Krankenpflegerinnen bei der Truppe.

90 Prozent aller Leningrader Komsomolzen, Stalins ‚Hitlerjugend‘, standen im Dienst an der Front.

600'000 Kinder und Jugendliche arbeiteten ständig am Ausbau der Verteidigungsstellungen. Sie hoben 700 Kilometer Panzergräben aus – nur mit Spaten und Hacke. Bauten 300 Kilometer Baumsperren und errichteten 5'000 Erdunker. Aus der amtlichen Zahl von 600'000 eingesetzten Jugendlichen muss man schliessen, dass der Einsatz auch die Neunjährigen, wahrscheinlich sogar die Achtjährigen umfasste.

Noch nie und an keinem anderen Ort der Welt wurden je solche Arbeitseinsätze der Zivilbevölkerung erreicht. Schon gar nicht bei der Verteidigung Berlins. Als hier der Kampfkommandant der Reichshauptstadt vom Gauleiter die tägliche Gestellung von 100'000 Zivilisten zum Verteidigungsbau verlangte, lehnte die Gauleitung diese Forderung als unerfüllbar ab. Der Reichsverteidigungskommissar von Berlin, Dr. Goebbels, brachte an keinem Tag mehr als 30'000 Zivilisten zum Stellungsbau auf die Beine.

Die kommunistische Jugend Russlands verkörperte aber nicht nur in Leningrad eine entscheidende Kampfkraft: Von den insgesamt 11'000 ‚Helden der Sowjetunion‘ – eine Auszeichnung, die dem deutschen Ritterkreuz entspricht – stammen 7'000 aus dem Komsomol. Eine Vergleichszahl darüber, wie viele der 7'200 deutschen Ritterkreuzträger aus der HJ hervorgegangen sind, gibt es leider nicht.

Hungernd und frierend schanzten die Kinder bei 40 Grad Kälte. Hungernd und frierend schafften die Arbeiter in den zerbombten, ungeheizten Werkhallen. Zwölf, vierzehn Stunden lang. Dann schlepten sie sich nach Hause. In den Wohnungen gab es kein Licht und kein Wasser; und wenn die Möbel und die Bücher verheizt waren, auch kein Feuer im Ofen mehr. Am nächsten Tag wankten sie wieder zur Arbeit. Wer fehlte, bekam keine Ration. Und wehe dem Defätisten!

Im Sommer froren sie nicht. Aber dafür gab es weniger zu essen. Und die Arbeitszeit betrug fünfzehn Stunden. Freiwillige Schichten kamen hinzu. Nachts zogen die Frauen in langen Kolonnen mit Karren oder Schlitten zu den Fronten und Stützpunkten, um Munition nach vorn zu bringen und verwundete sowie entkräftete Soldaten abzuholen.

Der trostloseste Anblick aber waren die schrecklichen Transporte der Gestorbenen. Der Tod, von dem man in unseren modernen Grossstädten kaum etwas merkt, war ein so alltägliches und öffentliches Ereignis, dass er zur stumpfen Gewohnheit wurde. Ein Mann, eine Frau, oft auch ein Kind zogen einen Karren oder einen primitiven Schlitten – manchmal nur ein paar Latten –, worauf der Tote, in Lumpen oder altes Papier gehüllt, zum Friedhof ins Massengrab gezogen wurde.

Hinter dieser grauenhaften Fassade hielt Schdanow mit der Partei die Maschinerie des Vegetierens in Gang. Aber nicht nur des Vegetierens. Immer wieder mahnte er die Generale: «Wir müssen angreifen! Wir müssen den Flaschenhals von Schlüselburg durchstossen und Anschluss an die Wolchow-Front gewinnen!»

Unermüdlich schmiedete er seine Pläne und leitete sie dem Hauptquartier zu. Sie basierten alle auf demselben einfachen Rezept: Ausbruch der 67. Armee, die an der Newa stand, nach Osten und gleichzeitig Angriff der 2. Stossarmee von der anderen

Seite, von der ‚Wolchow-Front‘ her, den Leningradern entgegen. Vierzehn Kilometer nur waren es an der schmalsten Stelle. Und diese vierzehn Kilometer waren 900 Tage lang der Brennpunkt der Schlacht um Leningrad.

Es ist der Fluch militärischer Fehlentscheidungen, dass sie einen Rattenschwanz böser Folgen nach sich ziehen. Als Hitler im Frühjahr 1942 den Fehler erkannte, den er im Herbst 1941 vor Leningrad begangen hatte, entschloss er sich, ihn zu korrigieren. «Leningrad ist zu Fall zu bringen», stand in der Weisung Nr. 41, dem Operationsplan für das Jahr 1942.

Als Manstein die stärkste Festung der Welt, Sewastopol, niedergekämpft hatte, fasste Hitler den Plan, den Feldmarschall mit seiner 11. Armee und seiner starken überschweren Artillerie nun auch gegen Leningrad anzusetzen.

Was aber vor einem Jahr richtig gewesen wäre, war jetzt wiederum falsch. Denn der operative Schwerpunkt der deutschen Ostfront lag im Sommer 1942 im Süden, wo man sich anschickte, zur Wolga vorzustossen und den Kaukasus zu erobern. An diesen entscheidenden Schwerpunkt hätten alle verfügbaren Kräfte geworfen werden müssen. Auch die 11. Armee. Und es sollte sich bald zeigen, wie verhängnisvoll ihre Abwesenheit vor Stalingrad war.

Aber Hitler war jetzt keiner Kritik mehr zugänglich. Leningrad sollte fallen. Mansteins Plan war einfach und listig zugleich: Er wollte mit drei Korps von Süden her die sowjetischen Stellungen durchbrechen. Bis an den Rand der Stadt vorstossen. Dort verhalten. Mit zwei Korps nach Osten eindrehen. Die Newa überschreiten. Und dann die Stadt eindrücken.

Gut geplant. Und was Manstein plante, war bis dahin noch nie misslungen. Aber über der Stadt schien das Wort Schillers zu stehen: «Was man von der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück!»

2 Südlich des Ladoga

Totentanz auf der Newa – Gorodok: Elektrowerk und Krankenhaus – Rotbanner-Matrosen stürmen übers Eis – Nahkampf im Grabensystem – ‚Tiger‘ an die Front – Sowjetischer Durchbruch – Oberst Andoys Panzerjäger stoppen die Russen

Noch ehe Manstein Anfang August 1942 wusste, dass Leningrad auf ihn wartete, kannte Moskau bereits Hitlers Absicht. Der Spionagering ‚Rote Kapelle‘ funkte den Plan nach Moskau. Und Stalin rüstete sofort zum Gegenschlag.

In fiebrhafter Eile wurden an der ‚Wolchow-Front‘ neue Verbände aus dem Boden gestampft. Kurzfristig ausgebildete, teils nur drei Wochen unter Waffen stehende Rekruten aus allen Teilen des Reiches sowie Strafbregimenter, Sibirier und

Turkmenen wurden herangeholt. Sechzehn Schützendivisionen, neun Brigaden und fünf Panzerbrigaden mit dreihundert Panzern brachte der Oberbefehlshaber der ‚Wolchow-Front‘ auf die Beine.

Und während Manstein vor der Südfront des Leningrader Kessels zur Offensive aufmarschierte, traten die Russen am 27. August von der ‚Wolchow-Front‘ her gegen den deutschen Flaschenhals an, um eine Frontverbindung mit Leningrad herzustellen. Die Ostfront der 18. deutschen Armee wurde bei Gaitolowo an der ‚Elektro-Schneise‘ durchbrochen.

Beiderseits des Einbruchsraumes hielten Verbände der sächsischen 223. und der westfälischen 227. Infanteriedivision. Oberst Wengler kämpfte hier mit seinen Westfalen vom Grenadierregiment 366 so zäh, dass selbst die sowjetische ‚Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges‘ nicht umhin kann, ihn zu erwähnen. Wengler verhinderte, dass der Einbruch nach Norden ausgeweitet wurde. Von den Sowjets eingeschlossen, hielt er tagelang seine Stellung am Kugel Wäldchen und wehrte jeden Einbruch ab. Wenglers Westfalen standen wie ein Damm in der Russen-Flut.

Zwölf Kilometer bohrten sich die Russen nach Westen. Sie kamen bis dicht vor Mga, den Knotenpunkt der Kirow-Bahn – ihr grosses Ziel! Damit war der Flaschenhals bis über die Mitte hinaus eingeschnürt.

Angesichts dieser Lage blieb nichts anderes übrig, als Mansteins bereitstehende Angriffskräfte zur Abwehr und zum Gegenschlag einzusetzen. In schweren Kämpfen konnten seine Verbände zusammen mit den Einheiten von General Lindemanns 18. Armee einen vollen Abwehrerfolg erringen: 12'000 Gefangene wurden gemacht, 244 Panzer vernichtet. Die erste von drei Ladoga-Schlachten war geschlagen.

Aber an den geplanten Angriff auf Leningrad konnte vorerst nicht gedacht werden. Die Munition war verschossen, die geschwächten Verbände mussten erst wieder aufgefrischt werden. Der September verging. Der Oktober. Um Leningrad blieb es still. Mit dem heraufdämmenden November nahte die Katastrophe in Stalingrad. Und sie bereitete allen Plänen für einen Angriff auf Leningrad ein Ende.

Manstein verschwand von der Bühne des Schlachtfeldes zwischen Newa und Wolchow. Er ging nach Süden, um der Kriegsgeschichte eines der erregendsten Kapitel einzufügen: die Schlacht zwischen Wolga, Donez und Dnjepr.

Vor Leningrad verging der Dezember. In arktischer Kälte erstarrten die Stellungen. In unterirdischen Städten sassen an der Newa und am Wolchow die Truppen tief in den Boden eingegraben. Und der Januar kam. Der 12. Januar!

Der Pionier-Oberleutnant Winacker war ein Frühaufsteher. Er hatte um 7 Uhr den Morgenkaffee schon getrunken und ging nun durch den Laufgraben am Vorplatz des Gorodoker Krankenhauses zum vordersten MG.

Russische Sturmabteilungen landen bei Noworossisk ■ Die Osereika-Bucht nach dem abgeschlagenen sowjetischen Landeversuch im Februar 1943





Eiskalter Wind wehte vom Sinjawino-Moor herauf über den Abschnitt der 170. Infanteriedivision. Er fuhr durch Pelz und Mark. Auf 28 Grad minus war die Quecksilbersäule gesunken.

«Morgen, Lührsen», begrüßte Winacker den MG-Schützen.

«Morgen, Herr Oberleutnant.»

«Kalt.»

«Verflucht kalt.»

«Was los gewesen?»

«Nichts, Herr Oberleutnant. Aber irgendwas gefällt mir nicht. Schauen Sie mal hinüber. Kein Iwan ist zu sehen. Alles wie ausgestorben. Sonst laufen sie jeden Morgen um diese Zeit eifrig herum und schleppen ihre Suppe und das Brot in die Stellungen.»

Winacker blickte auf seine Armbanduhr: kurz vor halb acht. Er hob das Glas vor die Augen. Setzte es noch mal ab und putzte das vor Kälte beschlagene Okular. Dann spähte er über den breiten zugefrorenen Fluss nach Westen. In das verdächtig ruhige Land.

Seit dem 7. Januar war die Newa zugefroren. Sechs- bis achthundert Meter breit war sie hier bei Gorodok, das Eis an einzelnen Stellen schon achtzig Zentimeter bis einen Meter dick, und damit tragfähig, auch für Panzer. Da galt es aufzupassen.

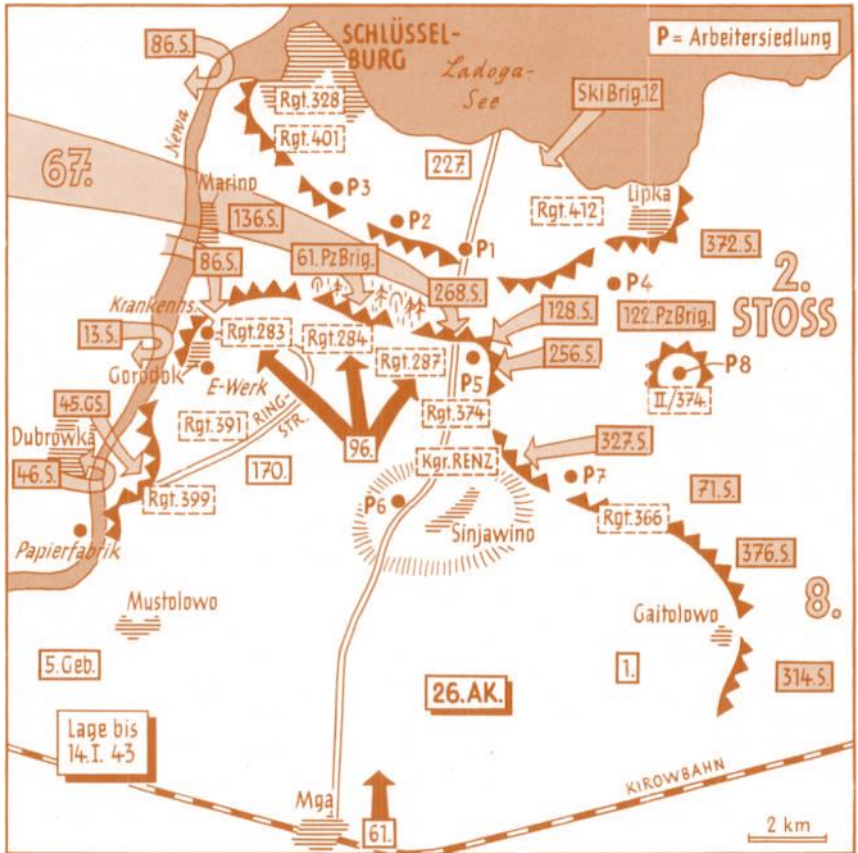
Oberleutnant Winacker hatte den Gefechtsstand seiner 2. Kompanie Pionierbataillon 240 im ehemaligen Krankenhaus von Gorodok eingerichtet. Die Pioniere verlegten jeden Tag und zum Teil auch während der Nacht bei klirrendem Frost Panzer- und Schützenminen am Newa-Ufer. Sie bauten am Steilhang spanische Reiter und sperrten mit Panzerminen auch den Fichtenwald zu beiden Seiten des Krankenhauses. Vor allem den Dreieckswald an der rechten Flanke bepflasterten sie mit Minen.

Der Oberleutnant hatte seinen Minenplan genau im Kopf. Und deshalb spähte er im heraufdämmernden Tag sehr genau in die merkwürdig stille Landschaft. Von dem fast zwölf Meter hohen Newa-Steilufer konnte er mit dem Fernglas den ganzen Abschnitt seiner Kompanie überschauen. Er sah auch weit in das jenseits der Newa angelegte Stellungssystem der Russen hinein. Sie hatten zwar ihre Gräben gut getarnt; aber von dem erhöhten Ostufer aus konnte man doch vieles erspähen, was sich zwischen dem Buschwerk des Moores und den zerschossenen Föhrenwäldern abspielte.

«Tatsächlich, wie ausgestorben heute alles», murmelte der blonde Düsseldorfer. Dabei war gerade in den letzten Tagen reges Leben zwischen den verschneiten Bunkern zu beobachten gewesen.

Die Kälte strich aus der Newa-Niederung herauf. Gefroren und stumm lag die Welt zwischen Schlüsselburg und Gorodok. Plötzlich wurde Winacker unruhig. Er rief dem MG-Schützen zu: «Mensch, Lührsen, der Schnee auf der Newa ist voller

Die dritte Schlacht um Charkow, Panzer der Waffen-SS stossen durch die nördliche Vorstadt.



Die Sowjets wollen eine direkte Landverbindung mit Leningrad herstellen. Vom Westen und Osten stürmen sie in den deutschen Flaschenhals.

Spuren. Die waren heute Nacht an unserem Ufer!» Winacker stützte die Ellenbogen auf den verschneiten Graben, richtete das Glas auf den Hang unten und suchte das verdrahtete und verkraterte Ufergelände Meter um Meter ab. «Die haben Minen geräumt. Verflucht! Hat denn das niemand...»

Der Oberleutnant brachte den Satz nicht zu Ende. Instinktiv duckte er sich hinter die Grabenwand. Auch Lührsen tauchte im Graben unter. Ein Feuerschlag liess die Erde erbeben. Ging in röhrendes Donnern über. Rechts, links vom Graben fetzten die Einschläge in den Steinhart gefrorenen Boden. Klirrend fegten die Splitter über die Grabenwand.

Winacker und Lührsen lagen geduckt auf der Grabensohle. Warteten. War es nur ein Feuerüberfall? Oder mehr?

Die Minuten wurden zur Ewigkeit. Der Feuerorkan steigerte sich noch. Da war es Winacker klar. «Lührsen, die kommen heute!» brüllte er dem Gefreiten ins Ohr und hastete geduckt zurück zu seinem Gefechtsstand im Krankenhaus.

Den Oberleutnant jagte die Hölle. Trotzdem registrierte er in seinem Unterbewusstsein: Stalinorgeln! Heulend und fauchend fegten die Raketen dicht über die Ufer-Höhe. Jetzt donnerndes Rauschen: schwere Schiffsartillerie! «Kommt von der Roten Flotte im Hafen von Leningrad», ging es Winacker durch den Kopf.

Schlimmste Wegbegleitung aber waren die Einschläge der Ratsch-Bumm, die rasanten Geschosse des ausgezeichneten russischen Allzweckgeschützes vom Kaliber 7,62.

Als Winacker an der Garage des Krankenhauses ankam, rückte die Kompanie bereits in ihre Alarmstellungen. Die Gebäude selbst lagen unter schwerstem Feuer. Alle Telefonverbindungen zum Bataillon, zur Division und zu den Beobachtungsständen waren zerschlagen.

Zwischen Schlüsselburg, Lipka und Sinjawino gab es nur Rauch und Feuer. Das Moor und der Urwald an der Newa und an der Wolchow-Front wurden wieder einmal umgepflügt. Aus 4'500 Rohren entfesselte der Russe einen Feuerorkan über den deutschen Stellungen, wie man ihn hier oben im Norden der Ostfront seit Beginn des Krieges noch nicht erlebt hatte.

4'500 Rohre! Sie feuerten von Leningrad und von der ‚Wolchow-Front‘ auf die beiden deutschen Frontabschnitte von jeweils nur fünfzehn Kilometer Länge. Das bedeutete für je einen Streifen von sechs Meter Breite immer ein Rohr. Zwei Stunden und zwanzig Minuten heulte, blitzte und krachte das Stahlgewitter auf die Newa-Front und eine Stunde fünfundvierzig Minuten auf die Front an der Ostseite des Flaschenhalses.

«Die wollen's diesmal aber wissen», sagten die Männer in ihren Unterständen, Stützpunkten, Erdlöchern und Gräben. Viele sassen in festen, tief unter der Erde gebauten Bunkern. Wahre unterirdische Städte waren in der langen Zeit von anderthalb Jahren an der Front vor Leningrad und am Wolchow gebaut worden. Ein ausgeklügeltes Grabensystem verband die Stützpunkte.

Die Russen wussten das. Deshalb trommelten sie so massiert ihr Feuer auf diese Stellungen. Trommelten auf die MG-Nester, die Batteriestellungen, die Befehlsstände, die Anmarschwege, Querverbindungen und Waldlager. Zerschlugen Brücken, Häuser, Gräben und alle Telefonleitungen. Und dann griffen sie an. Direkt hinter der schrittweise sich vorwärts schiebenden Feuerwalze stürmten die Sowjets gegen die deutschen Linien. Schlachtflieger unterstützten sie.

Von Osten, vom Wolchow her, griff die 2. Stossarmee der ‚Wolchow-Front‘ unter Generalleutnant W. S. Romanowski an. Ihr Angriffsstreifen reichte von Lipka am Ladoga-See bis Gaitolowo und war dreizehn Kilometer breit. Sieben Divisionen und eine Panzerbrigade stiessen hier vor. Eine verstärkte deutsche Division, die westfälische 227. Infanteriedivision unter General von Scotti, verteidigte diesen Abschnitt.

Von Westen, also von der Leningrader Seite her, stürmten die Divisionen von General Duchanows 67. Armee mit Schwerpunkt in dem Abschnitt zwischen Marino und Gorodok gegen die deutsche Front: fünf Divisionen und eine Panzerbrigade. Gegen sie stand zunächst allein General Sanders norddeutsche 170. I. D. Erst später wurde daneben die schlesische 28. Jägerdivision unter General Sinnhuber eingeschoben.

Es war das Ziel der zweiarmligen russischen Offensive, den schmalen deutschen Flaschenhals, der die russische Landverbindung nach Leningrad durchschnitt, auf der ganzen Breite einzudrücken und dann zur Kirow-Bahn am Südende des Flaschenhalbes durchzustossen.

Wie lief es bei Gorodok, an dem Zentralstück der deutschen Newa-Verteidigung? Der Gefreite Lührs überstand das Trommelfeuer heil in seinem engen Graben. Als die Feuerwalze über ihn weg ins Hinterland rollte, schüttelte er den Dreck und den Schnee ab, die ihn halb zugeschüttet hatten. Dann arbeitete er sich aus dem Graben heraus.

Und da sah er sie kommen. Die Regimenter der 13. und 268. Sowjetischen Schützendivision. In dichten Reihen stürmten sie über das brettebene, verschneite Eis der Newa. Nicht mehr als einen Meter Zwischenraum von Mann zu Mann. Riesige Kerle voran: Rotbanner-Matrosen der Baltischen Flotte. Sie wurden besonders hier vor Gorodok und bei Marino eingesetzt. Mit ihnen arbeiteten sich Minen-Räumtruppen mit ihren Geräten sprungweise vor.

Die Männer vom II. Bataillon des Grenadierregiments 401 in den Gräben vor Marino sahen das gleiche Bild. «Die sind ja wahnsinnig», sagten sie. Und die Schützen der Radfahrerschwadron 240, die rechts vom Gorodoker Krankenhaus in der Ufer-Stellung eingesetzt waren, riefen sich zu: «Die glauben, wir sind alle hin!»

Sie packten das MG fester. «Durchladen – wir schießen Dauerfeuer!»

«Warten», mahnten die Unteroffiziere. «Immer kommen lassen», murmelte der Gewehrführer, Grenadier Pleyer. Und sein Schütze 2 nickte. Ihr MG stand gut geschützt unter einem Betondach des Elektrizitätswerkes.

So warteten sie südlich Schlüsselburg, vor Marino und am Elektrizitätswerk. Warteten gegenüber der Papierfabrik und am Krankenhaus. Und warteten in den Gräben von Dubrowka, wo der Sturm allerdings erst zehn Minuten später begann; denn dort lag die 45. sowjetische Garde-Schützendivision seit den Sommerkämpfen bereits am diesseitigen Ufer.

Deshalb hatte das sowjetische Oberkommando für die anderen Angriffsdivisionen zehn Minuten Vorgabe in den taktischen Fahrplan eingesetzt.

Die Feuerwalze der russischen Artillerie rollte jetzt weit ins Hinterland. Währenddessen hockten die vorgeschobenen Beobachter der deutschen Artillerie an ihren Tomisterfunkgeräten, riefen ihre Abteilungen und Regimenter und gaben die Schusswerte durch. Sie forderten immer wieder: «Sperrfeuer in Planquadrat...»

Gleich darauf orgelten die Granaten der Feldhaubitzen und Kanoneri über die deutschen Stellungen hinweg. Hagelten auf das Eis der Newa. Rissen mächtige Löcher in die Eiskecke. Legten einen Vorhang aus Feuer und Eisen vor die eigenen Stützpunkte. Und suchten die sowjetischen Bereitstellungen für die zweite und dritte Angriffswelle am jenseitigen Ufer des Flusses.

Hauptmann Irle, der Kommandeur der Aufklärungsabteilung 240, war vorn bei den Männern seiner Radfahrerschwadron. Was da über das Eis der Newa durch das deutsche Sperrfeuer gegen die Stützpunkte seiner 120 Mann und gegen den mit knapp 300 Mann besetzten Nachbarabschnitt des II. Bataillons Grenadierregiment 401 heranstampfte, machte ihm die Kehle trocken.

Es war die Masse von zwei Divisionen. Insgesamt zehn Bataillone, wie die sowjetischen Quellen jetzt ausweisen. Also mindestens 4'000 Mann. Kein Baum, kein Strauch, kein Haus schützte die stürmenden Russen. Sie wussten, dass man sie sah wie das Wild auf einer Schneise. Aber sie vertrauten auf die Wirkung ihres vorausgegangenen mächtigen Artillerieschlages.

Sieben Minuten schon dauerte das Schauspiel. Jetzt war die erste Angriffswelle halb über den Fluss auf vierhundert Meter heran.

Noch dreihundert Meter. Zweihundert. «Feuer frei!»

Die deutschen MG rasselten los. Die Granatwerfer blafften, Gewehrschüsse krachten. Wie von der Sense gemäht, sanken die Angreifer aufs Eis. Viele erhoben sich wieder. Rannten weiter. «Urrä!» Doch nur einzelne erreichten die vereiste Uferböschung. Gerieten hier ins Punktfeuer der deutschen Infanteristen. Suchten Deckung. Oder starben.

Die zweite Welle brandete über das Eis. Die dritte, die vierte und die fünfte.

Vor dem Krankenhaus und dem Elektrizitätswerk lagen die Toten und Verwundeten zu dicken schwarzen Haufen auf dem Eis der Newa. Jede Angriffswelle verebte spätestens vor den zerschossenen spanischen Reitern der Uferböschung.

In Dubrowka war es inzwischen gleichfalls losgegangen. Generalmajor A. A. Krasnows 45. Garde-Schützendivision versuchte, aus dem Grabenlabyrinth ihres Brückenkopfes in die Stellungen von Oberst Griesbachs Grenadierregiment 399 einzubrechen. Das Stellungssystem der Deutschen und der Russen ging direkt ineinander über. Oft waren es nur ein abgeschossener Panzer, ein paar Rollen Stacheldraht, Minen und spanische Reiter mitten in einem Grabenstück, die Freund und Feind trennten. Genau wie im jahrelangen Stellungskrieg des ersten Weltkriegs.

In der ersten Ladoga-Schlacht, im Sommer 1942, hatten die Russen die Brückenkopfstellung um Dubrowka erobert. Im November waren sie, bis auf ein paar hundert Meter, durch einen deutschen Gegenangriff wieder hinausgeworfen worden. Jeder Meter zeugte von Kampf und Tod.

Da war jene grauenerregende Grabenecke, wo die steifgefrorenen Glieder russischer Gefallener dicht neben der Grabenkante aus dem Boden ragten. Einst vom Granatfeuer zugeschüttet. Dann vom Granatfeuer wieder freigelegt. Jetzt Wegmarkierung für Melder und Spähtrupps: «Rechts vom Totenarm – links vom Totenarm!»

Da hingen abgeschossene Panzer wie weidwunde Tiere in die Stellung hinein. Da lagen Minengürtel neben- und übereinander, die kein Pionier mehr entschärfen konnte. Eine schreckliche Landschaft des Krieges.

Die drei Garderegimenter General Krasnows kamen bis in die ersten zertrommelten deutschen Gräben. Aber dann war es aus. Im Hauptkampffeld wurden die Russen in den tiefen und raffiniert angelegten Grabenstücken im Nahkampf mit Handgranate, Spaten und MPi immer wieder zurückgeworfen.

Der Bericht des Grenadierregiments 399 vermerkt, dass in der Nacht vom ersten zum zweiten Kampftag die Gräben von gefallenem Russen geräumt werden mussten, um freies Schussfeld für die MG zu schaffen.

Ein Schwerpunkt des Angriffs war natürlich Schlüsselburg. Dort versuchte die 86. sowjetische Schützendivision, südlich der Stadt über die zugefrorene Newa zu stürmen, um dann Schlüsselburg von der Flanke her aufrollen zu können.

Diesen Abschnitt verteidigte das I. Bataillon vom Grenadierregiment 401, Männer der 170. I. D. aus Hamburg und Niedersachsen, zusammen mit Teilen des Grenadierregiments 328, das zur westfälischen 227. I. D. gehörte. Die russischen Elite-Regimenter bekamen dort keinen Fuss auf das Ostufer der Newa. Sie blieben im Abwehrfeuer auf dem Eis liegen. Auch General Krasnow musste den Angriff abbrechen.

Aber bei Marino, an der Nahtstelle zwischen Hauptmann Irles Aufklärungsabteilung 240 und dem II. Bataillon Grenadierregiment 401, gelang es den Russen, unter dem ungeheuren Opfer von 3'000 Toten und Verwundeten mit der fünften Welle in die deutsche Uferstellung einzubrechen und sich bei der Datscha nördlich Gorodok festzuklammern.

Russische Pioniere schafften auf dem tückischen Eis der Newa schnell Übergänge für ihre schweren Waffen. Panzer rollten über den Fluss, rissen die letzten deutschen Widerstandsnester ein und verbreiterten die Einbruchslücke.

Vergeblich versuchte der Kommandeur des Grenadierregiments 401, Oberstleutnant Dr. Kleinhenz, in vorderster Linie erneut den Widerstand zu organisieren. Er wurde zusammen mit seinem Adjutanten schwer verwundet. Die Russen stürmten über das Steilufer.

Generalmajor Duchanow, der Oberbefehlshaber der 67. sowjetischen Armee, erkannte die Chance und warf sofort alles, was er hatte, in den Einbruchraum. Die Reste der 86. Schützendivision zog er von Schlüsselburg ab und setzte sie bei Marino ein. Die Masse von drei Divisionen konzentrierte er hier und fächerte mit schnell herangeworfenen Panzerbataillonen nach Norden, Süden und Osten aus.

Teile des deutschen Grenadierregiments 401 wurden auf Schlüsselburg abgedrängt. Auch zwei Züge von Oberleutnant Winackers Pionieren gerieten in den Strudel. Mit dem Rest seiner Aufklärungsabteilung und versprengten Grenadieren baute Hauptmann Irle in aller Hast eine dünne Auffanglinie auf, damit die Russen nicht widerstandslos ins Hinterland, in die Artilleriestellungen, und nach Süden, in den Rücken von Gorodok, stossen konnten. Denn wenn es General Duchanow jetzt gelingen würde, die Stellungen der 170. I. D. bei Gorodok und Dubrowka durch einen Flankenangriff zu zerschlagen, dann wäre der Weg durchs Moor und über die Sinjawino-Höhen zur Kirow-Bahn frei. Die Schlacht an der Newa-Front stand im Zenit.

Das Krankenhaus im Wald von Gorodok war nach dem zweieinhalbstündigen Trommelfeuer ziemlich ramponiert. Die Dächer der Gebäude waren halb abgedeckt, die Fenster ohne Scheiben, die Mauern von Einschlägen zerfressen. Aber die Keller boten immer noch sicheren Schutz für die Ablösungen, die hier, ein, zwei Stunden an die Wand gelehnt, schlafen konnten, ehe sie wieder nach vorn in die Gräben gingen, wo der Teufel los war.

Der Obergefreite Lührsen lag inmitten vieler Kameraden schwerverwundet im Keller des Haupthauses. Immer mehr Verwundete wurden hereingebracht. Immer weniger wurden es, die zur Ablösung nach vorn gingen.

Die Newa war übersät mit gefallenem Russen. Keiner war hier über den Fluss an das Steilufer gekommen. Aber am Nachmittag war der Iwan trotzdem da: Nach dem Durchbruch bei Marino waren einige sowjetische Angriffsverbände südwärts geschwenkt. Sie versuchten nun das wichtige steinerne Bollwerk am Newa-Ufer zu knacken.

Die Lage sah böse aus. Oberleutnant Winackers Pionierkompanie bestand nur noch aus einem Zug. Hinzu kamen lediglich noch ein Zug der Radfahrerschwadron 240 und versprengte Grenadiere der Kampfgruppe Carstens, die sich zum Krankenhaus durchgeschlagen hatten.

Gegen Mittag kam der Kommandeur des Pionierbataillons 240, Major Schulz, der seinen Gefechtsstand im E-Werk hatte. Der Draufgänger Winacker war gerade mit ein paar Männern losgegangen, um die Lage rechts vom Krankenhaus an der russischen Durchbruchstelle aufzuklären.

Hauptmann Irle hielt dort mit den Resten seiner Aufklärungsabteilung an der sogenannten Ringstrasse. Das waren die einzigen deutschen Kräfte, die noch zwischen den Russen und der rückwärtigen Kampfzone mit den Artilleriestellungen der 170. I. D. standen.

«Damit ist nicht mehr viel zu halten, Herr Major», meinte Winacker nach seiner Rückkehr zu Schulz. Bis Verstärkung eintraf, hing also alles am Pionierbataillon.

Die Pioniere, Handwerker der Schlachten, waren an solche Aufträge gewöhnt. Die Brückenbauer und Fährleute, die Minenleger und Minenräumer, die Männer mit Aggregat und Sprengkapsel, mit Zange und Hammer, Zirkel und Rechenschieber hatten im letzten Krieg oft schwerste Krisen im infanteristischen Kampfeinsatz gemeistert. Sie taten es auch an der Newa im Januar 1943.

Major Schulz verlegte die 3. Kompanie seines Pionierbataillons in den Kampfabschnitt beiderseits des Krankenhauses. Ihr Chef, Oberleutnant Brendel, übernahm hier das Kommando. Am Abend standen die Russen mit Panzern und Infanterie bereits im Dreieckswäldchen fünfhundert Meter seitwärts. Schwere Granatwerfer fetzten zwischen das Mauerwerk. In den Dachstühlen brachen die ersten Brände aus.

Aber Brendel machte aus dem qualmenden Häuserblock eine feuerspeiende Festung. Seine Pioniere richteten in jeder Fensternische einen MG-Stand, in jeder Dachluke einen Schützenstand oder Beobachtungsposten ein.

Drüben, im Dreieckswäldchen, stellten sich die Russen zum Sturm bereit. Zugweise sprangen sie vom Uferwäldchen an der Durchbruchstelle über die Ebene in das zerschossene Waldstück.

Der Artilleriebeobachter im Krankenhaus hatte noch Funksprechverbindung mit seiner Abteilung, deren Feuerstellungen vier Kilometer rückwärts lagen. Er hielt den Abteilungskommandeur genau auf dem Laufenden. Und im richtigen Augenblick donnerte immer wieder ein zusammengefasster Feuerschlag der Abteilung Bauer vom Artillerieregiment 240 in den Dreieckswald. Die russische Bereitstellung wurde zerschlagen. Zwei T 34, die den Angriff vorreissen wollten, fuhren auf eine der gutgetarnten Minensperren und blieben mit zerrissenen Ketten liegen.

Jubel an den Schiessscharten des Krankenhauses. Bauers Feldhaubitzen hämmerten weiter ins Wäldchen. Da wichen die Russen und jagten aus dem gefährlichen



Überall im Osten ist die deutsche Front überdehnt. Nur noch eiligst zusammengekratzte Verbände können den russischen Angriffen bei Leningrad, Staraja Russa, Welikije Luki, Rschew und weiter südlich entgegengeworfen werden.

Bereitstellungsraum zurück ans Newa-Ufer, gepackt vom Feuer der schweren Maschinengewehre in den Fenstern des Krankenhauses.

«Ablösung nach vom», schallte es durch den Keller. Die todmüden Männer nahmen ihre Gewehre und stolperten die Treppe hinauf. Sie lösten ihre Kameraden ab, die, bei 26 Grad Kälte, halberfrozen aus den Gräben trotteten und den heissen Ofen im Keller des Krankenhauses als das schönste Ding auf der Welt betrachteten.

Generaloberst Lindemann gab sich nach dem Durchbruch der Russen über die kritische Lage im Flaschenhals keinen Illusionen hin. Er war ein nüchterner Mann, der sein Handwerk verstand. Anhand der Meldungen von der Front zeichnete sich auf der Lagenkarte im Gefechtsstand des AOK 18 das vermutliche Angriffsziel der Russen klar ab: General Goworow warf alles, was er an Kräften verfügbar hatte, in die gewonnene Einbruchslücke bei Marino. Mit der Wucht von rund vier Divisionen und einer Panzerbrigade wollte er ganz offensichtlich schnell, ehe deut-

sche Verstärkungen herankamen, den Flaschenhals durchstossen; sich mit den von Osten angreifenden gleich starken Stossverbänden vereinigen, dann sofort nach Süden schwenken und die deutschen Verteidigungsstellungen an der Newa und an der Ostseite aufrollen.

Bei einer solchen Planung ergaben sich zwangsläufig die Schwerpunkte: Einer war die Arbeitersiedlung 5, Poselok 5 oder auch nur P 5 genannt. Über diesen Ort führte die einzige brauchbare Strasse durch das Moor sowohl nach Norden zum Seeufer wie auch nach Süden über Sinjawino nach Mga zur Kirow-Bahn.

Der zweite Schwerpunkt war Gorodok mit dem Krankenhaus und dem Elektrizitätswerk. Hier wurde den Russen der direkte Zugang zu den Sinjawino-Höhen blockiert. Ausserdem war Gorodok der Eckpfeiler der deutschen Front südlich des sowjetischen Einbruchraums.

Hätte Lindemann eine vollausgerüstete Division in Reserve mit einer Abteilung Sturmgeschütze, einer Panzerabteilung und schwerer Artillerie, dann wäre alles halb so schlimm. Aber über eine solche Division verfügte der OB der 18. Armee nicht. Und er konnte sie auch von keinem Nachbarn bekommen.

Denn es war Mitte Januar 1943. Das Unheil von Stalingrad braute sich über dem Eis der Newa zusammen. Und bei den direkten Nachbarn der 18. Armee war die Lage ebenfalls gespannt. Bei Rschew, bei Welikije Luki und bei Demjansk ging es um die Existenz ganzer Armeen. Überall war die Front überdehnt. Überall griffen die Russen an. Und wie überall fehlte auch hier am Nordflügel der Ostfront in einer entscheidenden Stunde das berühmte und entscheidende Bataillon, das meist den Ausschlag gibt.

Generaloberst Lindemann blieb deshalb nichts anderes übrig, als jene verhängnisvolle Strategie listenreicher Flickschusterei zu betreiben, die seit dem Winter 1942/43 die Kampfführung an der Ostfront beherrschte: Regimenter und Bataillone mussten zusammengekratzt werden, um Krisen zu meistern, statt mit geschlossenen Grossverbänden, mit Divisionen und Brigaden, dem Feind die Stirn zu bieten und ihn kraft überlegener Führungskunst zu werfen.

Fünf Grenadierbataillone der altbewährten 96. Infanteriedivision waren es, die der Generaloberst Lindemann als einzige sofort verfügbare Reserve in den Kampf werfen konnte. Die 96. I. D. war eine gute Division, die uns schon oft begegnete. Im Wehrkreis XI, Hannover, aufgestellt. Mit Soldaten aus ganz Nord- und Westdeutschland. Wegen ihres forsch ausgreifenden Infanteristen im Divisionszeichen waren die 96er überall an der Front als ‚die Watzmänner‘ bekannt.

Wäre die 96. I. D. am 12. Januar vollständig verfügbar gewesen – wer weiss, wie die Dinge gelaufen wären. Aber schon am ersten Kampftag hatten die 96er überallhin Teile abgeben müssen, und so war es nur eine halbe Division, mit der General Noeldechen am 12. Januar abends den schweren Auftrag übernahm: Aus dem Raum Sinjawino zum Gegenangriff in nordwestlicher Richtung antreten und den Feind über die Newa zurückwerfen!

Wie gesagt: fünf Bataillone! Fünf Bataillone gegen fünf sowjetische Divisionen.

Einen kleinen Ausgleich für die fehlenden Divisionstruppen brachte eine Abteilung vom Flakregiment 36 mit 8,8-cm-Geschützen, eine schwere Artillerieabteilung mit 15-cm-Haubitzen und vor allem eine ‚Tiger‘-Kompanie, die 1. der schweren

Panzerabteilung 502 unter Oberleutnant von Gerdtehl. Die vier ‚Tiger‘-Panzer mit ihren 8,8-cm-Langrohr-Kanonen und acht Panzer III, die als Begleitschutz dienten, sollten sich als entscheidende Hilfe gegen die feindlichen Panzerbataillone erweisen.

Bodo von Gerdtehl freilich bezahlte gleich den ersten Einsatz mit seinem Leben. Er fiel und wurde auf dem Moorfriedhof von Sinjawino begraben.

Durch den brusthohen Schnee, der das unwirtliche Moor bedeckte, und durch die zerschossenen Wälder bahnten sich die Bataillone der Grenadierregimenter 283, 284 und 287 am 13. Januar ihren Weg nach Norden: Gorodok, Scheidiswald, Ringstrasse – das waren die blutigen Namen der nächsten Tage.

Ringstrasse! Gleich beim ersten Sturm gaben vier ‚Tiger‘ ihre Premiere. Oberst Pohlmanns Grenadierbataillone hatten bei 28 Grad unter Null die russische Infanterie geworfen. Doch dann griffen zwei Dutzend russische T 34 an. Zwei wurden von Leutnant Eichstädt und dem Gefreiten Gudehus erledigt. Zwei von vierundzwanzig. Die verbleibenden zweiundzwanzig Stahlkolosse brachten die Grenadiere in eine gefährliche Lage. Drei Kompanieführer fielen kurz hintereinander.

Da rollten die ‚Tiger‘ heran. Es wurde ein historisches Gefecht. Nach den zum Teil nicht sehr glücklichen Einsätzen der 1. Kompanie ‚Tiger‘-Abteilung 502, die als Versuchskompanie ab August 1942 bei Leningrad kämpfte, zeigten hier die mächtigen Raubtiere aus Stahl, was sie konnten. Das harte Bellen ihrer ‚8,8 lang‘ war das Todesgeläut für die T 34. Zwölf der sowjetischen Panzer lagen bald brennend im Moor. Die anderen flohen panikartig. Der sowjetische Gegenangriff nach Süden war gestoppt.

In der Abenddämmerung versuchten die Russen noch einmal einen örtlichen Panzervorstoss am Scheidiswald, durch den die Ringstrasse führte. Wieder kam der Alarmruf zur ‚Tiger‘-Kompanie: «Feindpanzer im Anmarsch! Sofort antreten!»

Oberfeldwebel Hans Bölter fährt mit zwei ‚Tigern‘ und seinen als Deckungspanzer eingesetzten Panzer III los. Bölter, ein Mann, der siebenmal verwundet und fünfzehnmal selber abgeschossen wurde, brachte es in den nächsten anderthalb Jahren vom Oberfeldwebel bis zum Hauptmann. Er war einer der erfolgreichsten Panzerkommandanten des Krieges.

Die beiden ‚Tiger‘ schieben sich durch den Schnee. Im Dämmerlicht vermischen sich die Konturen der mächtigen, weissgestrichenen Ungeheuer mit der Winterlandschaft. Eine sowjetische Pak wird überrollt. Bölter befiehlt dem zweiten ‚Tiger‘, links gestaffelt zu sichern. Und da stieben neben Bölters ‚Tiger‘ auch schon Schneefontänen hoch: Einschläge feindlicher Panzergranaten!

Rundblick. Da! Bölter schwenkt den Turm. Der Richtschütze hat einen T 34 in der Optik. Der Fahrer stoppt. «Feuer!» Schon ist die Granate aus dem Rohr. Vorbei. Noch mal. Der zweite Schuss ist ein Volltreffer. Der T 34 brennt sofort lichterloh. Die 8,8 hat ihn aufgerissen – wie die Pranke eines Tigers!

Es läuft alles wie früher bei den Übungen auf dem Panzerübungsplatz bei Fallingbosten. Bölters ‚Tiger‘ schießt zwei weitere T 34 ab. Ihre brennenden Wracks erleuchten gespenstisch das Moor.

Doch dann wird Bölter von drei russischen Panzern in die Zange genommen.

Sie versuchen, ihn auszumanövrieren. Mutige Soldaten, diese sowjetischen Tankisten der 61. Panzerbrigade.

Bölters Richtschütze arbeitet wie ein Uhrwerk. «Erst den rechten», befiehlt der Oberfeldwebel ruhig. Feuer! Noch mal. Feuer! Getroffen.

Die anderen beiden T 34 versuchen daraufhin, ins Moor zu entkommen. Sie wollen aus dem Lichtschein heraus. Aber Bölters ‚Tiger‘ frisst auch diese beiden T 34. «Kehrt marsch! Zurück.»

«Was ist los mit dem Sicherungspanzer?» fragt Oberfeldwebel Bölter.

«Funkanlage ist zerschossen», erwidert der Funker, «keine Meldung!»

Zwei Minuten später kracht es fürchterlich. «Paktreffer im Motor», ruft der Fahrer. Und noch mal nimmst es.

Die brennenden russischen Panzerwracks im schneebedeckten Moor sind prächtige Beleuchter für eine gut versteckte sowjetische Pak. Bölters ‚Tiger‘ steht wie eine Schiessscheibe auf der hellerleuchteten Szene. Die sowjetische Pak macht Scheibenschüssen.

Bölters ‚Tiger‘ brennt. Es besteht Gefahr, dass die Munition explodiert. Der Oberfeldwebel muss den Befehl geben: «Ausbooten!» Die Besatzung springt in den Schnee.

Russische Infanteristen sind heran. Kurzer Feuerkampf mit Pistole und MPi. Dann jagen Bölter und seine Männer in schnellen Sprüngen dem nahen Kusselwäldchen zu.

Endlich kommt der zweite ‚Tiger‘ angerollt. ‚Hat er uns gesehen?‘ denkt Bölter. ‚Oder hält er uns vielleicht für Russen?‘ Vorsicht ist ratsam. Aber wie sich bemerkbar machen? Bölter brüllt. Doch der Schlachtenlärm verschluckt seine Rufe.

Kurzentschlossen springt Bölter hinten auf die rechte Kettenabdeckung des ‚Tigers‘ und schiebt sich nach vorn zur Funkerluke.

Aber kaum ist er an der Luke angekommen, da hört er drinnen den Funker schreien: «Russen auf dem Panzer!»

Du lieber Gott! Bölter schreit aus Leibeskräften. Wird man ihn bei dem Kampflärm ringsherum im Panzer hören?

‚Jetzt fehlt nur noch, dass der Kommandant den Lukendeckel öffnet und mich mit der Pistole abschießt«, denkt Bölter. Er behält deshalb den Turm scharf im Auge. Und da öffnet sich auch schon die Turmluke einen Schlitz breit.

Der Oberfeldwebel brüllt den Namen des Kommandanten. Der begreift zum Glück sofort. Der Lukendeckel fliegt auf. Drei Worte. Befehle. Und los geht's, um die anderen Männer von Bölters abgeschossenem ‚Tiger‘ im Gelände zu suchen. Mann für Mann wird eingesammelt. Jetzt erst merkt Bölter, dass er drei Granatsplitter im Kreuz hat.

Glück und Unheil stehen im Kriege oft dicht beieinander. Während Oberst Pohlmann, der Führer vom Grenadierregiment 284, den Kampf am Scheidswald und den Einsatz der ‚Tiger‘ in vorderster Linie leitet, trifft ein schwerer sowjetischer Luftangriff seinen Regiments-Gefechtsstand an der Ringstrasse. Dreiundzwanzig Offiziere und Männer des Radfahrzeuges und des Regimentsstabes werden getötet. Ein schwerer Schlag.

Das Nachbarregiment, Grenadierregiment 283, das Oberst Andoy führt, tritt inzwischen in Richtung auf E-Werk und Krankenhaus an, wo sich die Besatzungen gegen heftige sowjetische Angriffe verteidigen. Andoys Bataillone kommen genau in dem Augenblick, da die Russen mit starken Kräften ihrer Panzerbrigade 61 und den Schützenregimentern der 136. Schützendivision zum Grossangriff antreten.

Am E-Werk werfen Andoys Soldaten die Sowjets auf Anhub im Sturm zurück und stellen eine Verbindung zur Besatzung her. Am Krankenhaus wird der Kampf härter. Der Gebäudekomplex ist schon vollkommen eingeschlossen. Die Sowjets wollen den Ring unbedingt halten, um sich Schritt für Schritt in den abgeriegelten Häuserblock hineinfressen zu können.

Aber die 283er schlagen sich ein Loch und brechen auch zum Krankenhaus durch. Stürmisch begrüsst von den Pionieren Oberleutnant Brendels, der mit seiner 3. Kompanie des Pionierbataillons 240 das qualmende Krankenhaus in eine feuerspeiende Festung verwandelt hat. Noch in der Nacht übernimmt ein Bataillon der 96. Infanteriedivision den Flankenschutz. Die Verwundeten werden abtransportiert.

Am anderen Morgen greifen die Russen wieder an. Die Pioniere liegen in allen Fenstern hinter den Sandsäcken und müssen mit ansehen, was sich zu ihren Füßen in den Gräben der Flankensicherung abspielt: Sechszwanzig Panzer überrollen die 9. Kompanie des Grenadierregiments 283. Fahren über die Gräben. Wühlen mit ihren breiten Ketten über MG-Stände und Schützenlöcher und wollen die Grenadiere darin zermalmen. Brendels Männern schnürt es die Kehle zu.

Doch der nordrussische Winter des 60. Breitengrades hält das Unheil auf. Es sind 22 Grad Kälte. Und der Boden ist stahlhart gefroren. Stahlhart sind auch die Ränder der Schützenlöcher. Die Panzerketten können nicht viel ausrichten. Zusammengekauert sitzen die Grenadiere in ihren Löchern. Das ist zwar äusserst ungemütlich, aber nicht tödlich.

Als die Panzer über die Stellung hinweggerollt sind und wild feuernd am Krankenhaus vorbeifahren, um auch dort die Besatzung niederzuhalten, stürmt die sowjetische Infanterie. Sie rechnet kaum noch mit deutschem Widerstand.

Aber aus den überwalzten Gräben und Schützenlöchern der 9. Kompanie erheben sich die Grenadiere. Und den stürmenden Russen schlägt, völlig unerwartet, ein mörderisches Infanteriefeuer entgegen. Ihr Angriff bleibt liegen.

Die sowjetischen Panzer indessen geraten ins Schussfeld der II. Abteilung des Flakregiments 36 und der schweren Artillerie. Oberst Andoys Panzerjäger jagen heran. Eisenhart gefrorene Erdbrocken fliegen durch die Luft. Panzer gegen Artillerie.

Schliesslich bleiben Artillerie, Flak und die Panzerjäger des Grenadierregiments 283 Sieger. In diesem winterlichen Duell am Rande des Torfmoors von Sinjawino blaken und brennen vierundzwanzig Sowjetpanzer. Damit war am Newa-Ufer, im Abschnitt der 170. Infanteriedivision, die schlimmste Gefahr gebannt.

Der Wengler-Block – Die 122. Panzerbrigade stürmt – Bataillon Ziegler zieht durch den Feind – Unwirtliche Sinjawino-Höhen – Das Ringen um Poselok 5 – Eine Batterie im Scheidswald – Die blaue Division bei Krasny Bor – Gräber im Moor

Inzwischen hatte sich aber die Lage in der Mitte des Flaschenhalses bei der Arbeitersiedlung Nr. 5, bei Poselok 5, dramatisch zugespitzt. Denn auch an der Ostfront des deutschen Korridors zum Ladoga-See war eine gefährliche Entwicklung eingetreten. Seit dem frühen Morgen des 12. Januar berannten die sieben Divisionen der 2. sowjetischen Stossarmee die deutschen Stellungen zwischen Lipka am Ladoga-See und Gaitolowo nördlich der Kirow-Bahn.

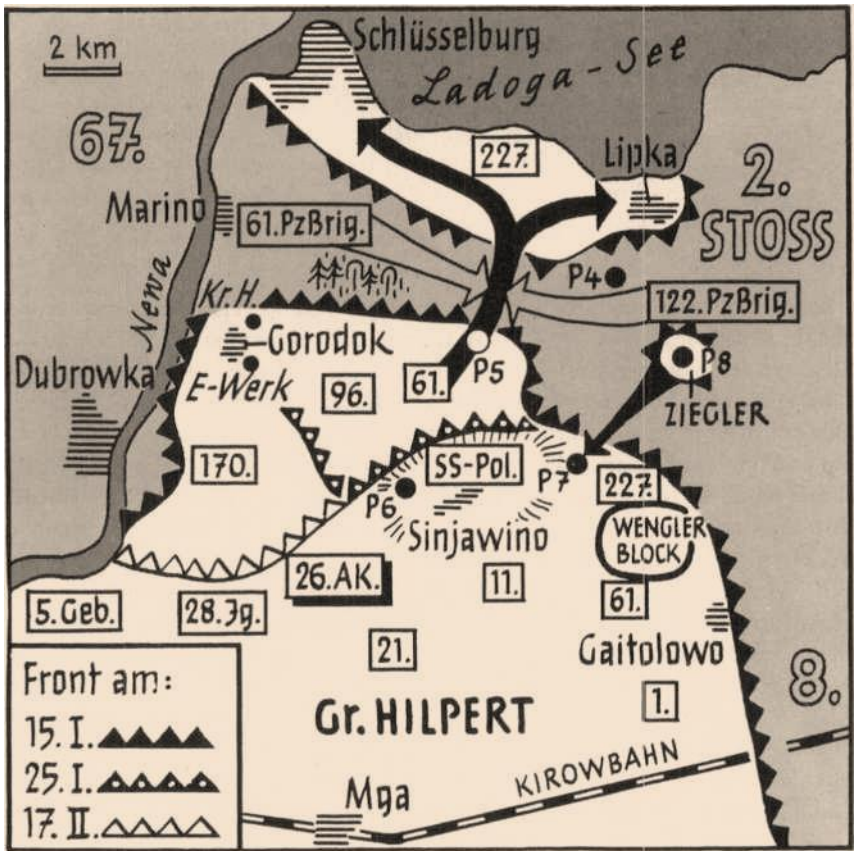
Der nördliche Eckpfeiler Lipka wurde vom II. Bataillon des Grenadierregiments 287 trotz wütender Angriffe der 128. sowjetischen Schützendivision gehalten. Weiter südlich jedoch, bei der Arbeitersiedlung 4, gelang der 372. sowjetischen Schützendivision ein Einbruch. Das I. Bataillon des ostpommerschen Grenadierregiments 374 wurde überrannt. Das II. Bataillon hingegen hielt seine Stellungen in Poselok 8 und wich keinen Schritt.

Als gegen 16 Uhr die Abenddämmerung des 12. Januar hereinbrach, hatten Major Zieglers Männer bei der Arbeitersiedlung 8 fünf schwere russische Angriffe abgewiesen. Die 372. sowjetische Schützendivision wollte hier den Durchbruch unter allen Umständen erzwingen. Es waren sibirische Regimenter und harte asiatische Einheiten, die rücksichtslos angriffen. Die Pommern Zieglers jedoch standen wie die Bäume des Wolchow-Waldes.

Seit der Jahreswende war das verstärkte Grenadierregiment 374, die Eingreifgruppe der 207. Sicherungsdivision, für die Verteidigung der Ostseite des Flaschenhalses der 227. I. D. unterstellt. Das II. Bataillon hatte sich um Poselok 8 ausgezeichnet verschanzt. Die Russen stürmten. Trommelten mit Artillerie. Und stürmten wieder.

Am 13. Januar waren Zieglers Stellungen eingeebnet; aber die Männer hielten, unterstützt vom Artillerieregiment 196, dessen vorgeschobene Beobachter mit in vorderster Linie lagen. Die Sturmregimenter der 372. sowjetischen Schützendivision verbluteten im zerschossenen, jahrhundertealten Urwald und auf dem gefrorenen Sumpf.

Nicht so günstig für die Verteidiger entwickelte sich die Lage südlich von Poselok 8. Dort hatten die Sowjets einen zweiten Schwerpunkt gebildet. Oberst Poljakow hatte seine 327. Schützendivision lange vor der Offensive im Hinterland auf den Angriff trainiert. Haargenau hatte er die vorher erkundeten deutschen Stellungen des III. Bataillons Grenadierregiment 374 sowie die Verteidigungsanlagen von Oberst Wenglers Grenadierregiment 366 nachbauen lassen. Mit allen Details: mit dem Palisadenzaun, den Laufgräben, den MG-Ständen und den Bunkern.



Die sowjetischen Armeen reichen sich nördlich Poselok 5 die Hand. Abgeschnittene deutsche Verbände brechen nach Süden durch.

Auf der Naht zwischen diesen beiden deutschen Verbänden setzte Oberst Poljakow den Hebel an. Hier am Kugelwäldchen sollte die 327. sowjetische Schützendivision Revanche nehmen für die schwere Schlappe, die sich die 54. Armee in der ersten Ladoga-Schlacht während des Spätsommers 1942 an dieser Stelle geholt hatte.

Damals hatte Wengler mit seinen Rheinländern und Westfalen eine operative Ausweitung des sowjetischen Einbruchs verhindert. Diesmal wollte Poljakow den deutschen Riegel unter allen Umständen rechtzeitig sprengen. Seine Sturmregimenter stießen durch die vordersten deutschen Stellungen. Brachen südlich P 8 durch. Und versuchten, die HKL nach Norden und Süden aufzurollen. Wenn ihnen das gelang, dann würde die Front der 227. I. D. Zusammenstürzen, dann wäre der Weg für Poljakows Soldaten auf die beherrschenden Sinjawino-Höhen frei!

Doch der sowjetische Plan glückte nicht. Wiederum hielten Wenglers Soldaten den südlichen Eckpfeiler am Einbruchsraum. Die Jäger der 28. Jägerdivision kämpften sich mit dem I. Bataillon Jägerregiment 83, den Hirschberger Jägern, bis an Wenglers Gefechtsstand durch und verstärkten seinen Abwehrriegel. In der Mitte aber stand, wie ein Fels in der Brandung, die Arbeitersiedlung 8 mit Major Zieglers Bataillon. Fünfhundert Mann verdarben hier der sowjetischen Führung das Konzept: Die Pommern waren zwar vollständig eingeschlossen, aber sie verteidigten ihre Igelstellung gegen alle Angriffe. Am 12., am 13., am 14. Januar. Sie bekamen keine Verpflegung, keine Munition. Sie hatten weder Verbindung zur Division noch zu ihrem Regiment.

Einsam und auf sich allein gestellt, erfüllte Zieglers Bataillon eine wichtige Aufgabe: Statt weiter nach Westen stossen zu können, mussten sich die Russen mit Poselok 8 herumschlagen. Starke Teile der 327. russischen Schützendivision und auch noch der 18. Schützendivision, die das sowjetische Oberkommando nachführte, wurden so an diesem heissumkämpften Platz festgenagelt.

Am 15. Januar, nach viertägiger Schlacht, wird den deutschen Verteidigern die Munition knapp. Am Morgen greifen die Russen noch einmal nach heftigem Trommelfeuer an. Mit «Urrä» stürmen sie, bleiben aber im MG-Feuer der Pommern liegen. Eingebrochene russische Panzer der 122. Panzerbrigade werden mit Minen und geballten Ladungen niedergekämpft. Doch nun ist die Munition auf ein Minimum zusammengesmolzen. Ein neuer Angriff könnte schwerlich abgewehrt werden. Ziegler steht vor der Frage, sich überrollen zu lassen und damit vernichtet zu werden oder auszubrechen und wenigstens die Soldaten zu retten.

Der Major versammelt seine Offiziere und fragt sie: Was soll geschehen? Stehen? Sich ergeben? Oder mit letzter Kraft ausbrechen?

Sich ergeben – wird nicht diskutiert. Sich totschiagen lassen – ist keine Alternative. Also Ausbruch! Aber, ein Ausbruch ins Ungewisse! Niemand weiss, wo die deutschen Linien sind. Alle Versuche, die abgerissene Funkverbindung wiederherzustellen, bleiben erfolglos.

In dem ‚Kriegsrat‘, den Major Ziegler mit seinen Offizieren hält, wird dieser Gedanke gerade von den Unerschrockensten klar ausgesprochen: An einer gewissen Stelle endet der Sinn der Tapferkeit. Sich zwecklos totschiagen zu lassen, ist keine Moral. Gegen hundertfache Überlegenheit, gegen Bombenhagel und Feuerwalzen nützen weder Wille noch Mut, weder Gehorsam noch Hingabe. Tapferkeit und Mut können auf dem Schlachtfeld gegen einen mehrfach überlegenen Feind sehr wohl triumphieren, die Kriegsgeschichte kennt viele Beispiele dafür. Aber gerade in den Materialschlachten des modernen Krieges wird von einem bestimmten Punkt an das Gesetz der Schlacht von der Masse diktiert – der Masse an Menschen und an Waffen. Der letzte Krieg hat diese Wahrheit hundertfach unter Beweis gestellt.

Ziegler handelt deshalb völlig richtig und im echten Sinne mutig, als er den Entschluss fasst: Wir brechen aus!

Viele hochdekorierte Truppenführer, die an der Ostfront gekämpft haben, versichern: Der eigene Entschluss, bei aussichtsloser Lage ohne höheren Befehl,

vielleicht sogar entgegen einer Halte-Order, aus einem Kessel auszubrechen, erfordert mehr soldatischen Mut und Zivilcourage als jede andere militärische Leistung.

Um 23 Uhr beginnt der heimliche Ausbruch aus Poselok 8. An der Spitze der Major. Neben ihm Oskar Schwemm, ein Litzmannstädter, der fließend russisch spricht. Er hat die Uniform eines gefallenen sowjetischen Oberleutnants angezogen, darunter seine Wehrmachtuniform. Dann folgt ein starker Stosstrupp, dahinter eine Kampfgruppe, Seitengewehre aufgepflanzt, Gewehre entschert. Anschliessend die Verwundeten auf Akjas, kleinen lappländischen Bootsschlitten, die von je zwei Mann gezogen werden. Die Flankendeckung übernehmen MPi-Schützen. Die Nachhut bildet das Gros des Bataillons. Es darf nur auf ausdrücklichen Befehl des Majors geschossen werden. Rauchverbot. Sprechverbot!

Während die letzten Nachhuten in der aufgegebenen Stellung ein wildes Feuerwerk entfachen, zieht der Geisterzug im milden Mondlicht und bei 25 Grad Kälte durch den knietiefen Schnee. Das Sternbild des Orion am klaren Winterhimmel ist der Wegweiser, denn das Marschziel ist Süden.

«Stoj», sagt Schwemm plötzlich betont laut. Die Soldaten an der Spitze halten sofort. Vor ihnen stehen die Silhouetten mehrerer T 34. Das ist der russische Panzerriegel um Poselok 8!

Schwemm stapft hinüber. Spricht mit dem russischen Zugführer. Man sieht, wie sich die beiden eine Zigarette anstecken und gestikulieren. Dem Bataillonsadjutant Leutnant Becker ist, als höre er den Herzschlag aller Männer wie Donnerschläge über das gefrorene Moor hallen. Endlich kommt Schwemm zurück. Er ruft ein paar russische Befehle, die kein Mensch versteht, und schimpft laut herum. Leise aber sagt er zu Ziegler: «Ich habe die Parole. Sie heisst ‚Pobjeda‘. Das bedeutet Sieg. Vielleicht ist das ein gutes Omen!»

Genauso wichtig wie die Kenntnis der Parole ist das, was Schwemm weiterhin erfahren hat: Er weiss, wo sich eine grössere Lücke in dem sowjetischen Panzerriegel befindet. Und durch diese Lücke marschieren sie. Durch eine zweite feindliche Sicherungslinie kommen sie dank der Parole ebenfalls ohne Schuss. «Pobjeda!» ruft Schwemm einer Feldwache zu, und dann biegen sie links ab.

Von den deutschen Stellungen ist jedoch nichts zu sehen und zu hören. Kein Kampflärm, kein Feuerschein, keine Leuchtkugeln.

Und da passiert es. Urplötzlich stehen sie vor einer russischen Granatwerferstellung. Schwemm ruft das Parole-Wort. Aber der russische Offizier ist misstrauisch. Er kommt heran. Der Litzmannstädter geht ihm schnell ein paar Schritte entgegen. Erzählt ihm, seine Einheit sei auf dem Wege nach vorn zu einem Sonderunternehmen gegen die deutschen Linien.

Leutnant Becker steht kaum zwei Schritte von den beiden entfernt. Die Hand in der Manteltasche, an der entscherten Pistole.

Panzer werden vorn geführt. Der Kommandierende General des SS-Panzerkorps Paul Hausser auf einem SPW-
Sowjetische Artillerie auf dem Marsch zur Front.





Der Russe scheint Schwemms Geschichte nicht so recht zu glauben. Der Litzmannstädter zerstreut jeden Argwohn. Und sie können weiterziehen. Aber mit einem ungu-
ten Gefühl: Diese Granatwerfer im Rücken! Wenn die Russen nun doch etwas merken?

Leise lässt Ziegler den Befehl an die Nachhut durchgeben: «Die Granatwerfer-
stellung überrumpeln!» Und so bringt das Bataillon noch einen echten russischen
Oberleutnant und 41 Gefangene mit zurück. Führt sie sogar gut durch die vordersten
russischen Infanteriestützpunkte, die allerdings gewaltsam durchstossen werden müs-
sen.

Nach einer Dreiviertelstunde, im Morgengrauen, steht der Geisterzug den vor-
dersten deutschen Gefechtsvorposten gegenüber. Auf dem Regimentsgefechtsstand
des Grenadierregiments 374 ist man froh, als sich Ziegler meldet. Froh, dass die
schon abgeschriebene Kampfgruppe gerettet ist; denn die noch kampffähigen Männer
braucht Oberst von Below dringend an der Arbeitersiedlung 5, die inzwischen zum
Brennpunkt der Schlacht im Flaschenhals geworden ist.

Wie an der Ostseite des Flaschenhalses, so war es den Russen auch an der Nawa
nicht gelungen, die deutschen Verteidigungsstellungen auf breiter Front zu durch-
brechen. Nur die beiden schmalen Stosskeile, die von Marino im Westen und an
P 8 vorbei im Osten vordrangen, kämpften sich langsam durch den oberen Teil des
deutschen Korridors. Auf den Hügeln der Arbeitersiedlung 5 wollten sich die
sowjetischen Stossverbände die Hand reichen. Würde ihnen das gelingen, dann
wäre eine schmale Landverbindung nach Leningrad hergestellt und die deutschen
Kräfte der 96. und der 227. Infanteriedivision, die noch in Schlüsselburg, Lipka und
am Ladoga-See hielten, wären abgeschnitten.

Generaloberst Lindemann wollte eine solche Entwicklung unter allen Umständen
verhindern. Aber mit den Kräften der beiden Stellungen divisionen des 26. Armeekorps
im Flaschenhals konnten die tiefen Einbrüche der Russen nicht bereinigt werden. Viel
zu breit waren die Frontabschnitte der 170. und der 227. I. D., teilweise bis zu fünf-
undzwanzig Kilometer.

Bei dieser Lage gab es nach den blutigen Kämpfen der ersten Tage keine Reserven
mehr für Angriffe, um die durchgebrochenen Russenkeile zu stoppen und an der Ver-
einigung zu hindern.

Am 14. Januar bereits hatte die 18. Armee zwei Regimentsgruppen der ostpreussi-
schen 61. Infanteriedivision vom Pogostje-Kessel herangeholt – einem Kampfplatz
an der Kirow-Bahn, dreissig Kilometer südostwärts Mga – und am 15. Januar in den
Flaschenhals geworfen. Zwei Regimentsgruppen statt der ganzen Division! Ein Regi-
ment blieb an der Kirow-Bahn. Wieder musste gekleckert werden, statt zu klotzen!

LENINGRAD

Die ‚Strasse des Lebens‘ – nächtliche Versorgung über den zugefrorenen Ladoga-See • Die
‚Strasse des Todes‘ – der Weg zum Friedhof, in der belagerten Festung gibt es keine Särge.

Generalleutnant Hühner, Divisionskommandeur der 61. I. D., führte die Gruppe. Er stiess über Sinjawino und die Arbeitersiedlung 5 nach Norden und stellte die Verbindung zu den um Lipka und Schlüsselburg eingeschlossenen Verbänden der 227. und 96. I. D. her. Aber Hühners Kräfte waren zu schwach, um die Verbindung von Poselok 5 bis an den Ladoga-See, nach Schlüsselburg und Lipka gegen die von Ost und West anstürmenden Sowjets offenzuhalten.

Der Hauptkampf ging um die armselige Arbeitersiedlung mit ein paar Hütten und einer kleinen Torfverarbeitungsfabrik. Ein Punkt auf der Karte: P5. Aber was für ein blutiger Punkt! Mit zwei Divisionen und zwei Panzerbrigaden benannten die Sowjets die kleine Bastion im Moor, die eine Art Wegekreuz bildete. Denn durch P 5 führte die einzige Verbindungsstrasse von Süden nach Norden. Die Versorgung der deutschen Kräfte im Nordteil des Flaschenhalses lief über diese Strasse. Gelänge es den Russen, P 5 zu besetzen, dann wäre also der Nordteil des deutschen Korridors von seinen rückwärtigen Verbindungen abgetrennt.

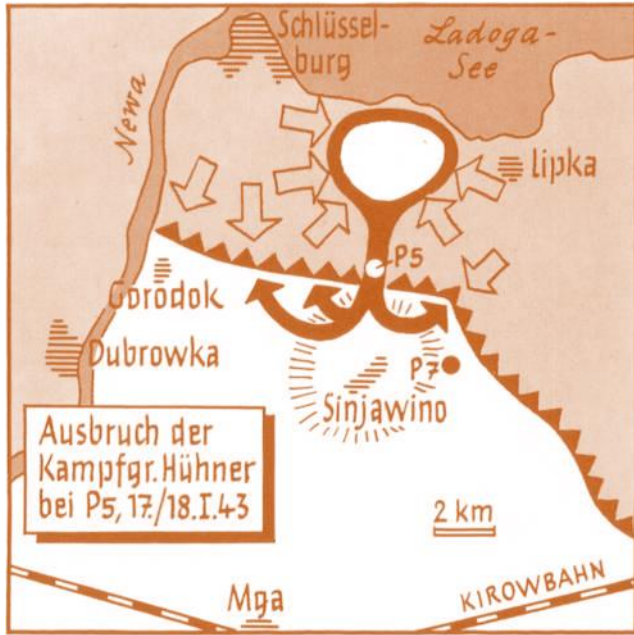
Vier Tage und Nächte hielt die Gruppe Hühner, bei erbarmungsloser Kälte von minus 25 bis 30 Grad, zwischen den niedrigen Bahndämmen der Torfbahnen und den grossen rechteckigen Wannen der Torfstiche. Hielt das Schlupfloch P5 nach Süden offen.

Was jetzt fehlte, um eine Vereinigung der Russen zu verhindern, waren ein Dutzend Panzer, eine Sturmgeschützabteilung, ein Artillerieregiment und ein paar Infanteriebataillone mit panzerbrechenden Waffen. Aber weil auf deutscher Seite selbst diese bescheidenen Kräfte nicht verfügbar waren, gelang es am 18. Januar den Russen, Poselok 5 nach blutigem Kampf zu nehmen und die Kampfgruppe Hühner abzuschneiden.

Die russischen Berichte in der ‚Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges‘ vermitteln einen Eindruck von der Härte des deutschen Widerstandes. Im Band 3 heisst es: «Teile der 136. sowjetischen Schützendivision drangen zweimal in Poselok 5 ein, konnten sich dort aber nicht halten. Am 16. Januar nachts traten die Regimenter der 18. Schützendivision dreimal von Osten zum Sturm auf die Siedlung an, ohne sie jedoch nehmen zu können. Einzelne Einheiten der Division kamen bis auf fünfzehn, zwanzig Meter an die Feldbefestigungen heran, mussten aber immer wieder zurück. Die Deutschen schlugen sich mit dem Mut der Verzweiflung. Am Abend des nächsten Tages erreichten die Truppenteile der Division mit Unterstützung der 61. Panzerbrigade den Ostrand der Siedlung und begannen, um jedes einzelne Haus zu ringen. Am Morgen des 18. Januar entbrannten die Kämpfe mit neuer Heftigkeit. Von Westen drangen Teile der 136. Schützendivision und der 61. Panzerbrigade in den Ort ein.»

Von deutscher Seite sehen die dramatischen Stunden des 17. und 18. Januar so aus: Vor der grossen Ziegelmauer der Torffabrik in P 5 steht ein Bunker. Hier hat General Hühner seinen Gefechtsstand eingerichtet. Beim flackernden Licht einer Kerze studiert der General am Abend des 17. Januar die Karte. Vor drei Stunden hat die Armee die Genehmigung gegeben, alle noch im Nordteil des Flaschenhalses stehenden deutschen Kampfverbände zusammenzufassen und mit ihnen über P 5 nach Süden zu einer neuen Hauptkampflinie an den Sinjawino-Höhen durchzubrechen. Melder sind unterwegs und jagen über das verschneite Moor.

General Hühner hält Poselok 5, bis alle nördlich stehenden deutschen Verbände nach Süden durchgeschleust sind.



Funksprüche zirpen durch den Äther nach Schlüsselburg, Lipka und in die Feldstellungen am See: Ausbruch! Mit Beginn der Dunkelheit. Richtung P 5.

Poselok 5 muss also trotz des massierten Feinddrucks unter allen Umständen offengehalten werden, um die ausbrechenden Truppenteile durchzuschleusen.

Der Feldfemsprecher knarrt. Die telefonische Verbindung zum Korps und zur 18. Armee ist noch intakt. Hühner meldet sich. Am anderen Ende der Leitung spricht der Kommandierende General des 26. Korps, von Leyser. «Wie sieht es aus, Hühner?»

«Beschissen wäre geprahlt, Herr General! Meine letzten Reserven bestehen aus einem Unteroffizier und zwölf Mann. Sie sind gerade zum Gegenstoss draussen, um einen Einbruch dicht beim Bunker zu bereinigen.»

In diesem Augenblick knackt es in der Leitung. «Hallo», ruft Hühner, «hallo!» Nichts. Der General schaut seinen Adjutanten an. «Aus. Die Leitung ist tot!» «Hat auch seinen Vorteil, Herr General, da kann uns wenigstens keiner mehr reinreden!» erwidert resigniert der Oberleutnant.

Hühner nickt und fährt mit dem Bleistift über die Karte. Neben seinen eigenen Kräften, nämlich den Grenadierregimentern 151 und 162, sind es die Regimentsgruppe 328 aus Schlüsselburg, ein Bataillon und die Schnelle Abteilung der 96.1. D. aus Lipka sowie die Kanoniere, Panzerjäger, Gebirgsjäger und Grenadiere der 227.1. D. von den Stützpunkten am Ladoga-See, die aus der Falle hinaus müssen.

Wird es klappen? Die Russen drücken gewaltig. Sie haben natürlich gemerkt, was los ist. Und wollen Poselok 5 jetzt ganz schnell nehmen.

Der kleine Bunker bebt unter den Einschlägen der sowjetischen Artillerie. Oberst von Below schickt einen Melder: «Über den Bahndamm rollen sowjetische Panzer vor.» Einen einzigen Panzer III ‚lang‘ hat Hühner noch zur Verfügung. Er steht gut getarnt im Fabrikgelände. Einsatz!

Der Panzerleutnant lässt die Russen dicht heranrollen. Dann feuert er aus seiner Lauerstellung auf achtzig Meter Entfernung dem dritten in der Reihe der Sowjetpanzer einen Volltreffer zwischen die Geschützblende. Der brennt sofort. Der nächste Treffer setzt den ersten Panzer matt. Der eingeklemmte zweite wird so eine leichte Beute.

Die 200 Verwundeten aus den Hütten und der Fabrik werden jetzt schnell auf Akjas verladen. Unter Führung des Assistenzarztes werden sie von Sanitätern und Leichtverwundeten in kleinen Gruppen durch das offene Schlupfloch über die grosse Strasse zur Arbeitersiedlung 6 transportiert. Es ist höchste Zeit. Die Sowjets haben sich unter dem Schutz ihrer Artillerie schon bis an das Fabrikgelände herangearbeitet und liegen dicht vor dem Bunker.

Der Adjutant tritt mit den Nachrichtenmännern, Schreibern und Meldern zu einem Gegenstoss an und wirft die Russen wieder aus der Fabrik.

Gegen Morgen, aber noch bei Dunkelheit, stürzt ein Melder in den Bunker an der Ziegelmauer: Das Grenadierregiment 151, die Spitze der Ausbruchskräfte, ist da! Die entscheidenden Stunden des Durchbruchs sind gekommen.

Mit Handgranaten und blanken Waffen kämpfen sich die Ostpreussen ihren Weg frei. Es ist ein blutiger Opfergang. Über das deckungslose, verschneite Moor, mitten durch die Bereitstellungen von zwei russischen Divisionen und zwei Panzerbrigaden hindurch, schlagen sich die Kampfgruppen zur neu aufgebauten deutschen Hauptkampflinie durch, die von Gorodok über die Sinjawino-Höhen läuft. Sie wird von Pionieren der 96. I. D., Jägern der 5. Gebirgs- und der 28. Jägerdivision sowie Schützen der 4. SS-Polizeidivision gehalten.

Der Schwerpunkt der Kämpfe liegt bei Poselok 5. Hier lauert der Feind. Hinter Torfhaufen liegen MG-Trupps. Die Schützen sind im dichten Gestrüpp versteckt. Von der Flanke stürmen rote Kompanien, um den Deutschen den Weg zu verlegen. Mit Artillerie und Salvengeschützen streut der Russe das Moor ab.

Um 6 Uhr stossen die 151er, hart südlich P 5, auf die letzte feindliche Gruppierung. Vorwärts! Pistole, Seitengewehr, Handgranate, Spaten – das sind die Waffen.

Regimentskommandeur Major Krudzki fällt in der Spitzengruppe neben dem Chef der 6. Kompanie, dem Ritterkreuzträger Oberleutnant Kopp. Aber die Ostpreussen kämpfen sich nicht nur durch, sie lassen auch keinen einzigen Verwundeten und keinen Toten zurück.

Hinter ihnen brechen die Russen wieder in die Durchbruchsschleuse ein. Und so muss jede nachfolgende Kampfgruppe sich den blutigen Weg erneut freischlagen. Es ist immer das gleiche Bild: Ihre Verwundeten haben sie mitten in der Marschkolonnie. Der Schnee liegt fast einen Meter hoch. Sanitäter ziehen die Akjas. Dort ist ein Pferd vor ein Stück Gartenzaun gespannt, auf dem, in zerfetzte Decken gehüllt, vier Schwerverwundete liegen. Vorwärts! 6'000 Soldaten und 2'000 Verwundete werden durch das Schlupfloch im Moor geschleust.

Als der Tag graut, gibt auch General Hühner seiner Kampfgruppe in P 5 den Befehl zum Absetzen. Die schweren Verluste, welche die Sowjets bei den ständigen Nahkämpfen in der Nacht erlitten haben, verringern das Risiko. Der Abmarsch ist weniger gefährlich, als der General befürchtet hatte. Die deutsche Flankensicherung hält. Selbst die Panzer der Russen folgen nur zögernd.

Wie ein Magnet liegt mit beginnendem Tag der massive Block der Sinjawino-Höhen vor den Augen der Männer. Das ist das Ziel. Dort ist die Rettung! Dorthin marschieren sie, weit auseinandergezogen, die Waffen schussbereit.

Sie stapfen durch den tiefen Schnee. Werfen sich in eine flache Mulde, wenn die Maschinengewehre der Russen losbellen, versteckt im filzigen Buschwerk oder hinter einem Wall aus Schnee.

Dann robben sie unter dem Feuerschutz der Kameraden vorsichtig Meter um Meter vor. Handgranate. Wurf! Krachendes Blitzen. Schreien und Stöhnen. Weiter!

Kurz vor den Sinjawino-Höhen wird im Trichterfeld noch eine sowjetische Kampfgruppe zerschlagen. Dann ist es geschafft. Hühners Soldaten wanken am 20. Januar in die Auffangstellung. Die Kompanien seiner Regimenter 151 und 162 waren noch dreissig bis vierzig Mann stark. Die 1. Kompanie Grenadierregiment 162, die am 15. Januar mit 128 Mann in diese Kämpfe gegangen war, zählte noch ganze 44 Soldaten.

Leutnant Dressel, verwundet, auf einen selbstgeschnitzten Stock gestützt, den sogenannten ‚Wolchow-Knüppel‘, stapft vor seinen Männern an den vordersten deutschen Sicherungen vorbei. Es sind Pioniere der 96. Infanteriedivision, die hier bereits das Gelände vor der neuen Hauptkampflinie am Nordhang der Sinjawino-Höhen verminen. Sie begrüßen Dressel und die Männer der 5. Kompanie Grenadierregiment 287, die aus Lipka kommen.

Aber nach den ersten Fragen werden die Pioniere still, treten zur Seite oder wenden sich ihrer Arbeit zu: Sie sehen, dass viele Soldaten der Kompanie fehlen. Und sie sehen, dass die meisten von denen, die durchgekommen sind, blutige Verbände tragen und sich nur noch mit Mühe auf den Beinen halten können.

Als sich Dressel auf dem provisorisch eingerichteten Bataillonsgefechtsstand meldet, findet er nur den Regimentsadjutanten vor, Hauptmann Albrecht. Der Bataillonskommandeur? Vermisst. Der Adjutant? Gefallen. Die meisten Kompanieführer gefallen, vermisst oder verwundet. Nur achtzig Mann hat das Bataillon noch.

«Es hilft nichts, Dressel, wer noch ein Gewehr halten kann, muss erst mal in die neue Riegelstellung», sagt Albrecht. «Die Linie von Gorodok an der Newa quer durch den Flaschenhals über die Sinjawino-Höhen bis zum ‚Wengler-Block‘ an der Ostseite soll unbedingt gehalten werden.»

Dressel nickt. Und wie dieser Leutnant und die Reste seiner Kompanie, so treten sie alle, die sich gerade erst in die deutsche HKL zurückgekämpft haben, sofort wieder in die Front.

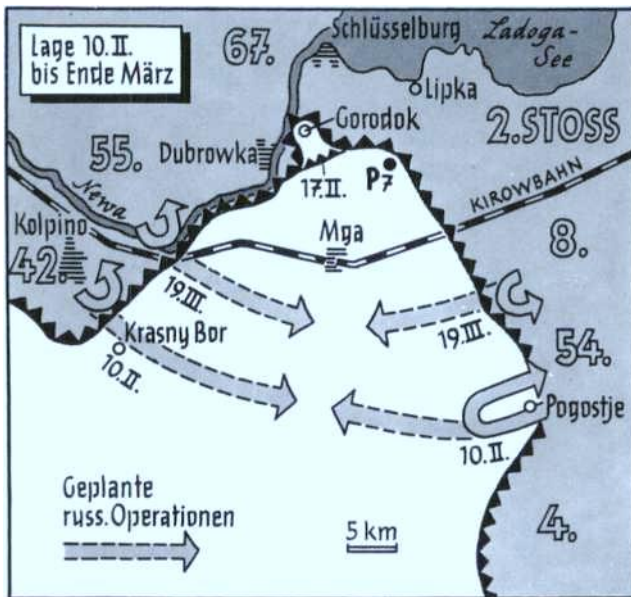
Es waren die kältesten Tage des Winters, 35 bis 40 Grad unter Null. Mit Artillerie und Salvengeschützen bepflasterten die Sowjets tagsüber die deutschen Stellungen. Und in den eisigen Nächten stürmte die russische Infanterie immer wie-

der gegen die neugebildete, noch recht dünne Front. Die Russen wollten die beherrschenden Sinjawino-Höhen unbedingt nehmen. Aber die neue Stellung wurde gehalten. Der erfolgreiche Ausbruch der deutschen Verbände aus dem Nordraum des Flaschenhalses war dafür die entscheidende Voraussetzung gewesen, da keine anderen Kräfte zur Verteidigung der strategisch beherrschenden Höhen südlich der Newa verfügbar waren.

So war die Räumung des Uferstreifens am Ladoga-See, der nördlichen Spitze des schmalen deutschen Korridors vor Leningrad, in jeder Hinsicht eine hervorragende taktische Leistung. Rund 8'000 Mann wurden gerettet, darunter fast 2'000 Verwundete. Die zurückgelassenen schweren Waffen wurden vorher zerstört. Die Sowjets machten praktisch keine Beute, vor allem aber machten sie keine Gefangenen. Die vollständig gelungene Räumung wird von der sowjetischen Kriegsgeschichte indirekt dadurch bestätigt, dass in den Siegesmeldungen – entgegen der sonstigen Praxis – kein Wort von Gefangenen und Toten steht.

Trotzdem war die Räumung des südlichen Ladoga-Ufers mit Lipka und Schlüsselburg für die Sowjets ein grosser psychologischer Erfolg: Die Blockade Leningrads war gebrochen! Zwar hatte das sowjetische Oberkommando mit einem gigantischen Einsatz an Menschen und Material nur einen acht bis zehn Kilometer schmalen Verbindungsstreifen von der Wolchow-Front her nach Schlüsselburg erkämpfen können, einen schmalen Streifen Torfmoor, durch den nur Feldwege zur Newa führten. Aber immerhin, es gab nun auch für den kommenden Sommer wieder eine, wenn auch noch so schmale, direkte Landverbindung nach Leningrad, die benutzbar blieb, wenn sich die ‚Strasse des Lebens‘, die russische Rollbahn über das Eis des Ladoga-Sees, wieder in Wasser auflöste.

Hitlers Plan, die Stadt abzudrosseln und auszuhungern, auf dem seine ganze



Das operative Ziel der zweiten Ladoga-Schlacht wird nicht erreicht: die Kirov-Bahn mit Mga bleibt in deutscher Hand.

Strategie am Nordflügel beruhte, war also gescheitert. Das erkannten natürlich auch die Finnen, Deutschlands Bundesgenossen am Nordflügel der Ostfront, deren Kampfführung vom deutschen Operationsverlauf abhing. Ihr Vertrauen zu den deutschen Waffenbrüdern geriet ins Wanken. Ihre militärischen Pläne fielen ins Wasser. Hatte doch der finnische Feldmarschall Carl Gustav Freiherr von Mannerheim seine in der karelischen Einschliessungsfront vor Leningrad festgelegten Korps sofort nach dem Fall der belagerten Stadt zu einem gemeinsamen Angriff auf die Murman-Bahn einsetzen wollen. Auf diese Weise sollten endlich die wichtigen nördlichen Verbindungen der Sowjetunion durchschnitten werden, über welche die grossen Versorgungslieferungen aus Amerika strömten. Die Ausschaltung dieser Hilfe hätte Russland kriegswirtschaftlich in eine schwierige Lage gebracht und dem sowjetischen Oberkommando viel von der Kraft seiner Offensiven genommen.

Hier zeigt sich, wie wichtig die Eroberung Leningrads gewesen wäre. Und wie bedeutend auf der anderen Seite der kleine, politisch aber folgenschwere russische Sieg am Ufer des Ladoga-Sees war. Freilich, das grosse operative Ziel, welches die sowjetische Führung bei der Planung ihrer zweiten Ladoga-Schlacht im Auge gehabt hatte, war nicht erreicht worden. Sie hatte ursprünglich auf breiter Front den gesamten Flaschenhals wenigstens bis zur Kirow-Bahn, einschliesslich Mga, eindrücken wollen. Das hätte eine sichere Landverbindung zu der eingeschlossenen Stadt und ihre endgültige Entsetzung bedeutet.

Doch dieses Ziel erreichten die russischen Angriffsverbände nicht. An den Sinjawino-Höhen, wo sich Trichter an Trichter reihte, zerschellte die sowjetische Offensive. Generalleutnant und Kriegsrat A. A. Schdanow, der Verteidiger von Leningrad, hatte – bildlich gesprochen – nur einen besseren Feldweg statt einer breiten Rollbahn gewonnen. Eine hauchdünne Versorgungslinie, die zudem unter der Kontrolle deutscher Geschütze lag. Von den Sinjawino-Höhen konnten die vorgeschobenen Artillerie-Beobachter das ganze Gelände bis zum Ladoga-See übersehen.

Es war also, materiell gesehen, ein bescheidener Erfolg, den das sowjetische Oberkommando erzielt hatte. Und der Preis hierfür war ungewöhnlich hoch: Allein 225 Panzer hatten die hier eingesetzten beiden russischen Armeen, die 2. Stossarmee und die 67. Armee, verloren. Das waren insgesamt mehr als sieben Panzerbataillone! Die blutigen Verluste sind schwer zu schätzen.

Aber für das sowjetische Oberkommando wog der psychologische Effekt im eigenen Volk und bei den Verbündeten die ungeheuren Verluste auf. Siegeszuversicht und Vertrauen in die oberste Führung erhielten einen kolossalen Auftrieb. Und Kriegsrat Schdanow wusste durch meisterliche Regie den Bruch der Blockade Leningrads zu einer Feier für die gesamte Sowjetunion zu machen.

Als spät am Abend dieses 18. Januar 1943 der Leningrader Rundfunk eine Sondermeldung ankündigte, lief das Gerücht von der Durchbrechung der Blockade schon auf tausend flinken Beinen durch die todwunde Stadt. Niemand ging schlafen. Die ersten Flaggen wurden herausgehängt. Grammophonmusik drang aus den notdürftig mit Brettern abgedichteten Fenstern der düsteren Häuser auf die Strassen Leningrads. Hoffnung war da, Hoffnung auf ein Ende schrecklichen Jammers.

Um Mitternacht kam die Gewissheit. So lange hatten die Behörden vorsichtshalber noch gezögert. Der Ansager des Leningrader Senders begann die Meldung mit den Worten: «Die Blockade ist durchbrochen. Lange haben wir auf den Tag gewartet; wir wussten, dass er kommen würde. Wenn wir unsere Angehörigen und Freunde ohne jede Feierlichkeit in die frostharte Erde der Massengräber betten mussten, schworen wir ihnen statt eines Abschiedsworts ‚Die Blockade wird durchbrochen!‘

Die Russen hatten zwar die Kirow-Bahn nicht erreicht. Aber dieser Fehlschlag wurde schnell kaschiert: Sowjetische Eisenbahnpioniere bauten in fünfundzwanzig Tagen durchs Torfmoor, entlang dem Ladoga-Ufer, eine sechsenddreissig Kilometer lange behelfsmässige Eisenbahnlinie von Polgami nach Schlüsselburg und von dort über eine Kriegsbrücke bis zum Anschluss an die Strecke nach Leningrad. Die Verbindung konnte zwar jeden Tag durch einen deutschen Angriff wieder durchschnitten werden. Aber das wussten nur die Kenner.

Am 6. Februar wurde diese Feldeisenbahn in Betrieb genommen. Die Brotration in Leningrad konnte daraufhin für Arbeiter von 250 Gramm auf 600 Gramm und für die übrige Bevölkerung von 125 auf 400 Gramm pro Kopf erhöht werden. Diese Zahlen belegen besser als alle Theorien, dass Leningrad immer noch eine belagerte und umklammerte Stadt war. Der acht bis zehn Kilometer schmale Korridor zur Stadt mit einer Feldeisenbahn ermöglichte keine geordnete Versorgung der Festung.

Diese Lage zwang das sowjetische Hauptquartier, auf dem blutgetränkten Schlachtfeld südlich des Ladoga-Sees seine Anstrengungen fortzusetzen, um das alte Operationsziel, die Kirow-Bahn mit dem Verkehrsknotenpunkt Mga, doch noch zu gewinnen. Der Kampf ging weiter. Ohne Pause begannen die zweite und dritte Phase dieser zweiten Ladoga-Schlacht.

Die beiden alten Eckpfeiler der Verteidigung trugen auch die neue deutsche Front: der Stützpunkt Gorodok mit Krankenhaus und E-Werk an der Newa und auf der anderen Seite die befestigten Stellungen des Grenadierregiments 366 bei Poselok 7, nach dem Regimentskommandeur ‚Wengler-Block‘ genannt. An diesen beiden Pfeilern und auf dem Riegel um die Sinajawino-Höhen hing das Geschick der neuen Schlacht.

Das Krankenhaus von Gorodok war nur noch eine Ruine. Die Hauptflügel waren ausgebrannt. Aber Oberleutnant Brendels Pioniere von der 3. Kompanie des Pionierbataillons 240 hielten das verwüstete Gemäuer gegen jeden sowjetischen Angriff. Eine besondere Hilfe, vor allem gegen sowjetische Panzerangriffe, war ihnen die I. Abteilung vom Artillerieregiment 240 unter dem Kommando von Major Bauer.

Die Batterien stehen am Südrand des Scheidiswaldes. Leutnant Volkmann sitzt als vorgeschobener Beobachter seit Beginn der Kämpfe im Krankenhaus und leitet das Feuer. Immer wieder verschafft er den Grenadieren und Pionieren Luft mit rechtzeitig ausgelöstem Sperrfeuer oder einer Feuerzusammenfassung auf den Brennpunkt des Angriffs. Noch am Spätnachmittag des 17. Januar hat die Abteilung nach Volkmanns präzisen Angaben eine sowjetische Bereitstellung im Dreiecks-

Waldchen zerschlagen. Dann reisst die Verbindung plötzlich ab. Und keine Granate orgelt von den Batterien mehr herüber. Was ist los?

Die Funker Volkmanns rufen immer wieder die Feuerstellung der Abteilung. Nichts. Auch mit dem Regiment kommt kein Kontakt zustande.

«Ich gehe eine Stunde schlafen», sagt der Leutnant und legt sich im Keller auf die Pritsche. Der Qualm von den schwelenden Trümmern im ersten Stock wird über die zugigen Flure und Treppenaufgänge bis hinunter in die Schutzräume gedrückt. Es stinkt. Die Augen tränen. Aber Volkmann ist todmüde und schläft gleich ein. Doch schon eine halbe Stunde später wird er aus dem Schlaf gerüttelt: «Herr Leutnant, Herr Leutnant, wir haben Verbindung mit dem Regiment!»

Volkmann fährt hoch: «Und was ist los bei der Abteilung?»

Der Unteroffizier stockt. Dann sagt er: «Die Abteilung ist von sowjetischen Panzern überrollt. Anscheinend sind alle gefallen. Nur der Funker sitzt in irgendeinem Versteck und hat zeitweilig Verbindung mit Oberst Hertz.»

Leutnant Volkmann ist mit einem Sprung von der Pritsche hoch. Überrollt? Alles tot? «Und die Geschütze, was ist mit den Geschützen?» Der Unteroffizier zuckt die Schultern.

Zwei Kilometer sind es bis zur Feuerstellung. Zwei Kilometer, erst durch den Einschliessungsring um das Krankenhaus, dann durch feindgefährdetes Gebiet. Aber Volkmann überlegt nicht lange: «Ich muss wissen, was geschehen ist. Vielleicht brauchen sie Hilfe. Ich gehe!»

Volkmann steckt sich fünf Handgranaten ins Koppel und klemmt sich die Maschinenpistole unter den Arm. So geht er allein in die Nacht hinaus. Arbeitet sich von Baum zu Baum. Von Kusselstück zu Kusselstück. Wartet in einem Trichter. Oder in einer der verschneiten Wannen eines Torfstichs.

Da sind die Gleise der Torfbahn. Dahinter muss der Blockweg sein, der vom E-Werk zum Divisionsgefechtsstand in Rangun führt. Er lässt den Weg rechts liegen. Vorsicht! Gleich muss er am Ziel sein. Und dann erkennt er auch schon die Feuerstellung der i. Batterie. Schweigend stehen die Geschütze hinter ihren Deckungen im dünnen Mondlicht.

Volkmann springt über den Erdwall. Und da: Er beugt sich hinunter. Der Batterieoffizier – tot. Um die Geschütze liegen die Kanoniere. Von Granaten zerfetzt. Von MPI-Kugeln durchsiebt. Mein Gott! Plötzlich fährt Volkmann hoch. Er hält den Atem an und lauscht. Und wieder hört er es: ein Stöhnen. Vorsichtig schleicht er zum vierten Geschütz. Er kniet nieder. Unter der Lafette liegt der Richtkanonier. Schwer getroffen von einer MPI-Garbe, aber er lebt.

Volkmann spricht den Verwundeten im Flüsterton an. Ja, er ist bei Bewusstsein. Als die sowjetischen Panzer über die Stellung hinwegrollten, hat sich der Richtkanonier unter die Lafette geworfen. Die nachfolgende Infanterie hat dann alles niedergemacht. Abteilungskommandeur Major Bauer war gerade bei der Batterie gewesen. Er muss ganz in der Nähe liegen. Volkmann sucht. Und er findet ihn. Tot, wie alle anderen.

Merkwürdigerweise haben die Russen die Geschütze nicht zerstört. Sie wollen sie wohl noch abschleppen. Offenbar sind sie sich ihrer Sache ganz sicher und lassen sich Zeit.

Zeit, denkt Volkmann. Doch erst springt er noch hinüber zum Sanitätsbunker. Der ist leer. Assistenzarzt und Sanitäter liegen tot beim zweiten Geschütz. Neben dem Eingang findet Volkmann einen Akja, einen lappländischen Bootsschlitten, mit Ziehgurt und Decke. Er spannt sich hinein. Lädt den Richtkanonier auf. Und macht sich auf den Rückweg.

Der Verwundete stöhnt bei jeder Erschütterung. Volkmann bricht der Schweiß aus, obwohl 20 Grad Kälte sind. Sowjetische Streifen kreuzen seinen Weg. Immer wieder wirft er sich hin. Hält den Atem an und dem Verwundeten die Hand vor den Mund.

Sowjetische Artillerie schießt Streufener übers Moor und in den Wald. Volkmann muss ausweichen. Verliert die Orientierung. Jetzt gilt es, um so vorsichtiger zu sein, damit er nicht von den deutschen Sicherungen abgeschossen wird.

Endlich hört der Leutnant leise Stimmen. Deutsch! Und er ruft. Wenige Minuten später ist er auf dem Gefechtsstand der Nachbardivision, der 96. I. D.

Generalmajor Noeldechen hört sich staunend die Geschichte des Leutnants an. Die Geschütze nicht zerstört? Vielleicht auch noch Schwerverwundete dort? Oberstleutnant Deegener, der Ia, stellt sofort einen starken Stosstrupp aus Pionieren und Grenadiern zusammen. Unter Führung von Leutnant Volkmann schlagen sich die Männer zur Feuerstellung der überrollten Abteilung durch.

Diesmal geht es nicht ohne Kampf. Auch die Russen sind unterwegs. Sie wollen die deutschen Geschütze holen. Doch Volkmanns Stosstrupp überrumpelt sie und besetzt die Feuerstellung. Auch vom Artillerieregiment 240 stösst ein Stosstrupp zur Feuerstellung vor, den Oberst Hertz losgeschickt hat.

Als der Morgen graut, sind alle Toten geborgen, die Feuerstellung der Abteilung neu besetzt und ihre Stützpunkte gesichert. Die Feuerkraft einer ganzen Artillerieabteilung bleibt für die Verteidigung erhalten.

Im halbzerstörten Bunker des Abteilungskommandeurs finden sie, verwundet am Funkgerät hockend, noch den Mann, der eiserne Nerven bewiesen hatte: den Funkgefreiten Palaska. Er hat während der ganzen Zeit des Kampfes in den Feuerstellungen als einziger Überlebender im Gefechtsstand am Funkgerät ausgehalten. Vor dem Bunker ein KW 1, der ständig feuerte. Palaska bekam zeitweilig Funkverbindung mit dem Regiment und konnte das Feuer der anderen Batterien gegen die sowjetischen Panzer lenken. Seine Feuerleitung war so ausgezeichnet, dass die Panzer sich nicht in den Stellungen der Batterie halten konnten.

Generaloberst Lindemann, der Oberbefehlshaber der 18. Armee, erfährt von dem blutigen Intermezzo am Südrand des Scheidiswaldes bei der Morgenmeldung. Er steht in seinem Gefechtsstand vor der Karte: «Wird die neue Hauptkampflinie im Flaschenhals halten, Speth?»

Bevor Generalmajor Speth, der Chef des Stabes, antworten kann, fährt Lindemann fort: «Wir müssen die Sinjawino-Höhen halten, Speth! Nur von dort können wir den Verkehr in dem russischen Schlauch zwischen Lipka und Schlüsselburg kontrollieren und durch Artilleriefeuer stören oder gar weitgehend sperren. Aber nicht nur das: Wenn wir die Sinjawino-Höhen verlieren, ist auch Mga nicht mehr zu halten. Haben die Russen aber Mga, dann haben sie auch die Kirow-Bahn, und die Belagerung Leningrads, unsere operative Aufgabe, wäre illusorisch.»

Generaloberst Lindemann hat recht. Mit allen Kräften und unter Inkaufnahme grösster Opfer versuchte Marschall Woroschilow, der Koordinator für die sowjetischen Operationen am Ladoga-See, die entscheidenden Höhen zwischen Wolchow und Newa samt ihren Eckpfeilern zu erobern. Er wollte den Belagerungsring um Leningrad wirklich und effektiv aufbrechen.

Unaufhörlich rannten die russischen Divisionen frontal gegen die Höhen an. Bestürmten die Eckpfeiler Poselok 7 und Gorodok. Trommelten mit allen Kalibern ihrer Artillerie. Jagten die Panzerregimenter in den Kampf. Liessen Schlachtfieger in rollendem Einsatz bomben. Vergeblich!

General Hilpert, der ab 24. Januar alle deutschen Truppen im Korridor als ‚Korpsgruppe Hilpert‘ führte, hatte den Scheidiswald und das Torfmoor südlich Poselok 5 aufgegeben. Die neue Hauptkampflinie lief jetzt von Gorodok direkt über die Sinjawino-Höhen zu Poselok 7 und dem ‚Wengler-Block‘.

Fast ein Dutzend Divisionen waren jetzt zeitweilig im Korridor eingesetzt, darunter neben den alten ostpreussischen Divisionen aus dem südlichen Armeebereich die 5. Gebirgsdivision aus dem Südostteil des Leningrader Einschliessungsringes und die 28. Jägerdivision vom Wolchow.

Die Kampfgruppe Hühner hielt den am schwersten bedrohten Nordostrand der Sinjawino-Höhen. Ihre Pioniere und die Schnelle Abteilung der 61.1. D. waren besonders harten Angriffen ausgesetzt, liessen aber den Sowjets keinen Augenblick eine Chance. Mit gleicher Hartnäckigkeit kämpften rechts und links von ihnen die beiden anderen ostpreussischen Infanteriedivisionen, die 1. und die 11., zusammen mit den Jägern der schlesischen 28. Jägerdivision. Die blutigen Nahkämpfe um die Kirchenruine von Sinjawino gehörten zu den erbittertsten Gefechten des Krieges.

An der ‚ostpreussischen Phalanx‘ scheiterten alle Versuche der Russen, den Durchbruch über Sinjawino auf Mga zu erzwingen. In eisiger Kälte, im Schneesturm und im Dauerorkan der Artillerie hielten die zusammengeschmolzenen Kompanien in den Gräben, Stützpunkten und halbverschütteten Granattrichtern allen Angriffen stand. Hier war nichts zu machen. Das wurde dem sowjetischen Oberkommando nach acht Tagen pausenloser Angriffe klar. Das Torfmoor von Sinjawino war ein einziges Leichenfeld.

Die Kriegsräte und die Oberbefehlshaber der beiden sowjetischen Armeen intervenierten beim Oberkommando: «So geht es nicht! Wir verbluten und erobern die Höhen doch nicht. Sie sind frontal nicht zu nehmen. Die Deutschen haben sich ungeheuer verstärkt. Alles, was sie verfügbar hatten, haben sie unter Entblössung ihrer tiefen Flanken in den Sinjawino-Block geworfen. Dafür haben sie ihre Flanken am Wolchow, im Raum Pogostje und an der Südostecke des Leningrader Einschliessungsringes, bei Kolpino, sträflich geschwächt. Dort müssen wir sie fassen!»

Der Gedanke war logisch, der Plan verlockend: einen Zangenangriff ansetzen mit dem Ziel einer doppelten Umfassung aller deutschen Kräfte, die nördlich und ostwärts von Mga standen. Wenn das gelänge, wäre nicht nur die Kirow-Bahn erreicht, sondern gleichzeitig auch ein Dutzend deutscher Divisionen eingekesselt.

Stalin und sein Oberkommando, der STAWKA, waren von dem Plan der Frontbefehlshaber begeistert. Sie machten sich daran, ihn in die Tat umzusetzen.

Doch Stalin beging, genau wie Hitler, immer wieder den Fehler, den Feind zu unterschätzen. Auch diesmal wollte er mit zu wenigen Kräften zuviel erreichen.

Am 10. Februar traten die Sowjets südlich des Pogostje-Kessels im Osten und aus dem Raum Kolpino – Krasny Bor im Westen zu ihrem Zangenangriff an. (Siehe Karte auf Seite 214.)

An der Ostseite traf die Offensive der 54. sowjetischen Armee auf die 96. deutsche Infanteriedivision, die aus der Sinjawino-Front herausgezogen worden war und bei Pogostje eigentlich aufgefrischt werden sollte. Statt in die verdiente Ruhe zu gehen, mussten sich General Noeldechens dezimierte Regimenter wieder einmal in blutigen Waldkämpfen behaupten. Im Zusammenwirken mit Verbänden der 61. und 132. I. D. wurde der russische Angriff abgewehrt. Nach geringem Geländegewinn blieb er liegen. Die Sowjets gruben sich ein, konnten dann aber schrittweise wieder zurückgedrängt werden.

An der Westseite brandete gegen die Front der 4. SS-Polizeidivision und der spanischen ‚Blauen Division‘ (250. I. D.) der Sturm von sieben sowjetischen Schützendivisionen, fünf Brigaden und drei Panzerbrigaden.

Die spanischen Bataillone der Grenadierregimenter 262, 263 und 269 unter Führung des Generals Esteban-Infantes wurden bei Krasny Bor von der ganzen Wucht des sowjetischen Stosses getroffen. Der Gegner kam hier mit drei Schützendivisionen und zwei Panzerabteilungen, insgesamt 33'000 Mann, unterstützt von rund sechzig T 34, mehreren Pak-Verbänden und 187 Batterien mit insgesamt 1'000 Geschützen. Die Spanier hatten auf ihrem dreissig Kilometer breiten Abschnitt gegen diese Übermacht nur ein verstärktes Infanterieregiment mit 2'500 Mann sowie drei Bataillone mit rund 2'000 Mann einzusetzen. Dazu einige Sondereinheiten und Artillerie in Stärke von vierundzwanzig Geschützen, aber keine Panzer.

Zum linken Nachbarn klappte eine nur von Spähtruppen überwachte Lücke von fast sieben Kilometer. Bei dieser schwachen Besetzung hatte General Esteban-Infantes eine zweite Linie nicht bilden können, jedoch zwei Radfahrerschwadronen, zwei Pionierkompanien und zwei Batterien als Reserve zurückbehalten. Es war wenig genug.

Die Russen konnten nach erbitterten Nahkämpfen drei Kilometer Boden gewinnen und Krasny Bor nehmen. Sie verloren dabei aber 11'000 Tote und blieben an der Ischora liegen. Die Spanier verteidigten sich verbissen mit Dolch, Spaten und Handgranaten. Ihre Tapferkeit verdient festgehalten zu werden.

So gelang es, um nur ein Beispiel zu nennen, dem Grenadier Antonio Ponte, durchgebrochene sowjetische Panzer mit Handgranaten und Minen ausser Gefecht zu setzen. Nach der Vernichtung des letzten T 34 wurde er vermisst. Er starb irgendwo im eiskalten Land, an der Newa, von Panzerketten zermalmt oder von einer Granate zerrissen. Sein Staatschef verlieh ihm die höchste spanische Tapferkeits-Auszeichnung ‚Laureada San Fernando‘.

Die ‚Blaue Division‘ verlor 3'200 Mann, ihr Füsilierbataillon fast 90 Prozent des Bestandes. Aber die Spanier hielten ihre Widerstandsnester und schützten so die tiefe Flanke der Gruppe Hilpert. Ein Gegenangriff mit Teilen der beschleunigt

herangeholten bayerischen 212. Infanteriedivision unter Generalmajor Reymann warf vorgeprellte Sowjets zurück. Ihre Absicht durchzubrechen, war damit gescheitert.

Auch der rechte Nachbar der Spanier, die durch Teile der 2. SS-Infanteriebrigade mot. und der ‚Legion Flandern« verstärkte 4. SS-Polizeidivision, hatte die russischen Angriffe über die zugefrorene Newa in harten Nahkämpfen gestoppt.

Erschöpft und deprimiert gingen die sowjetischen Regimenter in ihre Ausgangsstellungen zurück. Aber nach einer Atempause von vier Wochen, am 19. März, versuchte es das sowjetische Oberkommando noch einmal etwas weiter nördlich mit dem Hebelgriff einer kleinen Zange. An der Newa, im Raum Krasny Bor, wo vier Wochen zuvor die spanischen Freiwilligen dem sowjetischen Sturm getrotzt hatten, warfen sich diesmal die Freiwilligen der ‚Legion Flandern« im Verband der SS-Polizeidivision den angreifenden Divisionen der 55. Sowjetischen Armee entgegen.

Nachdem die Russen in die deutschen Stellungen eingebrochen waren, traten die Flamen in Bataillonsstärke unter Führung ihres Kommandeurs, Hauptmann Schellong, zum Gegenstoss an. In erbitterten Nahkämpfen, die sie zusammen mit 8,8-Flak-Kampftrupp und ein paar ‚Tigern‘ der 1. Kompanie schwere Panzerabteilung 502 führten, eroberten sie die alte HKL der ‚Blauen Division« zurück und behaupteten sie gegen alle sowjetischen Angriffe. Acht Tage lang!

Dann fuhren hinter den heissumkämpften Stellungen Lastwagen des Divisionsnachschiebepfuhers ein Bataillon der 5. Gebirgsdivision heran, um die flämischen Kompanien abzulösen. Die Gebirgsjäger sprangen in die Gräben und Schützenlöcher der Flamen. Aber in den meisten Stellungen fanden sie nur noch Tote. Nur fünfundvierzig Männer der ‚Legion Flandern« stiegen auf die wartenden Lastwagen. Fünfundvierzig von fünfhundert!

Bei den Russen waren die Verluste noch furchtbarer. In so viel vergossenem Blut erstickte die zweite Ladoga-Schlacht. Das Torfmoor von Sinjawino, die Wälder von Kolpino und Krasny Bor waren eine entsetzliche Walstatt. Die russischen Verluste wurden von der Heeresgruppe Nord auf 270‘000 Mann geschätzt.

Zerschossen, verwüstet und verlassen waren auch das Krankenhaus und das E-Werk von Gorodok. Am 17. Februar hatten die Pioniere der 170. I. D. schliesslich den alten Eckpfeiler der Front aufgegeben. 4‘000 Meter weiter südlich, an der sogenannten ‚Burma-Strasse«, lief jetzt die verkürzte Front von der Newa über Sinjawino zum ‚Wengler-Block«, von norddeutschen, ostpreussischen Grenadiern und schlesischen Jägern verteidigt. Die Standfestigkeit der deutschen Infanteristen, Pioniere, Panzerjäger und Artilleristen, ihr Ausharren unter schlechtesten Wetter- und Kampfbedingungen hatten noch einmal verhindert, dass der Gegner vor Leningrad sein Ziel erreichte.

Es war eine andere Kampfweise als jene, mit der in den gleichen Wochen, 1‘500 Kilometer weiter südlich, Feldmarschall von Manstein die sowjetischen Offensiven zwischen Don und Donez zerschlug. Der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd schaffte es mit kühnen, beweglich geführten Operationen seiner schnellen Truppen und mit wagemutigen Rochaden seiner weitblickenden Panzerführer. Im Korridor südlich des Ladoga-Sees hingegen entschieden die Infanteristen, die Einzelkämpfer,

unterstützt von Pionieren, Panzerjägern und Artillerie, in zäher Verteidigung den Kampf.

Beide Methoden zeigten, dass das deutsche Ostheer trotz aller Krisen, trotz der gefährlichen Rückschläge und der grossen Verluste, die zahlenmässige russische Überlegenheit dennoch auszugleichen vermochte durch die ungebrochene Moral und Standfestigkeit der Truppe und durch die Kunst der Führung.

Alle Erfolge der Sowjets im Winter 1942/43 waren darauf zurückzuführen, dass an den entscheidenden Schwerpunkten ihrer Offensiven ein Minimum an beweglichen deutschen Reserven fehlte. Also Kräfte, die schnell an die Krisenpunkte hätten geworfen werden können.

Bei Stalingrad, am Manytsch und am Mius, am Don und am Donez – es war immer dasselbe Problem: Es fehlten die entscheidenden zwei bis drei schnellen, kampferfahrenen Divisionen. Die oberste deutsche Führung stand vor einer schwierigen, alles entscheidenden Aufgabe, von deren Lösung nicht nur das Schicksal der deutschen Ostfront, sondern Sieg oder Niederlage abhingen: Wie können strategische Reserven geschaffen werden, um die Massenangriffe der Sowjets an allen Frontabschnitten zwischen Eismeer und Schwarzen Meer aufzuhalten?

4

Demjansk

Der Kessel auf den Waldai-Höhen – 100'000 Mann auf Vorposten – Hebelpunkt der sowjetischen Strategie – Major von Rosenthal schlägt Timoschenko ein Schnippchen – Abmarsch über den ‚Kudamm‘ – Räumung in zehn Tagen – Zwölf Divisionen gerettet – Timoschenko zivild gerügt

Rund 250 Kilometer südlich von Leningrad, zwischen Ilmen-See und Seliger-See, ragt die deutsche Front am Jahresbeginn 1943 noch immer in der Gestalt eines Pilzes ins russische Hinterland hinein: der Kampfraum des 2. Deutschen Armeekorps um Demjansk. Zwölf Divisionen mit rund 100'000 Mann sitzen darin. Der Stiel des Pilzes ist nur zehn Kilometer breit.

100'000 Mann! Die Geschichte ihres Kampfes gehört zu den grossen Kapiteln des Krieges.

Wie war es zu dieser Front-Halbinsel Demjansk gekommen? Blenden wir ein Stück zurück: Im Zuge der deutschen Angriffsoperationen des Jahres 1941 war das 2. Armeekorps des Grafen Brockdorff-Ahlefeldt bis an die strategisch wichtigen Waldai-Höhen gelangt und hatte die Bahnverbindung Moskau-Leningrad zerschnitten. Hier blieben die Divisionen liegen. Hier hielten sie den Winter über

die weit vorgeschobene Bastion. Sie war wichtig – wenn man je wieder gegen Moskau offensiv werden wollte. Der Balkon von Demjansk war eine ideale Ausgangsbasis für neue Offensiven.

Das sah der sowjetische Generalstab auch. Und er setzte deshalb an den Waldai-Höhen den nördlichen Hebel der grossen Winteroffensive 1941/42 an. Mit allen Mitteln versuchten die Russen, den deutschen Riegel zwischen Ilmen-See und Seliger-See zu durchbrechen und durch einen Stoss in den Rücken der Heeresgruppen Nord und Mitte die deutsche Front vor Leningrad und bei Rschew zum Einsturz zu bringen.

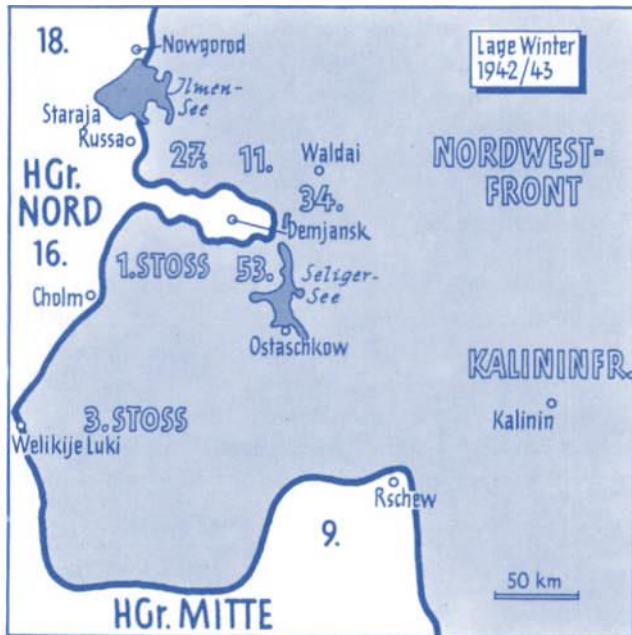
Die Divisionen des 2. Korps hielten. Wurden aber ab 8. Februar 1942 eingeschlossen und mussten aus der Luft versorgt werden. In 14'500 Einsätzen schlugen die Transportgruppen der Luftwaffe mit ihren Ju 52 die erste erfolgreiche Luftbrücke der Geschichte.

Ende April 1942 stellten ein Entsatzangriff von aussen und ein Gegenstoss aus dem Kessel die Verbindung zur deutschen Hauptfront am Lowat-Fluss wieder her. Bei den Ruinen des Dorfes Ramuschewo war es, wo am 21. April um 18 Uhr 30 die Männer, die aus dem Kessel nach Westen gestossen waren, über den hochwassergeschwellenen, dreihundert Meter breiten Lowat den Spitzen der Einsatzdivisionen des Generals von Seydlitz-Kurzbach zuwinkten.

«Sie sind da! Sie sind da!» riefen Hauptsturmführer Georg Bochmanns Panzerjäger der SS-Division ‚Totenkopf‘. Von der anderen Seite winkten Hauptmann Petter und ein Gefreiter vom Pionierbataillon der 8. Jägerdivision zurück.

Nur der brodelnde Lowat trennte sie noch. Als die Brücken geschlagen waren,

Der Pilz von Demjansk ragt tief ins feindliche Land. Hitler will die Position als Sprungbrett für eine Offensive gegen Rschew halten.



gab es einen Korridor, der die deutsche Hauptfront der 16. Armee zwischen Staraja Russa und Cholm wieder mit den Divisionen um Demjansk verband.

Freilich, dieser Korridor, dieser ‚Schlauch‘, der zum Kampfraum Demjansk führte, war beängstigend schmal. Aber das 2. Armeekorps hielt weiter. Sperrte den Sowjets den Weg über die Landbrücke zwischen Ilmen-See und Seliger-See. Und band fünf sowjetische Armeen. Das ganze Jahr 1942 über bestand jedoch die Gefahr, dass die Russen den Demjansker Pilz an seinem Stiel abschnitten. 100'000 deutsche Soldaten standen monatelang am Rande der Katastrophe.

Das sowjetische Oberkommando erkannte die Chance und machte die ‚Armee Demjansk‘ zu einem Ansatzpunkt seiner grossen Winteroffensive 1942, die nach Stalins Willen zur Zerschlagung der deutschen Ostfront führen sollte. Demjansk war ein wichtiger Faktor in Stalins Rechnung.

Sollte mit Stalingrad das entscheidende Loch gerissen werden, um die deutsche Südfront zu Fall zu bringen, so stellte die sowjetische Offensive gegen Demjansk den Hebelgriff dar, um die Front der Heeresgruppe Nord aufzurollen. An der Wolga glückte es den Sowjets, die entscheidende Bresche zu schlagen und die 6. Armee zu vernichten. Auf den Waldai-Höhen hingegen enthielt die russische Rechnung einen folgenschweren Fehler.

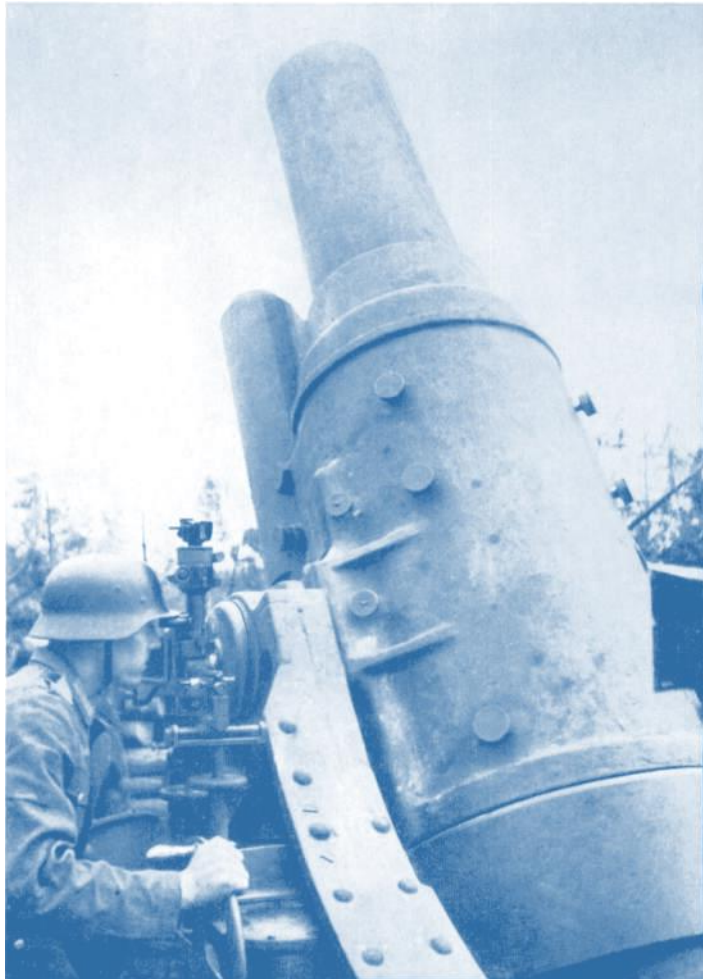
Stalin hatte Marschall Timoschenko dazu ausersehen, die 100'000 Mann des 2. deutschen Korps zu vernichten. Drei Armeen setzte der Marschall an. Die 11. und die 27. Armee sollten vom Ilmen-See her die Nordfront der schmalen Landbrücke angreifen, die 1. Stossarmee von Süden her gegen den Schlauch stossen.

Timoschenko war siegessicher. Seine Nordgruppe umfasste dreizehn Schützendivisionen, neun Schützenbrigaden und Panzerverbände mit insgesamt 400 Panzern. Drei deutsche Divisionen standen dieser Heeresmacht gegenüber: die 8. Jägerdivision, die 81. und die 290.1. D. Die Südgruppe Timoschenkos bestand aus sieben Schützendivisionen, vier Schützenbrigaden und Panzerverbänden mit 150 Panzern. Gegenüber lag eine einzige deutsche Division: die rheinisch-westfälische 126.1.D.

Mit diesen Streitkräften wollte Timoschenko die zehn Kilometer im ‚Stiel des Pilzes‘ von Demjansk überwinden. Also 5'000 Meter für jede Offensivgruppe. Waren sie geschafft, dann sass das 2. Korps mit seinen 100'000 Soldaten in der Falle!

Am 28. November 1942 begann der Angriff: mächtiger Feuerschlag der sowjetischen Artillerie. Bombenteppiche. Tiefflieger, die in ständigen Einsätzen über die deutschen Stellungen harkten. Die Sowjets hatten die Luftherrschaft. Es gab keine nennenswerte deutsche Luftwaffenunterstützung für den Kampfraum Demjansk. Es gab auch keinen einzigen grossen Panzerverband. Die 16. Armee besass nach Abtransport der 8. Panzerdivision nach Witebsk nur noch Sturmgeschütze und einige Panzerkompanien, Teile des 1941 in Frankreich aufgestellten Panzerregi-

Sie wollten mit Motorschlitten über den Ilmen-See, das deutsche Artilleriefeuer hat den Angriff der Russen zerschlagen •
Schwere Heeresartillerie südlich des Ladoga.





ments 203. Oberstleutnant Freiherr von Massenbach führte diese Kräfte, die im Rahmen der ‚Gruppe Saur‘ bei Staraja Russa kämpften. Das war die einzige Eingreifreserve der Armee. Die Infanteristen in Demjansk hatten nur Gräben, Stacheldraht und Minen zwischen sich und Timoschenkos anrollenden Panzern.

In Qualm und Rauch, in Feuer und Blitz rollten die T 34 heran. Neben ihnen die Schützenbataillone. «Urrä!»

«Stürmt die deutschen Linien! Wenn ihr über die ersten Gräben hinweg seid, ist es geschafft», hatten die Politikommissare den Kompanien eingehämmert. Das befeuerte die roten Regimenter. In den ersten Stunden der Schlacht gelangen den Russen an der Nordfront des Schlauches einzelne Einbrüche. Timoschenko führte Reserven in die Breschen.

Generalleutnant Höhne, der die Verbände im Korridor führte, warf Pioniere, Funker, Kanoniere und Fahrer an die Einbruchstellen. Massenbachs Panzerregiment 203 wurde kompanie- und zugweise von Staraja Russa an die Krisenpunkte geworfen. Hauptmann Semisch bereinigte mit der Masse der I. Abteilung mehrere bedrohliche örtliche Einbrüche. Doch es fehlte jetzt vor allem an Infanterie.

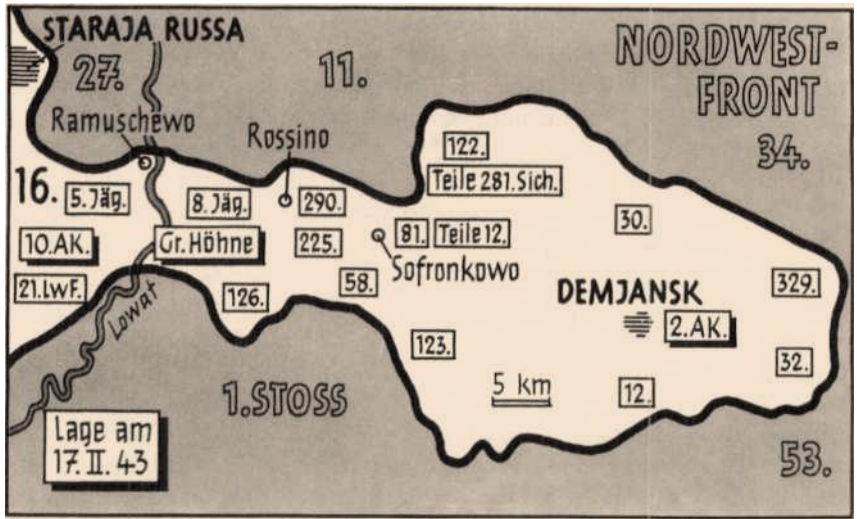
Auch das 2. Korps im Kampfraum Demjansk selbst – jetzt, nach der Erkrankung Brockdorff-Ahlefeldts, unter dem Befehl von Generalleutnant Laux – kratzte die letzten Reserven zusammen. Man machte die Schreibstuben leer, kämmte Werkstätten und Versorgungskompanien aus und gab den letzten Mann an die bedrohten Fronten des Korridors ab. Doch eine Wendung brachte das alles nicht.

Hilferufe ans benachbarte 10. Korps! Aber dessen Verbände hatten bei Staraja Russa selbst alle Hände voll zu tun.

Hilferuf an die 16. Armee! Ihr Oberbefehlshaber, Generaloberst Busch, telefonierte daraufhin persönlich mit General Laux und bedauerte: «Laux, ich kann kein Bataillon aus der übrigen Armeefront nehmen.»

Und die Heeresgruppe? Sie hatte auch keine Reserven mehr. Die 11. Armee Mansteins, die kurz zuvor noch geholfen hatte, die Krise der ersten Ladoga-Schlacht zu meistern, war nicht mehr da. Die Entwicklung vor Stalingrad hatte das Oberkommando des Heeres gezwungen, den Feldmarschall mit seinem AOK, den Armeetruppen und Teilen seiner Armee von der Nordfront an die Südfront zu werfen. Starke Verbände wurden bei Welisch und Witebsk angehalten und in schwere Kämpfe verwickelt. Es brannte eben überall.

So mussten Hohne Divisionen auf den Waldai-Höhen auf sich allein gestellt kämpfen. Die kleinen Kampfgruppen wehrten sich gegen eine riesige Übermacht. Disziplin, Kampferfahrung und eiserne Kameradschaft erwiesen sich als entscheidende Faktoren. Doch wo kein Widerstandsnest mehr ist, weil die Artillerie alles zertrommelt hat, wo keine Pak mehr steht und kein MG-Schütze mehr feuert, da richten auch Tapferkeit und Disziplin nichts aus. Da kann ein entschlossener Feind durchbrechen, den Rest der Verteidiger niederwalzen. Und Timoschenko walzte. Zweihundert, fünfhundert Meter am Tag, an manchen Stellen auch tau-



Vom 28. November 1942 bis Mitte Februar 1943 versucht Marschall Timoschenko den zehn Kilometer schmalen Flaschenhals von Demjansk einzudrücken.

send. Jede Stunde konnte sein alles entscheidender Durchbruch in die rückwärtige Kampfzone der 16. Armee erfolgen.

In dieser gefährlichen Lage, da vorauszusehen war, dass General Hohnes Divisionen nicht mehr lange würden standhalten können, entschloss sich die Heeresgruppe Nord, va banque zu spielen: Feldmarschall von Kuchler nahm Anfang Dezember von der 18. Armee drei Divisionen aus der hauchdünn besetzten Front am Ladoga-See, vom Einschliessungsring um den Oranienbaumer Kessel und vom Wolchow und warf sie in den Schlauch von Demjansk. Darüber hinaus hielt er die 28. Jägerdivision zurück, die zur 20. Gebirgsarmee nach Finnland abrollen sollte.

Die beiden norddeutschen Infanteriedivisionen, die 58. und 225., sowie die rheinisch-westfälische 254. I. D. gingen hier im Dezember 1942 ihren bis dahin schwersten Kämpfen entgegen.

Diese Divisionen der 18. Armee in den bedrohten Demjansker Korridor zu werfen, war richtig, war notwendig. Aber ihr Abzug von den nördlichen Frontabschnitten hatte zur Folge, dass fünf Wochen später, als die Sowjets zur zweiten Ladoga-Schlacht schritten, im Flaschenhals zwischen Leningrad und Wolchow zu schwache deutsche Kräfte standen und die Russen die Blockade Leningrads aufbrechen konnten.

Wieder erwies es sich: zu wenig Kräfte! Immer und überall zu wenig Kräfte! An allen Fronten regierte seit Herbst 1942 dieses verhängnisvolle Gesetz des «Zuwenig» und «Zuspät».

Aber noch immer war Hitler nicht zu bewegen, von seiner Strategie abzugehen, jeden Fuss breit einmal eroberten Gebietes zu verteidigen. Er hielt an seiner Theorie fest, die weit vorgeschobenen exponierten Stützpunkte müssten gehalten

werden, um günstige Ausgangspositionen für kommende Offensiven zu haben. Und so nahm das unvermeidliche Unheil seinen Lauf.

Die einzelnen Regimenter, Abteilungen und Bataillone der drei vom Norden herbeieilenden Divisionen wurden sofort nach ihrem Eintreffen im Raum Staraja Russa mit Nachschubfahrzeugen oder im Fussmarsch in den Schlauch und in den Kampf geworfen.

Ein besonders bedrohter Abschnitt an der Nordfront der ‚Gruppe Höhne‘ wurde von Teilen der 8. Jägerdivision und Generalmajor Schoppers Schlesiern der 81.1. D. verteidigt. Die Division lag im Schwerpunkt des russischen Angriffs. Ihre Kampfgruppen wurden eingeschlossen. Freigekämpft. Wieder eingeschlossen. Und wieder im härtesten Nahkampf freigeschlagen. Am 17. Dezember zählten die beiden Grenadierregimenter 161 und 174 der 81.1. D. noch insgesamt 310 Mann. Aber vor dem Abschnitt der Division lagen 170 abgeschossene sowjetische Panzer. Diese Zahl sagt alles.

Die Schlesier wurden am 17. Dezember abgelöst von der 225.1. D. Die Panzerjäger des Grenadierregiments 376 unter Oberst Lorenz fügten bereits in den ersten vierundzwanzig Stunden dem Panzerfriedhof vor ihrer Hauptkampflinie weitere achtzehn abgeschossene T 34 hinzu.

Am Südriegel des Schlauches kämpfte Generalmajor Harry Hoppe, der Mann der Schlüsselburg eroberte. Vor fünfzehn Monaten hatte der Tuchs vom Torfmoor die Poseloks ostwärts Leningrad der Reihe nach mit einem einzigen verstärkten Regiment geknackt, um dann im Zusammenwirken mit der hamburgischen 20.1. D. mot. Schlüsselburg im Handstreich zu nehmen. Inzwischen war Hoppe Kommandeur der rheinisch-westfälischen 126. Infanteriedivision geworden. Seine Regimenter standen in schwerstem Abwehrkampf. Den Sowjets gelang es aber nicht, in die deutsche Hauptkampflinie einzudringen. Zum Glück zögerten sie.

Hoppe fasste seine Bataillone zusammen, nahm sie auf eine verkürzte HKL zurück und baute eine neue Abwehrfront auf. Der lebensgefährliche Durchbruch der Russen nach Norden konnte so in letzter Minute noch einmal verhindert werden. Am 4. Dezember kam dann Verstärkung: das Grenadierregiment 209 und die Aufklärungsabteilung der nordwestdeutschen 58. Infanteriedivision.

Die Sowjets fuhren mit einem Panzerangriff den Panzerjägern und unterstellten Flak-Kampftrupps des gerade bereitgestellten II. Bataillons vom Grenadierregiment 209 direkt vor die Rohre und wurden völlig zerschlagen. Zusammen mit den 58ern bereinigte General Hoppes 126.1. D. die Lage an der Südfront des Korridors und baute eine neue Abwehrfront auf, an der alle weiteren Angriffe der Russen scheiterten.

Die nächste herankommende Kampfgruppe der 58.1. D., das Grenadierregiment 154, war inzwischen nach ihrer Ankunft auf der Landbrücke an die Nordfront geworfen worden und kämpfte im Verband der 290. Infanteriedivision.

Bei Rossino war die Gefahr am grössten: Mit starker Panzerunterstützung stiess der Gegner nach Süden. Die Schlacht stand im Zenit. In erbitterten Kämpfen gelang es aber auch dort, den Einbruch abzuriegeln und eine neue Front aufzubauen. Timoschenko war gestoppt. Wütend versuchten seine Truppen, sich erneut mit

Panzern und Flammenwerfern eine Bresche zu schlagen. Doch es gelang ihnen nicht. Eigentlich ein Wunder! Wie war es möglich, dass Timoschenko trotz grösster zahlenmässiger Überlegenheit seiner Truppen und schärfster Schwerepunktbildung an der zum Zerreißen gespannten deutschen Front keinen operativen Durchbruch erkämpfen konnte?

Mit der Tapferkeit der Verteidiger allein lässt sich das kaum erklären. Es kommen eine ganze Reihe anderer sehr entscheidender Faktoren dazu: Die deutschen Abwehrstellungen waren in der langen ‚Festungszeit‘ sehr sorgfältig ausgebaut worden. Das Zusammenwirken von Flak, Panzerjägern, Artillerie und Sturmartillerie mit den infanteristischen Kräften war ausgezeichnet. Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften der eingesetzten Divisionen waren aufeinander eingeschworen. Und die beiden Kommandierenden Generale Laux und Höhne waren hervorragende Offiziere, erfahren sowohl in der Kunst der Truppenführung wie der Improvisation. Ein Beispiel für wirkungsvolle Zusammenarbeit aller Waffen.

Bei den Kämpfen im Krisenraum Rossino zeichneten sich zwei deutsche Sturmgeschütze der Abteilung 184 besonders aus. Ihre Einsätze im Kampfraum des Grenadierregiments 377 der 225. I. D. sind ein Exempel dafür, warum Timoschenkos Panzer-Rammstöße gegen die deutsche Abwehrfront beiderseits des Korridors nach Demjansk immer wieder scheiterten. Der Gefechtsbericht der beiden Sturmgeschütz-Kommandanten, der in der Truppengeschichte der Sturmartillerie verzeichnet ist, stellt ein eindrucksvolles Dokument dar über die Einsätze dieser Waffe an den Brennpunkten einer Schlacht.

Eines dieser Sturmgeschütze III, Typ Kurzrohr, kommandiert der einundzwanzigjährige Berliner Unteroffizier Horst Naumann. Sein Auftrag ist, ostwärts Sofronkovo links von der Strasse mit Schussrichtung nach Norden aufzufahren. Unteroffizier Riss steht mit seinem Langrohr rechts von der Strasse mit Schussrichtung nach Osten. Der Abstand zwischen beiden beträgt hundert Meter. Dazwischen liegt eine Anhöhe, der vorderste Punkt der deutschen Riegelstellung. Es ist die Stellung von Hauptmann Widmayers III. Bataillon Jägerregiment 75, das in den Weihnachtstagen aus dem Abschnitt seiner 5. Jägerdivision am linken Flügel hierher an diese Krisenstelle geworfen und der 225. I. D. unterstellt worden war.

9 Uhr 30: Dann und wann feindliches Werferfeuer. Sonst aber Ruhe. Im Allgemeinen greift der Russe pünktlich um 10 Uhr an. Demnach muss es gleich losgehen. Richtig! Fünf Minuten später ist die Hölle los: Stalinorgeln, Artillerie, Granat- und Phosphorwerfer.

«Luken dicht», befiehlt Unteroffizier Naumann. Auf denselben Befehl knallen auch drüben beim Langrohr von Unteroffizier Riss die Lukendeckel zu.

Eine Stunde sitzen die Sturmartilleristen in ihren Stahlkästen. Granaten zerhämmern die Erde rundherum. Splitter und Steinbrocken prasseln gegen die Stahlwände. Wenn der Einschlag ganz nahe liegt, halten die Männer die Luft an und warten auf den nächsten. Noch dichter? Oder weiter weg? Weiter weg! Sie atmen auf. Plötzlich wird es still, und Naumann macht die Luke auf. Späht hinaus. Nichts zu sehen. Alles ist von dichtem Qualm verdeckt. Aber der erfahrene Geschützfürer weiss: Bis zum Waldrand sind es vierhundert Meter. Dort muss der Gegner stecken. Von dort muss er kommen.

Warten wie der Jäger. Naumann kennt das. Fünfzehn Panzer hat er bereits abgeschossen. Wird er heute wieder Sieger bleiben? Oder ist er diesmal dran?

Der Qualm lichtet sich. Naumann hat die kleine Anhöhe achtzig Meter rechts vom Geschütz genau im Auge. Und richtig: Da schiebt sich ein Panzerturm über die Höhe. Jetzt der Rumpf. Ein T 34 rollt schnell heran.

«Rechts anziehen! Panzer!» ruft Naumann. Der Richtunteroffizier hat den T 34 schon im Visier. Er kurbelt an der Richtmaschine. Der Schuss des Kurzrohrs kracht. Drüben ein harter Schlag. «Treffer!» berichtet der Kommandant. Richtschütze und Ladekanonier arbeiten wie die Besessenen. Die Kanone spuckt Feuerstrahlen.

Aus dem ersten T 34 will die Besatzung ausbooten. Die Luken fliegen auf. Nur fünf Meter vor der am Hinterhang liegenden eigenen Infanterie steht der weidwund geschossene sowjetische Panzer. Handgranaten und MG-Feuer werfen die aussteigenden Besatzungsmitglieder zu Boden.

Der zweite T 34 taucht auf. Viermal ballern die Abschüsse des Kurzrohrs. «Er brennt!» Zwei weitere russische 16-Tonnen-Panzer rollen über die Höhe und feuern. Aber zu kurz. Zwei Schuss braucht Naumanns Richt-Unteroffizier für jeden. Dann brennen auch diese beiden sowjetischen Kampfswagen.

Dem Ladeschützen läuft der Schweiß übers Gesicht. Das Gefecht dauert erst eine Minute, und schon liegen vier Feindpanzer brennend vor dem Sturmgeschütz.

«Wir rollen auf die Höhe vor», befiehlt Naumann. Der Fahrer gibt Gas. Das Geschütz rasselt nach vorn. Noch ist es nicht ganz auf der Höhe, da beobachtet Unteroffizier Naumann durch das Scherenfernrohr zweihundert Meter voraus einen eben wieder anfahrenden T 34. «Da steht noch einer! Feuer!»

Der sowjetische Panzer wird mehrmals getroffen. Dann schlagen Flammen aus der zurückschnellenden Luke. Die Bereitschaftsmunition explodiert in immer neuen Feuerschlägen. Granaten heulen der Höhe entgegen.

«Gegner will sich mit Artillerie auf uns einschieszen», spricht Naumann ruhig ins Mikrophon.

«Zurück, Horst?» fragt der Fahrer. Naumann will gerade zustimmen, da bemerkt er einen sechsten sowjetischen Kampfswagen, der in Richtung auf die abgeschossenen Panzer vorrollt.

«Da kommt noch einer! Feuer!» Schnelligkeit entscheidet – das Sturmgeschütz ist schneller, und nun schwelt ein sechster Feindpanzer, tödlich getroffen, nur vierzig Meter entfernt.

Horst Naumann, gerade erst einundzwanzig Jahre alt geworden, erhielt als erster Unteroffizier der Sturmartillerie das Ritterkreuz. Seine Abteilung wurde während ihres Einsatzes im Kampf um die Festung Demjansk dreimal im Wehrmachtbericht genannt, Naumann selbst später wegen wiederholter Tapferkeit vor dem Feind zum Offizier befördert.

Noch zwei Wochen lang versuchte Timoschenko an der Nordfront, durch immer neue Angriffe den Durchbruch mit seinen Divisionen und Panzerbrigaden zu erzwingen. Dann erlahmte deren Kraft. Mehr als zweihundert sowjetische Panzer lagen ausgebrannt oder zerfetzt vor den deutschen Stellungen der Nordfront.

An der Südfront des Korridors trat Timoschenkos 1. Stossarmee am 2. Januar

noch einmal zum Grossangriff an. Wieder standen neben den ausgebluteten Regimentern der 126.1. D. Bataillone und Kampfgruppen der 58. und 225.1. D. im Schwerpunkt des Kampfes. Timoschenko verschob die Schlacht immer weiter nach Osten, gegen die Front der 123.1. D. und Teile der 12.1. D. Aber der Marschall fand auch hier keine schwache Stelle.

Da gab er es auf. Seine drei Armeen hatten in den 46 Tagen vom 28. November bis 12. Januar mehr als 10'000 Tote zu beklagen. 423 Panzer waren verloren- gegangen.

Die deutschen Verluste an Menschen waren kaum geringer. Das beweist, wie hart diese Kämpfe waren: 17'767 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften stehen als gefallen, verwundet oder vermisst in den Verlustlisten der deutschen Divisionen im Korridor und im Kampfraum Demjansk. 17'767 Soldaten in 57 Tagen vom 28. November bis 23. Januar! Ein schrecklicher Aderlass, ein riesiges Opfer für die Wachtposten-Stellung auf den Waldai-Höhen.

Aber es gab keinen Zweifel, dass die Russen wieder angreifen würden. Dass die Opfer noch grösser werden und früher oder später die ganze Besatzung fallen würde. Stalingrad!

War dieses Risiko angesichts der Gesamtlage mit ihren überdehnten Fronten und dem Mangel an Kräften noch zu vertreten? Nein, sagten die Frontbefehlshaber.

Nein – sagte auch der Chef des Generalstabes des Heeres, Generaloberst Zeitzler, im Führerhauptquartier. Er versuchte, Hitler zu einer Räumung der Bastion auf den Waldai-Höhen zu bewegen. Aber Hitler liess zunächst nicht mit sich reden. ‚Halten‘ war seine These. Die vorgeschobenen «Festungen» der Front sollten Ausgangspositionen für zukünftige Offensiven werden. Noch immer hielt Hitler an der Strategie fest, die Sowjetunion durch die Eroberung ihrer weiten Räume und Wirtschaftsgebiete zu bezwingen. Das blutige Menetekel in den Ruinen von Stalingrad machte ihn zwar schwankend, aber noch konnte, wollte er seine Meinung nicht ändern.

Als dann in der zweiten Hälfte Januar 1943 feststand, dass die 6. Armee in Stalingrad verloren war, verloren, weil ihr nicht rechtzeitig der Befehl gegeben worden war, sich von der Wolga an den Don abzusetzen, da bedrängte Generaloberst Zeitzler Hitler aufs Neue, den 100'000 Mann im Halbkessel von Demjansk das Schicksal der 6. Armee zu ersparen und dem Oberkommando des Heeres diese zwölf unentbehrlichen Divisionen zu retten.

Hitler lehnte nicht mehr strikt ab; er schwankte zwischen Einsicht und Starrsinn. Es war ein Zweikampf im Schatten von Stalingrad.

Der Kriegstagebuchführer des OKW, Helmuth Greiner, notierte am 30. Januar 1943: «Der Führer hat gestern Meldung über die Vorräte im Raum von Demjansk verlangt, um zum Entschluss über die Räumung des Kessels zu kommen. In diesem Zusammenhang äusserte der Führer nebenbei, dass ihm der Entschluss zur Räumung schwerfiel, da er einstweilen noch an der Absicht einer Operation auf Ostaschkow zur Schliessung der Lücke festhalte, allerdings die Wegnahme von Leningrad für wichtiger halte.»

Stauend vernimmt man es: Ein Angriff aus Demjansk heraus gegen den Raum

Rschew! Eine riesige Lücke von 120 Kilometer, die zwischen Heeresgruppe Nord und Mitte klappte, wollte Hitler durch eine Offensive aus dem bedrohten Kessel schliessen. Er hielt allerdings «die Wegnahme von Leningrad für wichtiger».

Die Wegnahme! Dabei hatten gerade zwölf Tage zuvor die Russen die deutsche Blockade Leningrads gebrochen. Und die Korpsgruppe Hilpert schlug sich zum Zeitpunkt dieser Überlegungen Hitlers verzweifelt an den Sinjawino-Höhen gegen wütende Angriffe weit überlegener sowjetischer Armeen.

Wieder wird sichtbar, wie sich Hitlers einst so kaltblütiger und realistischer Sinn für operative Fragen in ein krankhaftes irreales Wunschenken verwandelt hatte. Aber der Kelch der 6. Armee ging noch einmal am 2. Korps in Demjansk vorüber. Zwei Faktoren retteten die 100'000 Mann auf den Waldai-Höhen: der schauerlich spektakuläre Fall von Stalingrad und ein Generalstabsmajor des Heeres namens von Rosenthal.

Am 31. Januar 1943 gab Hitler unter der Wirkung der Hiobsbotschaften von der Wolga seinen Widerstand gegen Zeitzlers Drängen auf. Am nächsten Tag, am 1. Februar, funkte Zeitzler über die 16. Armee dem 2. Korps grünes Licht für die Räumung. Schritt für Schritt sollte der Rückzug in dem wegearmen Gebiet vor sich gehen, kein Stück Material sollte Zurückbleiben.

«Räumung innerhalb von siebzig Tagen», lautete der Befehl des Oberkommandos. Siebzig Tage! Da lächelten die Offiziere in den Stäben. Denn: Was alles konnte in diesen siebzig Tagen geschehen? Nein, zweieinhalb Monate durfte die Sache nicht dauern! Und sie dauerte – zum Glück, wie wir sehen werden – auch nicht solange. Sie wurde in einem Siebentel der Zeit geschafft, weil General Laux und sein Stab die Räumung auf eigene Faust längst vor dem Befehl des Oberkommandos eingeleitet hatten.

Schon Mitte Januar hatte Laux, im stillen Einvernehmen mit der 16. Armee, mit den Vorbereitungen begonnen. Der erste Generalstabsoffizier der 225.1. D., Major von Rosenthal, war der Kopf eines Planungs- und Arbeitsstabes für alle Fragen der Räumung. Aber das Wort «Räumung» durfte natürlich im Dienstverkehr nicht offiziell auftauchen. ‚Unternehmen Entrümpelung‘ lautete daher das Deckwort für die Planungen. Alle Nichteingeweihten wurden in dem Glauben gelassen, man treffe organisatorische Vorbereitungen für eine bevorstehende Offensive.

Räum- und Arbeitskolonnen wurden gebildet. Wege gebaut. Knüppeldämme angelegt. Es entstand ein Wegenetz, das strahlenförmig aus dem Kopf des Pilzes zur Landbrücke lief und die Möglichkeit schuf, dass sich viele Kolonnen gleichzeitig absetzen konnten. Es wurde schwer geschuftet. Auch Kriegsgefangene wurden eingesetzt. Motorisierte Schneepflüge knatterten durch den Kampfraum. Es entstanden die ‚Reichsstrasse 1‘, die ‚Knüppellallee‘, der ‚Kudamm‘, die ‚Schlesische Promenade.‘

Alles Entbehrliche, was in den rückwärtigen Depots lagerte, überflüssige Fahrzeuge und Geräte aus den Trossen der Truppe, wurde an die Feldeisenbahn gebracht, die kurz hinter der Pola begann und durch den Schlauch in den Raum Staraja Russa führte. Dort stapelte sich auf den Sammelstellen das abgefahrene

Material. Nur die motorisierten und bespannten Schlitten blieben bei der Truppe für den heimlich vorgeplanten Rückzug durch den hohen Schnee.

Major von Rosenthal arbeitete mit seinem Planungsstab Tag und Nacht. Mit bewundernswerter Präzision lief die ‚schwarze Organisation‘, und nicht der Schatten eines Verdachts wurde im Oberkommando wach.

Als schliesslich am 1. Februar 1943 der offizielle Räumungsbefehl eintraf, waren die meisten Vorbereitungen schon abgeschlossen. Sofort konnte mit dem Abtransport des schweren Geräts begonnen werden.

Mitte Februar, zu dem Zeitpunkt etwa, da ohne Rosenthals Vorbereitungen die Räumung erst hätte beginnen können, waren bereits 8‘000 Tonnen Gerät, 5‘000 bespannte und 1‘500 motorisierte Fahrzeuge abtransportiert. Das Korps teilte dem Chef des Generalstabes des Heeres mit, dass die Räumungsfrist auf vierzig Tage reduziert werden könne. Aber auch das war noch nicht das letzte Wort.

Schwere Winterstürme fegten seit Anfang Februar 1943 heulend von den Waldai-Höhen nach Westen. Fegten den Schnee zu meterhohen Wehen zusammen. Begruben Wege und Stege, die durch die Wälder angelegt waren. Motorisierte Schneepflüge mussten alles wieder freiwuchten. Alle Mittel der Tarnung wurden angewandt, um den Gegner und seine geheimen Nachrichtenquellen, die er unter den Zivilisten im Kampfraum hatte, zu täuschen.

Eiskalt fegte der Wind vom Seliger-See her über die Höhen vor der Hauptkampflinie der 32. Infanteriedivision. Er peitschte den Schnee vor sich her und verwehte schnell die Spuren des deutschen Spähtrupps, der im unübersichtlichen Gelände vor der Front des Grenadierregiments 94 aufklärte. Im Windschatten einer mächtigen Schneewächte jedoch entdeckten die Männer erneut, was Feldwebel Kretschmer schon ein paarmal erspäht hatte: eine einzelne Skispur!

Der Feldwebel zeigte mit dem Skistock auf die Fährte: «Keine halbe Stunde ist die alt; also knapp vor uns muss da wieder einer hinüber sein!»

Kretschmers Begleiter nickten. Gefreiter Behrens sagte: «Kein Wunder, dass der Iwan immer so gut darüber Bescheid weiss, was bei uns los ist. Wenn er merkt, dass wir den Rückzug planen, kommt er uns bestimmt auf den Hals.»

Sie stapften mit ihren Skiern zurück zum Bataillonsgefechtsstand. Feldwebel Kretschmer machte Meldung: «Einzelne Skispur Richtung russische HKL.» Und der erfahrene Stosstrupp- und Spähtruppführer fügte hinzu: «Entweder ein sowjetischer Einwohner aus dem Kampfraum, der als V-Mann tätig ist, oder ein sowjetischer Agent, der als Einwohner getarnt in einer der Erdhöhlen haust, in denen sich die Zivilbevölkerung aufhält.»

Die Stäbe kannten diese Gefahr. Bei der dünnbesetzten Front war der Pendelverkehr feindlicher Agenten nicht zu verhindern. Man musste das Beste draus machen. Das Beste hiess: die Wanderer zwischen den Fronten falsche Nachrichtenfracht transportieren zu lassen. Man musste sie täuschen, ihnen Bären aufbinden und Türken bauen, wie die Landser sagten.

Überall bei den Divisionen tauchten deshalb Anfang Februar Sonderkommandos fremder Einheiten auf, die viel Wind machten. Bei der schleswig-holsteinischen 30. Infanteriedivision liefen ‚Einweisungskommandos‘ einer Luftwaffenfelddivi-

sion herum. Im Abschnitt des Füsilierregiments 26 wurde am 12. Februar vom Kommando eines Luftwaffenfeldregiments sehr sichtbar und mit grosser Betriebsamkeit ‚die Ablösung‘ vorbereitet.

Auch im Äther wurde das Täuschungsmanöver weitergespielt: Nur leicht verschlüsselte Funksprüche mit Verstärkungswünschen wurden zum Armeeoberkommando gejagt. Die Armee antwortete darauf mit verabredeten Befehlen über den Bau von Unterkünften für neue Einheiten, schwere Artillerie, Nebelwerfer, ‚Gespenster-Einheiten«, die es gar nicht gab, errichteten Funkstellen in sehr deutlich markierten Stabsunterkünften.

Die heimlichen Skifahrer zwischen den Fronten, die Partisanen und Agenten, berichteten das alles an die sowjetischen Führungsstellen. Aber die Russen waren misstrauisch. Was ihre Agenten aus dem Kampfraum meldeten, was Späher berichteten und die Luftaufklärung fotografierte, sprach zwar dem Augenschein nach für eine Verstärkung der deutschen Demjansk-Front. Aber sprach nicht die Logik für Rückzug?

Da war zum Beispiel die Meldung über die Pferde! Die Infanteriedivisionen holten sie aus dem rückwärtigen Armeegebiet wieder in den Kampfraum. War das nicht eine Massnahme, die deutlich für Rückzug sprach? Auch die deutschen Landser redeten darüber. Und die Gerüchte zogen durch die Katzen.

Verdacht hin, Täuschung her! Das sowjetische Oberkommando fasste jedenfalls den Plan, erneut und schnell gegen den schmalen ‚Schlauch‘ zum Kampfraum Demjansk offensiv vorzugehen.

In der ‚Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges« wird über die Erwägungen des sowjetischen Hauptquartiers – des STAWKA – berichtet, die damals im Zusammenhang mit diesen militärischen Aktionen angestellt wurden. Es heisst da in Band 3: «Die breit angelegten Offensiven der Roten Armee im Süden, am Mittelabschnitt der Front und bei Leningrad fesselten die Kräfte des Gegners und zwangen ihn zur Verausgabung seiner Reserven. So entstanden günstige Bedingungen dafür, auch den Brückenkopf bei Demjansk zu beseitigen, in dem mit insgesamt zwölf Divisionen die Hauptkräfte der 16. deutschen Armee standen.»

Gut gedacht und gut koordiniert!

Die der 16. Armee links benachbarte 18. deutsche Armee hatte vor Leningrad alle Hände voll zu tun. Südlich von Demjansk, bei Witebsk, stand das 59. Deutsche Korps an der Naht zwischen der Heeresgruppe Mitte und Nord in schweren Kämpfen. Bei Rschew war die 9. Armee seit mehr als zwei Monaten in einer harten Abwehrschlacht gebunden. Und weiter südlich hatte Feldmarschall von Manstein jedes Bataillon nötig, um mit der Panzergruppe Popow und mit Watutins Stoss über den Donez zum Dnjepr fertig zu werden.

Es war also ziemlich ausgeschlossen, dass die 16. Armee für ihren Kampf um Demjansk auf wirksame Hilfe der Nachbarn rechnen konnte, wenn es erneut ernst werden sollte. Und eigene Reserven hatte die Armee jetzt überhaupt nicht mehr. Ihr allerletzter Panzerverband, das Heeres-Panzerregiment 203, die Feuerwehr der Armee, war Anfang des Jahres auf Befehl des OKW nach Frankreich verlegt worden.

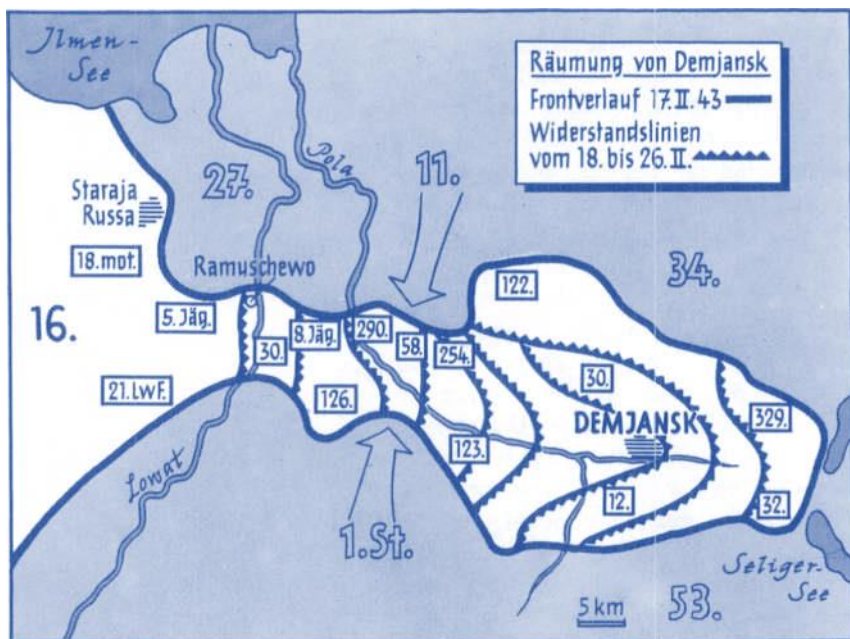
Die Sowjets wussten das alles. Und aus dieser Kenntnis der Lage schöpften sie

ihre Zuversicht. Wieder war es Marschall Timoschenko, dem das sowjetische Oberkommando den Auftrag erteilte, die 100'000 deutschen Soldaten im Kampfraum Demjansk als Gefangene einzubringen. Es war klar, dass die Karriere des Marschalls auf dem Spiele stand, wenn es auch diesmal nicht klappte. Der ‚Fuchs vom Don‘ setzte deshalb alle ihm zur Verfügung stehenden Kräfte für einen Zangenangriff gegen die schmalste Stelle des Korridors ein.

Am 15. Februar, einem Montag, wurden um 6 Uhr früh die deutschen Soldaten in ihren Unterständen im ‚Schlauch‘ von Demjansk vom jäh aufgrollenden sowjetischen Trommelfeuer geweckt. «Verfluchter Mist», sagten sie. «Jetzt kommt uns der Iwan noch in letzter Minute auf den Hals!»

Wie es in der ‚Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges‘ im Hinblick auf die Planung dieses Angriffs nachzulesen ist, so waren tatsächlich alle sowjetischen Operationen genau aufeinander abgestimmt: Drei Tage zuvor, am 12. Februar, hatte die neue russische Offensive an der Leningrader Front, südlich des Ladogasees, gegen die Kirow-Bahn begonnen. Damit war die 18. deutsche Armee gefesselt. Von dort konnte die Heeresgruppe Nord diesmal keine Reserven heranholen.

Gegen den Bogen von Rschew und im Einbruchsraum Welikije Luki griffen die Sowjets ebenfalls an. Und so konnte auch von der benachbarten Heeresgruppe Mitte keine Hilfe erwartet werden, zumal ihr Nordflügel schon seit Wochen in



Deckwort ‚Ziethen‘, der Kessel wird geräumt. In zehn Tagen ziehen sich zwölf Divisionen Schritt für Schritt zurück.

schweren Kämpfen gebunden war. Die Divisionen der 16. Armee auf den Waldai-Höhen mussten also allein mit der neuen lebensgefährlichen Bedrohung fertig werden.

Ab 7 Uhr stürmte Timoschenko an der Nordfront des Demjansker Schlauches mit sechs Schützendivisionen und drei Panzerregimentern gegen die Stellungen von drei deutschen Divisionen: der 290., der 58. und der 254.1. D.

An der Südfront des ‚Schlauches‘ traf der Angriff der 1. sowjetischen Stossarmee mit sechs Schützendivisionen und drei Schützenbrigaden auf die Regimenter von General Hoppes 126.1. D. Sechs zu eins! Und in der ersten Angriffswelle der Russen rollten zudem noch fünfzig wuchtige T 34 mit.

Es gab gefährliche Einbrüche, vor allem am Südabschnitt der 126.1. D. Aber nirgends gelang Timoschenko der Durchbruch. Die deutsche Führung im Kampfraum war sich klar darüber, dass das zunächst nur der Auftakt war. Zwei Armeen hatten die Sowjets erst eingesetzt, aber insgesamt fünf standen rund um den ‚Pilz‘ Demjansk. Fünf Armeen gegen zwölf Divisionen! Jede Stunde konnte der sowjetische Generalangriff von allen Seiten beginnen. Angesichts dieser Lage, vor allem aber wegen der Krisen an der Südfront des ‚Schlauches‘, durfte keine Minute mehr verloren werden. Die Front musste verkürzt werden. General Höhne brauchte Reserven für die schwerbedrohten Wände des Korridors. Und dann 'raus aus der Falle!

General Laux sprach über die Richtfunkverbindung mit der 16. Armee und trug dem Oberbefehlshaber seine Sorgen vor. Die nützliche und sichere drahtlose Sprechverbindung hatte das Luftnachrichtenregiment 1 schon im Mai 1942 errichtet; es war eine ausgezeichnete Verbindung, sie ersparte vor allem die vielen Opfer, die bei der Entstörung der Feldfernkabel immer wieder entstanden waren. Die 3. Kompanie vom Luftnachrichtenregiment 1 hatte vor der Etablierung des Richtfunks durch die Einsätze beim Entstören und Flickern der Kabel in ein paar Wochen fünfzig Tote und hundert Verwundete gehabt: die Hälfte der Kompanie. Das war nun vorbei. Und dazu hatte man eine ausgezeichnete störungsfreie Verbindung.

«Was schlagen Sie vor?» fragte der einsichtige Generalfeldmarschall Busch den Kommandierenden General.

Laux antwortete: «Die Räumung muss sofort beginnen, Herr Generalfeldmarschall.»

«Geht das?» sorgte sich Busch.

«Es geht», erwiderte Laux. Und es ging!

Die Vorbereitungen des Sonderstabes von Rosenthal waren bereits so weit fortgeschritten, dass Laux sich bereit erklären konnte, den Rückzug in zwanzig Tagen zu bewerkstelligen. In zwanzig – statt der ursprünglich vorgesehenen siebenzig Tage! Das Führerhauptquartier stimmte angesichts der bedrohlichen Lage zu. Daraufhin wurde das Stichwort ‚Ziethen‘, Deckwort für die Räumung, ausgelöst. Es war der 17. Februar 1943.

Am Spätnachmittag, bei beginnender Dämmerung, schwenkten die am weitesten nach Osten und Norden vorgestaffelten Divisionen auf die erste Widerstandslinie zurück. Die schleswig-holsteinische 30. und die mecklenburgische 12. Infan-

teriedivision blieben als Eckpfeiler noch vierundzwanzig Stunden stehen. Es begann die kühnste und gefährlichste Rückzugsoperation der Kriegsgeschichte.

Das Kriegstagebuch der schleswig-holsteinischen 30.1. D. gibt ein eindrucksvolles Bild von der Präzision der Räumung, von der Organisationskunst der Stäbe und von dem durch nichts zu erschütternden Gehorsam der Truppe. Alles war genau geplant.

Verkehrsregelung und Marschüberwachung sorgten für ein reibungsloses Abfließen der Kolonnen an Kreuzungen, Brücken und Engpässen. Ruhig und ohne Hast wurde marschiert. Ohne Licht. Schweigend. Fahrzeuge mit Pannen scherten aus der Kolonne aus und reparierten neben der Marschstrasse in schnell geschaukelten Schneelücken, dann fädelten sie sich wieder ein. Als mahnende Begleitmusik, als drohendes Zeichen der ständigen Gefahr dröhnte vom ‚Schlauch‘ die Kanonade der Schlacht herüber. Wehe, wenn die Korridorwände brechen würden!

Aber die Truppe zeigte keine Nervosität. Sie vertraute auf die Regimenter, die die Fronten des knapp zehn Kilometer schmalen Korridors seit Monaten verteidigten. Sie würden auch diese zwanzig Tage noch durchstehen. Von Stunde zu Stunde festigte sich die Front am Flaschenhals durch die aus den zurückgehenden Divisionen zugeführten Reserven.

Aber noch konnte viel passieren. Jede Schlacht ist eine Rechenaufgabe mit mehr als einer Unbekannten. Eine ist der Feind: Was weiss er, was plant er, was tut er? Eine andere ist das Wetter. Und es meldete sich bereits: Heftige Schneestürme setzten ein. Schon nach ein paar Stunden waren alle Strassen und Wege verweht. Pferde und Soldaten quälten sich durch tiefen Pulverschnee. Die motorisierten Fahrzeuge versanken bis zu den Achsen in der weichen weissen Flut. Stauungen! Verzögerungen! Der Fahrplan drohte durcheinanderzugeraten, obwohl bisher alles so glänzend verlaufen war. Auch der Feind kam ins Spiel: Am Morgen des 19. Februar erkannte die sowjetische Führung, dass die Stellungen am Ostrand des Kampfraumes geräumt waren. Mit Kavallerie und Ski truppen setzten die Sowjets zur Verfolgung an. Das Wetter begünstigte sie. Die schnellen Skibataillone jagten durch den Schneesturm, brachen durch die deutschen Nachhuten und versuchten, an die Strassen zu gelangen, um den deutschen Divisionen den Rückzug zu verlegen.

Das Eutiner I. Bataillon vom Infanterieregiment 6 unter Major Vogel marschierte im rieselnden Schnee. Plötzlich waren die Russen da. Im Nahkampf, mit Handgranate und blanker Waffe mussten sich Vogels Männer den Weg erkämpfen. Durch tiefverschneite Felder, an feindbesetzten Dörfern vorbei, schlugen sich die Kompanien wieder den Anschluss an die Rückzugsstrasse frei.

Eines jedoch liess die Landser aufatmen: Zum ersten Male seit langer Zeit erlebten sie wieder ein verschwenderisches deutsches Artilleriefeuer. Denn jetzt brauchte mit Munition nicht mehr gespart zu werden. Die riesigen Granaten-Stapel in den Munitionslagern, die bisher der Rechenstift der Intendanten bewacht hatte, waren schier unerschöpflich. Und sie mussten weg! Also heraus aus den Rohren, was nur 'raus ging.

In der sturmgepeitschten Nacht zum 20. Februar wurde die dritte Auffanglinie

mit fahrplanmässiger Exaktheit bezogen: Als weiter Bogen lief die Front um die Stadt Demjansk. Rollbahn und Brücke über die Flüsse Jawon und Pola wurden so für die abziehenden Verbände offengehalten. Die ausgebauten Stellungen hielten Regimenter der 12., 30. und 122.1. D. In ihrem Schutze zogen die motorisierten und bespannten Einheiten der schweren und leichten Artillerie, der Flak und der Panzerjäger sowie die Nachrichtentruppen und Sanitätsfahrzeuge durch die leidgeprüfte Stadt. Die Marschkolonnen der Grenadierregimenter wurden um Demjansk herumgeleitet.

Der Schneesturm tobte. Jeder musste aufpassen und Verbindung zum Vordermann halten, wenn er nicht aus der Kolonne und vom Trampelpfad abgeraten wollte. Spähtrupps auf Skiern sicherten zwischen den Marschsäulen. Sie sollten verhindern, dass Sowjets in die zurückziehenden Verbände einsickerten. Korps und Divisionen hatten strengen Befehl gegeben, an den Rastplätzen keine offenen Feuer zu entzünden, um dem Feind keine Wegzeichen zu setzen.

Aber dann passierte es doch. Eine Kolonne geriet an ein noch ziemlich volles Verpflegungslager am Rande von Demjansk. Der Intendant gab die Vorräte grosszügig an die durchziehende Truppe aus. Auch ein paar Fässer französischen Cognacs gehörten zum Lagerbestand. Die Männer liessen die Trinkbecher kreisen und füllten die Feldflaschen. Die nächtliche Kälte verführte sie, mit dem Vorrat nicht gerade sparsam umzugehen.

Mit der Trunkenheit kam der Übermut. Bald stand ein kleines Holzhaus dicht hinter der Hauptstrasse von Demjansk in Flammen. Zu spät kam die Ernüchterung. Der heulende Sturm jagte einen wilden Glutregen durch die Gassen und Strassen. Fauchend drangen die Funken durch die Ritzen der notdürftig verbretterten Fenster und stahlen sich durch die morschen Dächer auf die Hausböden. Überall loderten Brände auf. Durchgehende Pferdegespanne, dahinjagende Kolonnen wurden von der Feuersbrunst in gespenstisches Licht gehüllt.

Der Durchmarsch durch die Stadt wurde schwer behindert. Die Telefonleitungen von den Stäben der Nachtruppen zum Korps schmolzen in der Glut der brennenden Häuser. Aber zu retten war nichts mehr. Demjansk brannte aus, bis auf ein einziges Haus: Das Lazarett mit fünfzig schwerverwundeten sowjetischen Soldaten wurde durch Pioniere gerettet und blieb heil. Die Verwundeten wurden mit ihrem russischen Arzt und dem Pflegepersonal zurückgelassen.

Die Sowjets drückten jetzt energisch den zurückweichenden deutschen Verbänden nach. Die Nachhuten wurden in schwere Kämpfe verwickelt. Vor allem um die Brücken über Pola und Jawon gab es riskante Gefechte. Doch nirgends gelang Timoschenkos schnellen Truppen eine Überflügelung oder eine Umfassung der deutschen Divisionen. Planmässig wurden die fünfte und die sechste Auffanglinie bezogen.

Am 27. Februar, am zehnten Tag nach Beginn der Absetzbewegung, waren der Kampfraum Demjansk und der Korridor geräumt. Zehn Tage nur hatte gedauert, was mit zwanzig, ursprünglich sogar mit siebzig Tagen veranschlagt worden war. Eine phantastische Leistung!

Auch die sowjetische Geschichtsschreibung kann diese Leistung und zugleich damit auch Timoschenkos Fehlschlag nicht leugnen. «Fehler in unserer Truppen-

führung», so heisst es in der Ausgabe der ‚Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges‘ aus der Chruschtschow-Ära, «waren dafür verantwortlich, dass dies geschehen konnte!»

Marschall Timoschenko wurde die Schuld am deutschen Erfolg zugeschrieben: Rund dreitausend Quadratkilometer Boden waren zwar den Sowjets überlassen worden. Aber keine Kanone blieb zurück. Kein heiles Fahrzeug fiel Timoschenkos Truppen in die Hand, keine einzige brauchbare Waffe. Ein paar hundert Tonnen Munition wurden gesprengt. 1‘500 beschädigte Fahrzeuge und 700 Tonnen Verpflegung, die nicht abtransportiert werden konnten, wurden unbrauchbar gemacht. Nur 10‘000 sorgsam gepflegte Soldatengräber blieben zurück: die stummen Zeugen des vierzehnmonatigen blutigen Kampfes um Demjansk.

Gerettet aber waren zwölf Divisionen, 100‘000 Mann mit allen Waffen. Eine Streitmacht, die eine beachtliche Heeresgruppenreserve für die bedrohte Nordfront darstellte. Mit diesen Reserven konnte Generalfeldmarschall Busch die weiteren sowjetischen Vorstösse über den Lowat in den Rücken der Heeresgruppe Nord erfolgreich abwehren. Allein um Staraja Russa holten sich Timoschenkos Armeen im Verlaufe der folgenden Wochen in fünf grossen Schlachten blutige Niederlagen.

5

Operation ‚Büffel‘

Wellenbrecher Rschew – Vier Sommer- und vier Winterschlachten – Die Front ist dreihundert Kilometer zu lang – Rückzug für 250‘000 – Anruf vom Iwan: «Eure Offiziere packen die Koffer!» – Die Teufelsgärten der Pioniere – Brückensprengung per Telefon – Ein phantastischer Rückzug – Zweiundzwanzig Divisionen werden frei

Von den vielen Städten und Dörfern Russlands, um die oder in deren Nähe während des letzten Krieges entscheidende Schlachten wie die bei Demjansk geschlagen wurden, sind ein halbes Dutzend für alle Zeiten zu Kapitelüberschriften der Kriegsgeschichte geworden. Zehntausende von Soldaten kennen diese Brennpunkte des Russlandkrieges und werden sie nie vergessen. Stalingrad zum Beispiel. Sewastopol. Oder Rostow. Leningrad und Moskau auf alle Fälle. Und nicht zuletzt Rschew, eine Bezirkshauptstadt an der oberen Wolga. Bei Beginn des Krieges 54‘000 Einwohner gross und auf eine wechselvolle tausendjährige Geschichte zurückblickend.

Von Oktober 1941 bis März 1943 war diese Stadt ein Eckpfeiler und ein Schicksalspunkt der Ostfront. Wegen ihrer günstigen Lage am Oberlauf der Wolga, auf der die Flösser seit Jahrhunderten ihre Stämme zu Tal trieben, war

Rschew immer ein begehrtes Ziel und ein Zankapfel der Fürsten und Grossfürsten von Litauen, Twer, Kalinin und Moskau. Immer heiss umworben, immer heiss umkämpft. Uraltes Glacis der wirtschaftlichen und militärischen Machtkämpfe zwischen der Ostsee und dem Oberlauf der Wolga. Das Schicksal, in einer wichtigen strategischen Position zu liegen, blieb ihm auch im zweiten Weltkrieg nicht erspart.

Im Oktober 1941 nahmen Grenadierbataillone der ostpreussischen 206. I. D. und die Aufklärungsabteilung der rheinisch-westfälischen 26. I. D. im Zuge der Offensive gegen Moskau die Stadt Rschew und kamen damit als erste deutsche Einheiten an die Wolga. Europas grösster Strom, der Nationalfluss der Russen, war erreicht.

Vergeblich versuchten die Sowjets, die deutsche Position wieder zu beseitigen. Sie legten den Schwerpunkt ihrer ersten grossen Winteroffensive in diesen Raum. Es gelang ihnen, das ebenfalls an der Wolga liegende Kalinin zurückzuerobern. Die deutsche Führung musste die östlichste Position ihrer Offensive gegen Moskau aufgeben. Aber Rschew hielt und bildete das entscheidende Bollwerk der Heeresgruppe Mitte im strategischen Vorfeld von Moskau.

Im Januar und Februar 1942 sollte Generaloberst Jeremenko auf Stalins persönlichen Befehl mit seiner Stossarmee die Divisionen der 9. Armee werfen. Vergeblich packte er Rschew erst im Frontalangriff an und versuchte es dann mit einer Umfassung. In erbitterten und blutigen Kämpfen hielten die Regimenter der 9. Armee. Jeremenko jagte mit seinen Gardisten über die zugefrorene Seenkette von Ostaschkow nach Süden. Riesengross war die Gefahr, dass die Heeresgruppe Mitte vom Norden her zum Einsturz gebracht werden würde.

Aber Rschew blieb – wie Demjansk – als mächtiger Wellenbrecher stehen und dämmte Jeremenkos Flut ein, die dann bei Welisch und Welikije Luki zum Stehen kam: Hier im Raum um Rschew wurde auf diese Weise von der 9. Armee unter Generaloberst Model die Wende der ersten russischen Winterschlacht an der Mittelfront erzwungen.

In vier weiteren Sommer- und Winterschlachten hielt Rschew wie ein stählerner Pfeiler. Die Soldaten und Offiziere der 9. Armee übertrafen alle Massstäbe militärischer Leistungen. Und Generaloberst Model erwies sich bereits in diesen Kämpfen als der bedeutendste Verteidigungsstrategie des letzten Krieges.

Die Betrachtungen in der Fachliteratur der sowjetischen Kriegsgeschichte belegen, wie schwer es die sowjetische Führung beunruhigte, dass Rschew fest in deutscher Hand blieb. Wie eine Faust ragte Models Armee gegen Moskau: Die Entfernung zum Kreml betrug nur 180 Kilometer. Solange diese Streitmacht 180 Kilometer vor Moskau stand, war die Gefahr für die Hauptstadt der Sowjetunion nicht gebannt. Und solange für Hitler eine Chance bestand, die Offensive gegen das Herz der UdSSR wieder aufzunehmen, hatte das Halten vor Rschew einen militärischen Sinn.

Die Katastrophe von Stalingrad aber vereitelte endgültig jede Möglichkeit einer neuen grossen Offensive gegen Moskau. Nach dem Verlust der 6. Armee mit einer Viertelmillion Soldaten fehlten für eine solche gewaltige Angriffsoperation die Kräfte.

Hitler zögerte jedoch – genau wie bei Demjansk – auch hier die Entscheidung hinaus, ehe er diesen exponierten, kräftefressenden Frontbogen von 530 Kilo-

meter Länge aufgab. Zäh verteidigte er seine Meinung gegen das Oberkommando des Heeres, gegen die Heeresgruppe Mitte und gegen die Truppenführer.

Heute, im Lichte der späteren Ereignisse, ist es leicht, Hitlers Zögern zu tadeln. Aber der Entschluss war aus damaliger Sicht wirklich schwer. Der Frontvorsprung von Rschew war nach den Rückschlägen des ersten Russlandwinters die einzig verbliebene Bastion auf dem Wege zum Kreml. Der letzte Wolga-Zipfel! Hier, im Raum von Rschew, lag Wjasma, jener Ort, dessen Name Geschichte geworden ist: In der entscheidenden Doppelschlacht von Wjasma-Brjansk wurde 1941 nach härtesten Kämpfen der letzte sowjetische Widerstand im Vorfeld von Moskau hinweggefegt. 630*000 Gefangene!

Der hereinbrechende Winter hatte damals die Frucht dieses Sieges auf dem historischen Schlachtfeld erfrieren lassen. Wenn man es von dieser Position aus noch einmal versuchte .. . noch einmal würfelte ..., welcher militärische Führer konnte sich solchen Erwägungen entziehen? Welcher Feldherr gab solche Positionen leichten Herzens auf? Keiner.

Es war eben nicht nur eine Front, eine Stellung, es waren alle Hoffnungen auf den Sieg, die aufgegeben wurden, wenn man Rschew räumte. Hitler wusste: Ging er von dort weg, dann würde er schwerlich wiederkehren!

Aber die Katastrophe von Stalingrad und die nachfolgenden Krisen an allen Fronten, von Leningrad über Charkow bis zum Kaukasus, brachen Hitlers Widerstand, den er bis dahin gegen die beharrlichen Ratschläge des Chefs des Generalstabes geleistet hatte: Am 6. Februar 1943 gab er die Genehmigung, die 9. Armee und Teile der 4. Armee aus dem Frontvorsprung Rschew zurückzuziehen und in eine um dreihundert Kilometer verkürzte Sehenstellung zu führen.

Das Deckwort für diese grosse Absetzbewegung hiess ‚Operation Büffel«. Vier Wochen hatte der Generalstab des Heeres der 9. Armee für die Vorbereitungen des gewaltigen Exodus zugebilligt. Vier Wochen! Auf diese Weise sollten noch vor Beginn der Schlamperperiode die Truppen in ihrer neuen Verteidigungsstellung abwehrbereit sein.

Generaloberst Model sass mit seinen engsten Mitarbeitern im Kartenraum seines vorgeschobenen Gefechtsstandes bei Sytschewka und verteilte die Aufgaben. Der Chef des Stabes, Oberst Freiherr von Elverfeldt, sowie der erste Generalstabsoffizier und die Transportoffiziere hockten hinter Stapeln von Karten und Papier. Auch der Armeepionierführer war da.

Was war zu tun? Zuerst galt es, die neue Abwehrstellung zu erkunden. Dann mussten die einzelnen Widerstandslinien für die Absetzbewegungen festgelegt werden.

Und dann die eigentliche Räumung des über hundert Kilometer tiefen Kampfgebietes. Es mussten gebaut werden: Zweihundert Kilometer Strassen für Kraftfahrzeuge. Sechshundert Kilometer Wege für Schlitten und Pferdefahrzeuge. Und das

Nächtliche Operation auf dem Hauptverbandplatz bei Olenino • In der Steppe zwischen Donez und Don werden Schwerverwundete in eine Ju verladen, drei blieben zurück.





im tiefsten Winter! Abtransportiert werden sollten: alle Waffen und sonstiges Kriegsmaterial. Alle brauchbaren Wirtschaftsgüter, Vieh, Erntevorräte und landwirtschaftliches Gerät. Hierfür standen zweihundert Eisenbahnzüge und Transportkolonnen mit 10'000 Tonnen Fassungsvermögen zur Verfügung. Es mussten Beladungspläne für jeden Waggon, für jedes Fahrzeug gemacht werden. Selbst die Packtaschen der Fahrer und Reiter wurden in die Erwägungen einbezogen.

Nichts blieb dem Zufall überlassen. Eine besonders wichtige Aufgabe war der Abtransport von 60'000 Zivilisten, die Familien von Männern oder Frauen, die mit den Deutschen zusammengearbeitet hatten. Man konnte sie nicht zurücklassen und den drohenden Repressalien aussetzen. Schliesslich sollten nach Beendigung sämtlicher Bahntransporte noch 1'000 Kilometer Eisenbahngleise und 1'300 Kilometer Drahtleitungen abgebaut und zurückgebracht werden.

Die entscheidende Grundlage dieses riesigen Rückzugsunternehmens war der Bewegungs- und Marschplan für neunundzwanzig Divisionen und die Armee- und Heerestruppen, für rund 250'000 Mann samt Waffen und Gerät. Und das alles im Angesicht eines starken Feindes; Transport und Gefechtsbereitschaft, Rückzugsmarsch und Kampf mussten koordiniert werden. Ein gigantisches Abenteuer!

Ein besonderes Kapitel stellte die Geheimhaltung dar. Alles musste solange wie möglich getarnt werden, auch der Truppe gegenüber. Freilich, es sollte sich wieder einmal zeigen, dass alle Geheimvorschriften letztlich nichts halfen. Als die eigenen Truppen Mitte Februar noch weitgehend im ungewissen über die geheime Operation 'Büffel' waren, tönten bereits russische Lautsprecher über die Front und stachelten die deutschen Landser auf: «Eure Offiziere packen die Koffer. Seht zu, dass ihr mitkommt!» Die sowjetische Spionage hatte wieder einmal glänzende Informationen. 'Werther' bediente den 'Direktor' auch zu dieser Frage wieder recht gut.

Die deutschen Offiziere allerdings hatten grössere Sorgen als ihre Koffer. Ein Kernproblem vor allem bereitete ihnen arge Kopfschmerzen: Sollte man sich für den Rückzug auf Schlitten oder auf Räderfahrzeuge einstellen? Noch lag Mitte Februar hoher Schnee. Aber was würde in den ersten Märztagen für Wetter sein? Es gab nur eine Lösung: Sich auf jede Wetterlage vorbereiten!

Am 1. März taute es. Wasser stand auf den Strassen. Um 19 Uhr sollte die Rückzugsbewegung beginnen. Also Räderfahrzeuge heran! Der grosse knarrende Heerwurm begann zu kriechen. Die Fernsprechleitungen wurden abgebaut, die Minen scharf gemacht. Als der Abend hereinbrach, wurde es jedoch plötzlich wieder kalt. Glatteis. Also doch Schlitten! Fieberhaft wurde umgepackt. Punkt 19 Uhr begann der Abmarsch der vordersten Teile. Nur Nachtruppen blieben am Feind.

Die Bataillone der münsterländischen 6. Infanteriedivision rückten aus ihren Wolga-Stellungen vor Rschew ab. Sie marschierten durch die Nacht. Waffen, Schanzzeug, Sturmgepäck und Handgranaten drückten schwer. Die Soldaten waren nach der langen Zeit des Stellungskrieges das Marschieren nicht mehr

blitzschnell heran. Und in der Stellung. Oberleutnant Hötzel, Führer der Nachtruppen des Regiments, hielt sich zu dieser Zeit im Angriffsabschnitt auf. Er war berühmt für seine Kaltblütigkeit. Dem MG in einer Sappe gab er sofort Befehl, das Vorfeld zu beharken, so dass kein weiterer Russe an den Graben herankam. Dann rollte Hötzel mit einer Gruppe das besetzte Grabenstück von zwei Seiten auf.

Nach einer halben Stunde war alles vorbei. Die Sowjets, die davonkamen und aus dem Graben wieder ins Niemandsland entwichen, hatten keinen Gefangenen mitschleppen können. Und das, nur das war ihr Ziel gewesen. Die sowjetische Führung blieb im Unklaren.

Am linken Abschnitt der alten Wolga-Stellung wurde die Lage allerdings gefährlicher. Hier, im vorspringenden Bogen von Lepeticha, leiteten die Russen ihren Angriff mit einem mörderischen Granatwerfer-Überfall ein. Dann brachen zweihundert Rotarmisten aus der Schlucht vor der Wolga hervor und stürmten über den zugefrorenen Fluss.

Das sowjetische Granatwerferfeuer hatte in der dünnbesetzten deutschen Stellung zum Glück nur wenige Verwundete gekostet. Als die Russen heranstürmten, standen Hötzels Männer an ihren leichten Infanteriegeschützen und den Maschinengewehren. Die Sowjets mussten über den Fluss und dann durch ungedecktes Gelände vorgehen. Als sie noch mitten auf dem Eis der Wolga waren, befahl Hötzel: «Feuer frei!»

Geschütze und MG schossen ihre Salven und Garben mitten in die Schützenreihen der Angreifer. Nur vereinzelte Sowjets drangen in den deutschen Graben ein. Dort wurden sie gestellt und gaben sich gefangen.

So hielten eine Handvoll wagemutiger Grenadiere mit ihren Infanteriewaffen den abziehenden Verbänden den Rücken frei. Vierundzwanzig Stunden nachdem sich das Gros abgesetzt hatte, räumten dann auch die Nachhuten ihre Stellungen und besetzten etwa sieben Kilometer weiter rückwärts neue Abwehrlinien.

Nun wurde es Ernst. Denn spätestens jetzt mussten die Sowjets die Rückzugsbewegung erkennen. Und es lag nahe, dass sie mit starken Verbänden energisch nachstossen würden, um die zurückgehenden deutschen Divisionen zu überflügeln, ihnen den Rückweg abzuschneiden, Teile einzukesseln und zu schlagen.

Das musste unter allen Umständen verhindert werden. Nachhuten allein sind dazu im Allgemeinen nicht allzu lange in der Lage. Wie liess sich aber die zu erwartende Verfolgung durch die Russen in drastischer Weise verlangsamen?

Die Zerstörung aller Wege, Stege, Eisenbahnen, Brücken und Unterkünfte, die die Sowjets gegen die deutschen Vormärsche mit viel Raffinesse durchgeführt und die auch das Führerhauptquartier im Zuge der Katastrophe bei Stalingrad für die Armeen der Südfront befohlen hatte, war hier kein wirksames Hilfsmittel, um den Feind nachhaltig zu stoppen. Zudem hatte sich immer wieder gezeigt, dass zu einer wirksamen Zerstörung aller wichtigen Objekte und Einrichtungen die Zeit und vor allem die Kräfte der Nachtruppen meistens nicht ausreichten.

Aber es gab noch eine andere Möglichkeit: Eine der wirksamsten Waffen, um eine feindliche Verfolgung zu verzögern, war im ersten Weltkrieg wie auch im letzten Krieg der Mineneinsatz in seinen verschiedenen Variationen. Da gab es die Panzermine – sie detonierte, wenn ein schweres Gewicht, also ein Panzer, ein

Lkw oder ein Geschütz, sie belastete und dadurch die Zündung auslöste; die Schützenmine – ihr Zünder reagierte bereits auf leichteste Berührung, sie wirkte entweder sofort, oder sie sprang erst einen Meter hoch und detonierte dann, wobei die umherfliegenden Splitter Leib und Kopf trafen.

Mit diesen Teufelseiern wurden die geräumten deutschen Stellungen, Gräben und Unterstände bepflastert, die Fluss- und Bachübergänge, Hohlwege und Engpässe gespickt. An künstlichen Strassensperren wurden verdeckt gekoppelte Ladungen angebracht.

Aber für die Sowjets waren diese herkömmlichen Verminungen keine Überraschung. Sie hatten bei ihren eigenen Rückzügen während der ersten beiden Kriegsjahre genug Erfahrung auf diesem Gebiet gesammelt und den Minenkampf selbst perfekt angewandt. Sie wussten deshalb, wo man Minen zu erwarten hatte und wie man sie unschädlich machte. Die übliche Verminung war also kein wirksames Mittel mehr, um das sowjetische Vorgehen in den geräumten Gebieten ernsthaft zu verzögern. Es galt, mehr zu tun.

Die Pionierführer der 9. Armee und ihrer Korps kannten ihr Geschäft. Sie hatten Erfahrung aus dem ersten Weltkrieg, einige auch aus Afrika, wo Rommel den Kampf mit der Mine zur Absicherung und Sperrung der gefährlich offenen Wüstengebiete geradezu zur Meisterschaft entwickelt hatte.

Diese ‚Teufelsgärten‘, wie Rommel die raffiniert gebastelten Minenfelder getauft hatte, waren vollendete Todesfellen, in denen mit psychologischer und waffentechnischer Raffinesse alle Arten von Minen und Sprengladungen kombiniert waren. Der feindliche Angriffsverband, der in einen solchen ‚Teufelsgarten‘ geriet, wurde in seinem Angriffsschwung gelähmt. Denn: Wurde der Vordermann zerfetzt, der Nachbar tödlich getroffen oder schwer verwundet, flogen Fahrzeuge in die Luft, blieben selbst Panzer bewegungslos stecken, dann wagte niemand den nächsten Schritt zu tun, ehe nicht das Gelände Zentimeter um Zentimeter abgesehen worden war. Kamen dann die Räumtrupps, so fanden ihre elektrischen Suchgeräte, die auf Metall ansprachen, oft nur Scheinminen: leere Konservendosen und Granatsplitter, die in den Boden gebuddelt waren. Aber kaum wurde daraufhin der ‚Wanderer‘ im teuflischen Garten‘ leichtfertig, da trat er möglicherweise auch schon auf eine echte Mine und wurde getötet. Erkannte er aber die Gefahr noch rechtzeitig und grub die Mine aus, auch die daneben und noch eine dahinter – und schritt er dann zu, so passierte es oft, dass er plötzlich dennoch dem Tode in die Arme lief: Weil unter den geräumten Minen noch eine versteckte Lage von weiteren Todesfellen gelegt worden war.

Rommels afrikanische ‚Teufelsgärten‘ fanden bei Rschew eine neue Variante.

Die im Sperreinsatz erfahrenen Pioniere der 9. Armee erfanden immer neue Minenverstecke. Sie befestigten die Sprengkörper an Haustüren. Stieß man die Tür auf, sprang der Tod mit Feuer und Splittern auf die Schwelle. Zünder von versteckten Panzerminen wurden durch einen dünnen Blumendraht mit Fensterflügeln verbunden: Wurde das Fenster geöffnet, schlug der Tod zu. Selbst an harmlos scheinenden Leitern, Handkarren, Schaufeln und Spaten wartete der Tod: Wurden die Geräte von der Wand abgenommen, dann riss der Betreffende gleichzeitig einen verborgenen Draht los, der den Minenzünder auslöste. Und auch unter

Treppenstufen wurden diese heimtückischen Mordmaschinen versteckt. Sie lauerten in Öfen und waren mit der Ofentür gekoppelt. Die Deckel verlockend stehengelassener Kisten mit ‚Dokumenten‘, auf die die Russen immer besonders scharf waren, stellten ebenfalls tückische Minenfallen dar. Oft noch im Feuer des bereits heranstürmenden Feindes machten die Heeres- und Armeepioniere, die für diese Art des Sperreinsatzes besonders geschult und ausgerüstet worden waren, ihre versteckten Minenfallen scharf. Die Wirkung dieses Minenkrieges war verblüffend. Was die stärkste Nachtruppe wohl kaum zuwege gebracht hätte, schaffte die ‚Minen-Schikane‘, wie die Landser diese psychologische Geheimwaffe nannten.

In den ersten vierundzwanzig Stunden ihres stürmischen Nachdrängens erlitten die Russen in den Teufelsärten bei Rschew so schwere Verluste, dass eine Art Panik ausbrach. Durch den Äther hallten russische Funksprüche mit Warnungen, furchterregenden Berichten und dringenden Anweisungen zur äussersten Vorsicht. Wie ein Gespenst lag die Angst vor der versteckten deutschen Mine über der russischen Truppe und hemmte ihren Marsch.

Der Funkhorchdienst der sich absetzenden Divisionen konnte die verheerende Wirkung des Mineneinsatzes dank der zumeist offen gegebenen Funksprüche der sowjetischen Einheiten genau verfolgen. Bei der 206. I. D. zum Beispiel wurde folgender Funkspruch eines russischen Kommandeurs an seine Division aufgefangen: «Ich bringe mein Pferd in den Stall, gehe ins Haus, da gibt es einen grossen Krach. Stall und Pferd sind weg. Die verfluchten Fritzen legen ihre Minen überall dahin, wo wir sie nicht vermuten!» In einem anderen Spruch wurde der Truppe verboten, Häuser zu betreten, Brunnen zu benutzen oder Wertgegenstände aufzuheben, ehe nicht Minenräumtruppen tätig geworden waren. Die Minenpsychose ging um, frass den Mut, die Einsatzbereitschaft und das Tempo der Verfolger. Genau das war Models Ziel.

In knapp einundzwanzig Tagen räumte er den Frontbogen von Rschew. In einundzwanzig Tagen marschierten die Divisionen der 9. und 4. Armee kämpfend rund 160 Kilometer zurück. Gaben eine Frontlinie von 530 Kilometer Breite auf und besetzten 160 Kilometer weiter zurück eine neue Sehnenstellung, die nur noch 200 Kilometer breit war. Einsparung also 330 Kilometer. Und praktisch eine ganze Armee Soldaten. Denn es wurden frei: ein Armeeeoberkommando, vier Generalkommandos und zweiundzwanzig Divisionen, darunter drei Panzerdivisionen. Das war eine entscheidende operative Massnahme. Sie beendete bei der Heeresgruppe Mitte nach den schweren Verlusten des Stalingradwinters die schreckliche reservenlose Zeit.

Die offizielle sowjetische Kriegsgeschichtsschreibung hingegen will die grossartige Leistung Models nicht gelten lassen. Sie will nicht zugeben, dass sich andert-halb deutsche Armeen im Angesicht von zwei sowjetischen Heeresgruppen, die mit ihren Divisionen den deutschen Frontbogen berannten, ohne ernsthafte Gefährdung absetzen konnten. Gelang doch den sowjetischen Armeen kein einziger Einbruch in die deutsche Rückzugsbewegung, kein ernsthafter Flankenstoss und schon gar keine überholende Verfolgung.

In dieser Tatsache liegt ein schwerer Vorwurf gegen die taktischen Fähigkeiten der damaligen sowjetischen Führer. Deshalb reagiert die sowjetische Kriegsge-

schichte auch so gereizt auf alle Betrachtungen, in denen diese Zusammenhänge dargestellt werden.

Es widerspricht der geschichtlichen Wahrheit, wenn in der sowjetischen Geschichte des ‚Grossen Vaterländischen Krieges‘, Band 3, geschrieben steht: «Die ‚Kalininer Front‘ und die ‚Westfront‘ verhinderten durch energisches Nachstossen den planmässigen Ablauf der Absetzbewegung. Die deutschen Truppen liessen einen Teil ihrer Ausrüstung im Stich und erlitten hohe Verluste an Menschen und technischen Kampfmitteln.»

Es heisst dann weiter: «Nach dem Kriege versuchen laufend einige westdeutsche Militärhistoriker, den Rückzug der deutschen Truppen als Schulbeispiel einer geglückten planmässigen Absetzbewegung hinzustellen. Die Verluste des Gegners bei diesem Rückzug beweisen jedoch die Fragwürdigkeit derartiger Behauptungen. Seine Truppen, die sich unter den Schlägen der Roten Armee überstürzt aus Rschew zurückziehen mussten, kamen nicht mehr dazu, die Stadt planmässig zu räumen.»

Als Beweis für diese These werden die Schriften von General der Infanterie Grossmann genannt, dem Kommandeur der münsterländischen 6.1. D. Aber Grossmann, der Chronist der Kämpfe um Rschew, beweist in seinem Bericht über die Einsätze seiner alten, hier bis zuletzt eingesetzten Division wie auch über den Gesamtverlauf der Schlacht genau das Gegenteil.

Die vollständig erhaltenen Kriegstagebücher der 78. Sturmdivision und 98.1. D. erhärten dies noch. Die Behauptung, dass Rschew von Model überstürzt geräumt werden musste, wird von einer einzigen interessanten und in der Kriegsgeschichte sicher einmalig kuriosen Tatsache widerlegt: Der misstrauische Hitler hatte auf Grund vieler böser Erfahrungen und manchen Unheils, das durch nicht rechtzeitig gesprengte Brücken entstanden war, angeordnet, er wolle sich selbst überzeugen, ob die grosse Wolga-Brücke von Rschew auch wirklich nach Abzug der deutschen Truppen zerstört würde.

Natürlich wollte Hitler nicht nach Rschew fahren. Er verfiel stattdessen auf die ausgefallene Idee, die Brückensprengung telefonisch zu kontrollieren. Aus diesem Grunde wurde eine Fernsprechverbindung aus Hitlers Lagebaracke im Führerhauptquartier ‚Werwolf‘ in Winniza zum Sprengkommando an der Rschewer Brücke durchgeschaltet. Den Telefonhörer am Ohr, überwachte der Führer und Oberste Befehlshaber der Deutschen Wehrmacht die Kommandos zur Sprengung der Flussbrücke. Er hörte so den krachenden Donner der Detonation, mit der die mächtigen Pfeiler in die Luft flogen. Erst diese akustische Demonstration überzeugte ihn davon, dass seine Weisungen befolgt worden waren. Stunden nach dieser Sprengung und nachdem die letzten deutschen Nachhut die Stadt verlassen hatten, begannen die sowjetischen Spähtruppen, über die Wolga vorzufühlen.

Genau wie geplant, standen Models Divisionen und der linke Flügel von General Heinricis 4. Armee noch vor dem Einsetzen der Schlammperiode in der neuen und gut ausgebauten Linie Spas Demensk-Dorogobusch-Duchowstschina, der neuen ‚Büffelstellung‘. Sie war von 29'000 Pionieren und Bautruppen in sieben Wochen hergerichtet und ausgebaut worden, mit Drahhindernissen und Minen-

feldern gesichert sowie durch Kampfstände und Bunker befestigt. Die Masse der Truppe rückte ein, machte kehrt. Und hielt.

Die deutsche Front stand. Die dramatische Winterschlacht 1942/43 war zu Ende. Mit der erfolgreichen Räumung des Rschewer Bogens waren alle Krisenpunkte bei den Heeresgruppen Nord und Mitte beseitigt. Im Süden befand sich das gesamte Industriegebiet des Donez-Beckens wieder in deutschem Besitz.

6

Welikije Luki

Festung im Sumpf – Drei Divisionen gegen ein Regiment – Alexander Matrossow von den Garde-Schützen – In der Zitadelle wächst kein Gras – Gescheiterter Entsatzversuch – Fünfzehn Panzer rasseln in den Hof der Zitadelle – Diphthérie im Stützpunkt ‚Budapest‘ – Mit einem Kanten Brot und acht Schuss in der Pistole – «Ich komme aus Welikije Luki» – Von jedem Dienstgrad wird einer gehenkt

Über eine Betrachtung über diese Winterkämpfe wäre unvollständig, würde nicht ein Wort gesagt über die Schlacht um Welikije Luki, die alte Festung im riesigen Sumpfgebiet nördlich Witebsk zwischen Lowat und Südlicher Dwina. Eine schöne alte Stadt, zu Beginn des Krieges 30'000 Einwohner zählend, bekannt für ihre Folklore und beliebt als Ziel von Intourist-Reisenden.

Schon während der deutschen Angriffsschlachten des Jahres 1941 und dann bei der ersten sowjetischen Gegenoffensive aus dem Raum Moskau spielte Welikije Luki eine entscheidende Rolle. Die niedersächsische 19. Panzerdivision, Teile der hessischen 20. Panzerdivision und die Infanteristen der 253. I. D. hatten nach harten Kämpfen im August 1941 die Stadt im Sturm genommen.

Viereinhalb Monate später rollte die erste sowjetische Offensive gegen die Festung im Moor. Generaloberst Jeremenko und General Purkajew waren am 9. Januar 1942 mit ihren Stossarmeen über die Seenketten von Ostaschkow gegen Witebsk losgebrochen, um das grosse Vorfeld von Moskau durch umfassenden Angriff zu gewinnen und die auf Moskau vorgepreschte deutsche Heeresgruppe Mitte zu vernichten. Doch der sowjetische Stoss wurde von der verzweifelt kämpfenden deutschen Infanterie zum Stehen gebracht. Er verebte an den Wellenbrechern Cholm, Welisch und Welikije Luki.

Teile der aus Frankreich im Eiltransport nach Russland geworfenen 83. Infanteriedivision verteidigten die ‚Stadt im Sumpf‘, die eine Art Festung darstellte für die wichtigen Verkehrsachsen von Leningrad, Kiew und Moskau nach Weissrussland und zur Ostsee.

Den ganzen Sommer 1942 über versuchte die 3. sowjetische Stossarmee immer wieder, Welikije Luki durch Artillerieüberfälle weichzuschlagen. Das verstärkte deutsche Grenadierregiment 277 unter Oberst von Rappard baute indessen seine Stellungen aus. Schwierig war dabei die Versorgung. Denn eine durchgehende Front beiderseits Welikije Luki gab es nicht. Vor allem nach Norden gegen Cholm und Lowat zu standen nur schwache Sicherungen.

Erst südlich Cholm begann wieder eine feste Linie, die von der 8. Panzerdivision gebildet wurde. Aber die Kommandeure dieser Division mussten staunend mit ansehen, dass südlich von ihnen die Front einfach aufhörte und der Russe ungehindert im Hinterland Rekruten einzog, Vieh abtrieb und Material sammelte. Bei dieser Lage war die Hilfe entscheidend, die von den Eisenbahn-Panzerzügen kam, dem Panzerzug 3 aus München und dem Hilfs-Panzerzug 28. Ohne sie wäre die Versorgung Welikije Lukis nicht möglich gewesen.

Am 19. November 1942 begann an der Südfront die zweite grosse sowjetische Winteroffensive mit den Schwerpunkten bei Stalingrad und am Don. An der Nordfront sollten bei dieser Gelegenheit durch Grossangriffe die deutschen Kräfte gebunden und die störenden deutschen Wellenbrecher im Raum Witebsk beseitigt werden. Die 3. sowjetische Stossarmee sollte endlich nach Witebsk. Um aber Witebsk nehmen zu können, musste Welikije Luki fallen.

Mit drei Divisionen griff General Purkajew die Stadt an. Drei Divisionen gegen ein Regiment. Die Sowjets stiessen nördlich und südlich an Welikije Luki vorbei durch die Stützpunktkette der 83. I. D. hindurch und schlossen die Stadt ein. 7'500 deutsche Soldaten sassen in der Festung und verteidigten unter Oberstleutnant von Sass eine Front von einundzwanzig Kilometern. Es waren Grenadiere, Artilleristen, Pioniere, Trosse und Sanitätseinheiten der 83.1. D. Dazu waren eingesetzt oder beim Zurückgehen in die ‚Festung‘ geraten: Eisenbahnpioniere und Bautruppen, Nebelwerfer vom Werferregiment 3, die leichte Beobachtungsabteilung 17, ein deutsches Sicherungsbataillon und ein estnisches Freiwilligenbataillon – gebildet aus Esten, die im Zuge der Kämpfe geschlossen von der Roten Armee übergelaufen waren. Dazu kamen drei Batterien der Heeresflakabteilung 286 und eine Batterie der leichten Flak sowie die schweren Mörser der 2. Batterie Heeresartillerieabteilung 736, die III. Abteilung Artillerieregiment 183 und Teile des motorisierten Artillerieregiments 70. Ein kleines Stalingrad!

General Purkajew wollte natürlich die Stadt im Sturm nehmen. Aber das misslang. Darauf begann er, sie planmässig durch Artillerie und Luftbombardements zu zertrommeln. Tag für Tag rollte das Vernichtungswerk. Haus um Haus, Bunker um Bunker, Strasse um Strasse sanken in Trümmer. Brände frassen sich durch die Ruinen.

Die deutsche Besatzung von Welikije Luki wurde aus der Luft durch Versorgungsbomben notdürftig gepflegt und munitioniert. Weil zuviel der abgeworfenen Güter ausserhalb des kleinen Kampfgebietes von nur achtzehn Quadratkilometer beim Feind landeten, wurden zum ersten Male während des Krieges Stukas zur Versorgung eingesetzt. Hierzu hatte die Luftflotte 6 einen gemischten Gefechtsverband vorgesehen. Der Kommodore des Kampfgeschwaders 4 führte ihn, Heinz-Joachim Schmidt. Er sass mit seinem Einsatzstab am Grossen Iwan-See, um

der bedrohten Stadt so nah wie möglich zu sein. Trotz der starken Luftüberlegenheit und Luftabwehr der Russen über dem Einkreisungsring des ‚Festen Platzes‘ im Moor, taten die fliegenden Verbände alles, um die Versorgungsbomben sicher in den immer kleiner werdenden Abwurfraum zu bringen. Verpflegungs- und Munitionsbehälter trafen meist genau auf den Punkt. Trotzdem musste die Verpflegung bald um 25 Prozent und später sogar auf die Hälfte gekürzt werden.

Am 13. Dezember traten unter General Purkajew vier Schützendivisionen und eine Panzerbrigade nach heftigem Trommelfeuer zum Generalangriff auf den Westteil der Stadt an. Unerbittlich wurde um die Lowat-Brücke gerungen. Hier kämpfte Leutnant Albrecht mit seiner Pionierkolonne und hielt gegen zehnfache Übermacht. Immer wieder drangen die russischen Kompanien in den kleinen deutschen Brückenkopf ein. Immer wieder wurden sie im Nahkampf mit Spaten, Seitengewehr und Handgranate zurückgeworfen. Leutnant Albrecht wurde schwer verwundet. Er lag mit einem Halsdurchschuss in der Stellung, leitete aber weiter den Abwehrkampf seiner Pioniere.

Zwei Tage nach Heiligabend, am 26. Dezember 1942, traten die Sowjets mit starken Panzerkräften auch zum Angriff von Süden und Südwesten an. In harten Häuserkämpfen fochten sie sich auf einem schmalen Streifen quer durch die Stadt. Die schweren Infanteriewaffen und die Panzerabwehrgeschütze der Besatzung fielen Stück für Stück aus. Die deutschen Stützpunkte wurden auf diese Weise gegenüber Feindpanzern fast hilflos.

Die sowjetischen Schützenbataillone kämpften äusserst tapfer. Vor allem die Komsomolzen, die fanatischen jungen Kommunisten, zeichneten sich in den nächsten Wochen durch Hingabe aus. Der Soldat Alexander Matrossow vom 254. Garde-Schützenregiment verdiente sich den Titel ‚Held der Sowjetunion‘ mit dem Einsatz seines Lebens.

Matrossow machte dem Opfergang seiner Kompanie vor einem deutschen Bunker, dessen Maschinengewehr Tod und Verderben spie und die Russen festnagelte, ein Ende. Er kroch an die Bunkerscharte heran, deckte sie mit seinem Körper zu und versperrte so der Bunkerbesatzung die Sicht. Matrossow klammerte sich an den MG-Lauf, und seine Hände hielten ihn auch noch fest umschlossen, als er längst tot war. Die Kompanie nutzte die erzwungene Feuerpause und stürmte den Bunker.

Als das Jahr 1943 über dem zugefrorenen Moor heraufzog, kämpften noch zwei Stützpunkte: die Zitadelle und der Bahnhof. In der Zitadelle hielt Hauptmann Darnedde, der Kommandeur des Feld-Ersatzbataillons der 83. I. D. Mit 427 Mann verteidigte er sich auf einem Raum von nicht mehr als 100 mal 250 Meter.

Am Bahnhof, im Ostteil der Stadt, behauptete Oberstleutnant von Sass mit 1'000 Mann die Trümmer der Bahnanlagen und der Kasernen. Die Männer hofften auf Entsatz. Diese Hoffnung liess sie aushalten – bei beissender Kälte und bohrendem Hunger: Von fünfundvierzig aus der Luft abgeworfenen Verpflegungsbomben erreichten nur sieben ihr Ziel. Und die dreihundert Pferde, die sich ursprünglich in der Stadt befanden, waren längst aufgegessen. So gab es täglich nur ein Brot für zehn Mann. Zwanzig Soldaten mussten sich pro Tag eine Büchse Fleisch teilen.

Es ist für unsere Zeit kaum vorstellbar, was diese Männer durchstanden. Ohne Schlaf, ohne die geringste Körperpflege, verlaust, verreckt und hungrig kämpften sie. Etwa 3'000 Granaten krachten täglich auf sie herunter. Die Soldaten hatten keine Zeit, ihre Toten beiseite zu schaffen. Die Verwundeten lagen, nur notdürftig versorgt, zwischen den Trümmern. Trinkwasser musste unter Lebensgefahr aus einem Teich vor dem Wall geholt werden. Und in dem Teich lag ein abgeschossener sowjetischer Panzer mit den Leichen der Besatzung.

Wo aber befand sich die deutsche Hauptfront? Wurde nichts zum Entsatz der eingeschlossenen Stadt unternommen? Es wurde etwas unternommen. Aber die Kräfte reichten wieder einmal nicht aus.

Am schnellsten war General Brandenbergers 8. Panzerdivision zur Stelle. Die Regimenter der Berlin-brandenburgischen Division, die durch ihre vielen baltischen Offiziere einen besonderen Charakter bekommen hatte und immer im Osten eingesetzt war, hatten gerade ihre Stellungen südlich Cholm verlassen. Sie sollten im Bahntransport in den Raum Stalingrad verlegt werden. Ein guter Vorsatz! Aber er musste unterbleiben angesichts der Entwicklung vor der eigenen Haustür.

Bereits am 21. November abends kam der telefonische Befehl für das Panzergrenadierregiment 8: «Regiment tritt gegen den bereits westlich Welikije Luki vorgehenden Gegner, der die Bahnlinie Leningrad – Odessa überschritten hat, sofort zum Angriff an und rettete Nowo Ssokolniki.»

„Rettet“ hiess es ausdrücklich; denn die vielen Landsern bekannte Lazarett- und Etappenstadt wurde von sowjetischen Panzerbataillonen und einer motorisierten Brigade berannt. Versorgungseinheiten der 3. Gebirgsdivision unter Oberst Jobsky hatten die Verteidigung übernommen.

Schon am nächsten Morgen traf das Regiment bei Gorki auf den arglos vorgehenden Feind und konnte ihn werfen. Am darauffolgenden Tag fochten sich beide Panzergrenadierregimenter der Division nach Osten: Das Regiment 28 stürmte unter seinem Kommandeur, Oberstleutnant Baron von Wolff, das Höhengelände ostwärts Gorki. Das Regiment 8 griff in Richtung Welikije Luki an.

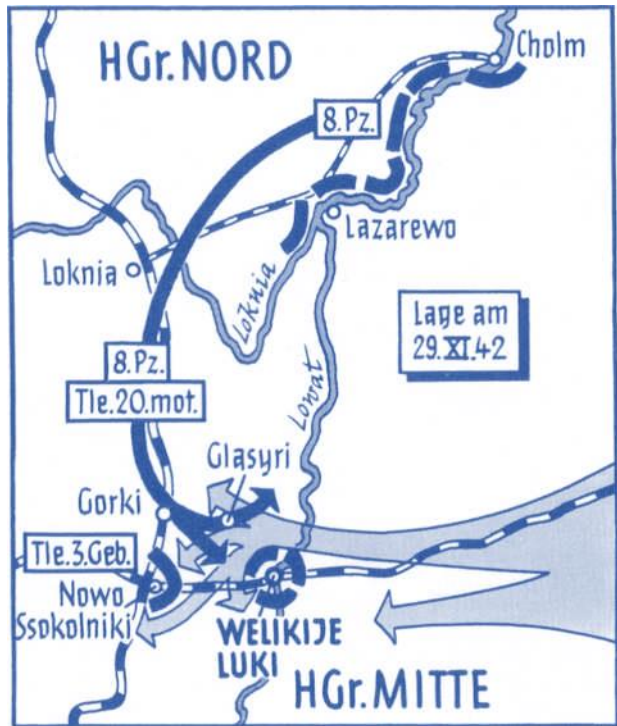
Der Widerstand des Feindes verstärkte sich. Aus der Flanke kamen gefährliche Angriffe. Die Division gliederte um. Angriff mit allen Kräften von den Höhen ostwärts Gorki! Oberst von Wagner liess einen Tag mit Schneefall und Nebel vorbeigehen und trat am nächsten Tag bei strahlendem Winterwetter an.

Hauptmann Bernd von Mitzlaffs II. Bataillon Panzergrenadierregiment 8 samt einem Dutzend Beutepanzern warf die Sowjets und nahm den Ort Glasyri. Es lief. Weiter!

Major Schmidt hielt mit den wenigen Kampfwagen des Panzerregiments 10 den Feind in Schach. Mitzlaffs Bataillon stürmte die Höhen ostwärts des Dorfes. Und sah in der Ferne die Türme von Welikije Luki liegen. Wieder war die Stunde gekommen, in der das schlachtentscheidende Bataillon fehlte. Schmidts Panzer hatten sich verschossen. Das I. Bataillon hing noch zurück. Das II. musste sich zur Abwehr einrichten. Bald hatte sich der Gegner wieder gesammelt. Die sowjetischen Kommandeure jagten ihre Regimenter zum Gegenstoss vor.

Die Stunde von Oberst von Skottis altbewährtem Artillerieregiment 80 war ge-

Der erste Versuch, das eingeschlossene Welikije Luki von Nordwesten zu entsetzen, scheitert.



kommen. Wieder zeigte sich Skotti als Meister im Leiten des Feuers und in der Zusammenfassung der gesamten Feuerkraft des Regiments. Auf der Artillerie lag die Hauptlast; denn die 8. Panzerdivision hatte zu diesem Zeitpunkt alles, nur keine ausreichende Panzerausstattung. Sie war mit Beutepanzern, tschechischen Skoda-Kampfwagen vom Typ 38 und wenigen Panzern IV ausgerüstet. Die Bataillone blieben liegen. Auch das Eingreifen der Kampfgruppe Jaschke mit Teilen der Hamburger 20. I. D. mot. und der 291. I. D. konnte daran nichts ändern: Der erste Versuch, das eingeschlossene Welikije Luki von Nordwesten her in einem Zuge zu erreichen, war gescheitert.

Nur eine Hilfe konnte man der eingeschlossenen Stadt bieten: Oberst von Skotti liess seine Langrohr-Batterien in die vordersten Linien vorziehen und bepfflasterte General Purkajews Regiment der 3. Stossarmee, die gegen die Stadt drückten.

Inzwischen wurden die Vorbereitungen zu einem Entsatzangriff von Südwesten her in Gang gesetzt. Während General Kurt von der Chevallerie mit den Divisionen seines 59. Korps die Deckungsfront um Witebsk hielt, bildete General Wöhler, der einstige Chef des Generalstabes der 11. Armee, eine Entsatzgruppe, die bis zum 24. Dezember auf zehn Kilometer an Welikije Luki herankam.

Kampfgruppen der 291. und 331. I. D., Teile des verstärkten Panzergrenadierregiments 76, des Panzerregiments 10 und der Sturmgeschützabteilung 237 drückten diesen Entsatzkeil über Nowo Ssokolniki gleichfalls bis in Sichtweite der einge-

schlossenen Stadt. Dort blieben Fahrzeuge und Männer im tiefen Schnee unter schwersten Verlusten stecken. Aber Wöhler gab nicht auf.

Die österreichische 331. Infanteriedivision unter Generalleutnant Dr. Franz Beyer kämpfte sich schliesslich auf vier Kilometer an den Westrand von Welikije Luki heran. Doch weiter ging's nicht. Vier Kilometer, ein Katzensprung! Aber ein Katzensprung, der Himmel und Hölle schied.

Am 9. Januar noch ein letzter Versuch. Eine Kampfgruppe unter Major Tribukait, dem Kommandeur des Jägerbataillons 5, trat mit Panzern, Sturmgeschützen und Schützenpanzerwagen zum Sturm auf die belagerte Moor-Festung an. Es waren ein paar Schützenpanzerwagen der 8. Panzerdivision, dazu Panzer der I. Abteilung Panzerregiment 15 und Sturmgeschütze der verstärkten Panzerabteilung 118, die das Wagnis unternahmen.

«Fahren und schiessen!» hiess der Befehl. Nicht anhalten! Besatzungen ausgefallener Fahrzeuge springen im Fahren über! Und mit ‚Fahren und Schiessern gelang es Tribukait tatsächlich, durch den starken feindlichen Einschliessungsring zu brechen. Es wurden zwar eine Anzahl Panzer und Schützenpanzerwagen abgeschossen, aber die Gruppe kam durch.

Es war genau 15 Uhr 06, als die halbverhungerten Männer Darneddes vom Wall der Zitadelle die Panzer sahen. Sie weinten vor Freude und lagen sich in den Armen. «Geschafft», riefen sie, «geschafft!»

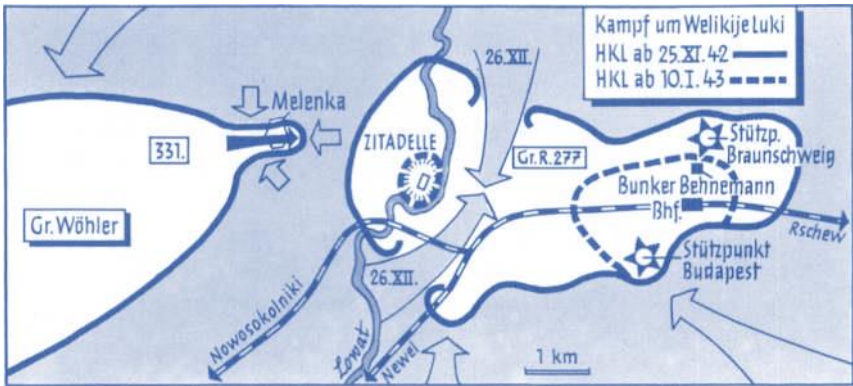
Fünfzehn Panzerfahrzeuge rasselten in den Hof der Zitadelle, darunter die letzten drei Panzer der I. Abteilung Panzerregiment 15 unter Leutnant Koske. Aber die Würfel des Krieges waren gegen Darneddes Bataillon gefallen. Als die überrannten Sowjets den deutschen Durchbruch erkannten, zogen sie ihre Artillerie zusammen und feuerten wütend auf den Kampfraum der Zitadelle.

Tribukait befahl sofort seinen Panzern, sich aus dem engen Trümmerfeld zurückzuziehen, zu dem es nur eine Zufahrt gab. Aber der Teufel schien seine Hand im Spiel zu haben. Mitten in der Einfahrt über den Wall erhielt einer der fünfzehn Panzer vier Treffer und blieb mit zerschossenen Ketten bewegungslos liegen. Tribukaits kleine Streitmacht sass in einer Mausefalle, auf die nun ein rasendes Artilleriefeuer aller Kaliber donnerte. Panzer um Panzer wurde ein Opfer der sowjetischen Kanonade. Ein beispielloses Unheil. Tribukaits überlebende Jäger und Panzersoldaten traten als Grenadiere in die Front der Besatzung.

Am 15. Januar versuchte noch einmal ein Fallschirmjägerbataillon, in die Zitadelle zu kommen. Aber das Unternehmen scheiterte.

Mit dem 16. Januar brachen im Ostteil von Welikije Luki die dunkelsten Stunden an. Im Stützpunkt ‚Budapest‘ herrschte Diphtherie. Das Haus, in dem der Gefechtsstand des II. Bataillons Infanterieregiment 277 und der Verbandplatz mit dreihundert Verwundeten untergebracht waren, brannte. Russenpanzer standen vor der Tür. Da gab Major Schwabe auf. Auch Oberstleutnant von Sass streckte in seinem zerbombten Gefechtsstand die Waffen.

Als General Wöhler von der Lage durch Funkspruch Kenntnis erhielt, beschloss er, auch die Tragödie in der Zitadelle zu beenden. Er funkte an Major Tribukait, der seit dem 9. Januar als dienstältester Offizier das Kommando führte: «Die Besatzung schlägt sich nach Westen zu den eigenen Linien durch!»



Auch der zweite Entsatzversuch für Welikije Luki bleibt wenige Kilometer vor der Stadt liegen. Der Widerstand in der Festung bricht zusammen.

Die Besatzung schlägt sich durch – gut! Aber was wird aus den Verwundeten? Tribukait beratschlagte mit Damedde. Ergebnis: Die Verwundeten müssen Zurückbleiben. Damit keine Panik entsteht, wird der Ausbruch vor ihnen geheimgehalten. Nur der Arzt und vier Sanitäter, die bei den Verwundeten bleiben und mit ihnen das düstere Los teilen, werden eingeweiht. Stabsarzt Dr. Wehrheim erhält einen verschlossenen Brief, den er auftragsgemäß erst zwei Stunden nach erfolgtem Ausbruch öffnen soll.

Um 2 Uhr nachts trat die Besatzung an. Nur 180 Mann waren es noch. Sie wussten alle, was auf dem Spiel stand. Und sie gingen mit jener Entschlossenheit los, die nur Todgeweihte kennen. Drei sowjetische Linien durchbrachen sie. Sie kämpften einen Pak-Stand und zwei MG-Nester nieder. Sie überrannten die Besatzung eines russischen Stützpunktes und kamen schliesslich um 5 Uhr 30 mit sieben Gefangenen in der deutschen Hauptfront an.

Die Verwundeten in der Zitadelle hatten natürlich von den Ausbruchsvorbereitungen Wind bekommen. Flackernde Angst in den Augen, lauschten sie auf jedes Geräusch. Sie hörten die Kommandos. Und als das Schweigen der beendeten Schlacht durch die Keller kroch, begann ein gespenstisches Unternehmen: Dreissig Verwundete, die glaubten, sich noch auf den Beinen halten zu können, brachen unter Führung eines Leutnants und eines Feldwebels auf. Achtzehn von ihnen erreichten nach einem schrecklichen Marsch die deutsche HKL.

Auch eine dritte geschlossene Gruppe gelangte später noch bis zu den deutschen Linien.

Aus dem Ostteil von Welikije Luki entkamen ganze acht Mann auf abenteuerlichen Fluchtwegen und schlugen sich zur deutschen Front durch. Acht von tausend! Einer davon war Oberleutnant Behnemann, Chef der 9. Batterie des Artillerieregiments 183. Die Geschichte seines Marsches durch die feindliche Front ist eine jener dramatischen Odysseen aus der Chronik der Fluchten, die ein besonderes Kapitel des Russlandkrieges darstellen; sie sei deshalb hier berichtet.

13- Januar, 19 Uhr: Noch halten einzelne Widerstandsnester im Bahnhofsgelände. Oberleutnant Behnemann zählt die Männer in seinem Bunker: Es sind noch einundvierzig. Davon zwanzig Schwerverwundete, die auf dem Fussboden und auf den Pritschen liegen.

Schlimm sehen sie alle aus. Nächtelang haben sie in den Gräben gestanden. In der Feldflasche kalter Malzkaffee. Im Brotbeutel ein Siebentel Brot pro Tag. Nichts sonst!

Um 22 Uhr reisst die Verbindung zur Beobachtungsstelle ab. Der abgelöste Posten aus dem Holzhaus neben dem Bunker kommt herüber und meldet:

«B-Stelle und Gefechtsstand der Abteilung werden von einem sowjetischen Panzer zusammengeschossen und brennen.»

Also geht es drüben bei Major Hennigs, dem Artilleriekommandeur von Welikije Luki, zu Ende. Es ist noch keine zwölf Stunden her, dass Hennigs anrief: «Halten Sie den Bunker, Behnemann! Ich verteidige die B-Stelle.»

Die Männer dösen vor sich hin. Die Luft ist zum Schneiden. Die Schwerverwundeten stöhnen. Der Sanitäter hat kein Morphium mehr, kein Verbandzeug.

Als es dämmt, so gegen 7 Uhr, geht Behnemann hinüber ins Holzhäuschen, um selber zu beobachten. Denn jetzt wird es Ernst. Das Haus ist ziemlich demoliert. In den Fussboden hat eine Granate ein tiefes Loch gerissen. Man kann mit dem ganzen Körper darin verschwinden, kann unter den schadhafte Bodenbelag kriechen und durch die ramponierte Aussenwand gut beobachten.

Behnemann kann deutlich erkennen, dass in der B-Stelle die Russen sind. Es ist klar, dass sie nun gleich den Bunker stürmen werden.

Ein T 34 rollt bereits langsam den Grabenrand herauf. Behnemann beobachtet den Panzer. Und dabei entgeht ihm, was in seinem Rücken passiert: Plötzlich Gepolter. Russische Befehle. Schüsse. Die Sowjets sind von der anderen Seite zum Holzhaus und zum Bunker vorgedrungen.

Behnemann rollt sich unter den Fussbodenbelag. Keine fünfzig Zentimeter von ihm entfernt, an der Aussenwand, stehen russische Soldaten. Werfen Handgranaten gegen die Tür und schießen mit ihren MPi in die Scharten des Bunkers.

Da ruft eine deutsche Stimme vom Bunkereingang: «Nicht schießen, wir ergeben uns, wir sind alle verwundet!»

Ein Russe antwortet auf deutsch: «Komm Taus!» Die Bunkertür öffnet sich. Behnemanns Soldaten treten ins Freie, mit erhobenen Händen.

«Wo Gewehr?» fragt der sowjetische Wortführer den ersten Deutschen. Der deutet mit dem Kopf zum Bunker.

«Holen, dawai», schreit der Russe. Die Männer machen kehrt und holen ihre Waffen und die Munition heraus.

Inzwischen erscheint ein Dolmetscher. Er befiehlt den Gefangenen, mit erhobenen Händen in das Holzhaus zu gehen.

Behnemann kriecht noch weiter unter den Bodenbelag und macht sich so klein wie möglich. Über seinem Kopf findet die Vernehmung statt.

«Offizier?» ist stets die erste Frage. Dann: «Beruf?» Wenn die Antwort «Arbeiter» lautet, sagt der Dolmetscher: «Gutt!»

«Bauer? Gutt!»

Einer antwortet: «Angestellter.» Und der Dolmetscher sagt: «Auch gut!»

Immer wieder wird die Frage gestellt: «Foto?» Fotoapparat ist damit gemeint. Doch nur ein Unteroffizier hat so einen vielbegehrten Artikel.

Nach der Vernehmung müssen die Gefangenen in den Schiessstand hinunterspringen. «Dawai, dawai!» Und ab geht's, hinüber zum ‚roten Haus‘.

Die Verwundeten haben sich Wolldecken übergeworfen und wanken durch den Graben. Misshandlungen gibt es nicht. Aber es wird unentwegt gebrüllt: «Dawai, dawai!» Und dazu klappern die russischen Soldaten sehr aufgeregt und drohend mit ihren Gewehrschlössern.

Behnemann liegt den ganzen Tag unter dem Fussboden des Holzhauses. Gegen Nachmittag wird ein grosser Transport von Gefangenen durch den alten Schiessstand getrieben. Fünfhundert bis sechshundert Mann etwa. Ein jämmerlicher Zug. Einige Offiziere wanken auf Strümpfen durch den Schnee. Man hat ihnen die Filzstiefel weggenommen.

„Das nicht“, sagt sich Behnemann. „Das nicht!“ Und in diesem Augenblick wird für den Niedersachsen aus Visselhövede zum Entschluss, was ihn im Stillen schon seit Tagen beschäftigt hat: „In Gefangenschaft gehe ich nicht!“ Er hat zwar keine Karte bei sich, nur einen Marschkompass. Und in der Tasche die Pistole mit acht Schuss. Dazu seine Tagesration – ein Siebentel Brot. Wird er so ausgerüstet über das riesige Moor bis zu den deutschen Linien kommen?

19 Uhr 30: Die erste Nacht der Flucht beginnt. Behnemann kriecht aus seinem Versteck. Schwingt sich aus dem Fenster. Geht frech ein Stück aufrecht den Schiessstand hinunter und lässt sich dann nach rechts über die Böschung rollen.

Heller Mondschein taucht die Trümmerlandschaft in gespenstisches Licht. Der hartgefrorene Schnee knirscht und knackt unter den Filzstiefeln. Vorsicht! Behnemann ist an der Stelle, wo die Russen den Drahtverhau aufgeschnitten haben, um die Gefangenen hindurchzuführen.

Hier will er auch durchschlüpfen. «Stoj», ertönt es da. Behnemann läuft weiter. Wieder: «Stoj!»

Verflucht! In den Schnee. Eine halbe Stunde spielt der Oberleutnant ‚toten Mann‘. Dann robt er weiter, arbeitet sich durch den Draht.

Mit einemmal ist Leben rundherum: Russische Soldaten fangen streunende Pferde ein und treiben sie in Richtung Maksimowo. Das ist gut! Denn hier fällt ein einzelner Mann nicht auf, der sich am Rande der Pferdeherde bewegt.

Behnemann hastet vorwärts. Plötzlich erschrickt er: Da hockt doch etwas im Schnee! Unbeweglich. Vorsichtig geht er darauf zu: tot! Ein deutscher Soldat. Fünfzig Meter weiter – wieder einer! Eine furchtbare Wegmarkierung. Alle dreissig bis fünfzig Meter ein lebloser Soldat. Vomübergesunken. Oder in eine Decke gehüllt. Oder lang ausgestreckt: Alles Schwerverwundete, die auf dem Marsch in die Gefangenschaft einen Moment ausruhen wollten und dabei erfroren sind.

Nach einer langen Wegstrecke endet die gespenstische Begleitung. Behnemann schreitet kräftig aus. Die Nacht ist weiss und still. Er schaut auf seinen Kompass. Er hat schon vor vier Tagen die Kompasszahl auf den weithin sichtbaren Trigonometrischen Punkt, vier Kilometer nordwestlich der Stadt, eingestellt. Darauf marschiert er zu.

Schlittenwege ziehen durch das Moor in alle Richtungen. Behnemann muss höflich auffassen, dass er immer rechtzeitig, wenn eine sowjetische Schlittenkolonne angezottelt kommt, hinter Strauchwerk verschwindet.

Nach vier Kilometern hat er das trigonometrische Zeichen vor sich. Er springt über die erste grosse Nachschubstrasse, die von Ost nach West führt. Noch sechs bis acht solcher Rollbahnen aus gestampftem Schnee überquert Behnemann im Laufe der Nacht. An den Rändern und auf den Schneewällen liegen russische Feldkabel. In der ersten Nacht schneidet er mehrere dieser Telefonkabel mit seinem Taschenmesser durch. Aber bald lässt er es sein.

Viel Verkehr herrscht nicht. Es sind vielleicht zwanzig Fahrzeuge, denen er begegnet; alle fahren sorglos mit offenem Licht: Angst vor Partisanen brauchen sie ja nicht zu haben. Schon um 24 Uhr steht Behnemann vor dem zugefrorenen Lowat-Fluss. Hinüber! Drüben läuft parallel zum Fluss die Strasse von Newel nach Staraja Russa. Nordwärts geht der Marsch.

Um 5 Uhr über die Naswa. Dann über die letzte ost-westliche Rollbahn dicht beim Dorf Molodi. Behnemann kennt es von seiner Scherenfernrohr-Beobachtung. Es ist das einzige Dorf, das aus dem Sumpfwald herausragt.

Der Tag graut. Und der Tag ist der Feind des Wildes und des Flüchtlings. Also muss ein Versteck gesucht werden. Hundert Meter hinter der Strasse findet es Behnemann: ein mannshohes Weidengestrüpp. Ein Tag ist lang. Aber ein Tag ist endlos, wenn man bei 20 Grad Kälte auf einem Fleck stehen muss. Der Oberleutnant zählt die Bäume rundum. Er macht Entfernungsschätzen und alle halbe Stunde zehn Kniebeugen. Dann wieder mal Laufschrift auf der Stelle; oder er schlägt die Arme um den Leib.

Endlich fällt die Dämmerung über das Land. Vor vierundzwanzig Stunden ist er aufgebrochen. Er hat nur im Stehen geschlafen und gegen den Durst Schnee gelutscht. Gegen den Hunger hat er kleine Stückchen von seinem Brotkanten gekaut. Er bricht immer nur ein winziges Stückchen ab und kaut es langsam. Ganz süss wird der Brotbrei im Munde, wenn man lange genug kaut. Nur nicht zu eilig hinunterschlucken!

Der Marsch in der zweiten Nacht ist besonders beschwerlich. Erst geht es durch einen dick verschneiten Urwald. Dann über flaches Moor mit hohen Schilfstauden und dichtem Weidengebüsch. Müde marschiert Behnemann vorwärts und erreicht schliesslich zum zweiten Male die Naswa. Und da passiert es: Er rutscht aus, rollt die steile Uferböschung hinunter und schlägt hart mit dem Kopf auf. Benommen rappelt er sich hoch. Mein Gott! Genau gegenüber am anderen Ufer des zugefrorenen Flüsschens steht ein sowjetischer Posten, der neugierig herüberblickt. Der Russe lädt sein Gewehr durch. Aber er unternimmt nichts.

Behnemann steht wie angewurzelt. Eine Minute. Zwei. Da trollt drüben ein zweiter Russe heran. Die beiden tauschen ein paar Worte. Der Neue springt die Böschung hinunter und schreit: «Parol!»

Eroberung einer russischen Kampfstellung
im Raum Demjansk • Die Gefangenen.



Uttir





Behnemann jagt davon. Schüsse peitschen ihm nach. Er klettert die Böschung wieder hinauf. Rennt keuchend einem Graben zu. Wirft sich hinein. Presst sich fest an den Boden. Rufe ertönen ringsum.

„Sie werden dich finden, sie werden dich finden«, geht es ihm durch den Kopf. Aber sie finden ihn nicht. Der Mond geht unter. Es wird finster. Das rettet Behnemann. Als es still geworden ist, marschiert er weiter, jetzt nach Westen. Er hat auf seinem Kompass die Zahl 40 eingestellt, die in Richtung auf einen markanten Stern weist; danach hält er den Kurs.

Ein düsterer Urwald nimmt ihn auf. Schlängelnde Wildwechsel auf dem tiefverschneiten Boden sind das einzige Zeichen von Leben. Behnemann folgt der Fährte. Hier braucht er keinen Menschen zu fürchten. Also tippelt er auch nach Tagesanbruch weiter. Um 8 Uhr steht er am Rande des Waldes. Hohes Schilf nimmt ihn auf. Langsam kämpft er sich Meter für Meter vorwärts.

Plötzlich Stimmen. Vorsichtig späht er durchs Schilf. Da stockt ihm der Atem: Er sitzt mitten in einer sowjetischen Postenlinie, die vor dem Schilfwald aufgebaut ist. Alle zweihundert Meter ein MG. Davor und dazwischen ein Posten unter Gewehr.

Kriechend arbeitet er sich bis in die Höhe der MG. Rollt sich in eine Schneemulde. Und beobachtet. Kaut das letzte Stückchen Brotkruste und isst dazu Hände voll Schnee.

Die Stunden sickern dahin. Eiskalt kriechen sie über den Körper. Kribbeln durch die Haut. Legen sich schwer aufs Hirn und aufs Herz. Der Atem geht langsam. Behnemann zählt den Puls: 45. Nahe an der Grenze zum Erfrieren!

17 Uhr: Aus den Unterständen am Schilfrand gehen die russischen Postenablösungen nach vorn. Das ist die Chance! Behnemann schiebt sich geduckt zwischen den Ablösungen weiter vor. Aber bei dem hellen Mondlicht ist an ein Durchschlüpfen durch die vorderste Linie nicht zu denken. Zum Zurückkriechen jedoch hat er keine Kraft mehr.

Komme, was wolle: Er geht aufrecht zurück. Wendet sich nach Norden. Irgendwo von rechts tönt der Ruf: «Paroi!» Er schert sich nicht darum. Karabinerfeuer bellt. Ein Maschinengewehr spuckt drei kurze Feuerstöße aus.

Er geht übers freie Feld. Meidet die Gestrüppe, in denen die Posten stehen. Es mögen zwei Kilometer gewesen sein, die er marschiert ist. Plötzlich steht er mitten in der russischen Hauptkampflinie. Überall auf den Höhen kann er den Verlauf der Front erkennen. MG-Feuer in Richtung Westen ermöglicht es ihm, die Stellungen auszumachen. In gebücktem Lauf schmuggelt er sich durch die Linien. Er verliert die Handschuhe. Reisst das Käppi auseinander. Und wickelt sich Lappen daraus um die Hände, damit sie beim ständigen Hinwerfen und Aufstützen im Schnee nicht erfrieren.

Die Kräfte lassen jetzt schnell nach. Behnemann hält halblaute Zwiesprache mit sich. «Ich kann nicht mehr», sagt er und bricht zusammen. Doch dann rappelt er sich wieder hoch: «Ein Stück geht es noch!»

Welikije Luki. Strassenkampf. Die Russen stürmen.

Alle halbe Stunde wiederholt sich das. Er bleibt immer so lange liegen, bis ihn die Kälte an jenen gefährlichen Punkt der Gleichgültigkeit gelockt hat, der die Grenze zum Tod ist. Dann zwingt er sich wieder hoch. Er folgt den Hasenspuren, die genau auf den Mond zu, also nach Westen verlaufen. Ab 2 Uhr zeigt die Venus am Himmel den richtigen Weg. Um 4 Uhr, am Ende der dritten Nacht und am Beginn des dritten Tages, steht er plötzlich vor einer Feldscheune. Heu ist darin. Er wirft sich hinein. Schlafen!

Aber der Hunger, der Durst und die Angst vorm Erfrieren lassen ihn nur zwei Stunden fiebrig dämmern. Dann rappelt er sich wieder hoch. Nur nicht hier im Heu verrecken. Nur 'raus! Er tritt ins Freie. Dämmernder Tag umfängt ihn. Taumelnd stolpert er weiter. Gehöfte sind da.

«Parole» wird gerufen. Ach, lass sie doch rufen. Er sagt nur: «Ich Pan.» Und läuft gleichgültig weiter. Zehn Schritte. Zwanzig. Dann funkt es in seinem Kopf: Was hat der gerufen? Parole? Dieses ‚e‘ am Ende, das gehört doch nicht an das russische Wort. Ist das vielleicht...?

Doch das Denken ist mühsam. Es geht nur in Zeitlupe. Wie eingefroren arbeitet das Gehirn.

Fünfhundert Meter ist er inzwischen über freies Feld gewankt. Jedoch das Rumoren im Kopf hört nicht auf: Parole! Vielleicht ist es doch ein Deutscher gewesen, der ihn angerufen hat?

Es wird hell. Im Licht des aufkommenden Tages sieht er Eisenbahngleise. Eisenbahn! Da wird der Artillerist in ihm wach. Das muss doch die Bahnlinie nach Loknia sein, Teilstück der grossen Strecke Odessa-Leningrad. Und das Stück zwischen Loknia und Nowo Ssokolniki, direkt westlich von Welikije Luki, ist in deutscher Hand, das weiss er. Denn die letzten Gefechtsmeldungen, die er auf seiner B-Stelle mitgehört hat, berichteten von diesem Bahnstück, das von einer Kampfgruppe der 8. Panzerdivision im Zuge der Entsatzangriffe überschritten worden war.

Was gibt es da zu zögern, fertig ist er sowieso. Und so wendet er, taumelt zurück, dorthin, wo die Behausungen liegen, wo Menschen sein müssen. Er tritt in eine alleinstehende Kate. Zieht die Pistole. Klopft. Ein alter Mann macht auf. Starrt ihn an. Behnemann deutet nach draussen: «Germanski Soldat oder Ruski Soldat?»

Der Alte schüttelt den Kopf: «Germanski.» Und zeigt hinüber zu einem Steinhaus. Behnemann stolpert aus der Tür. Schleppt sich hinüber zum Haus. Und seine Lippen zittern, als er laut vor sich hin das taktische Zeichen deutet, das an der Tür prangt: 5. Batterie Panzerartillerieregiment 80. «Die Cottbusser Achte», murmelt er. Er kennt die vielgerühmte 3. leichte Division, die 1940 zur 8. Panzerdivision umgerüstet wurde und an der Nord- und Mittelfront ein bewährter Panzerverband war.

Er wankt ins Haus: in die grosse Stube, wo der Gefechtsstand untergebracht ist. Die Landser blicken erschrocken auf, als sie den gespenstischen und abenteuerlich-heruntergekommenen Mann in der Tür sehen: eine Hand mit der Kapuze des Tarnmantels umwickelt, das bärtige Gesicht von Frostbeulen entstellt. Sie sitzen wie erstarrt.

Der gespenstische Gast blickt wie gebannt auf den eisernen Ofen. Auf die weisse Wehrmachtkanne, in der Malzkaffee gewännt wird. Er nimmt sie. Setzt an und trinkt. Trinkt. Setzt sie ab. Und sagt dann das erste Wort: «Ich komme aus Welikije Luki.»

Und dann springen sie auf und schieben ihm einen Stuhl hin. Er lässt sich drauf fallen und lacht und lacht. Dabei laufen ihm die Tränen übers weiss gefrorene Gesicht: Sechzig Stunden war er unterwegs. In eisiger Kälte vierzig Kilometer marschiert. Sie haben ihn nicht gefasst. Er war der Hölle von Welikije Luki entkmen – der Oberleutnant Behnemann von der 9. Batterie Artillerieregiment 183.

So entging Behnemann der Gefangenschaft und der Rache, die fanatische sowjetische Führer für die Niederlagen von Welikije Luki später nahmen. Sie holten nach dem Kriege die deutschen Soldaten, die dort gekämpft hatten, aus den Gefangenenlagern, brachten sie in die Festung zurück und stellten sie vor ein Standgericht. Einen von jedem Dienstgrad verurteilten sie zum Tode durch den Strang: Einen General, einen Oberst, einen Oberstleutnant, einen Major, einen Hauptmann, einen Oberleutnant, einen Leutnant, einen Feldwebel, einen Unteroffizier, einen Obergefreiten, einen Gefreiten und einen Schützen.

Am 29. Januar 1946 wurden die Männer auf dem Leninplatz von Welikije Luki in öffentlicher Massenveranstaltung gehenkt. Die Kommandeure vom Infanterieregiment 277 und der ehemalige Ortskommandant, Kompanieführer, Bahnbeamte, Unterführer und Soldat. Alle anderen, deren man habhaft werden konnte, wurden zu zwanzig und fünfundzwanzig Jahren Kerker verurteilt. Nur elf von ihnen überstanden die sowjetische Gefangenschaft und kehrten zwischen 1953 und 1955 nach Deutschland zurück.

Das war Welikije Luki, einer der Brennpunkte der Winterschlacht 1942/43. Das Ende dieser krisenschweren Operationen bestimmte ein General, der gebieterischer war als jeder andere Feldherr auf beiden Seiten: der Schlamm!

Vierter Teil

Letzte Chance

1 **Wie soll es weitergehen?**

*11,2 Millionen unter Waffen – Defensive oder Offensive? –
Aus der Nachhand schlagen – Die Fehlentscheidung*

Niemand weiss, was Schlamm ist, wenn er nicht russischen Schlamm erlebt hat. Als Ende März 1943 das Tauwetter einsetzte, hörte der Krieg zu Lande auf: Jeder Marschtritt, jedes Fahrzeug, jede militärische Bewegung blieb im tiefen Morast stecken. Die Front stand. Sie lief von Leningrad über Staraja Russa, um den Bogen bei Orel und Kursk bis Bjelgorod, dann am Donez und Mius entlang bis zum Asowschen Meer. Im Kuban-Brückenkopf hielt die 17. Armee, sicherte den Zugang zur Krim und deckte damit den Südflügel des deutschen Ostheeres. Diese vom Schlamm ‚einzementierte‘ Kampflinie setzte der krisenreichen Epoche ein Ende. Der grosse Erdrutsch – von der Stalingrader Katastrophe ausgelöst – war gestoppt, die Hauptgefahr für die deutsche Ostfront vorbei, die Lage stabilisiert.

Aber der Schlamm würde trocknen, dem Tau werter der Frühling und der Sommer folgen. Und was dann? Das war das strategische Problem: Wie konnte, wie sollte dann der Ostkrieg im Rahmen des Gesamtkrieges fortgeführt werden? Zwei Feldzüge hatten nicht zur Niederwerfung der Sowjetunion geführt.

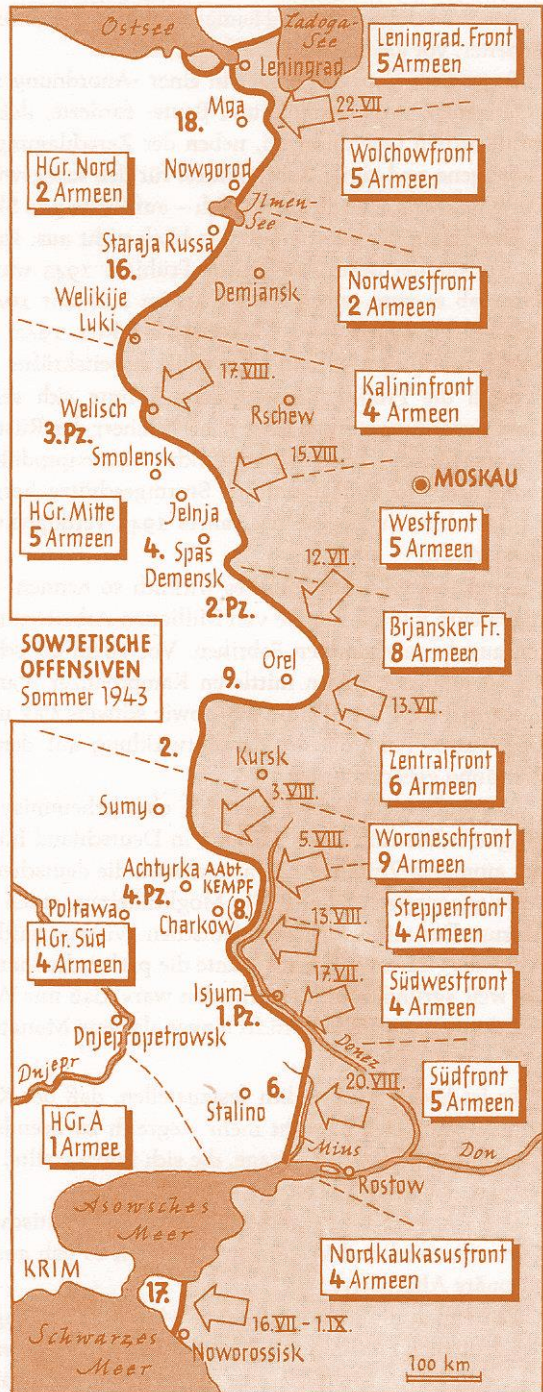
Wie sollte angesichts dieser Rückschläge und Krisenlagen der dritte Feldzug im Osten aussehen? Worauf konnte die deutsche Führung ihre Hoffnung setzen? Gab es noch Hoffnung?

Soviel war sicher: Die Frühjahrs-Schlammperiode gewährte der deutschen Führung zu Beginn des Jahres 1943 eine Atempause und damit Zeit. Durch die Begradigung der kräfteverschleissenden Frontbögen waren zum ersten Male nach Monaten wieder Reserven gewonnen worden. Zeit, Reserven, Waffen – das aber waren die drei Elemente des Krieges.

Als Adolf Hitler die Operation ‚Zitadelle‘ ins Auge fasste, hatte er nicht nur eine entscheidende militärische Operation im Sinn. Seine geheimen Anordnungen zur Erfassung der Kriegsgefangenen und der arbeitsfähigen Zivilbevölkerung in den neu gewonnenen Gebieten vom April 1943 beweisen, wie genau er die Engpässe der deutschen Wirtschaft sah. Es fehlte nicht nur an Soldaten, es fehlte auch an Arbeitern. Und je mehr man die Heimatgebiete personell auskämmte, um die Forderungen der Front nach Ersatz befriedigen zu können, um so grösser wurden die Lücken in den Waffenfabriken, den Bergwerken, der Verkehrs- und Ernährungswirtschaft.

Im Januar 1943 forderte das OKW 800'000 Mann; aber nur 400'000 konnten bei schärfster Einberufung eingezogen werden. Sie gingen der kriegswirtschaft-

Einundsechzig sowjetische Armeen sind nach der Kursker Schlacht vor der deutschen Front aufmarschiert. Wie soll es weitergehen?



lichen Produktion in der Heimat verloren. An ihre Plätze mussten ausländische Arbeiter, vor allem auch Ostarbeiter, treten.

Begreiflich also, dass Hitler in einer ‚Anordnung für die Erfassung der Kriegsgefangenen, Arbeitskräfte und Beute‘ forderte, dass es ein wichtiger Zweck der militärischen Operation sei, neben der Zerschlagung von feindlichen Verbänden, Gefangene und zivile Arbeitskräfte für den kriegswichtigen Einsatz zu gewinnen. Der Krieg wurde wieder ertümlich – auf Beute und Sklaven gerichtet!

Der Erfolg der Anstrengungen blieb nicht aus. Im Mai 1942 standen 9,4 Millionen Männer unter Waffen; im Frühjahr 1943 waren es 11,2 Millionen. Trotzdem gab es zum selben Zeitpunkt, im Frühjahr 1943, 36,6 Millionen zivile Arbeitskräfte, gegen 35,5 Millionen im Mai 1942. Also zwei Millionen mehr Soldaten und eine Million mehr zivile Arbeitskräfte.

Auch die Produktionssteigerung konnte sich sehen lassen. Trotz Luftkrieg, trotz Ernährungsorgen. Der neue Feldherr der Rüstungswirtschaft. Albert Speer, organisierte die kriegswirtschaftliche Massenproduktion. Wurden Anfang 1942 monatlich 350 Panzer und 50 Sturmgeschütze hergesttdt, so hatten sich diese Panzerzahlen zu Beginn des Jahres 1943 verdoppelt, der Sturmgeschütz-Ausstoss vervierfacht.

So zauberten – man muss es wirklich so nennen – in den Rüstungswerken die Ingenieure und die Hände von Millionen Arbeitern und Arbeiterinnen neue Waffen aus den zerbombten Fabriken. Vor allem die schweren Panzertypen ‚Tiger I‘ und ‚I a‘ und den neuen mittleren Kampfpanzer ‚Panther‘, die mächtigen Sturmgeschütze vom Typ ‚Ferdinand‘ sowie schwere Pak und Flak auf Selbstfahrlafette. Das waren Trümpfe, die der Entwicklung auf dem Schlachtfeld vielleicht eine Wendung geben konnten.

Nur auf einem Gebiet herrschte eine geheimnisvolle, eine unbegreifliche Untätigkeit: Die führenden Militärs in Deutschland hörten nicht den Stundenschlag des atomaren Zeitalters. Zwar mahnten die deutschen Physiker schriftlich und auf Arbeitstagungen. Zeigten die Möglichkeiten, einen ganz neuartigen Sprengstoff herzustellen mittels der von deutschen Wissenschaftlern entdeckten Kernspaltung. Aber das Heereswaffenamt lehnte die praktische Inangriffnahme dieses Vorschlags ab, weil «grundsätzlich entschieden war», dass nur Waffen entwickelt werden sollten, deren Fertigstellung nicht länger als neun Monate dauerte.

Es ist leicht, nachträglich festzustellen, dass der Krieg 1943 nicht mehr zu gewinnen war. Dass er nicht mehr siegreich zu beenden war, sahen 1943 auch die führenden Militärs. Die Frage, die sich ihnen stellte, lautete: Wie kann verhindert werden, dass er als Katastrophe endet?

Die Antwort führte nicht zwingend zu politischer Revolution, zu Aufstand, Tyrannenmord und Widerstand, sondern es gab auch eine andere, weniger revolutionäre Alternative.

Fasste man die militärische und wirtschaftliche Lage nüchtern ins Auge, so war der deutschen Führung mit den militärischen Erfolgen des Frühjahrs 1943 und der wirtschaftlichen Mobilisierung noch einmal die Chance gegeben, eine neue Strategie für den Russlandkrieg zu konzipieren. Eine Strategie, die nicht von der

Illusion ausging, die riesige Sowjetunion erobern zu können – diese schreckliche Illusion –, sondern von der harten Tatsache, dass die eigene Kraft höchstens dazu reichte, die Rote Armee so schwer zur Ader zu lassen und Stalins Macht so sehr abzuschwächen, dass der Kreml verhandlungsbereit sein würde. Nicht Sieg, sondern Remis! Das war die Logik, welche sich aus den Lehren ergab. Würde Hitler die Zeichen der Stunde begreifen und das militärische Steuer herumwerfen?

Feldmarschall von Manstein, der Mann, der sich als einer der bedeutendsten Feldherrn aller Fronten erwiesen hatte, war der Wortführer des Gedankens, den Krieg im Osten so zu führen, dass er militärisch wenigstens nicht in einer Katastrophe endete; wenn auch der Misserfolg des ganzen Russlandkrieges dadurch nicht aufzuheben war, sondern nur noch augenscheinlicher wurde.

Aber nichts führte an der Wahrheit vorbei: Der Plan, mit dem Unternehmen 'Barbarossa' die Sowjetunion schnell im Blitzkrieg niederzuwerfen, ihre wirtschaftlichen Schätze zu erobern und durch die weltweiten Zangen zwischen Kaukasus und Ägypten die Positionen des britischen Weltreiches in Afrika, dem Vorderen Orient und Persien auszumanövrieren, war mit dem Rückzug aus El Alamein und aus dem Kaukasus ein für allemal bereits gescheitert. Gerade deshalb aber galt es, sich jetzt zu bescheiden und im Osten ein Remis zu versuchen.

Eine Schicksalsstunde war gekommen. Eine ganze Epoche stand an der Wegegabel. Noch war die drohende Katastrophe abzuwenden, der Fehler vom 22. Juni 1941 zu korrigieren. Die Geschichte stand warnend auf dem Schlachtfeld zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer. Selten hatte sie so sichtbar an einem Kreuzweg, selten so auf eine kluge Entscheidung gewartet! Aber war denn ein Remis überhaupt noch im Spiel?

Der Weg von Stalingrad bis zum Donez hatte auch den Russen Opfer abgefordert. Stalin hatte das Ziel einer Einkreisung des deutschen Südflügels nicht erreicht. Auch die Rote Armee war schwer angeschlagen.

Was ergab sich aus einer solchen Sicht? Hier ist die Meinung von Feldmarschall von Manstein: «Zu einer Offensive mit weitgesteckten Zielen, wie wir sie in den vergangenen Jahren geführt hatten, reichten unsere Kräfte nicht mehr aus. Die Defensive schien nunmehr für uns das Gegebene zu sein.»

Defensive! Aber auf welche Art? Denn es gibt zwei Formen der defensiven Kampfführung: die störrische Verteidigung, die jeden eroberten Raum festhalten will – und die elastische, beweglich geführte Abwehr, die Ausweichen und Gegenangriff miteinander verbindet. Die starre Verteidigung war nicht durchführbar. Dafür reichten die Kräfte nicht. Die Front vom Schwarzen Meer bis zum Eismeer war zu lang, um sie für eine entscheidungsuchende Verteidigung stark zu machen. Die Heeresgruppe Süd zum Beispiel hatte für die 760 Kilometer Front nur einundvierzig Kampf- und drei Sicherungsdivisionen zur Verfügung. Das waren nach den Gesetzen der Strategie für eine Verteidigung zwanzig bis dreissig Divisionen zu wenig. In einer solchen Lage entstand bei starrer Defensive die Gefahr, dass der Russe mit seinen Menschenmassen, seinen starken Artilleriekonzentrationen, seinen Panzerrudeln und ständig stärker werdenden Schlachtfliegerverbänden an mehreren Stellen zur gleichen Zeit mit erdrückender Überlegenheit angriff und die deutsche Front durchbrach.

Dieses Schema hatte das sowjetische Oberkommando im Winter von 1942 auf 1943 bereits zur grossen Kunst entwickelt: Sobald ein deutscher Frontabschnitt zum Einsturz gebracht worden war, richtete sich bereits wieder ein Angriff starker Stossverbände gegen einen anderen.

Auf diese Weise wurde die deutsche Führung gezwungen, ihre operativen Reserven und die wenigen schnellen Verbände dauernd zu verschieben, ohne dass sie immer rechtzeitig am richtigen Platz sein konnten. Die Folge waren sowjetische Durchbrüche, Einkreisungen stehengebliebener Frontabschnitte und schliesslich Rückzüge mit schweren Verlusten an Menschen und Kriegsmaterial. Die Geschichte der grossen Schlacht zwischen Kaukasus, Wolga und Donez hatte es ja zur Genüge bewiesen.

Nein, das Halten starrer Fronten konnte 1943 zu nichts mehr führen. Worauf aber gründete sich dann Mansteins These einer Strategie des Remis? Manstein sagt: «Es galt, die Faktoren zur Geltung zu bringen, die noch immer unsere Überlegenheit darstellten. Wir mussten – auch wenn wir im Grossen gesehen nunmehr in die Defensive fielen – doch versuchen, dem Feind wuchtige Teilschläge zu versetzen, die ihn nicht nur erhebliche blutige Verluste, sondern hohe Zahlen an Gefangenen kosteten und insgesamt dazu führen konnten, ihn wenigstens remisreif zu machen. Wir mussten sehen, auch im Rahmen der strategischen Defensive wieder zu beweglich geführten Operationen zu kommen, in denen unsere Stärke lag.»

Mit anderen Worten: Es galt, nicht selbst im grossen Stil offensiv zu werden, sondern den Russen kommen zu lassen und im richtigen Augenblick dann aus der Verteidigung heraus, also ‚aus der Nachhand‘, zuzuschlagen. So, wie es Manstein im Frühjahr 1943 in der grossen Abwehrschlacht zwischen Donez und Dnjepr vor-exerziert hatte. Wenn man den Krieg überhaupt fortführen wollte – und die inzwischen von den Alliierten in Casablanca geforderte bedingungslose Kapitulation‘ bot keine andere Wahl –, so lag in der Strategie Mansteins die einzige Chance, einer sicheren militärischen Niederlage zu entgehen.

Doch wer geglaubt hatte, es sei möglich, Adolf Hitler zur Anerkennung nüchterner Tatsachen zu bringen und ihn von seinen hochfliegenden Plänen abzuhalten, der sah sich bitter enttäuscht. Kaum war er durch die Rückzüge und Frontbegradigungen des Frühjahrs 1943 wieder im Besitz von operativen und strategischen Reserven, da gab er sich auch schon glühenden Illusionen hin. Seine Hybris war stärker als sein Ahnungsvermögen. Er liess sich verführen, wieder zur Offensive zu schreiten. Der weit vorspringende Kursker Bogen, dieser verlockende Balkon zwischen Orel und Bjelgorod, reizte ihn, die grosse Zangenoperation ‚Zitadelle‘ ins Werk zu setzen.

Alle Reserven, vor allem die gesamte gerade erst von Guderian wieder neu aufgebaute Panzerwaffe setzte er aufs Spiel. Er wollte die Masse der sowjetischen Panzerstreitkräfte, die im Kursker Bogen und unmittelbar dahinter konzentriert waren, und damit zugleich die zentrale sowjetische Reserve des Jahres 1943 vernichten. Er glaubte, mit einer Entscheidungsschlacht die Initiative im Osten wiedergewinnen zu können. Ja, er träumte sogar von einer daran anschliessenden Offensive gegen Moskau.

Beschwörend warnten ihn Guderian, Manstein, Model und viele andere Generale. Sie wiesen auf die Gefahren hin, die diese Operation, auf jeden Fall aber ein zeitlich länger hinausgeschobener Beginn der Sommeroffensive mit sich bringen konnte. Der Wehrmachtsführungsstab riet eindringlich ab, weil die Reserven bei der angespannten Lage und angesichts der im Westen und in Italien drohenden Invasion an anderen Fronten benötigt würden. Es gab Tage, da Hitler die Warnungen akzeptierte, schwankend wurde und vor dem grossen Vabanque zurückschreckte. Aber dann warf er doch alles, was er hatte, seine ganzen verfügbaren Kräfte, auf das blutige Schlachtfeld von Kursk.

Wir wissen, was geschah: Die verratene Operation ‚Zitadelle‘ misslang. Die gerade erst mühsam wieder geschaffenen und aufgefüllten operativen Reserven wurden verbraucht, die neue Panzerwaffe mit ihren ersten ‚Panther‘-Abteilungen und ‚Tiger‘-Kompanien schmolz in den Kämpfen gegen die gigantischen sowjetischen Verteidigungsanlagen im Kursker Frontbogen dahin.

Und dann kam das Verhängnis. Die sowjetische Führung machte genau das, was Hitler nach Mansteins Rat hätte tun sollen: Sie schlug aus der Nachhand zu. Als die Kursker Schlacht auf dem Höhepunkt stand, traten die Sowjets zum Grossangriff gegen den Rücken der von Norden nach Süden angreifenden Armee Model an. Sie erzwangen im Norden der Kursker Front den Abbruch des deutschen Angriffs und nutzten die Verwirrung zu einem Einbruch in die Front der 2. Panzerarmee im Raum Orel aus.

Hier entwickelte sich ab 12. Juli 1943 aus dem sowjetischen Ablenkungsangriff nördlich Kursk eine erbitterte Abwehrschlacht, in die erhebliche Teile aus dem Angriffsflügel der 9. Armee verwickelt wurden. Wenn es auch noch einmal gelang, einen verhängnisvollen Einbruch in die tiefe linke Flanke des Südflügels der Heeresgruppe Mitte zu verhindern, so hatten doch die Sowjets in letzter Minute die Einstellung der Operation ‚Zitadelle‘ erzwungen, bevor Manstein und Model einen durchschlagenden Erfolg erringen konnten.

Damit war die Lage für das deutsche Oberkommando schlimmer als vor der Stabilisierung der Front im Frühjahr 1943. Fast alle Reserven waren dahin. Die motorisierten Hauptkräfte der Ostfront entweder zerschlagen oder schwer mitgenommen. Die Front zum Zerreißen gespannt. Das war die Stunde, auf die das sowjetische Oberkommando seit zwölf Monaten gewartet, von der Stalin seit dem Sommer 1942 geträumt hatte. Hitler hatte nicht nur den Sieg, er hatte jetzt auch das Remis verspielt.

*Überall rote Angriffe – Bjelgorod und Orel gehen verloren –
Drama Achtyrka – «Ist dein General noch im V\ald?»*

Es ist erstaunlich, was trotz dieser äusserst schwierigen Lage Mitte des Jahres 1943 die deutschen Armeen der Ostfront noch leisteten: Die 2. Panzerarmee und die 9. Armee errangen unter dem Oberbefehl des Generalobersten Model im Orel-Bogen ungewöhnliche Abwehrerfolge. Noch einmal verhinderten die strapazierten Divisionen einen sowjetischen Durchbruch auf Brjansk und den Dnjepr.

Aber die Rote Armee liess nun nicht mehr locker. Starke Kräfte zweier Heeresgruppen griffen am 11. Juli beiderseits Isjum die Stellungen der 1. deutschen Panzerarmee am mittleren Donez an. Generaloberst von Mackensen konnte diesen Angriff mit seinen geschwächten Korps noch einmal abriegeln und notdürftig aufhalten. Aber bei General Hollidts 6. Armee am Mius, dem seit Dezember 1941 heissumkämpften Fluss am Asowschen Meer, gelang es den Russen, ostwärts Stalino, bei Kuibischewo auf dem Ostufer des Mius, einen Einbruch zu erringen, der sie bis Marinowka im Abschnitt der sächsischen 294. I. D. führte. Das Grenadierregiment 513 musste den hartumkämpften Ort zwar aufgeben, doch konnte die Division den bedrohlichen Einbruch abriegeln.

Manstein warf das SS-Panzerkorps von Norden heran, die vielbewährte 16.1.D. mot. von Süden und dann noch die 23. Panzerdivision. Diese schnellen deutschen Verbände konnten zwar auch hier die Katastrophe stoppen und den sowjetischen Stoss ins Herz des Donez-Gebietes ein letztes Mal abriegeln. Aber die verfügbaren Kräfte reichten schliesslich nicht aus, um die Gefahr zu beseitigen. Das verhängnisvolle Gesetz des «Immer zu wenig und immer zu spät» trat wieder in Kraft.

Das SS-Panzerkorps musste schon bald nach dem erfolgreichen Gegenschlag, durch den es bis zum 3. August die alte HKL im Bereich der 6. Armee wiedergewann, herausgezogen und nach Norden abgegeben werden.

Zwar wurde nun die längst fällige Räumung des Kuban-Brückenkopfes eingeleitet und nach der 13. Panzerdivision weitere Verbände von der Krim nach Norden geführt. Aber während noch am Mius und am mittleren Donez mit Aushilfen die gefährliche Lage gebannt werden konnte, braute sich Anfang August im Raum Bjelgorod, am Nordflügel der Heeresgruppe Süd, ein neues Gewitter zusammen. Starke gepanzerte Streitkräfte der Russen wurden von der deutschen Luftaufklärung im Raum ostwärts Bjelgorod festgestellt. Ein Grossangriff der sowjetischen ‚Woronesch-Front‘ über Charkow auf den Dnjepr zeichnete sich klar ab.

Stalin wollte den missglückten Versuch von Frühjahr 1942 erneuern: die deutsche Heeresgruppe Süd von ihren rückwärtigen Verbindungen abschneiden und ihr und der Heeresgruppe A diesmal eine unvermeidliche Niederlage bereiten. Armeegeneral Watutin, von seinem Kriegsrat Nikita S. Chruschtschow politisch beraten, trat mit den fünf Armeen der ‚Woronesch-Front‘ nach gewaltiger Artillerievorbereitung am 3. August 1943 zu seiner Grossoffensive beiderseits Bjelgorod an.

Laut sowjetischen Angaben war er an Artillerie und Panzern den deutschen

Kräften um mehr als das Sechsfache überlegen. Im Durchbruchstreifen waren 230 Geschütze und Granatwerfer je Frontkilometer postiert. Hinter den Schützendivisionen standen die Korps von zwei weiteren Elite-Panzerarmeen bereit, der 1. und der 5. Garde-Panzerarmee. Ihre gepanzerte Kraft war zu einem gigantischen Schwerpunkt massiert: siebzig Panzer auf jeden Kilometer Frontlinie!

Bei der 2. Panzerarmee entbrannten weitere erbitterte Kämpfe im Raum Orel. Aber noch schlimmer entwickelte sich die Lage weiter südlich. Während die 6. Armee gegenüber neuen Angriffen ihre zurückeroberte HKL am Mius zunächst noch behaupten konnte, braute sich das Unheil für die deutsche Südfront jetzt beiderseits Bjelgorod zusammen, wo die Front durch Abgaben schneller Verbände an die 6. Armee und den Südflügel der Heeresgruppe Mitte bei Orel entscheidend geschwächt worden war.

Nach dreistündigem Kampf standen die sowjetischen Schützendivisionen der 5. und 6. Garde-Armee bereits in der Tiefe des deutschen Verteidigungsfeldes. Watutin setzte seine zwei Panzerarmeen ein. Sie rissen die deutsche Front an der Naht zwischen Hoths 4. Panzerarmee und der südlich anschliessenden Armeeabteilung Kempf auf, stiessen in die Tiefe der deutschen Abwehrzone durch. Liessen Charkow links liegen und zielten auf Poltawa. Feldmarschall von Manstein führte sofort aus allen Teilen seiner Front Eingreifreserven heran. Aber Bjelgorod war nicht mehr zu halten.

Um die Katastrophe vollständig zu machen, war inzwischen auch weiter nördlich im Orel-Bogen Model in immer grössere Bedrängnis geraten. Die 2. Panzerarmee musste schliesslich Orel räumen, um der Gefahr einer bedrohlichen Umfassung auszuweichen.

Bjelgorod gefallen! Orel gefallen! Charkow in aussichtsloser Lage! Drohte erneut die schreckliche Katastrophe eines Zusammenbruchs?

Der Kreml hoffte es. Denn am Abend des 5. August liess Stalin zum ersten Male während des Krieges in Moskau einen donnernden Artillerie-Salut schiessen. Und stolz dröhnten die Sondermeldungen: Bjelgorod und Orel genommen! Die beiden historischen, strategischen und verkehrspolitischen Zentren der Ukraine und Zentralrusslands zurückerobert! Siegesfeier und Kommentare liessen erkennen, dass der Kreml einen neuen Besitzwechsel nicht mehr befürchtete. Die Russen begriffen, dass sie sich auf der Strasse des Sieges befanden. Und die Salutschüsse von Moskau befeuerten die sowjetischen Armeeführer im Raum Bjelgorod, dem grossen Ziel zuzujagen, das ihnen Marschall Stalin neun Monate zuvor gestellt hatte: die deutsche Heeresgruppe Süd vom Dnjepr abzudrängen, gegen das Asowsche Meer zu drücken und dort zu vernichten.

War Mansteins Schicksal nicht schon besiegelt? Zwischen Hoths 4. Panzerarmee und der Armeeabteilung Kempf klaffte eine gefährliche Lücke von fünfundfünfzig Kilometern. Der Weg an den Dnjepr stand den Russen jetzt offen. Und Hitler arbeitete Stalin auch noch in die Hand: Das 11. Korps General Raus', das entlang der Rollbahn auf Charkow auswich, wurde von Hitler in die Stadt beordert. Wieder einmal befahl er: «Charkow ist unter allen Umständen zu halten.»

Generaloberst Hoth nahm seine 4. Panzerarmee nach Südwesten zurück, um nördlich von Charkow eine neue Abwehrfront aufzubauen. Aber würde das noch

gelingen? Die niedersächsische 19. Panzerdivision hatte mit dem 48. und 3. Panzerkorps in den schweren Kämpfen an den sowjetischen Einbruchstellen gestanden und kämpfte sich nun den Weg durch die russischen Linien nach Westen zurück.

Am Nachmittag des 6. August war Generalleutnant Gustav Schmidt, der Kommandeur der 19. Panzerdivision, auf dem Gefechtsstand des 48. Panzerkorps. Der vielerprobte Kommandierende General von Knobelsdorff zeigte ihm auf der Karte die geplante Auffangstellung der 4. Panzerarmee im Raum Graiworon-Achtyrka: «Es kommt darauf an, dass wir so schnell wie möglich mit unseren Kräften dorthin kommen, Schmidt. Vorderste Einheiten der Division ‚Grossdeutschland‘ haben bereits Auffangstellungen bezogen. Wir müssen die Russen stoppen, sonst droht dort eine unübersehbare Katastrophe für die ganze Heeresgruppe!»

Schmidt nickte und sagte zuversichtlich: «Wir werden es schon schaffen, Herr General!» Er setzte seine Regimenter Richtung Achtyrka in Marsch. Aber er wusste nicht, dass auch seine Division bereits von den Russen überflügelt worden war. Sowjetische Panzerkräfte standen schon tief im Rücken und hatten am Morgen des 7. August bei Graiworon, wo die neue Riegelstellung des Korps durchlaufen sollte, die Rollbahn gesperrt.

Niemand bemerkte das Unheil rechtzeitig. Denn noch wenige Stunden vorher waren die vorausgeschickten Trosse der 19. Panzerdivision unbehelligt über die Strasse gefahren. Arglos rollte der Divisionsstab gen Achtyrka, um alles für den Einsatz in dem neu befohlenen Abschnitt vorzubereiten.

General Schmidt fährt in seinem Funkpanzer an der Spitze der Kolonne. Der Funker dreht an seinem Gerät und sagt zum Adjutanten, Oberleutnant Köhne: «Auffallend starker Funkverkehr der Russen. Die zetern so aufgeregt, als wenn sie mitten im Gefecht wären.»

Köhne kommt nicht mehr zu einer Antwort. Wie ein Gewitter aus heiterem Himmel, so kracht, blitzt und donnert es plötzlich los: Panzergranaten. Sie kommen aus dem Wald zu beiden Seiten der Rollbahn. Liegen genau in der Kolonne. Schlagen die Fahrzeuge zusammen. Bersten. Feuerblitz. Brandgeruch. Qualm.

Auch der Panzerspähwagen des Divisionskommandeurs erhält einen Treffer direkt vor den Bug und fährt sich in einem Trichter fest. «Raus!» schreit der General. Sie springen in den Strassengraben.

T 34 rollen auf die Strasse und schießen in wenigen Minuten die Kolonne zusammen. Oberleutnant Köhne sieht, wie der 1a, Oberstleutnant von Unger, im Feuerstoss eines dieser Panzer fällt. Der T 34 rollt auf sie zu. Einzelnen springen sie in den Wald. Überall wimmelt es von Russen. Hinter einem mächtigen Baumstumpf verbarrikadieren sich der General, Oberleutnant Köhne, der Fahrer, Gefreiter Schütte, und der Funker. Zwei Karabiner und zwei Pistolen sind ihre ganze Feuerkraft.

Eine russische Infanteristen-Gruppe hat sie inzwischen entdeckt und versucht, sie auszuheben. Die Karabiner-Munition ist bald verschossen.

Der General flüstert mit Köhne. Und dann sagt er laut zu Schütte und dem Funker: «Wir haben keine Chance. Versucht ihr beide durchzukommen. Oberleutnant Köhne und ich werden die Russen ablenken und euch Feuerschutz geben.»

Schütte schaut verwundert seinen General an. Ablenken? Feuerschutz? Wo er eben festgestellt hat, dass sowohl er wie auch Köhne nur noch je vier Patronen in der Pistole haben.

Generalleutnant Gustav Schmidt aus Carstorf an der Unstrut, Eichenlaubträger, Jahrgang 1894, errät den Gedanken seines langjährigen Fahrers, lächelt und sagt dann gespielt streng zu Schütte: «Los, Männer, das ist ein Befehl!» Und zu Schütte: «Wenn du durchkommst, geh zu meiner Frau, grüss sie und erzähl ihr alles.»

Darauf springen die beiden. Erst der Funker. Dann Schütte. Sie kommen nicht weit. Geraten mitten zwischen die Russen und werden gefangen. Man bringt sie in einen alten Geräteschuppen, wo ein korpulenter Generalmajor seinen Gefechtsstand hat. Noch während sie in Anwesenheit des Generals verhört werden, kommt ein Unterleutnant und meldet etwas.

Der Russe lässt Schütte durch den Dolmetscher fragen: «Ist dein General noch im Wald?»

Schütte sagt vorsichtig: «Wir wissen nicht, wo der General ist.»

Da schickt sie der Russe mit dem Leutnant, fünf Mann und einem Karren los. Die Leichen von General Schmidt und Oberleutnant Köhne liegen noch an dem Baumstumpf.

Als die Kolonne mit den beiden Toten in den russischen Brigade-Gefechtsstand zurückkehrt, bauen sich Schütte und der Funker vor dem wartenden russischen General auf, und Schütte sagt: «Herr General, wir bitten unseren General und den Oberleutnant begraben zu dürfen.»

Der Dolmetscher übersetzt. Der Sowjetgeneral nickt und sagte zu seinem Leutnant: «Zeig ihnen einen guten Platz!»

Am Rande des Dorfes Berissowka begraben sie ihre Toten. Es war am 7. August 1943, um 15 Uhr. Fünf Jahre und drei Monate später kehrt der Gefreite Schütte aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft zurück.

Fünfter Teil

Zum Dnjepr

1 Die vierte Schlacht um Charkow

Das 11. Korps auf verlorenem Posten – Panik bei der 282. Infanteriedivision – Sowjetpanzer rollen in die Stadt — Die 6. Panzerdivision rettet die Lage – Rotmistrows T 34 laufen in den Hinterhalt – Drama am Rande eines Sonnenblumenmeers – Hitler: Charkow muss gehalten werden – Manstein: Ich verliere lieber eine Stadt als eine Armee – «Mein Führer, ich ersuche um Bewegungsfreiheit.»

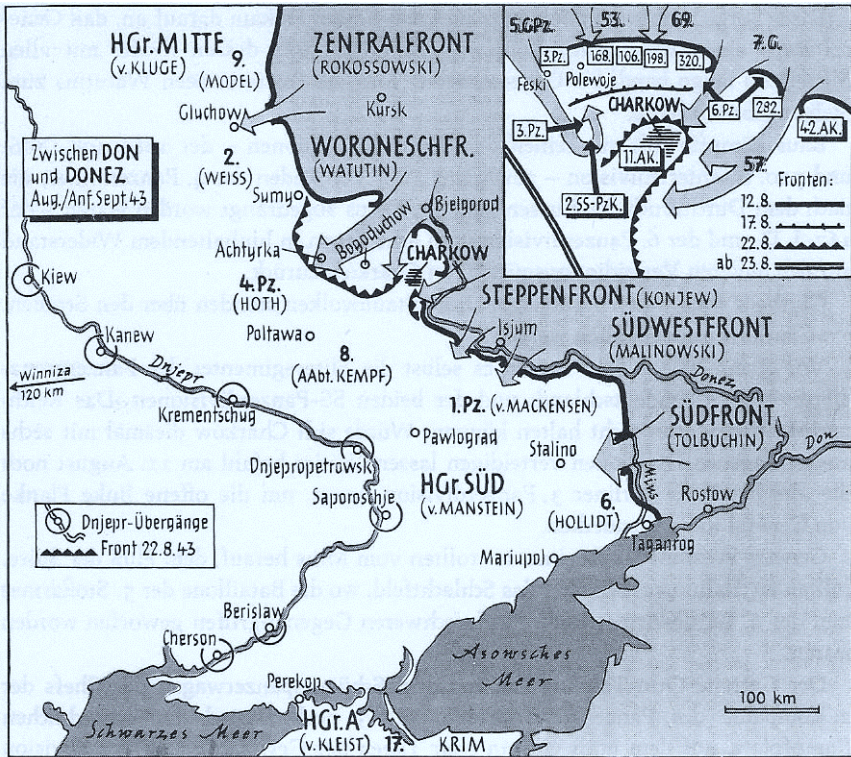
Oberst Sörgel, Kommandeur vom Panzergrenadierregiment 73, übernahm nach dem Tode von General Schmidt die Führung der niedersächsisch-westfälischen 19. Panzerdivision. Die Sowjets drängten stürmisch vorwärts, und so geriet das Gros der Division bei Graiworon in einen Kessel, in dem auch schon die 255. Infanteriedivision sass, zusammen mit Teilen der 57. und 332.1. D. sowie der schlesischen 11. Panzerdivision. General Poppe übernahm das Kommando.

Vier sowjetische Armeen berannten die igelnden Kampfgruppen. Doch es gelang den Russen nicht, die Kesselfronten einzudrücken. Im Gegenteil: Die 11. und die 19. Panzerdivision schlugen mit der zusammengefassten Kraft ihrer Sturmgeschütze und Panzer einen Korridor; und in einem abenteuerlichen Ausbruch gelang es den eingeschlossenen Regimentern der Infanteriedivisionen, auf Achtyrka durchzubrechen, wo die vordersten Teile der Division ‚Grossdeutschland‘ schon in Wartstellung lagen. Kehrt! Und die neue Front wurde gehalten.

Das 48. Panzerkorps des Generals von Knobelsdorff brachte es auf diese Weise im Zusammenwirken mit anderen schnellen Divisionen der 4. Panzerarmee noch einmal fertig, den sowjetischen Vormarsch zum Dnjepr, zwischen Sumy und Achtyrka, aufzufangen. Aber die an vielen Stellen eingerissene Front konnte aus Mangel an beweglichen Reserven nicht mehr geschlossen werden. Die Gefahr eines Durchbruchs blieb bestehen. Schwer und bedrückend lastete diese Tatsache auf der vielgeprüften Heeresgruppe Süd: Wenn der Gegner nordwestlich Charkow oder im Süden, an der Mius-Front, zum Durchbruchstoss antrat, dann war nichts mehr da, was ihn vor dem Dnjepr aufhalten konnte.

Wie mit der Feuerschrift eines Menetekels war die heraufziehende Katastrophe auf die Karten aller Stäbe geschrieben. Wenn der Russe jetzt über den Dnjepr kam, war die Heeresgruppe verloren! Wollte man das verhindern, musste wenigstens ein Minimum an Reserven bereitgestellt werden. Doch woher nehmen bei einer Strategie, die alles verteidigen und nichts aufgeben wollte?

Charkow war dafür das jüngste Exempel. Hitler befahl, die Stadt zu verteidigen.



Die vierte Schlacht um Charkow. Die Stadt hält. Trotzdem gibt Manstein am 22. August 1943 dem 11. Armeekorps den Räumungsbefehl. Er braucht das Korps, um einen Durchbruch der Sowjets zum Dnjepr zu verhindern.

Würde nicht auch in Charkow wieder das gesamte 11. Korps mit seinen sechs Divisionen verlorengelassen, wenn man Hitlers Befehl befolgte? Sechs Divisionen! Dabei Teile von mehreren Panzerdivisionen! Diese Kräfte konnten vielleicht die Katastrophe abwenden, die am Mius und am Nordflügel der Heeresgruppe drohte, wenn man Charkow aufgab. Aber Hitler befahl: Charkow wird verteidigt.

Der Mann, dem dieser Befehl aufgebürdet wurde, war General der Panzertruppe Erhard Raus, ein Österreicher, erfahrener, bewährter und hochdekoriertes Panzerführer, der uns schon in der eiskalten Neujahrsnacht von 1942 auf 1943 auf dem Schlachtfeld von Tazinskaja begegnete, als es noch um Stalingrad ging. Jetzt hatte er mit seinem 11. Korps am Dnepr wiederum die Aufgabe, eine grosse sowjetische Offensive an einer entscheidenden Stelle zu bremsen.

Die Armeen General Watutins ergossen sich nach dem Durchbruch auf dem Nordflügel von Hoths 4. Panzerarmee bereits in das Becken von Poltawa. Wenn es nun auch südlich davon General Konjews Armeen der ‚Steppen-Front‘ gelang, schnell über Charkow an den Dnjepr zu stossen, dann war die Heeresgruppe Manstein erledigt, die Heeresgruppe von Kleist auf der Krim abgeschnitten.

Diese Sorge raubte dem Feldmarschall den Schlaf. Es kam darauf an, dass General Raus einen Durchbruch Konjews verhinderte und dessen Kräfte mit allen Mitteln so lange band, bis Generaloberst Hoth die Panzerarmeen Watutins zum Stehen gebracht hatte.

Raus kämpfte sich mit seinen vier eigenen Divisionen – der 168., 198., 106. und 320. Infanteriedivision – sowie mit zwei Verbänden der 4. Panzerarmee, die nach dem Durchbruch der Russen zum 11. Korps abgedrängt worden waren – der 167.1. D. und der 6. Panzerdivision –, in acht Tagen in hinhaltendem Widerstand auf den äusseren Verteidigungsgürtel von Charkow zurück.

Glutheiss waren die Augusttage. Dicke Staubwolken standen über den Strassen. «Charkow muss gehalten werden!»

Vor einem halben Jahr hatten es selbst die Eliteregimenter der Panzergrenadierdivision ‚Grossdeutschland‘ und der beiden SS-Panzerdivisionen ‚Das Reich‘ und ‚Leibstandarte‘ nicht halten können. Würde sich Charkow diesmal mit sechs angeschlagenen Divisionen verteidigen lassen? Hitler befahl am 11. August noch die alte bewährte Berliner 3. Panzerdivision heran, um die offene linke Flanke von General Raus abzudecken.

General Westhovens Regiment rollten vom Mius herauf, dem Fluss der Störe, rollten an Stalino vorbei, über das Schlachtfeld, wo die Bataillone der 5. Stossarmee und der 2. Garde-Armee Ende Juli in schweren Gegenangriffen geworfen worden waren.

Der Gefreite Otto Tenning sah aus dem Schützenpanzerwagen des Chefs der 2. Kompanie des Panzergrenadierregiments 3 noch einmal den schrecklichen Kampfplatz, auf dem noch vor ein paar Tagen der Gegenangriff seiner Division rollte und einen sowjetischen Brückenkopf zerschlug.

Tausende von Russen lagen tot auf der weiten glutheissen Pläne. Die meisten hatten in den erstarrten Händen ihre aufgepflanzten Seitengewehre oder umklammerten im Tode noch die kurzstielige Panzerhandgranate.

Süsslicher Leichengeruch lag über den Feldern. Die Männer in den Schützenpanzerwagen hielten sich Taschentücher vors Gesicht. Schaudernd dachte Tenning: ‚Unser Werk!‘

Der aufgewirbelte Staub senkte sich über die Fahrzeuge des Panzergrenadierregiments 3 und verhüllte das Bild. Legte sich dick auf die Hände, die Helme, die Gesichter und auch auf die halbreifen Tomaten, die Tenning auf der Panzerung über dem Fahrersitz neben dem MG liegen hatte, damit sie in der Sonne schneller reiften. Sie rollten der Schlacht um Charkow zu. Ein Dorf erwartete sie, das noch keiner von ihnen kannte. Aber sein Name wird sich als blutige Walstatt in ihrem Gedächtnis festsetzen: das Dorf Polewoje.

Die 3. Panzerdivision wird an der linken offenen Flanke des 11. Korps vor Charkow eingesetzt. Links neben ihr steht nichts mehr. Dort ist die Frontlücke zwischen Hoths 4. Panzerarmee und der Armeearbeitung Kempf, durch die Ge-

Die Scheune brennt, verlassen stehen die Pflüge
– auf den Feldern lodern die Garben.





neral Watutins Armeen rollen. Teile davon schwenken zum umfassenden Angriff auf die Stadt herum.

Die riesigen Versorgungslager, die auf Befehl Hitlers im Raum Charkow eingerichtet worden waren und alles enthielten, was zwei Armeen für drei Monate brauchten, waren verloren. Was in Deutschland zu den knappsten Dingen gehörte, hier fiel es in unvorstellbaren Mengen in die Hand des Feindes.

Auf der Kolchose Feski, fünfundzwanzig Kilometer nordwestlich Charkows, befand sich eines dieser Marketenderwaren-Magazine der Heeresgruppe Süd. In den unterkellerten Lagerhallen, die mit Gleisanschlüssen zur Hauptbahn versehen waren, lagerte eine ganze Jahresproduktion französischer Spirituosen, dazu Millionen Zigaretten, Zigarren und Konserven. Eine mittlere Stadt hätte ein halbes Jahr lang davon gut leben können.

Dem Quartiermeister des 3. Panzerkorps blutete das Herz bei dem Gedanken, dass auch dieses Lager über kurz oder lang eine Beute der Russen werden würde. So benachrichtigte er alle Divisionen, die er erreichen konnte: Schickt allen verfügbaren Transportraum her, und holt, was ihr fassen könnt.

Viel Hoffnung hatte er nicht. Klagten doch die Einheiten ständig über den Mangel an Fahrzeugen, wenn irgendeine Transportaufgabe an sie herankam. Doch wenn es im Kriege um Essen oder Trinken geht, kennen die Soldaten aller Armeen der Welt keine Schwierigkeiten. Und staunend erlebte der Quartiermeister einen unerwarteten Aufmarsch von Fahrzeugen.

Wieder einmal zeigte sich, wie aufgebläht trotz aller gegenteiligen Beteuerungen die Trosse vieler Einheiten waren. Ein altes und leidiges Kapitel! Vieles diente nur der Bequemlichkeit der rückwärtigen Dienste, die alles mögliche mitschleppten, was bei Absetzbewegungen nicht selten zur Verstopfung der Rollbahnen führte und der kämpfenden Truppe Weg und Steg versperre.

Im Falle Feski wirkte sich dieses Übel einmal positiv aus. Innerhalb von zwei Tagen nahmen die Trosse von rund einem Dutzend Divisionen den grössten Teil der wertvollen Bestände auf und führten sie den Truppen der Armeeabteilung Kempf zu. Diese war in den letzten Tagen in 8. Armee umbenannt worden und wurde nunmehr von Mansteins ehemaligem Stabschef General Wöhler geführt.

Nur für die mit Wodka gefüllten riesigen Ballonflaschen interessierte sich die Truppe nicht. Man liess sie liegen; denn die Wahl zwischen französischem Cognac, spanischem Portwein und italienischem Chianti war schon schwierig genug. Wozu Wodka?

Dass das verschmähte russische ‚Wässerchen‘ auf diese Weise noch zu einer wirkungsvollen Geheimwaffe werden könnte, ahnte niemand. Der Wodka wurde es. Nachdem die Russen das Lager erreicht hatten, war es mit dem Angriffsgeist der Regimenter zunächst vorbei. Sie benötigten etwa drei Tage, um die Wodka-Ballons leer zu machen. Und das war eine beachtliche Leistung!

Otto Tenning schrieb in sein Tagebuch: «Während die Kameraden von der anderen Feldpostnummer sich dem Wodkarausch hingaben und diesen verfluchten

Krieg, die verdammte Woina, vergassen, nutzte die neu herangeführte SS-Panzerdivision ‚Wiking‘ die Zeit, sich auf dem hinter Feski gelegenen Höhengelände ungestört einzugraben.» So konnte eine Umgehung der Gruppe Raus von Norden her verhindert werden. Charkow war damit für weitere achtundvierzig Stunden gerettet. Und das war viel in Mansteins schwieriger Rechnung.

Aber das Kriegsglück ist launisch. Es begünstigt selten nur eine Partei. Der Krieg ist keine Rechenaufgabe. Jede Schlacht wird weitgehend auch von den Unwägbarkeiten bestimmt: von der Tapferkeit eines Soldaten, der Entschlussfreudigkeit eines Kommandeurs, aber auch von der Verzagtheit eines Führers, der Angst und schlimmstenfalls der Panik in einer Einheit.

Auch bei Charkow erwies sich das. Den Wodka warf Mars auf die Waagschale für Manstein; dafür schmuggelte er für Konjew den Teufel der Panik in eine deutsche Einheit. Der Kampfablauf um die Stadt wurde dadurch weitgehend bestimmt.

Die junge 282. Infanteriedivision, 1942 in Frankreich aufgestellt, ein Teil der Mannschaften und Offiziere ohne ausreichende Fronterfahrung im Osten, stand auf der Naht zwischen dem 11. und 42. Korps. Sie war noch pferdebespannt, mit dem MG 34 und für die Panzerabwehr nur mit der 3,7-cm-Pak ausgerüstet. Die Regimenter mussten im Zuge der Absetzbewegungen aus ihren gutausgebauten Stellungen am Donez zurückschwenken. Und dabei passierte es: Am 10. August wurde das linke Flügelregiment, Grenadierregiment 848, plötzlich von einem starken sowjetischen Panzerverband angegriffen.

Mitten im Rückzug in einen Panzerangriff zu geraten ist selbst für einen kampferefahrenen und abgebrühten Verband eine sehr gefährliche Sache. Das Grenadierregiment 848 wurde nicht damit fertig. Es gab schwere Verluste. Und plötzlich war die Panik da. Das Regiment wurde zersprengt. Die Reste flohen nach Charkow hinein.

Eine Kettenreaktion löste dieses Ereignis in der schwachen deutschen Front aus. Die ganze Division geriet durcheinander. Sowjetische Panzerverbände stiessen ungehindert durch die weichenden deutschen Einheiten. Der erste Generalstabsoffizier, Oberstleutnant von Löffelholz, versuchte vergeblich, die Verbände aufzuhalten. Es gelang ihm nicht. Verzweifelt über die Tragödie, an der er keinerlei Schuld hatte, die aber zum Verlust von Charkow führen konnte, stellte er sich mit der Pistole den sowjetischen T 34 entgegen. Über ihn hinweg rollten die russischen Panzer auf Charkow. Rollten in den Ostteil der Stadt. Stiessen in das Traktorenwerk. Fuhren durch die Tore der Fabriken, in denen die Schmelzöfen glühten, die Presslufthämmer donnerten, zehntausend Hände Ersatzteile für die deutsche Panzerwaffe produzierten. Begann das Ende des deutschen Widerstandes um Charkow? Brach die Verteidigungskraft der deutschen Divisionen in Panik und Chaos zusammen?

Entsetzt registrierte das Oberkommando der Heeresgruppe den Verfall der Kampfmoral. Zum ersten Male im Verlauf des Krieges tauchte der schreckliche Gedanke auf, durch drakonisches Kriegsrecht den Verfallserscheinungen Einhalt zu gebieten: Am 12. August wurde die Frage zur Debatte gestellt, ob man zu den letzten abschreckenden Mitteln einer Armee greifen solle, jeden zehnten Mann der

282. Infanteriedivision zu erschliessen. Der Gedanke blieb Theorie. Die überforderte Truppe fing sich. Die altbewährte rheinisch-westfälische 6. Panzerdivision unter Oberst Crisolli rettete die Lage. Sie stürmte das Traktorenwerk, warf die Sowjets aus der Stadt und schloss die gefährliche Durchbruchslücke im Osten Charkows.

Nun versuchten es die Sowjets im Westen. Die Stadt war inzwischen bis auf einen schmalen Korridor umklammert. Die berühmte sowjetische 5. Garde-Panzerarmee stürzte sich von Nordwesten her auf die heissumkämpfte Metropole des Donezbeckens.

Hart rangen die Regimenter der 3. Panzerdivision im Schwerpunkt des sowjetischen Angriffs beim Dorf Polewoje. Die Geschütze des Panzerartillerieregiments 75 feuerten, bis die Rohre glühten. Sowjetische Flugzeuge warfen Flugblätter ab: «Kameraden der 3. Pz. D.», stand darauf, «wir wissen, dass ihr tapfere Soldaten seid, jeder zweite von euch trägt das Eiserne Kreuz. Aber jeder zweite von uns trägt einen Granatwerfer. Ergibt euch.» Die Landser der Panzergrenadierregimenter 3 und 394 machten ernste Gesichter. Aber sie schoben die Flugblätter verächtlich mit dem Fuss beiseite. Mit den Berlinern und Brandenburgern der ‚Dritten‘, einer der drei ältesten Panzerdivisionen des Heeres, konnte man so nicht reden.

Glühende Hitze brütete über den riesigen Sonnenblumenfeldern. Hinter ihnen hatte General Raus schachbrettartig Pak, Sturmgeschütze und 8,8-Flak-Kampftrupps postiert. Achtzig Batterien Artillerie ergänzten diese Sicherung am Nordrand des Korridors nach Charkow. Die SS-Panzerdivision ‚Das Reich‘ rollte nun ebenfalls heran, ging mit ihren ‚Panthern‘, ‚Tigern‘ und Sturmgeschützen in Lauerstellung und besetzte mit zwei Panzergrenadierregimentern gutgetarnte Riegelstellungen an der Eisenbahnlinie Charkow – Bugoduchow.

Gegenüber marschierte General Rotmistrows 5. Garde-Panzerarmee zum Angriff auf. Denn Stalin hatte befohlen: «Die Stadt muss schnell fallen.»

Ein kurioser Umstand verursachte seine Ungeduld. Auf Grund eines Irrtums bei der Lagemeldung hatte er den alliierten Militärattachés in Moskau schon den Fall Charkows mitgeteilt. Nun wollte er nicht dementieren. Prestige bestimmte seine Order. Aber Prestige ist gewöhnlich ein schlechter Ratgeber. Die deutsche Luftaufklärung der Luftflotte 4 erkannte die Bereitstellung zum Frontalangriff auf den Korridor. Stukas von General Seidemanns 8. Fliegerkorps stürzten sich auf die russischen Bereitstellungen. Der Verband hatte nur 1‘800-Kilo-Bomben zur Verfügung. Riesenbomben, die eigentlich zur Bekämpfung von Kriegsschiffen bestimmt waren. Jetzt donnerten diese mächtigen ‚Koffer‘ auf Dörfer und Wälder, in denen Rotmistrows Panzer versammelt waren. Turmhohe Erdfontänen spritzten durch die Luft, Explosionen, die wie Nahbeben die Erde erzittern liessen, rollten über das Land. Vierundzwanzig Stunden lang konnte der sowjetische Angriff verzögert werden; doch Rotmistrow war zäh.

Am Morgen des 19. August haben sich seine Panzer in drei Stosskeilen durch Mulden und Sonnenblumenfelder im Sperrfeuer der deutschen Artillerie an die grosse Strasse von Achtyrka nach Charkow herangeschoben. Sie greifen an. Ge-

raten in das Abwehr-Schachbrett der Pak und Flak. Was den deutschen Panzerregimentern und Sturmgeschützabteilungen vor wenigen Wochen in der Kursker Schlacht passierte, erleben nun die sowjetischen Panzerbataillone vor Charkow: Sie werden in einem raffinierten Panzer-Abwehrsystem zersplittert, in Massen abgeschossen. Die letzten Rudel, die den Durchbruch erzwingen, werden von den überall lauernden ‚Panthern‘, ‚Tigern‘ und Sturmgeschützen angegriffen, zerschlagen und zurückgetrieben. 184 abgeschossene T 34 liegen auf dem Schlachtfeld! Doch Stalin will Charkow haben.

Am nächsten Tag ändert General Rotmistrow seine Taktik. Mit einem mächtigen Panzerkeil – zweihundert Panzer, alles T 34 – greift er entlang der Eisenbahnlinie an. Die gepanzerte Armada verschwindet in einem fünfhundert Morgen grossen Sonnenblumenfeld. Wie von einem unsichtbaren Schnitter gemäht, sieht man die übermannshohen Sonnenblumenstauden unter den Ketten der Panzer umsinken. Die stählerne Flotte wogt heran. Doch am Rande des Sonnenblumenmeeres lauern die Jäger: eine Phalanx aus ‚Panthern‘, ‚Tigern‘ und Sturmgeschützen vom Typ ‚Ferdinand‘. Dazwischen die Batterien der unwiderstehlichen 8,8.

Da kommen Rotmistrows Panzer aus dem deckenden Feld. «Feuer!» Donnerndes Orgeln. Blitz und Brand. Ein Scheppern wie von zerspringenden Glocken. Einhundertfünfzig russische Panzer fallen diesem Drama am Rande eines Sonnenblumenmeeres zum Opfer.

Rotmistrow hat jedoch immer noch einhundertsechzig Panzer in Reserve. Und Stalin will Charkow.

Blutige Abendröte zieht am qualmverdüsterten Himmel über dem Schlachtfeld auf. Der Kampflärm verstummt. Die Nacht bricht herein, dunkel und schwül. Kurz vor Mitternacht tönt erneut Kettengeklirr und Motorengeräusch aus den Sonnenblumenfeldern. Es ist Neumond, und man kann die Hand nicht vor Augen sehen. General Rotmistrow will diesmal die Finsternis zu seinem Bundesgenossen machen. Leucht-kugeln zischen in die Nacht.

«Alarm! Feindpanzer im Angriff.» Feuerkommando: «1 Uhr. Panzergranate – 100 – Feuer frei!» Ein getroffener T 34 brennt wie eine leuchtende Fackel. Im Lichtschein sieht man die gedrunghenen Feindpanzer über die Strasse rollen. Bald sind auch deutsche Panzer mitten im Kampfgetümmel.

Im Gegenstoss rammen sich ‚Panther‘ und T 34. Schiessen auf Rohrlängen-Abstand donnernd aufeinander. Tollkühn und kraftvoll stossen die Russen durch die deutsche Pak-Zone. Aber jetzt ist auch die Masse der deutschen Panzer im Kampf.

Die Höhenplatte, auf der sich dieser nächtliche Panzerkampf abspielte, war vom fahlen Licht der Schlacht beleuchtet. Hundert Meter weit konnte man auf diese Weise sehen. Ein gigantisches nächtliches Duell zweier Panzerflotten. Brennende Panzer, die von Sturmgeschützen und Flakkampftrupps erledigt worden waren, markierten den Weg der durchbrechenden T 34.

Nach drei Stunden verstummte die Schlacht. Doch niemand wusste, wie die Lage war. Erst bei Tagesanbruch wurde es klar: General Raus, der alterfahrene Fuchs aus vielen Panzerschlachten, hatte das Duell gewonnen. Über achtzig ausgebrannte T 34 lagen auf dem Schlachtfeld. Von den fünfzehn Kilometer tief eingebrochenen

feindlichen Panzern erreichten nur drei den Westrand von Charkow. Sie stiessen dort auf den Stab der 106. Infanteriedivision, dessen Panzervermichtungstrupp zwei von ihnen abschooss und den dritten erbeutete.

Aber auch die Divisionen des 11. Korps hatten schwerste Verluste. Das Panzergranadierregiment 394 der 3. Panzerdivision hatte nur noch die Kampfkraft von zwei Schützenkompanien. Zahlreiche Offiziere aller Einheiten waren gefallen. Hauptmann Deichens Aufklärungsabteilung bestand noch aus achtzig Mann, und das als Reserve herangeführte 331. Grenadierregiment der 167. Infanteriedivision brachte ganze zweihundert Mann mit.

Nicht viel anders sah es bei allen anderen Einheiten des 11. Korps aus. Die 6. Panzerdivision hatte noch fünfzehn Panzer, die ‚Tiger‘-Abteilung 503 besass noch neun Panzer und die drei Sturmgeschützabteilungen hatten noch vierundzwanzig Sturmgeschütze. Doch Charkow war in deutschem Besitz. Und die 5. sowjetische Garde-Panzerarmee geschlagen.

Im Gefechtsstand der Heeresgruppe Süd registrierte General Busse die Meldungen. Charkow hielt! Aber Feldmarschall von Manstein stand der Sinn nicht nach spektakulären Siegen. Früher oder später würde Charkow eingeschlossen sein. Und dann sassen nicht nur ein halbes Dutzend Divisionen in der Falle, sondern die Russen konnten an der Stadt vorbei zum Dnjepr stürmen, der 8. Armee in den Rücken. «Ich verliere lieber eine Stadt als eine Armee», sagte Manstein zu Busse, als er die Lage studierte.

Manstein kannte die Befehle des sowjetrussischen Hauptquartiers nicht, aber er ahnte sie, und die Geschichte zeigt, dass er recht hatte: Das sowjetische Oberkommando hatte am 10. August befohlen, alle grossen Verkehrswege von Charkow zum Dnjepr zu sperren und gleichzeitig die rückwärtigen Verbindungen von Mansteins 8. Armee und 1. Panzerarmee abzuschneiden. Darum ging es. Nicht nur um Charkow.

Manstein machte Hitler auf diese Möglichkeit aufmerksam. Aber dieser verlangte kategorisch, Charkow zu halten. «Der Fall der Stadt kann schwere politische Rückwirkungen haben», beschwor er den Feldmarschall. «Die Haltung der Türken hängt davon ab. Und die Haltung Bulgariens. Wenn wir Charkow aufgeben, verlieren wir unser Gesicht in Ankara und in Sofia!»

Doch Manstein blieb hart. «Ich bin nicht bereit, für fragwürdige politische Erwägungen sechs Divisionen zu opfern», sagte er zu Busse.

Stalingrad war für ihn eine Lehre gewesen. Und so befahl er am 22. August die Räumung Charkows. Das blutige Ringen um die mächtige bolschewistische Metropole des Donez-Gebietes, die in zweiundzwanzig Monaten viermal den Besitzer gewechselt hatte, war zu Ende.

Grollend fügte sich Hitler. Er nahm Mansteins Entscheidung hin, denn er konnte auf den strategischen Kopf im Süden der Ostfront in dieser Stunde noch nicht verzichten. Doch das Gift des Argwohns gegen seinen besten Mann frass von nun an in seinem Herzen. Dieser beste Mann der Ostfront aber versuchte weiter, mit seinem genialen System der Aushilfen die Katastrophe aufzuhalten. Es war ein schreckliches Mühlespiel: Um die Gefahr eines feindlichen Durchbruchs auf seinem Nordflügel im Raum um Charkow zu bannen, musste Manstein Kräfte von seinem

Südflügel abziehen und nach Norden werfen. Kaum war dort die Gefahr notdürftig eingedämmt, brannte es im Süden, wo der Russe nun gegen die äusserst schwache Front losschlug.

Noch während der Räumung Charkows stürmten Armeen der sowjetischen Heeresgruppe ‚Südfront‘ unter Generaloberst Tolbuchin über den Mius und durchbrachen Hollidts 6. Armee. Es war noch keine drei Wochen her, dass das SS-Panzerkorps und die Divisionen des 29. Armeekorps, darunter die 23. und 3. Panzerdivision sowie die 16. Panzergrenadierdivision, Hollidts Front stabilisiert hatten. Aber nun standen SS-Panzerkorps und 3. Panzerdivision am Nordflügel. Und Tolbuchin hatte freie Bahn. Er konnte ins Herz des Donez-Beckens stossen und natürlich auf Saporoschje am Dnjepr. Gelang dieser Plan, wären die Krim und die 17. Armee im Kuban-Brückenkopf abgeschnitten.

Aber wie sollte man das verhindern? Man brauchte kein Generalstabsoffizier zu sein, um zu erkennen, was hier zu geschehen hatte. Manstein machte es dem Obersten Befehlshaber Adolf Hitler in unverblünten Worten klar: Wenn die Weisung des OKH bestehenbleibt, das Donez-Gebiet zu verteidigen, dann müssen Kräfte in Stärke von wenigstens einem halben Dutzend Panzerdivisionen her! Hat das Oberkommando des Heeres diese Kräfte nicht, dann ist der weit nach Osten ragende Frontbogen am Mius nicht zu halten. Die Front muss zurückverlegt werden, um den Feind in einer verkürzten und günstigeren Verteidigungslinie endlich zum Stehen zu bringen. «In diesem Fall ersuche ich um Bewegungsfreiheit», schrieb Manstein an Hitler nach Ostpreussen.

Es gab kein Wort, das Hitler mehr alarmiert hätte als Bewegungsfreiheit. Ein General, der von ihm Bewegungsfreiheit verlangte, stand in seinen Augen bereits an der Schwelle der Meuterei. Hitlers Antwort, die telefonisch aus der ‚Wolfsschanze‘ kam und die die Aufregung im Führerhauptquartier über Mansteins Antrag echt widerspiegelte, lautete: «Nichts unternehmen; ich komme selber.»

Konferenz in Winniza – Es geht um das Donez-Gebiet — Sowjetischer Durchbruch bei Kuibischewo — Hollidts 6. Armee kann nicht mehr halten — Das 29. Korps wird eingeschlossen – «Seitengewehr pflanzt auf!» – Rettung in die ‚Schildkrötenstellung‘ – Sowjetischer Angriff auf breiter Front – Manstein und Kluge fordern OB-Ost – Der ganze Südflügel ist in Gefahr – «Geben Sie Manstein ‚ein Ding‘!» — Endlich Genehmigung zum Rückzug hinter den Dnjepr

Die Wälder um Winniza sind im Hochsommer heiss und dumpf. Da gibt es keinen kühlenden Schatten und kaum eine fächernde Brise. Schwer brütet die ukrainische Sommerhitze über den hohen Wipfeln der Nadelwälder. Ein schlechter Platz für wetterfühlige Menschen aus Westeuropa.

Das Führerhauptquartier ‚Werwolf‘, das hier errichtet worden war und von dem aus Hitler den Sommerfeldzug 1942 leitete, war deshalb von der Platzwahl her eine Fehldisposition. Der wetterfühlige Hitler vertrug das Klima nicht. Er war meist schlechter Laune, aggressiv und voll Misstrauen gegen jedermann.

Er war froh, als er Ende Oktober 1942 das Lager verlassen konnte. Seitdem standen die Blockhütten leer. Nur die Arsenale, die Nachrichtenzentrale und die Wachbaracken waren von den rückwärtigen Diensten der Heeresgruppe Süd belegt. ‚Werwolf‘ war nur noch Visiten-Gefechtsstand des Führers, Standquartier für seine seltenen Besuchsreisen ans Kernstück der Ostfront. Nur ungern zog er jedesmal wieder in die dumpfen Wälder hinter dem Dnjepr. Er mochte sie nicht. Sie hielten nie etwas Gutes für ihn bereit. Er hatte keine glückliche Hand und keinen freien Kopf unter der brütenden Hitze der Kiefern.

Widerwillig machte er sich deshalb am 27. August wieder von seiner geliebten ostpreussischen ‚Wolfsschanze‘ auf den Weg in die Ukraine. Nur ein kleiner Arbeitsstab begleitete ihn in der behäbigen viermotorigen ‚Condor‘-Maschine. Das Vorauskommando war mit Kommodore Bauers schnellen Heinkel-Flugzeugen schon am Tage vorher aufgebrochen, um in Winniza alles herzurichten.

‚Werwolf‘ lag so versteckt und ruhig da wie im Sommer 1942. Nur stürmten damals die deutschen Armeen auf Stalingrad und in den Kaukasus. Jetzt, im Sommer 1943, ging es zurück. Winniza lag in der Stossrichtung der sowjetischen Grossoffensive.

Hitler hatte Manstein und die Oberbefehlshaber seiner Armeen zur Besprechung nach Winniza befohlen. Der Feldmarschall brachte von sich aus noch den Kommandierenden General des 11. Korps mit, den Charkow-Verteidiger General Raus, der frisch aus der grossen Schlacht kam. Auch der Kommandeur der bewährten 23. Panzerdivision begleitete ihn. General von Vormann, dessen Regiment zusammen mit der 16. Panzergrenadierdivision und Kampfgruppen der 17. Panzerdivision in den letzten beiden Wochen im Raum Isjum am mittleren Donez aufopfernd den Ansturm von neun sowjetischen Divisionen und neun Panzerbrigaden

abgewehrt hatten. Der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd hatte damit zwei wichtige Zeugen zur Hand, die auf Grund ihres persönlichen Einsatzes und der beispielhaften Leistung der ihnen unterstellten Truppe von Hitler nicht angezweifelt werden konnten. Ihre Aussage über die gefährliche Überbeanspruchung der Front hatte Gewicht.

Mit zwei Zahlen belegte Manstein die Misere: Die Heeresgruppe Süd hatte bei den schweren Kämpfen der letzten Monate einen Gesamtausfall von 133'000 Mann gehabt, aber nur 33'000 Mann Ersatz erhalten. Das war ein Minus von 100'000 Mann! Der Feldmarschall hatte aber noch detailliertere Zahlen zur Hand: Die 6. Armee Hollidts verlor 1943 vom 17. Juli bis 21. August 23'830 Mann, als Ersatz bekam sie nur 3'312 Mann. Fehlbestand: 20'000 Mann. Die 1. Panzerarmee des Generaloberst von Mackensen hatte in der gleichen Zeit 27'291 Mann verloren; zugeführter Ersatz: 6'174 Mann. Fehlbestand: 21'000 Mann.

Manstein blätterte Hitler diese Zahlen, die für sich sprachen, auf den Tisch. Und er sagte weiter: «So sieht es bei uns aus, mein Führer. Und hier» – er zog den schriftlichen Lagebericht der 6. Armee vom letzten Abend hervor –, «hier ist das Feindbild, mein Führer.» Er wandte sich dem Oberbefehlshaber der 6. Armee zu: «General Hollidt, wollen Sie bitte dem Führer die Gegenüberstellung der Feindlage und der eigenen Lage vortragen?»

General der Infanterie Hollidt, seit November 1942 erprobter Armeeführer an den Brennpunkten der Ostfront, brauchte keinen Zettel, er hatte die dramatischen Ziffern seiner 6. Armee im Kopf: «Mein 29. Korps hat noch 8'706 Mann; ihm gegenüber stehen 69'000 Russen. Mein 17. Korps hat 9284 Mann; es kämpft gegen 49'500 Russen. Das 4. Korps ist noch am besten dran, es hat 13'143 Mann, ihm gegenüber stehen 18'000 Russen. Das heisst: 31'133 Deutsche gegen 136'500 Russen. Bei den Panzern ist das Verhältnis ähnlich: Tolbuchin hatte gestern einhundertfünfundsechzig Panzer im Einsatz, wir hatten sieben Panzer und achtunddreissig Sturmgeschütze einsatzbereit.»

Hollidt schwieg. Manstein nahm den Faden sofort auf. Und folgerte ruhig: «Der Gegner verstärkt seinen Druck. Mit den vorhandenen Kräften, mein Führer, ist das Donez-Gebiet nicht zu verteidigen. Bei der 1. Panzerarmee sieht es nicht besser aus. Auch die 8. Armee und die 4. Panzerarmee werden nicht in der Lage sein, auf die Dauer einen russischen Durchbruch zum Dnjepr zu verhindern. Dazu kommt, dass die Lage am Südflügel der Heeresgruppe Mitte bei der 2. Armee nach unserer Orientierung gleichfalls auf das äusserste gespannt ist. Entweder Sie führen uns neue Kräfte zu, und zwar zwölf Divisionen, oder das Donez-Gebiet muss aufgegeben werden, um die notwendigen Kräfte innerhalb der Heeresgruppe selbst freizubekommen. Eine andere Lösung sehe ich nicht.»

Hitler versuchte einer Entscheidung auszuweichen. Er anerkannte die schwierige Lage. Würdigte die hohen Verluste, vor allem an Kommandeuren. Er sprach den Oberbefehlshabern den Dank für die Leistung der Truppe aus. Aber dann forderte er mit aller Härte, dass weiterhin um jeden Fussbreit Boden gekämpft werden müsse, bis der Feind von der Nutzlosigkeit seiner Angriffe überzeugt sei. Doch Manstein blieb unnachgiebig: Kräfte oder Rückzug, beharrte er. «Woher soll ich Kräfte nehmen?» argumentierte Hitler.

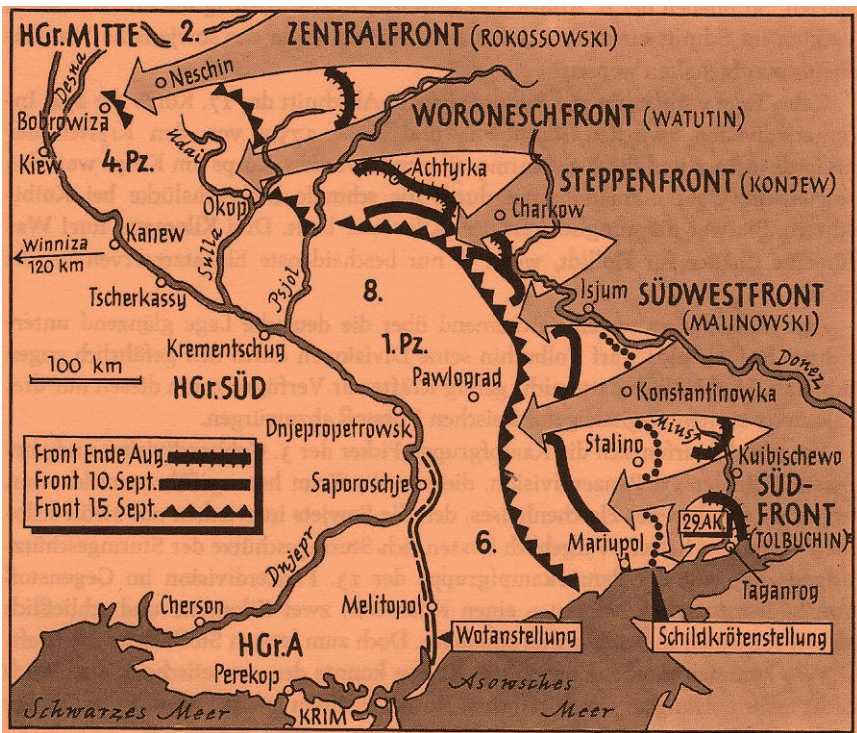
Manstein antwortete: «Machen Sie bei den Heeresgruppen Mitte und Nord alle irgendwie entbehrlichen Verbände frei, mein Führer, damit wir sie hier am Schwerpunkt der sowjetischen Offensive einsetzen können.»

«Ich muss mir die Sache überlegen», versuchte Hitler sich aus der Klemme zu ziehen. Doch Manstein liess nicht locker: Hic Rhodus, hic salta. Hier war Rhodus, hier und jetzt musste gesprungen werden, ob Hitler wollte oder nicht.

Und Hitler sprang. Da er einen freiwilligen Rückzug aus dem wirtschaftlich so wichtigen Donez-Gebiet für untragbar hielt, versprach er Manstein die sofortige Zuführung von mehreren Divisionen, die er von der Heeresgruppe Mitte nehmen wollte. Ausserdem sollten abgekämpfte Verbände seiner Heeresgruppe mit solchen vor ruhigeren Frontabschnitten ausgetauscht werden.

Manstein und seine Generale fuhren daraufhin erleichtert zu ihren Gefechtsständen zurück. Sie planten für die neue Lage. Aber sie planten vergeblich.

Als wenn die Russen in Winniza mit am Konferenztisch gegessen hätten, griffen sie bereits am nächsten Tag auf beiden Flügeln von Kluges Heeresgruppe Mitte an und erzielten sowohl bei der 2. Armee wie auch bei der 4. Armee örtliche Einbrüche. An den von Hitler in Aussicht genommenen – und auch bereits befohlenen – Abzug der Truppen war angesichts dieser Ereignisse nicht zu denken. Feld-



Der Kampf der Heeresgruppe Süd um das Donez-Gebiet. Am 14. September 1943 brechen sowjetische Divisionen am Nordflügel der Heeresgruppe durch.

marschall von Kluge fuhr sofort am 28. August zu Hitler und machte ihm klar, dass er nicht eine einzige Division entbehren könne. Und auch die Heeresgruppe Nord, die bisher in weitgespannter Front ihre HKL hatte behaupten können, verweigerte die Abgabe von Verbänden. Manstein bekam nichts. Und wie er vorausgesehen hatte, begann sich die Lage vor allem am Mius dramatisch zuzuspitzen.

In der Nacht vom 27. auf den 28. August brachen zwei schnelle sowjetische Korps durch die schwache Abriegelungsfront der 6. Armee, schwenkten nach Süden in Richtung Mariupol und rollten durch die drei unverteidigten Jelantschik-Täler dem 29. Korps in den Rücken. Höchste Gefahr war im Verzüge! (Siehe Karte Seite 281.)

Hollidts 6. Armee focht mit ihren abgekämpften Verbänden ohne jede operative Reserve auf einer zweihundert Kilometer langen Front. Seit zehn Tagen versuchten die Divisionen des 29., 4. und 17. Korps sich mit allen möglichen Aushilfen des Grossangriffs zu erwehren. Dabei fehlte es dem umsichtigen Hollidt weniger an Waffen als an Menschen.

Das Generalkommando SS-Panzerkorps, seine Korpstruppen und die ‚Leibstandarte‘ hatte Hitler nach Italien verlegt, die Division ‚Totenkopf‘ focht bei Charkow; die 16. Panzergrenadierdivision, die 17. und die 23. Panzerdivision mussten seit Anfang August im Raum Isjum bei der 1. Panzerarmee Feuerwehr spielen. So blieben der 6. Armee drei schwache Korps. Achtzig bis hundert Mann deckten im Schnitt einen Frontkilometer. Wie sollte da der sowjetische Massenansturm aufgehalten werden?

Zehn Tage vorher, am 18. August, war im Abschnitt des 17. Korps die 294. Infanteriedivision zwischen Kalinowka und Höhe 175,5^{von} den Kräften der 2. Garde-Armee und der 5. Stossarmee überrollt worden. Korps um Korps warf das sowjetische Oberkommando nun durch die schmale Einbruchslücke bei Kuibischewo. Sie war sprüchlich nur drei Kilometer breit. Drei Kilometer nur! Was für eine Chance für Hollidt, wenn er nur bescheidenste Einsatzreserven gehabt hätte.

Aber die Sowjets waren anscheinend über die deutsche Lage glänzend unterrichtet. Bedenkenlos warf Tolbuchin seine Divisionen durch den gefährlich engen Schlauch. Und Hollidt hatte nicht genug Kräfte zur Verfügung, um diesen nur drei Kilometer breiten waghalsigen russischen Vorstoss abzuwürgen.

Vergeblich warfen sich die Kampfgruppe Picker der 3. Gebirgsdivision und vorderste Teile der 13. Panzerdivision, die von der Krim herangeführt worden war, gegen die Flanken des Flaschenhalses, den die Sowjets inzwischen auf zwölf Kilometer erweitert hatten. Vergeblich boxten sich Sturmgeschütze der Sturmgeschützbrigade 259 mit der Panzerkampfgruppe der 13. Panzerdivision im Gegenstoss von Südwesten nach Norden – einen Kilometer, zwei Kilometer und schliesslich sieben Kilometer in den Durchbruchraum. Doch zum letzten Stoss fehlte die Kraft.

Was kommen musste, kam: Die 6. Armee konnte den sowjetischen Durchbruch nicht mehr auffangen. Die feindlichen Korps stürmten am 28. August nach Süden und erreichten am 29. bei Taganrog die Küste.

Das 29. Armeekorps, das am Asowschen Meer stand, war eingeschlossen. Ver zweifelt wehrten sich die niedersächsische 111. und die fränkische 17. Infanterie-

division zusammen mit der mitteldeutschen 13. Panzerdivision gegen die drohende Vernichtung. Reste der 15. Luftwaffenfelddivision und der tapferen Bielefelder 336. I. D., die zerschlagen worden waren, kämpften sich zum Gros in den Kessel durch. Dank der kraftvollen Unterstützung des Stuka-Geschwaders Rudel gelang es schliesslich der 13. Panzerdivision und der Sturmgeschützbrigade 259 am 30. August 1943 bei Fedorowka, die sowjetische Einschliessung aufzubrechen. In das freigeschlagene Loch stürmten die Infanteriedivisionen, denen General Brandenberger am 31. August den Befehl zum Ausbruch gab. Im Zentrum von General Zimmers Nürnberger 17. Infanteriedivision. Hier durchbrach Oberst Preus' Grenadierregiment 21 über die Höhen von Toropilawsky hinweg den sowjetischen Sperriegel.

Weiter südlich brachen die 111. und 336. Infanteriedivision am Nordufer des Asowschen Meeres in Richtung Mariupol – Melitopol aus. An der Spitze Generalleutnant Recknagel, der die zusammengefasste Kampfgruppe führte. «Seitengewehr pflanzt auf. Auf geht's!» Der letzte Trossfahrer wusste, worum es jetzt ging! Wie in den längst vergangenen Tagen der grossen Offensive brauste das Hurra über das Land zwischen Mius und Asowschem Meer. Flak und Sturmgeschütze voran.

Es gelang. Unter grossen Opfern erkämpften sich die Verbände den Anschluss an die Hauptfront. Der 1a der 111. I. D., Oberstleutnant Franz, trug einen aufgefangenen offenen Funkspruch vom Oberbefehlshaber der 51. sowjetischen Armee an den Kommandierenden General seines 19. Panzerkorps vom 30. August in der Tasche. «Bis 12 Uhr mittags steht der deutsche General Recknagel als Gefangener vor mir auf dem Marktplatz von Taganrog.» Diesen Gefallen konnte das 19. Panzerkorps seinem Oberbefehlshaber nicht tun.

Das Drama des 29. Korps zeigte, was für ein Vabanque-Spiel der Kampf am Mius geworden war. Feldmarschall von Manstein war nicht geneigt, es weiterzuspielen. In Telefonaten mit schärfsten Vorstellungen forderte er von Hitler die Zustimmung, die 6. Armee um sechzig Kilometer zurückzuverlegen. ‚Schildkrötenstellung‘ hiess die neue Linie. Pioniere und Arbeitssoldaten der Organisation Todt' hatten sie in fieberhafter Eile als Schutzstellung für das wichtige Industriezentrum von Stalino hergerichtet. Würde sie halten? Wie lange würde sie halten? Das war die entscheidende Frage für das Schicksal des Donez-Gebietes, dessen Besitz Hitler seinen Generalen immer wieder als unerlässliche Voraussetzung für die Weiterführung des Krieges hinstellte.

Stalin kannte Hitlers Sorgen, und deshalb liess er ihn hier, am Südflügel bei der Heeresgruppe Manstein, nicht mehr zur Ruhe kommen. Im Raum Isjum griff in den ersten Septembertagen Malinowski die 1. Panzerarmee und den Nordflügel der 6. Armee an, und General Watutin stellte sich gleichzeitig zum Grossangriff gegen die Front von Hoths 4. Panzerarmee im Raum Achtyrka bereit. Auch gegen die Riegelstellungen der 8. Armee stürmte General Konjew mit der ‚Steppen-Front‘ aus dem Raum Charkow von Norden und Osten und zwang schliesslich General Wöhler, seine Front erneut zurückzunehmen. Krisen! Krisen! Krisen!

Manstein ruft Kluge an. Die beiden an den Brennpunkten der Ostfront führenden Marschälle verabreden, nach Ostpreussen zu fliegen und Hitler zu weittragen-

den Entscheidungen zu zwingen. Kräfte müssen her! Und was ebenso wichtig ist: Sie wollen Hitler dazu bringen, die ungesunde, unzweckmässige Machtkonzentration abzubauen, die er in seiner Eigenschaft als Staatschef, Oberster Befehlshaber der Wehrmacht und Oberbefehlshaber des Heeres geschaffen hat.

Die Marschälle fordern einen einheitlichen Oberbefehl für alle Kriegsschauplätze unter einem allein verantwortlichen Chef eines Grossen Generalstabs. Ausserdem soll Hitler auf die Führung der Operationen im Osten verzichten. Er soll einen militärischen Oberbefehlshaber für die gesamte Ostfront ernennen, einen OB-Ost, der die Operationen in Russland einheitlich und selbstverantwortlich leitet. Hitlers verhängnisvolle direkte Einwirkung auf die Kampfführung in Russland sollte unterbunden werden.

Das war ein historischer, bis heute noch viel zuwenig beachteter und bekannter, legaler Angriff der höchsten Frontbefehlshaber auf die gefährliche Machtballung in der Führungsspitze des Reiches.

Am 3. September findet die Besprechung im ostpreussischen Führerhauptquartier statt. Doch der Mann in der ‚Wolfsschanze‘ ist nicht gewillt, sich seinen Marschällen zu beugen. Kluge kann ihm zwar die Zurücknahme des Südflügels der Heeresgruppe Mitte hinter die Desna abringen; Hitler sagt auch zu, den Kuban-Brückenkopf aufzugeben und die 17. Armee auf die Krim zu legen; er gestattet schliesslich Manstein, die 6. Armee vom Mius auf die ‚Schildkrötenstellung‘ zurückzunehmen, wenn es gar nicht anders geht. Aber das ist alles.

Zum grossen Entschluss findet Hitler wieder nicht die Kraft. Er bleibt seinem schrecklichen Irrtum treu, verkennt die Stärke des Feindes und will nicht sehen, dass es nicht mehr darum geht, Siege zu erringen, sondern die drohende Niederlage abzuwenden. Es bleibt bei halben Massnahmen, kleinen Lösungen, Aushilfen. Das Donez-Becken aufgeben? Nein! Kräfte von anderen Kriegsschauplätzen für die Ostfront abziehen? Nein! Und den Gedanken um einen Oberbefehlshaber-Ost weist er schroff zurück.

Unverrichteter Dinge fahren die beiden Feldmarschälle wieder an ihre schwerringenden Fronten zurück. Es ist der Abend, an dem die Truppen der Alliierten an der Südspitze Italiens landen.

Drei Tage später kommt die Quittung für die Fahrlässigkeit des Führerhauptquartiers. Ein scharf zusammengefasster Stoss, den Generaloberst Malinowskis ‚Südwest-Front‘ mit der 3. Garde-Armee gegen die Naht zwischen der 1. Panzerarmee und der 6. Armee führt, reisst die gerade erst besetzte ‚Schildkrötenstellung‘ beiderseits Konstantinowka auf. Zwei schnelle russische Korps stürmen zwischen den stehengebliebenen Eckpfeilern der 62. und 333. Infanteriedivision durch eine fast fünfzig Kilometer breite Frontlücke, Richtung Pawlograd. General Fretter-Pico kann mit der 23. Panzerdivision und der Kampfgruppe 16. Panzergrenadierdivision den Feind zwar auffangen. General von Vormann gelingt es sogar am 11. und 12. September im Zusammenwirken mit der 9. Panzerdivision die Lücke zwischen 6. Armee und 1. Panzerarmee zu schliessen. Die verstärkte ‚Panther‘-Abteilung der 23. Panzerdivision stösst unter Hauptmann Fritz Fechner in schneidigem Panzerraid zur Nachschubrollbahn des 23. sowjetischen Panzerkorps. Aber was hilft das alles! Die ausgelaugte Infanterie ist am Ende.

Erneut erzwingen rote Panzer den Durchbruch nach Westen, ihre Vorausabteilungen jagen den Dnjepr-Übergängen bei Dnjeppropetrowsk zu. Zur gleichen Zeit brechen die Armeen der sowjetischen ‚Zentral-Front‘ unter Armeegeneral Rokossowski auf der Naht zwischen der Heeresgruppe Mitte und der Heeresgruppe Süd mit starken Kräften durch die Front der 2. Armee.

Der Nordflügel von Mansteins 4. Panzerarmee wird umgangen und muss zurückgenommen werden. Eine neue gefährliche Frontlücke ist damit aufgerissen. Für die Russen ist nun auch der Weg zum mittleren Dnjepr offen und Kiew bedroht. Manstein ist nicht gesonnen, den Dingen ihren Lauf zu lassen.

Am 7. September schickt Manstein ein dringendes Fernschreiben an Hitler: «Fünfundfünfzig sowjetische Divisionen und zwei Panzerkorps sind gegen die Heeresgruppe angetreten! Weitere Kräfte von anderen sowjetischen Fronten sind im Anrollen. Die Russen haben hier an der Südfront den entscheidenden Schwerpunkt angesetzt. Ich brauche Kräfte oder freie Hand zum weiteren Rückzug auf verkürzte, günstigere Abschnitte.»

Der Ton des Fernschreibens ist kurz, bestimmt und kompromisslos. Hitler begreift jetzt, dass es Manstein ernst ist. Wieder besteigt er am 8. September seine viermotorige ‚Condor‘-Maschine und fliegt nach Saporoschje in das Hauptquartier des Feldmarschalls. Seine Stimmung ist düster. Im Führerhauptquartier erwartet man stündlich die bedingungslose Kapitulation des italienischen Bundesgenossen. Die europäische Südflanke ist damit offen. Der Feind steht im Rücken. An der grossen Lagenkarte in Saporoschje gibt Manstein in Gegenwart von Feldmarschall von Kleist und dem neu ernannten Oberbefehlshaber der 17. Armee, General der Pioniere Jaenecke, dem Führer einen genauen Überblick über die Kämpfe der letzten Tage. Beschwörend weist er auf die Gefahr an seinem Nordflügel hin, wo der Feind alle Vorbereitungen getroffen hat, die Heeresgruppe zu umfassen. «Gelingt das, sind zwei Armeen verloren, mein Führer, und nichts wird sie Ihnen wiederbringen.»

Mansteins Hand fährt auf der Karte hinunter zur Front der 6. Armee: «Und hier sieht es nicht besser aus. Mariupol brennt. Fünfundvierzig Kilometer breit ist die Lücke. Ich habe keine Kräfte mehr, sie zu schliessen und die ‚Schildkrötenstellung‘ zu halten. Ob wir wollen oder nicht, wir müssen zurück.»

Hitler hört sehr aufmerksam zu: «Was schlagen Sie vor?» fragt er.

Manstein hat seine Antwort parat: «Als erstes schlage ich vor, die Heeresgruppe Mitte sofort auf den Dnjepr zurückzuziehen. Das verkürzt ihre Front um ein Drittel. Mit den eingesparten Kräften kann die Dnjepr-Linie samt dem Vorfeld zur Krim vorwärts des unteren Dnjepr in der Linie Saporoschje – Melitopol, der ‚Wotanstellung‘, stark gemacht und gehalten werden.»

Hitler schüttelt den Kopf. «Nein! Die Heeresgruppe Mitte auf den Dnjepr zurück, das mache ich nicht! Da geht viel zuviel Material verloren. Es dauert auch viel zu lange.»

Dieser Einwand gegen ein Absetzen auf den Dnjepr zeigte auch, dass er keinen Sinn hatte für die Kunst, weiträumige Bewegungen schnell durchzuführen, wie es

Manstein in den letzten Monaten immer wieder vorexerzierte. Nur dank dieser Kunst war die seit Monaten drohende Katastrophe am Südflügel bisher vermieden worden. Hitler erkannte das jedoch immer noch nicht.

Eines allerdings erkannte er an der Lagenkarte in Saporoschje: Die Heeresgruppe Süd brauchte Kräfte, wenn sie halten sollte. Er versprach Manstein ein Korps mit vier Divisionen von der Heeresgruppe Mitte. Es sollte sofort an der Naht zwischen den beiden Heeresgruppen bereitgestellt werden, um der drohenden Gefahr einer Umfassung von Mansteins Nordflügel vorzubeugen. Ausserdem sagte er vier weitere Divisionen zu, damit endlich die bedeutendsten Dnjepr-Übergänge gesichert werden könnten. Denn nichts war am Dnjepr vorbereitet, um den Strom und die Brücken im Falle eines sowjetischen Durchbruchs wirksam zu verteidigen.

Zwar hatte das OKH Anfang August 1943 eine Studie über den Bau des ‚Ostwalls‘, das heisst über die Befestigung der Dnjepr-Linie, abgeschlossen und Hitler vorgelegt. Er hatte daraufhin am 12. August den sofortigen Ausbau befohlen. Aber ausser Massnahmen örtlicher Sicherungen war nichts geschehen. Und es sollte sich bald herausstellen, wie verhängnisvoll dieses Versäumnis war.

Um schliesslich Manstein dafür zu gewinnen, weit vor dem Dnjepr zu halten, versprach Hitler Teile der 17. Armee, die aus dem längst wertlos gewordenen Kuban-Brückenkopf seit dem 4. September endlich auf die Krim transportiert wurde.

Der nun schon so oft enttäuschte Manstein schlug vor, alle besprochenen Befehle sofort von Saporoschje aus zu geben. Doch Hitler winkte ungehalten ab. Als er jedoch zum Rückflug in seine ‚Condor‘ stieg, drehte er sich noch einmal um und sagte versöhnlich zu Manstein: «Sie kriegen Ihre Divisionen für die Dnjepr-Brücken, der Befehl geht noch heute Abend heraus.»

Er ging heraus. Der Heeresgruppe Mitte wurde befohlen, die 4. und 8. Panzerdivision sowie zwei Infanteriedivisionen abzugeben. Befolgt wurde der Befehl jedoch nicht! Feldmarschall von Kluge sah sich ausserstande, die Divisionen herzugeben. Nichts änderte sich!

Zornig rief Manstein vierundzwanzig Stunden später den Chef des Generalstabes des Heeres, Generaloberst Zeitler, an. «Melden Sie dem Führer...», begann das Gespräch, «melden Sie dem Führer, dass er stündlich mit dem Beginn der Katastrophe eines sowjetischen Durchbruchs auf den Dnjepr rechnen möge.»

Und mit Fernschreiben schickte er einen Schlusssatz, der für die Geschichte aktenkundig macht, wer die Verantwortung trägt an der durch Kleckerei und halbe Entscheidungen bewirkten bösen Entwicklung der letzten Wochen: «Wären die Kräftezuführungen, die die Lage doch erzwungen hat, vorausschauend rechtzeitig erfolgt, so wäre die jetzige Krise, die die Gesamtentscheidung im Osten und damit des Krieges bringen kann, vermieden worden!»

So hatte bis zu diesem Tage noch kein General Adolf Hitler bescheinigt, dass er die Schuld an der Katastrophe im Osten trug. Die Reaktion? Keine Antwort aus dem Führerhauptquartier! Aber Hitler irrte, wenn er glaubte, Manstein durch Schweigen an seine Orders zu ketten.

Das sowjetische Hauptquartier nahm keine Rücksicht auf Hitlers Wunschdenken. Stalin wartete nicht und vertat keine Zeit mit der Auffrischung seiner Verbände,

wie das Führerhauptquartier hoffte, sondern feuerte seine mitgenommenen Armeen an, ihre Angriffe auf dem Nordflügel Mansteins fortzusetzen. «Zerschlagt die Heeresgruppe Süd, das ist der Schlüssel zum Sieg», lautete Stalins Parole. Er liess in den zurückeroberten, frontnahen Gebieten, in Städten und Dörfern alles zur Armee ausheben, was ein Gewehr tragen konnte. Knaben und Greise wurden, wie sie gingen und standen, in die Ersatzbataillone eingereiht. Einkleidung und Ausbildung erfolgten auf dem Marsch zur Front. Es gab ein Gewehr, eine Feldbluse oder eine Uniformhose, ein Paar Schuhe und vielleicht noch einen Stahlhelm. Sie lernten laden und schiessen. Fertig. Und dann griffen sie an. Aus den Gebieten am Asowschen Meer rekrutierte die sowjetische ‚Südfront‘ auf diese Weise innerhalb von drei Wochen 80'000 Mann. Totaler Krieg!

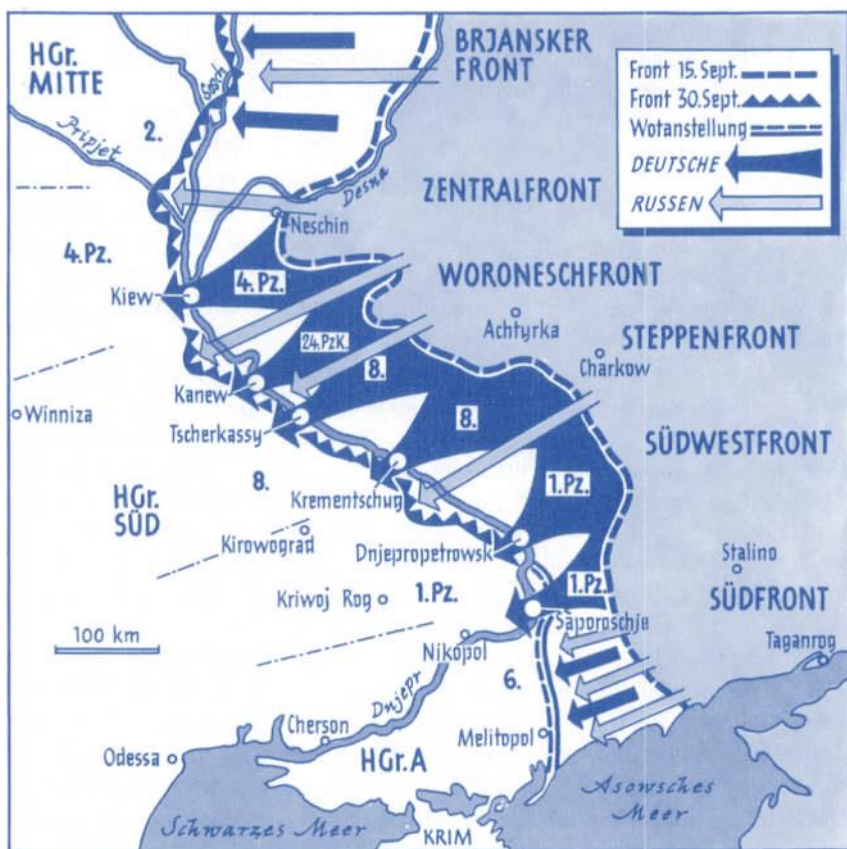
Am 14. September trat ein, was Stalin erstrebt und Manstein vorausgesehen hatte: Sowjetische Divisionen der ‚Woronesch-Front‘ brachen am Nordflügel der Heeresgruppe durch, rissen die deutsche Front auf und stiessen nach Südwesten Richtung Dnjepr. Die Sowjets erreichten Okop zwischen den Flüssen Sulla und Udai und standen damit noch knapp 120 Kilometer vor Tscherkassy; weiter nördlich, im Raum Neschin-Bobrowiza, waren die Spitzen von Rokossowskis ‚Zentral-Front‘ nur fünfundsechzig Kilometer von der ukrainischen Hauptstadt Kiew entfernt. Damit war die Gefahr brennend, dass die Russen die entscheidenden Dnjepr-Übergänge im Rücken der deutschen Front in Besitz nahmen.

Jetzt war jede Chance verpasst, auch durch Zuführung von Reserven den Feind noch vor dem Dnjepr zum Stehen zu bringen. Verpasst durch Hitlers verhängnisvolles Zaudern. Manstein meldete kurz und bündig an das Führerhauptquartier: «Durchbruch des Feindes auf Kremenschug und Kiew im Bereich der Möglichkeit. Ich werde morgen Vormittag der 4. Panzerarmee befehlen, auf den Dnjepr beiderseits Kiew zurückzugehen, um zu verhindern, dass die Armee vorwärts des Flusses in einzelnen Gruppen eingekesselt und zerschlagen wird.» Aber auch die zügige Zurücknahme der 8. Armee und der 1. Panzerarmee auf den Dnjepr kündigte Manstein an. Mahnend fügte er hinzu: «Ob uns der Flussübergang ohne Zuführung von Sicherungskräften gelingen wird, ist fraglich.»

In der Operationsabteilung des Oberkommandos des Heeres herrschte Bestürzung; denn auch Feldmarschall von Kluge, sonst ein Anhänger von Hitlers Haltestrategie, gab an demselben Tage eine Meldung ab, die an Ernst nichts zu wünschen übrigliess. «Das Absetzen meiner Hauptkräfte auf den ‚Ostwall‘ (die Dnjepr-Stellung) wird unvermeidlich», meldete er. Trotzdem liess Hitler Manstein ‚ein Ding‘ geben, wie er dringende Funksprüche an die Oberbefehlshaber zu nennen pflegte. «Befehl darf nicht gegeben werden. Führer erwartet Sie morgen in der ‚Wolfsschanze‘ zur Rücksprache.»

Die vierte Konferenz zwischen Hitler und dem Marschall begann in knisternder Spannung. «Es geht jetzt nicht mehr allein um das Halten der Dnjepr-Stellung oder der kriegswirtschaftlich wichtigen Gebiete des Donbas, mein Führer, sondern um das Schicksal der Ostfront.» So eröffnete Manstein das Gespräch.

Die mutige Sprache und die harten Tatsachen brachten Hitler endlich zur Vernunft. Er stimmte der Rücknahme der Hauptfront hinter den Dnjepr und die Desna zu. Nur am Südflügel sollte die 6. Armee die ‚Wotan-Linie‘ vorwärts des



Mitte September 1943 beginnt das kühnste Absetzmanöver der Kriegsgeschichte. Rund eine Million deutsche Soldaten werden aus einer Front von tausend Kilometer über sechs Dnjepr-Brücken zurückgeführt und am anderen Ufer wieder auf siebenhundert Kilometer ausgefächert.

Dnjepr von Melitopol zum Dnjepr-Knie bei Saporoschje halten. Am 15. September gab Manstein die entsprechenden Befehle. Eine bedeutende Entscheidung war endlich gefallen. Aber war sie noch rechtzeitig gefallen? Oder war es schon zu spät? Würde man überhaupt noch die Flussübergänge erreichen und über die Brücken kommen, ehe man von den Russen überflügelt worden war?

Ein atemberaubendes Kapitel der Kriegsgeschichte beginnt.

9. ARMEE 1943

General Postel, Generaloberst Model, Oberleutnant von Ostau •
Flak-Kampftrupp in der Front vor Rschew.





Der Dnjepr, Schicksalsfluss des Krieges – Schutzwall vor den Schätzen des technischen Jahrhunderts – Staudamm Saporschje – Ein Befehl von neunzig Zeilen – Ein Landstrich von tausend Kilometer wird geräumt – Ein endloser Treck – Verbrannte Erde

Der Dnjepr. Welch ein Fluss! Nach Wolga und Donau der drittgrösste Strom Europas, der zweitgrösste des europäischen Russlands. Er entspringt auf den Waldai-Höhen, fliesst 2283 Kilometer weit nach Süden ins Schwarze Meer und ist die Lebensader der fruchtbaren Ukraine. An seinen Ufern stand die Wiege des russischen Staates. Ein herrlicher Strom! Bis zu zwölf Meter ist er tief und bis zu dreieinhalb Kilometer breit. Wie bei fast allen russischen Strömen ist das westliche Ufer ein Steilhang und daher eine ideale Verteidigungsstellung.

Begreiflich, dass dieser Strom im Sommer 1943 die stille Hoffnung des deutschen Generalstabs und der Truppe war. Hier, hinter dieser natürlichen Barriere, liess sich eine starke Verteidigungszone aufbauen, konnte jener ‚Ostwall‘ errichtet werden, von dem das Oberkommando des Heeres seit der Niederlage von Kursk träumte. Hier konnte man die Rote Armee erwarten, hier konnte sie sich den Kopf einrennen.

Hitler kannte seit Monaten diese Auffassung seiner Generale. Weil aber «Halten um jeden Preis», sein strategisches Einmaleins war und Rückzug im Rahmen operativer Verzögerungsgefechte in seinen Augen eine militärische Todsünde bedeutete, hatte er immer wieder verboten, dass Stellungen, Bunker, Gräben am Westufer des Dnjepr gebaut wurden. «Es verleitet meine Generale und die Truppe nur zum Ausreissen, wenn sie wissen, dass hinter ihnen eine ausgebaute Festungslinie ist», argumentierte Hitler. Erst Mitte August, als der sowjetische Sturm schon dem Dnjepr zubauste, genehmigte er schliesslich lahmherzig und mürrisch den Beginn der Arbeiten für einen ‚Ostwall‘ an Dnjepr und Desna. Genehmigte! Aber Kräfte stellte er dafür nicht frei.

Mitte September nun sollte alles in Tagen, ja Stunden nachgeholt werden, was in Monaten versäumt worden war.

Jetzt war Holland in Not! Denn brachte man den heranwandelnden Russen nicht mit Hilfe der Dnjepr-Barriere zum Stehen, was dann? Dann war die Krim verloren. Die Ukraine dahin. Und zur rumänischen Grenze war es für die Sowjets kein weiter Weg mehr. Man sieht: Am Dnjepr hing wirklich das Geschick des Ostkrieges.

Hier winkten Stalin operativ, kriegswirtschaftlich und politisch die lockendsten Ziele für eine Entscheidung. Der mächtige Strom war ja nicht nur ein militärischer Limes, er war gleichzeitig die letzte grosse Barriere vor den kriegswirtschaftlich so

Generaloberst Katukow (r.) mit seinem Kriegsrat General Popjol • Russische Infanterie greift an, Feuerunterstützung durch Granatwerfer.

wichtigen Versorgungsquellen der Ukraine und Rumäniens: Solange die Wehrmacht die fruchtbaren Gebiete westlich des Dnjepr kontrollierte, die Kornkammer Russlands beherrschte, hatte man Brot und Milch, Eier und Fleisch. Und noch mehr: Denn hinter dem Dnjepr liegen nicht nur fruchtbare Äcker. Unter ihrer schwarzen Erde ruhen die begehrtesten Schätze des industriellen Jahrhunderts: bei Kriwoi Rog das ukrainische Eisen. Um Saporoschje und Nikopol die kostbaren Manganerze und Buntmetalle – Kupfer und Nickel –, unentbehrlich für jede Rüstungsindustrie. Mehr als 30 Prozent des deutschen Bedarfs wurden aus diesen Schätzen gedeckt.

Und schliesslich lag der dreieinhalb Kilometer breite Dnjepr als idealer Panzergraben vor den Ölfeldern Rumäniens, die damals, 1943, nach den russischen die bedeutendsten Europas waren; die Hälfte des gesamten deutschen Mineralölbedarfs wurde aus den rumänischen Quellen gedeckt. Ohne diese Ölvorkommen konnte man keine weitläufigen Operationen mit schnellen Verbänden und starken Luftgeschwadern mehr führen, war der Krieg verloren. Mit dem rumänischen Öl aber gab es für Deutschland keine Sorge, womit die Panzer fahren, die Flugzeuge fliegen sollten. Der Dnjepr war zum Schicksalsfluss des Krieges geworden. Konnte die deutsche Front ihn halten, blieb die Führung des Reiches militärisch und wirtschaftlich operationsfähig.

Das ist nicht etwa eine Theorie, die aus uneinsichtigem deutschen Überoptimismus geboren wurde, sondern eine These des amtlichen sowjetischen Geschichtswerkes über den ‚Grossen Vaterländischen Krieg‘, 3. Band. Unbegreiflich, dass der Mann in der ‚Wolfsschanze‘ sich im Sommer 1943 dieser Wahrheit so lange versperrte. Als Manstein am 21. Juni 1943 dem Oberkommando des Heeres die Frage gestellt hatte: Soll das Donez-Gebiet gehalten werden oder kommt es darauf an, dass der Russe sich im Laufe des Sommers am Dnjepr verblutet, hatte das Oberkommando geantwortet: «Der Führer will beides!»

Der Führer will beides! Aber beides war nicht zu haben!

Stalin hatte die Bedeutung der Dnjepr-Barriere für den weiteren Gang des Krieges längst erkannt. Und er unterstellte seinem Gegenspieler in Ostpreussen, dass auch dieser die Lage kaltblütig überblickte und sich rechtzeitig auf die entscheidende Abwehrfront zurückziehen würde. Mit banger Sorge erwartete Stalin eine solche Entwicklung. Er sah in einem rechtzeitigen deutschen Rückzug auf eine befestigte Dnjepr-Linie die grösste Gefährdung seiner Siegeschance. Deshalb hämmerte er seit dem Frühjahr 1943 seinen Marschällen immer wieder ins Gewissen: Ihr müsst verhindern, müsst mit allen Mitteln verhindern, dass eine deutsche Verteidigung hinter dem Dnjepr zustande kommt. «Wir müssen zum Dnjepr!» Das war Wunsch, Stosseufzer und Leitgedanke des sowjetischen Generalstabes.

Der sowjetische Plan für den Sommer und Herbst 1943 war ganz von diesem folgerichtigen Gedanken erfüllt. Das sowjetische Oberkommando wollte im Zuge der Sommeroffensive den Südflügel des deutschen Ostheeres zerschlagen und den Dnjepr aus der Bewegung heraus überschreiten. Für diesen Plan setzte Stalin alles ein, was er hatte. Wie Veröffentlichungen in der Zeitschrift für sowjetische Kriegsgeschichte belegen, konzentrierte das Oberkommando am Südflügel 40 Prozent aller Schützenverbände und 84 Prozent aller Panzerverbände.

Stalin schuf damit einen gewaltigen Schwerpunkt. Sechsfach war er den deutschen Kräften an Menschen und Material überlegen. Es war die mächtigste sowjetische Operation des zweiten Weltkrieges, die er vorbereitete. Alles wurde auf diese Karte gesetzt: Armeen, Waffen, Partisanen, Spionage und Propaganda. Die Truppe wurde in Hochstimmung gebracht. Der Dnjepr wurde zum heiligen Ziel, seine Rückeroberung zur Morgenröte des Sieges erklärt.

Generale, Kommandeure und Soldaten wurden nicht nur an der Ehre und am patriotischen Gefühl, sondern auch an der Eitelkeit gepackt: Am 9. September versprach Stalin in einer Weisung an die Fronten und Armeen jedem Offizier und jedem Soldaten höchste Ordensauszeichnung, wenn er sich bei der Überwindung von Dnjepr und Desna hervortun würde.

Interessant ist dabei, dass die sowjetische Führung nicht nach dem deutschen Grundsatz verfuhr, dass jeder Soldat – ob Schütze oder General – sich jeden Tapferkeitsorden verdienen konnte. Stalins Direktive enthüllt eine Klasseneinteilung, die an die deutsche kaiserliche Armee erinnert: Armeebefehlshabern winkte der Suworow-Orden 1. Klasse. Divisions- und Brigadekommandeure sollten den Suworow-Orden 2. Klasse bekommen und Regiments- und Bataillonskommandeure für erfolgreichen Einsatz gegen den Dnjepr mit dem Suworow-Orden 3. Klasse ausgezeichnet werden. Jeder Soldat aber, der eine entscheidende Heldentat zur Überwindung des Schicksalsstroms vollbrachte, sollte zur Verleihung des Titels ‚Held der Sowjetunion‘ vorgeschlagen werden.

Saporoschje, Mittwoch, 15. September. Ein russischer Spätsommertag verglüht über der Stadt am Dnjepr-Knie. Vom Fluss her kommt ein bisschen Kühle. Der mächtige elegante Staudamm, damals der grösste Europas, schafft für die Soldaten eine ideale Badestelle. Gewaltig und imposant steht der Damm im Strom: 760 Meter lang. Ein Eisenbahnstrang und eine zweibahnige Kraftfahrzeugstrasse überqueren ihn. Das Turbinen-Kraftwerk erzeugt aus den gestauten Wasserkraften 550'000 Kilowatt. Das E-Werk versorgt das ganze westukrainische Industriegebiet mit Strom. Die Anlage war ein Prunkstück des bolschewistischen Regimes, Symbol für das kommunistische Ziel der Elektrifizierung und Industrialisierung des Landes. Deshalb trug auch das Elektrizitätswerk den Namen Lenins, des Mannes, der 1920 das Wort prägte: «Kommunismus, das ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung des ganzen Landes.»

Bei ihrem Rückzug im Jahre 1941 zerstörten die Sowjets auf ausdrücklichen Befehl Stalins ihr Wunder am Dnjepr. Es sollte nicht heil in deutsche Hand fallen. Der Damm wurde gesprengt und die Schiffsschleuse unbrauchbar gemacht. Zu weiterer Zerstörung war entweder keine Zeit, oder aber man hielt das Getane für ausreichend; jedenfalls blieb das Kraftwerk intakt. Doch ein unglücklicher Artillerietreffer erzeugte einen schweren Brand, Wassereinbrüche taten ein Übriges: So fiel das Turbinenwerk für längere Zeit aus. Nach den ersten schwierigen Reparaturen am Damm konnte aber bald wieder mit einigen Stromerzeugern gefahren werden. Aber es waren noch mühselige und langwierige Arbeiten von fast drei Jahren vonnöten, um endlich, in den ersten Monaten des Jahres 1943, die alte Höhe der Stromerzeugung wieder zu erreichen.

Wie einen Augapfel hütete von da ab der Kampfkommandant Generalmajor

Kittel das industrielle Staudamm-Juwel von Saporoschje. Zwei Flakregimenter schützten Damm und Kraftwerk gegen Luftangriffe. Balkensperren und Torpedofangnetze der Kriegsmarine sicherten gegen Überraschungsangriffe sowjetischer Flottenkommandos sowie gegen Treibminen und Lufttorpedos. Als die Front näher rückte, verstärkte Kittel die Streitmacht des Kampfkommandanten durch ‚eigene Rekrutierungengenc Was an versprengten Kräften durch Saporoschje kam, fing er auf und formierte sich daraus eine Kampftruppe. Sie stellte eine recht bunte Palette dar, Verbände aus einem halben Dutzend Divisionen hatte der General auf diese Weise in der Stadt und am Damm.

Im Westteil der emsigen und sauberen Fabrikstadt ist das Hauptquartier der Heeresgruppe Süd in einem Verwaltungsgebäude untergebracht. Mansteins engster Mitarbeiter, General Busse, sitzt am 15. September 1943 im Kartenzimmer. Er macht die letzten Striche am Rückzugsbefehl. Der Feldmarschall kommt noch spät, nach seiner Rückkehr aus dem Führerhauptquartier, mit Oberst i. G. Schulze-Büttger herein, dem Ia. Sie gehen noch einmal den Befehl durch. Nüchtern beginnt er mit den Sätzen: «Die Heeresgruppe geht auf die ‚Wotan-Dnjepr-Stellung‘ zurück. Das Tempo des Zurückgehens wird allein von der Erhaltung der Kampfkraft der Truppe bestimmt.»

Die Erhaltung der Kampfkraft! Das ist Mansteins grosse Sorge. Jedermann im Stab weiss, wie gross diese Sorge ist. Busse, der als sein Generalstabschef für die Koordinierung aller operativen Massnahmen verantwortlich zeichnet, spricht es aus: «Wenn jetzt drüben ein oder zwei Armeeführer sind, die unsere Grundsätze des Panzerkrieges halbwegs erfasst haben und beherrschen, dann geht's uns schlecht; dann stossen sie durch die Lücken, die sich zwangsläufig durch die Zusammenziehung auf die Brückenstellen ergeben, und sind früher an den Dnjepr-Brücken als wir. Ein Guderian jetzt drüben – dann Gnade uns Gott!»

«Wir können nur hoffen, dass sie es noch nicht gelernt haben», sagt Manstein. «Und die letzten Wochen bestärken mich in meiner Hoffnung.»

Manstein spielt auf die Entwicklung der Krisenlage bei Achtyrka und bei Stalino an. Hier hatten die Russen die einmalige Chance verpasst, mit einem rücksichtslos von Norden nach Süd westen geführten Panzerstoss an den Dnjepr zu kommen, die Heeresgruppe Süd ans Asowsche Meer zu werfen und sie noch ostwärts der wenigen Dnjepr-Übergänge zu vernichten.

Die sowjetischen Armeeführer waren zwar tief in die deutsche Front eingebrochen, hatten aber den Durchbruch nicht genutzt. Es hatte sich bei ihnen kein Guderian, kein Rommel, kein Hoth und schon gar kein Manstein gezeigt. Noch nicht!

Nur neunzig Schreibmaschinenzellen lang ist der Rückzugsbefehl Mansteins, an dem Rettung oder Untergang von vier Armeen hängt. Neunzig Zeilen! Sie stellen einen Schlachtplan von kriegsentscheidender Bedeutung dar. Die beiden letzten Ziffern, 7 und 8, demonstrieren Mansteins Führungsstil. Sie lauten: «7. Bei allen auf Grund vorstehender Weisung zu fassenden Entschlüssen und zu gebenden Befehlen hat der Gesichtspunkt voranzustehen, dass man mit einer intakten Truppe jede Schwierigkeit meistert, dass dagegen mit Truppen, die ihre Kampfkraft oder

ihren Halt verloren haben, insbesondere ein Rückzug nicht durchzuführen ist. Die Armeen haben die in vorstehender Weisung gegebenen weiteren Ziele nicht nach unten weiterzugeben, sondern straff von Tag zu Tag zu führen. – 8. Die Armeen melden umgehend ihre Absichten... Die Heeresgruppe wird alsdann die Bewegungen in Einklang bringen.»

Es war Mansteins schwierigste und gefährlichste Operation des ganzen Krieges. Man war mitten in einer wütenden Abwehrschlacht. Die tausend Kilometer lange Front an vielen Stellen aufgerissen. Die abgekämpften Verbände und Alarmeinheiten von einem überlegenen und siegessicheren Feind bedrängt. In dieser Lage sollte ein Heer von vier Armeen mit fünfzehn Generalkommandos und dreiundsechzig Divisionen und allem, was zu dieser Maschinerie gehörte – rund eine Million Soldaten und Angehörige des Wehrmachtgefolges-, Schritt für Schritt kämpfend ein paar hundert Kilometer zurückgehen, ohne dass der Zusammenhalt der Truppe zerriss, ohne dass es Panik gab. Eine Million Mann mussten aus der Front von etwa tausend Kilometer herausgelöst, drei der vier Armeen mit ihren vierundfünfzig Divisionen auf sechs Brückenstellen zusammengezogen werden, um sich über einen der grössten Ströme Europas Zug um Zug zurückzuziehen.

Das war aber erst das halbe Abenteuer. Denn jenseits des Flusses galt es für die 1. Panzerarmee, die 8. Armee und die 4. Panzerarmee sowie ihre nördlichen Nachbarn bei der Heeresgruppe Mitte, so schnell wie möglich wieder auf siebenhundert Kilometer Frontbreite auszufächern, bevor der scharf nachdrängende Feind seinerseits auf dem Westufer Fuss fassen konnte. Ein Blick auf die Karte (Seite 288) demonstriert dieses kühnste und wagemutigste Absetzmanöver der Kriegsgeschichte. gelang es, dann war die grosse Krise gemeistert; gelang es nicht, drohte dem deutschen Ostheer eine Niederlage, bei der eine Million Mann auf dem Spiel standen. Und der Ausgang des Krieges auch!

War die rein militärische Seite des Rückzuges schon schwer genug, so wurden der Heeresgruppe durch zusätzliche Aufgaben noch grössere Sorgen bereitet: 200'000 Verwundete samt Lazaretten und Personal des deutschen, ungarischen, rumänischen, slowakischen und ukrainischen Roten Kreuzes mussten zurücktransportiert werden. Auch grosse Teile der russischen Zivilbevölkerung sollten mitgenommen werden. Hatten doch die Erfahrungen bei den letzten Rückzügen gezeigt, dass die Rote Armee in den wiedergewonnenen Gebieten alle wehrfähigen Männer zwischen sechzehn und sechzig Jahren sofort in die kämpfende Truppe einreichte. In der «Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges» wird berichtet, dass eine einzige sowjetische Armee, die 13., Anfang September 30'000 Soldaten aus ihrem wiederbesetzten Frontbereich einzog und sofort den kämpfenden Verbänden zuführte. Waffen erhielten sie bei der Truppe, während der Schlacht – die Waffen der Verwundeten und Gefallenen.

Es gab aber fünfundzwanzig sowjetische Armeen an der Südfront. Und alle rekrutierten auf dieselbe Weise. General Nehring, damals Kommandierender General des 24. Panzerkorps, vermerkt in einer Stellungnahme zu dieser Frage: «Das waren zwar keine vollwertigen Soldaten; aber sie liefen mit, brachen in die Lücken ein und überschwemmten uns.» Genau darin lag die Bedeutung dieser

Massen. Um eine solche gefährliche Verstärkung der Roten Armee zu verhindern, wurden die wehrfähigen Altersklassen und die Arbeiterschaft der wichtigsten Ernährungs- und Industriebetriebe bei der Räumung mit zurückgeführt. Im Bereich der Heeresgruppe Süd waren es rund 200'000 Zivilisten. Da ihre Angehörigen mitziehen durften, schlossen sich mehr als doppelt soviel Menschen dem Abmarsch an.

So folgten den deutschen Regimentern, den ukrainischen Polizeieinheiten und Hilfsdiensten, den freiwilligen Kosakenschwadronen der kaukasischen Völkerschaften, den Turklegionen und den Arbeiterzügen riesige Trecks buntscheckiger Sippen. Hab und Gut, Haustiere und Nutzvieh durften sie mitnehmen. Unübersehbar wälzten sich diese Trecks über Strassen und Feldwege dem Dnjepr zu. Eine Völkerwanderung. Ein Oberleutnant aus Hamburg schrieb an seine Mutter: «Dieser Treck ist vital und unwirklich, kurios und düster zugleich; ein Land und ein Heer sind im Aufbruch, und alles zieht dem grossen Strome zu, der uns wieder eine sichere HKL geben soll.»

Aber nicht nur die Menschen sollten der Roten Armee entzogen werden. Ein Sonderbefehl des Reichsmarschalls Göring, den er als Beauftragter für den Vierjahresplan im Namen Hitlers am 7. September erlassen hatte, legte den Armeeführern auf, alle Lebensmittelvorräte und Rohstoffe, alles Vieh der Staatsgüter und Kolchosen, die industriellen und landwirtschaftlichen Maschinen der Rüstungsbetriebe abzutransportieren. Getreide und Ölfrüchte, Pferde, Rinder, Schafe und Schweine, Dreschmaschinen und Trecker, Drehbänke und Werkzeuge sowie Fahrzeuge aller Art – alles sollte hinter den Dnjepr gebracht werden. Und zum Schluss auch noch das rollende Material der Eisenbahnen, mit deren Hilfe der gigantische Exodus durchgeführt wurde. Dem Feind sollte nur ein leeres Land bleiben.

Noch nicht einmal das! Um den russischen Vormarsch in der letzten Etappe vor dem Dnjepr so nachhaltig zu verzögern, dass ein Sprung über den Fluss aus der Verfolgung heraus unmöglich wurde, sollte eine Zone von zwanzig bis vierzig Kilometer östlich des Dnjepr zur Wüste gemacht werden. Alles, was nicht abtransportiert werden konnte, sollte restlos zerstört werden, gesprengt, verbrannt, verwüstet – jedes Haus und jede Brücke, jeder Weg und jeder Steg, jeder Baum und jede Scheune. In eine Wüstenei sollte der Feind seinen Fuss setzen, so dass er nichts fand, wo er sich betten und ruhen, nichts, was er essen oder trinken konnte, nichts, was ihm vielleicht half, sich zu verbergen oder vorwärts zu kommen: Verbrannte Erde! Zum ersten Male sollte auf deutscher Seite diese Methode im grossen Massstab in die operative Planung einbezogen werden; zum ersten Male diese furchtbare Geissel der Brandschatzung und Zerstörung geschwungen werden. So, wie es Stalin bereits 1941 und 1942 wiederholt, wenn auch mit wechselndem Erfolg, vorgemacht hatte.

So zog das deutsche Heer aus dem Donez-Gebiet und der Ostukraine nach Westen. 200'000 Rinder wurden mitgetrieben. Dazu Pferde, Pferde und nochmals Pferde, 153'000 insgesamt. Dicht zusammengepfertcht, mit dampfenden Leibern, zogen sie wie riesige Gefangenenspalmen unter wallenden Staubwolken über die schwarze Erde der Ukraine. 270'000 Schafe wurden westwärts getrieben. 40'000 Panjewagen zuckelten dem Dnjepr zu. Und während die Sonne hinter den gen

Himmel wogenden Staubwolken dieser nicht endenden Trecks verschwand, rollten über die Schienen zwischen Stalino und Kiew 3'000 Züge und brachten Getreide, Ölfrüchte, Menschen, Traktoren, Dreschmaschinen, Werkbänke und beschädigte Panzer hinter den grossen Strom.

So aufregend diese Zahlen sind, es war ein Irrtum der deutschen Führung, zu glauben, man könne im Zuge eines überstürzten Rückzuges ein Land leerfegen und dann auch noch eine breite Zone zur undurchdringlichen Wüstenei machen. Ein paar hunderttausend Rinder, Pferde und Schafe gewinnen keinen Krieg. Gesprengte Fabriken und Schächte lähmen die Produktion eines entschlossenen Volkes nicht in alle Ewigkeit. Solche Massnahmen sind kein Scheck auf den Sieg, aber sie verderben die nationale Personalakte eines Volkes unter Umständen auf lange Zeit.

Die Truppe begriff das instinktiv. Manstein selbst befahl die Aktionen so, dass sie im Rahmen des militärisch unbedingt Notwendigen blieben. So wurde von der Heeresgruppe angeordnet, den zurückbleibenden Einwohnern so viel Getreide und Vieh zu belassen, dass der Anschluss an die nächste Ernte gesichert war.

Im Bereich der 6. Armee wurde ein Fünftel der Getreidevorräte zurückgelassen. Im Kriegstagebuch wird allerdings Klage darüber geführt, dass sich die humanitär gedachte Massnahme militärisch negativ ausgewirkt habe; denn die Rote Armee zog sofort nach dem Einmarsch dieses Getreide ein. Die ‚Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges‘ bestätigt diese Tatsache, erklärt sie jedoch anders: Die zurückgebliebenen Einwohner hätten das Getreide vor den Deutschen versteckt, um es nach der Befreiung der Roten Armee abzuliefern.

Die Praxis erwies bald, dass der Befehl, nichts als ‚Verbrannte Erde‘ zurückzulassen, nur beschränkt durchführbar war. Die Kampfhandlungen und der zu spät begonnene Rückzug liessen in den meisten Fällen keine Zeit für die schwierigen Zerstörungen. Das belegen die Meldungen in den Kriegstagebüchern vieler Divisionen. Typisch dafür die Formulierung in einem Bericht der 23. Panzerdivision: Aktion ‚Verbrannte Erde‘ wird von der Division und auch ihren Nachbarn nur für ganz kurze Zeit praktiziert, da sie sich als undurchführbar erweist.« Ähnliche Feststellungen finden sich auch in der Truppengeschichte des Panzerkorps ‚Grossdeutschland‘ und vieler anderer Divisionen.

General Nehring, der mit seinem Panzerkorps an den Schwerpunkten der Heeresgruppe Manstein kämpfte und zur fraglichen Zeit südostwärts Kiew focht, berichtet: «Im Bereich meines 24. Panzerkorps wurde allein schon aus Zeitmangel keine ‚Verbrannte Erde‘ geschaffen. Grosse Viehreserven blieben zurück. Ebenso die Ernte. Ab und an brannten Getreideschober. Die Dörfer aber blieben unversehrt.» General Busse, der Stabschef Mansteins, sagt: «Die ‚Verbrannte Erde‘ erstreckte sich nur auf einen schmalen Streifen am Feindufer. Mehr war nicht durchführbar. Diese Massnahme hat aber sicher dazu beigetragen, dass der Russe für den Angriff über den Strom erhebliche Schwierigkeiten hatte.»

Trotzdem werden wegen der Bergungs- und Zerstörungsmassnahmen im Donez-Gebiet der deutschen Wehrmacht bis auf den heutigen Tag die schwersten Vorwürfe gemacht. Generale, Offiziere und Soldaten wurden dafür nach dem Kriege in der Sowjetunion schwer bestraft, zum Teil mit dem Tode. Auch Feldmarschall

von Manstein wurde 1949 von einem englischen Militärgericht in Hamburg verurteilt. Der Anklage-Komplex ‚Verbrannte Erde‘ führte zwar in siebzehn Punkten zu einem Freispruch, weil das Gericht die Kriegsnotwendigkeit der Massnahmen anerkannte. Einen Umstand allerdings sah das britische Gericht nicht als kriegsnotwendig an: die Wegführung von Teilen der Zivilbevölkerung. Dafür wurde Manstein verurteilt. Der Spruch des britischen Kriegsgerichts wurde zwar später durch eine Begnadigung korrigiert, aber er hat doch dazu beigetragen, im In- und Ausland die Auffassung zu festigen, dass ‚Verbrannte Erde‘ eine unverzeihliche deutsche Erfindung sei. Das ist falsch! Es soll nicht wegdisputiert werden, was in Russland geschah. Aber es gilt, Geschichte von Propaganda zu scheiden.

‚Verbrannte Erde‘ – düstere Kulisse: Brennende Dörfer. Qualmende Städte. Schwarze Rauchpilze über gesprengten Fabriken. Ein schreckliches Bild. Aber kein Bild, das die Menschheit nur aus dem Russlandfeldzug kennt. ‚Verbrannte Erde‘ ist nicht zwischen Donez und Dnjepr erfunden worden. Die Strategie der Verwüstung ist so alt wie der Krieg. Und im zweiten Weltkrieg war es Stalin, der sie als erster proklamierte und als wesentlichen Bestandteil in seine Operationen einfügte.

Es war am 3. Juli 1941, zehn Tage nach dem deutschen Angriff, als er in seiner ersten Rundfunkrede im Krieg die Bevölkerung, die Soldaten und die Partisanen aufforderte: «Wir müssen einen schonungslosen Kampf organisieren. Dem Feind darf kein Transportmittel, kein Kilogramm Brot, kein Liter Treibstoff in die Hände fallen. Die Kollektivbauern müssen das Vieh wegtreiben und das Getreide wegschaffen. Was nicht abtransportiert werden kann, muss vernichtet werden. Brücken und Strassen sind zu sprengen. Wälder und Depots niederzubrennen. Für den Feind müssen unerträgliche Bedingungen geschaffen werden.»

Klingt das nicht wie die Rede, die Heinrich von Kleist in dem Drama «Die Hermannschlacht» Hermann den Cherusker an die Fürsten im Jahre 9 n. Chr. Richten lässt: «Wollt ihr zusammenraffen Weib und Kind. Und auf der Weser rechtes Ufer bringen, ... verheeren eure Fluren, eure Herden erschlagen, eure Plätze niederbrennen, so bin ich euer Mann.»

Sie brannten nieder. Erschlugen das Vieh. Wie auch Cäsars Legionen auf ihrem Rückzug nach dem ersten Rheinübergang 55 v. Chr. Gehöfte und Dörfer niedergebrannt, das Vieh weggetrieben und das Getreide geschnitten hatten.

Der französische Kriegsminister Louvois liess 1689 die deutsche Pfalz verwüsten, weil er einen schützenden Ödlandgürtel an Frankreichs Ostgrenze schaffen wollte. «Brûlez bien le Palatinat»*, forderte er die französischen Generale auf. Hundertsechzig Kilometer lang und achtzig Kilometer breit, von Heidelberg bis zur Mosel, schufen damals Feuer und Schwert in einem dichtbesiedelten Kulturraum ‚Verbrannte Erde‘.

Englische Truppen unter John Churchill, dem berühmten ersten Herzog von Marlborough, praktizierten fünfzehn Jahre nach Louvois während des spanischen Erbfolgekrieges im Raum Ingolstadt-Augsburg-München ‚Verbrannte Erde‘, um den französisch-bayerischen Truppen die Unterbringungsmöglichkeiten zu nehmen.

* Brennt die Pfalz gründlich nieder

Etwa zur gleichen Zeit schufen die Schweden Karls XII. in Russland, ostwärts der Worskla, eine Zone ‚Verbrannte Erde‘, um die Truppen des Zaren von ihrem Winterquartier fernzuhalten. Der Schwede wiederum hatte das Rezept Peter dem Grossen abgeguckt, der ein Jahr zuvor bei Smolensk das Land verwüstete und auf diese Weise die Schweden am Marsch auf Moskau hinderte.

Ja, die Russen verstanden dieses Handwerk gut. Sie hatten es gegen die Schweden nur wenige Jahre vorher auch schon an der Newa mit grossem Erfolg exerziert. General Scherementjew schrieb damals dem Zaren: «Ich teile Dir mit, dass der Allmächtige Gott und die Allerheiligste Mutter Gottes Deinen Wunsch erfüllt haben: Alles haben wir geplündert und verwüstet, so dass in diesem Lande zu zerstören nichts mehr übrig ist.»

Gut hundert Jahre später kam wieder ein Brief aus Russland über ‚Verbrannte Erde‘. Diesmal ist es ein biederer hohenlohischer Bauernsohn, Musketier in Napoleons grosser Armee, der von der Beresina in einem Feldpostbrief nach Hause ins Hohenloher Land schrieb: «Die Russen haben ihre Vorräte vernichtet, ihr Vieh weggetrieben, ihre Häuser und Mühlen in Brand gesteckt und die Brunnen zerstört.» Entsetzt lasen es die Bauern im Taubertal.

Der Lehrmeister und Ahnherr europäischer Kriegskunst, der preussische General Carl von Clausewitz, ergänzt diesen Bericht in seinen Aufzeichnungen: «...auch die Brücken wurden zerstört und den Werstpfehlen die Nummern ausgehauen, wodurch ein sehr gutes Orientierungsmittel verloren ging.»

Auch auf der westlichen Halbkugel, in Amerika, dem Mutterland der modernen Zivilisation, begegnet uns die Strategie der Verwüstung. Abraham Lincoln, der Sklavenbefreier, Amerikas beliebtester Präsident, konzipierte 1865 ‚Verbrannte Erde‘ als kriegsentscheidendes Kampfmittel im Bürgerkrieg gegen die Südstaatler. Und seine Generale ‚brannten‘. Der zeitgenössische amerikanische Professor Williams schrieb von General Grant, Lincolns Oberkommandierendem, den er «den ersten Grossen unserer Zeit» nannte: «Er begreift, dass die Vernichtung der wirtschaftlichen Hilfsquellen des Feindes eine ebenso wirkungsvolle und gesetzliche Form der Kriegführung ist wie die Vernichtung seiner Armee.»

Und Grants Untergebener, General Sherman, handelte danach: Er verbrannte Atlanta, verbrannte das Land Georgia, verwüstete einen der reichsten Landstriche des amerikanischen Südens. Nicht aus Barbarei, sondern aus der konsequenten Logik des Krieges. Wie antwortete Sherman auf den Protest des Bürgermeisters von Atlanta: «Krieg ist Grausamkeit und lässt sich nicht verfeinern.»

Krieg ist Grausamkeit! Überall! Und wird es bleiben, mehr denn je – in Anbetracht der modernen Kampfmittel. Wer Krieg führte, verbrannte die Erde. Franzosen und Schweden, Amerikaner und Engländer, Russen und Deutsche, Sowjets, Japaner und Chinesen.

Von wem und wo allerdings zum ersten Male das Wort ‚Verbrannte Erde‘ geprägt wurde, lässt sich nicht belegen. Aber die Erde wurde verbrannt. In allen Jahrhunderten und auf allen Breiten des Globus: am Rhein und am Neckar, an der Oder und an der Weichsel, an der Donau, am bürischen Vaal und am amerikanischen Chattahoochee. Freilich, die Brände vom Dnjepr bedrücken unseren Tag am meisten; denn diese Asche ist noch heiss.

Durch Regen und Schlamm – Wer wird schneller sein? – Partisanengruppe Tschabajew funkt an Watutin – Alarm für Kanew – Dreimal der Ruf einer Dommel – Boote auf dem nächtlichen Fluss – Sowjetischer Übergang bei Grigorowka – Auch im nassen Dreieck am Pripjet – Die Brücke von Kanew

Es regnet in Strömen. Die fette schwarze Erde der Ukraine trinkt sich nach dem heissen Sommer voll. Was Staub ist, wird Schlamm, und der Schlamm macht das Land zum Morast, die Wege bald zu unpassierbaren, knietiefen Sümpfen. Die Lastwagen bleiben stecken, die Pferdefuhrwerke kommen nur mühsam voran. Allein die schweren Zugmaschinen und Kettenfahrzeuge werden mit dem Schlamm fertig. Divisionen, Regimenter, Bataillone sitzen fest. Dabei ist es erst Mitte September. Die bange Frage heisst: Ist das schon der endgültige Einbruch der Herbst-Schlammperiode? Kommt sie diesmal so früh? Wenn ja, dann droht den deutschen Armeen bei ihrem Rückzug auf die ersehnte ‚Pantherstellung‘ noch kurz vor dem Dnjepr eine Katastrophe. Niemand hat damit gerechnet.

Die Heeresgruppe Süd drängt ihre Armeen mit der Weisung Mansteins vom 18. September, so schnell wie möglich an und über den Fluss zu kommen und nach dem Uferwechsel sofort mit schnellen Kräften die gefährdeten Punkte zwischen den Brückenstellen zu sichern. Liegen doch zunächst nur Versorgungseinheiten, Instandsetzungsdienste und Armee-Ausbildungseinheiten sowie Feldeisenbahn-Kommandos und wenige Alarmeinheiten und Trosse am Fluss. Wettrennen im Schlamm!

Die 1. Panzerarmee Mackensens kämpft sich auf die Brückenköpfe Saporoschje und Dnjepropetrowsk zurück. Am 19. September, einem sonnigen Herbstsonntag, geht die Führungsabteilung von General Henricis 40. Panzerkorps nach harten Rückzugskämpfen südlich Dnjepropetrowsk bei Antonowka im Fährbetrieb über den Strom. Vierundzwanzig Stunden später rollt sie vom Westufer über den Saporoschjer Staudamm wieder aufs Ostufer in den halbkreisförmigen Brückenkopf Saporoschje, der sich um Stadt und Staudamm schwingt. Das 17. Korps steht mit seinen Infanteriedivisionen in dem zwanzig Kilometer weit nach Osten ragenden Balkon. Der Russe hat sich bisher zum Glück auf Spähtrupptätigkeit beschränkt, das Gros von Generalleutnants Leljuschenkos 3. Garde-Armee ist noch nicht heran. Die breite Dnjepr-Niederung bietet ein friedliches Bild. Nur die hastig nach Westen strebenden Trosse und Nachschubeinheiten lassen ahnen, was kommt. Die Flussübergänge Kremenschug und Tscherkassy sind das Ziel der 8. Armee Wöhlers.

Kritisch ist es bei der 4. Panzerarmee. Sie kämpft sich mit zwei Korps, dem 7. und 13., unter starkem Feinddruck an den deutschen Brückenkopf Kiew heran. Ihr abgesplittertes 24. Panzerkorps soll in Kanew, 125 Kilometer südlich Kiew, über den Fluss gehen und wird der 8. Armee unterstellt. General der Panzertruppe Nehring führt das Korps. Auf ihm lastet eine grosse Verantwortung. Denn die 3. sowjetische Garde-Panzerarmee General Rybalkos, die Speerspitze der sowje-

tischen Dnjepr-Offensive, versucht die Deutschen zu überholen und früher als Nehring über den Dnjepr zu kommen. Das 24. Panzerkorps steht damit wieder einmal im Brennpunkt der Schlacht. Wie so oft in den Kämpfen zwischen Donez und Dnjepr.

Mühsam bahnen sich die Fahrzeuge und die Marschkolonnen der Divisionen ihren Weg von der Orschiza dem Dnjepr zu: die niederbayerische 10. Panzergrenadierdivision, die 57., 34. und die 112. Infanteriedivision. Ihre Regimenter stammen aus Oberbayern und Rheinhessen, aus dem Moselland, aus Rheinland-Westfalen und aus der Pfalz. Werden sie vor den Sowjets über den Fluss kommen?

«Zum Glück gilt der Schlamm auch für die Russen», tröstet der Chef des Stabes, Oberst i. G. Hesse, den Ic des Korps, Hauptmann Dr. Köhne. Der ist verzweifelt, weil keiner seiner Offiziere von den Erkundungsfahrten bisher zurückgekommen ist. «Oberleutnant Weber hat gestern für zehn Kilometer zwölf Stunden gebraucht, Herr Oberst», klagt Köhne.

«Weinen Sie nicht», meint der Chef, «auch der Lkw mit Bonins Ia-Akten liegt fest. Die Divisionen stecken im Schlamm, und die Kommandeure erklären uns alle für verrückt, dass wir von ihnen verlangen, sich abzusetzen. Sie sehen keinen Grund dafür, weil keine Russen hinter uns her sind. Aber sie kennen die Lage der Armee nicht, wissen nicht, dass wir ausweichen müssen, weil uns sonst die Gefahr droht, ausflankiert zu werden. Das zwingt uns zur Eile, zwingt uns, schnell an die rettende Brücke zu kommen.»

Hesse hat die Karte auf den Knien und studiert die letzten Eintragungen: «Der Russe stösst in die breiten Lücken, die sich durch das Zusammenziehen der Armeen auf die wenigen Brücken ergeben haben», folgert er; «er will vor uns am Fluss und möglichst auch vor uns drüben sein.» Die Karte zeigt es drastisch und plastisch: Isoliert liegt der blau gezeichnete Marschraum des Korps zwischen den dicken roten Pfeilen der Sowjets. Weder nach rechts noch nach links gibt es Anschluss an deutsche Einheiten. Mitten in das Gespräch platzt Leutnant Greiner, der Dolmetscher des Generalkommandos. Er kommt völlig verdreht nach langer Irrfahrt vom Stabe der 10. Panzergrenadierdivision zurück. Sein Bericht ist nicht erfreulich: «Die Truppe quält sich durch den Schlamm. Die Männer haben seit Tagen nicht geschlafen, haben keine trockene Faser am Leib. Seit Wochen stehen sie im Kampf. Aber sie halten durch. Der breite Dnjepr lockt wie eine Fata Morgana. Oberstleutnant de Maizière, der la, sagte mir: Die Männer hoffen auf eine ausgebaute Verteidigungslinie. Hoffen auf Bunker, Unterkünfte, wo es endlich möglich wird, zu halten, wo ein trockenes Lager wartet und das Ende des Rückzuges. Das Ende der ewigen Furcht vor Überfall, Übrerrundung, Abgeschnittenwerden.»

Hesse hört mit steinernem Gesicht zu. Bunker! Verteidigungslinie! Ruhe und Sicherheit! Soll er dem Leutnant sagen, dass er an nichts davon glaubt? Soll er ihm sagen, dass wahrscheinlich nichts, ausser ein paar Gräben und ein paar Alarmeinheiten, in ihrem zukünftigen Kampfabschnitt jenseits des Dnjepr auf sie wartet? Möglicherweise noch nicht einmal das. Sondern der Russe! Er vertraut dem Leutnant seine Sorge nicht an. Fragt betont dienstlich: «Was macht der Russe im Abschnitt der Zehnten?»

Greiner versteht die Mahnung. Schliesslich ist er ein Mann der Ic-Abteilung, die ja die Feindnachrichten zu bearbeiten hat. Und er antwortet: «Der Russe fährt bereits auf der Eisenbahnlinie Poltawa-Kiew Truppen in Richtung Westen, dem Dnjepr zu.»

«Das ist doch nicht Ihr Ernst, Greiner?»

«Doch, Herr Oberst, General Schmidt und sein Ic, Rittmeister Fürst Castell, haben mir ausdrücklich aufgetragen, Ihnen das zu melden. Die Sowjets haben nach zuverlässiger Aufklärung in erstaunlicher Schnelligkeit mit einem für uns unfassbaren Masseneinsatz die zerstörte Bahnlinie wiederhergerichtet und fahren, weil die Signalanlagen natürlich noch nicht repariert sind, ihre Transportzüge auf Sicht, Richtung Westen. Die Transporte rollen schon über Grebenka hinaus.»

«Das macht die Lage noch gefährlicher», konstatiert Oberst Hesse.

Am 21. September gegen 16 Uhr bekommt der Oberbefehlshaber der 8. Armee, General Wöhler, auf seinem vorgeschobenen Gefechtsstand in Smela ein Bündel Funksprüche auf den Tisch, abgehörte Meldungen des Partisanenfunks, die offen gegeben wurden. Sie sind mit «Gruppe Tschapajew» gezeichnet und berichten offenbar auf Anfrage, dass am Westufer im Dnjepr-Bogen nördlich Kanew keine deutschen Kräfte stehen.

Die Meldungen sind dem Sinne nach richtig. Ausser einer deutschen Strafkompanie befindet sich auf dem Westufer der Dnjepr-Schleife zwischen den Dörfern Grigorowka und Rischtschew nichts! Wöhler wittert Unrat. Die Luftaufklärung meldet, dass die russischen Spitzen in diesem Gebiet dicht vor dem Fluss stehen. Hat Watutin in der Dnjepr-Schleife nördlich Kanew einen Überraschungsschlag vor? Zuzutrauen ist es diesem Generaloberst auf der anderen Seite, der sich in den letzten Monaten schon oft als glänzender Taktiker und wagemutiger Truppenführer ausgezeichnet hat.

Wöhler formuliert sofort einen alarmierenden Befehl an Nehring. Um 20 Uhr 45 trifft der Funkspruch beim 24. Panzerkorps ein: Nehring soll unverzüglich schnelle Kräfte über Kanew ans Südufer in die bedrohte Dnjepr-Schleife werfen.

Aber Wöhler kann sich ausrechnen, dass auch schnelle Kräfte des 24. Panzerkorps nicht fliegen können. Wenn der Russe am 22. September den Fluss überschreitet, kann keine Einheit von Nehring schon dort sein. Was tun?

Generalmajor Dr. Speidel, der Chef des Generalstabs der 8. Armee, hat eine Idee: In Tscherkassy, südlich von Kanew, liegt eine Armee-Waffenschule der Heeresgruppe Süd. Sie muss 'ran.

Der Kommandeur bekommt um 22 Uhr 30 telefonisch Befehl, die Lehrgangsteilnehmer sofort zu einer Alarmeinheit zusammenzufassen, nach Kanew zu dirigieren und auf dem Westufer nördlich Kanew zur Sicherung einzusetzen. Zwei Stunden später sind die Männer auf Lkw verladen und rollen in die Nacht. Der Regen hat aufgehört. Warmes Wetter und Wind trocknen schnell die Strassen. Doch die Nächte bleiben kühl. Über dem Dnjepr braut nasskalter Nebel. Dieser Nebel verhüllt das andere Ufer. Verhüllt, was Wöhler und Nehring fürchten.

Der Gardesoldat I. D. Semjonow bog vorsichtig das Schilf beiseite und spähte auf den Fluss. Lauschte. Nichts. Neben ihm hockte der Partisan. «Wo liegt der Kahn?» fragte Semjonow.

«Fünf Schritt von hier, direkt am Fluss; er ist mit Schilf zugedeckt.»

«Also los.» Semjonow imitierte dreimal den Ruf einer Dommel. Das Schilf knisterte. Drei weitere Gardesoldaten krochen heran. Es waren W. N. Iwanow, N. J. Petuchow und W. A. Syssoljatin. Schoben sich neben Semjonow und den Partisan. Sie wussten nicht, dass in diesem Augenblick das Auge der Geschichte auf sie gerichtet war. Wussten nicht, dass ihre Namen zum Dokument werden sollten. Wussten aber auch noch nicht, ob sie es schaffen würden, heil über den grossen Strom zu kommen, als die ersten der 3. Garde-Panzerarmee, ja, der ganzen Roten Armee, die dem Dnjepr zustrebte. Der jüngste von ihnen war Petuchow, achtzehn Jahre. Von den anderen war keiner über zweiundzwanzig Jahre alt. Alle vier Soldaten gehörten der kommunistischen Jugendorganisation Komsomol an. Was ging vor?

Wie General Wöhler richtig vermutet hatte, waren die Funksprüche der Partisanengruppe W. I. Tschapajew, die Generaloberst Watutin über das ungeschützte Westufer bei Grigorowka unterrichteten, von folgenschwerer Bedeutung. Der kluge sowjetische Oberbefehlshaber hatte sofort die Chance erkannt: Bot sich die nach Nordosten vorspringende Dnjepr-Schleife schon aus taktischen Gründen zu einem Flussübergang an, so gab die günstige Meldung der Partisanen den Ausschlag. Watutin telefonierte mit General Rybalko. Der war Feuer und Flamme. Er liess sich mit seiner 51. Garde-Panzerbrigade verbinden.

«Genosse Kommandeur, sind Ihre Vorausabteilungen am Fluss?»

«Da, da, Towarischtsch General.»

«Haben Sie Kontakt mit der Partisanenabteilung Tschapajew?»

«Da, da, Towarischtsch General.» Ein Atemzug nur war Pause. Dann kam der schicksalsträchtige Befehl: «Dann setzen Sie über!»

Vier Worte, aber die grosse Schlacht um den Dnjepr ruhte auf ihnen.

«Pioniere und Übersetzmittel?»

Rybalkos Stimme wurde eiskalt: «Darauf können Sie nicht warten. Machen Sie sich Flösse und schwimmen Sie, verstanden?»

«Da, da, Towarischtsch General.»

Und die 51. Garde-Panzerbrigade flösste und schwamm.

Leutnant Sinaschkin, Chef der MPi-Kompanie der Brigade, bekam den Auftrag, den Dnjepr mit seiner Kompanie als Vorausabteilung zwischen den Dörfern Grigorowka und Sarubenzky zu überschreiten. Die Gardesoldaten Semjonow, Iwanow, Petuchow und Syssoljatin waren Freiwillige seiner Kompanie. Mitternacht war vorbei. Der Nebel stieg dicker aus dem Fluss. Verdeckte die Sicht auf fünfzig, sechzig Meter. Fast lautlos robbte Semjonow mit seinen Kameraden dem Ufer zu. Hier! Sie räumten das Schilf weg. Schoben den Kahn ins Wasser. Semjonow hielt ihn fest.

Leise. Der Partisan wickelt zwei alte Säcke um die beiden Riemen. Die Maschinenpistolen hatten die Gardisten schon in Tücher gepackt, damit es kein verätherisches Geräusch gab. Sie klettern ins Boot. Vorsicht, dass es nicht kippt. Semjonow rollt sich über den Rand und stösst mit dem Fuss ab. Die Strömung erfasst sie. Aber schon taucht der kräftige Syssoljatin die umwickelten Ruder ein, legt sich in die Riemen. Der Partisan steuert mit der kleinen Pinne. Lautlos gleitet das

Boot in der Strömung dahin. «Mehr rudern, sonst treiben wir zu weit ab», zischt der Partisan. «Noch mehr.» Syssoljatin legt sich mächtig ins Zeug. Dunkel hebt sich aus der Nacht das hochgezogene Westufer.

«Noch ein paar Ruderschläge.»

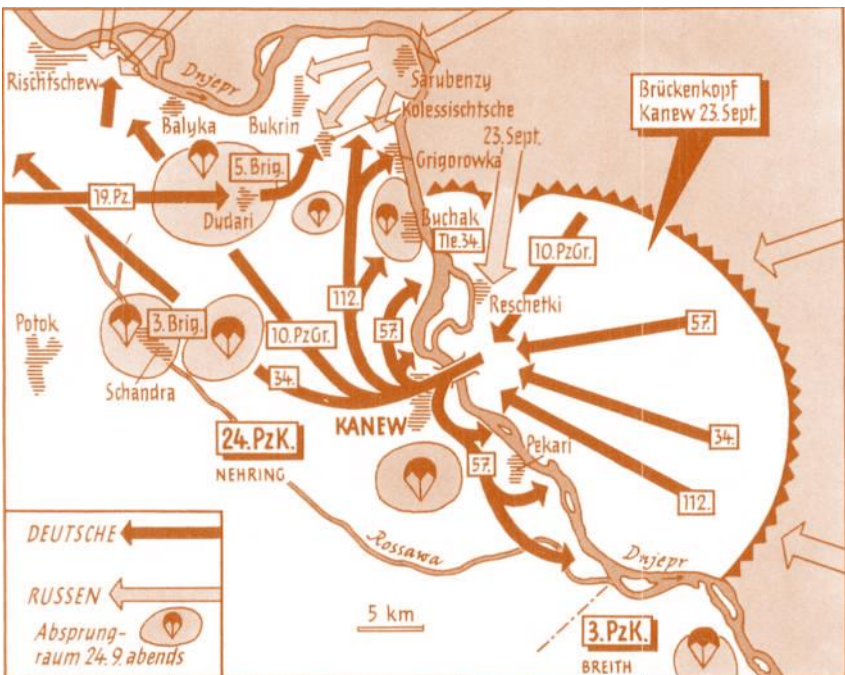
«Halt, lass das Boot treiben.»

«Spring.»

Semjonow ist draussen. Bis zum Bauch geht ihm das Wasser, aber der Grund ist fest. Er zieht das Boot an das Ufer.

Sie lauschen. Die Nacht atmet, als wäre Frieden. Der Partisan, ein Fischer aus Grigorowka, hat die Gardisten genau an der bezeichneten Stelle an Land gebracht: zweihundert Meter nördlich des Dorfes. Hier sollen sie die deutschen Posten in ein Feuergefecht verwickeln und einen Landeversuch vortäuschen. Die deutschen Sicherungen sollen sich hierher wenden. Währenddessen wird Leutnant Sinaschkin mit dem Gros der Kompanie und 120 Partisanen tausend Meter weiter nördlich dicht unterhalb Sarubenzu übersetzen, um den ersten kleinen Brückenkopf für die nachfolgende Brigade zu bilden. Gleich nach der Landung wird die Kompanie zum Angriff auf Grigorowka antreten. Gegen 2 Uhr morgens peitschen die Schüsse der vier Gardisten vor Grigorowka auf den deutschen Doppelposten.

«Alarm», schreien die deutschen Unteroffiziere in die Quartiere des Dorfes. Ein Zug einer Strafkompagnie liegt hier als Sicherung. Ein Zug! Männer, die aus der



Mit allen Mitteln versuchen die Sowjets bei Bukrin den Übergang über den Dnjepr zu erzwingen. Der erste grosse Fallschirmjägereinsatz soll die Schlacht entscheiden. Aber General Nehring's 24. Panzerkorps bereitet den Russen eine schwere Niederlage.

Strafhaft heraus hierher zur Frontbewährung geschickt worden sind. Das ist alles am Dnjepr vor Grigorowka. Semjonow klettert mit seinen vier Mann in den Balkas herum. Sie jagen immer wieder Salven aus der MPi. Mal hier, mal dort. Man hat den Eindruck, als ob vor Grigorowka ein ganzes Bataillon über den Dnjepr gekommen ist.

Lautlos und ohne einen Schuss aber geht Sinaschkins Kompanie zu beiden Seiten von Sarubenzu über den Fluss. Man frage nicht wie. Pioniermittel? Pontons? Fähren? Schlauchboote? Nichts davon hatte der Leutnant. Seine Männer haben Bretter und Balken zusammengenagelt. Fässer daran gebunden. Kleine und grosse Flösse gemacht. Auf jedem vier Mann und ein Geschütz. Gute Schwimmer hängen sich an, helfen das Floss dirigieren. Als der Tag graut, tritt Sinaschkins Kompanie zum Angriff an und wirft die deutschen Sicherungen aus Sarubenzu und Grigorowka.

Die Russen haben damit am 22. September morgens nördlich Kanew den Dnjepr überschritten. Und haben einen Brückenkopf, während das 24. Panzerkorps, das diesen Abschnitt besetzen und verteidigen soll, noch ostwärts Kanew auf dem anderen Ufer des Flusses steht. Für die Russen sind Tür und Tor offen. Denn von Kanew bis südostwärts Kiew, in dem für das Korps bestimmten hundert Kilometer langen Flussfront-Abschnitt, steht noch keine einzige echte Kampfeinheit.

Eine Katastrophe liegt in der Luft. Um das Unheil vollzumachen, ist um dieselbe Stunde am 22. September zweihundert Kilometer nördlich, bei Tschernigow, genau auf der Naht zwischen Heeresgruppe Süd und Mitte, auch die 13. Sowjetische Armee über den Fluss gegangen. An einer Stelle, wo man es am wenigsten erwartet hatte, weil hier, wo der Pripjet in den Dnjepr mündet, sich ein riesiges Sumpfgebiet erstreckt.

Aber Partisanen hatten heimlich schon seit Mitte September gut versteckte Knüppeldämme durch den Sumpf gelegt und auf diese Weise den sowjetischen Verbänden schnelle und verdeckte Zugangswege durch den Morast zum Fluss geschaffen. So glückte es auch hier bereits am 22. September, einen schmalen Brückenkopf zu bilden, der drohend wie ein Finger auf die polnische Grenze zeigte.

Zwar können schwache Kampfgruppen der 2., 8. und 12. Panzerdivision sowie der 20. Panzergrenadierdivision diesen Brückenkopf im Dnjepr-Pripjet-Dreieck eindämmen, von anderen Frontabschnitten herangeführten Infanteriedivisionen gelingt es, die gefährlichsten Fronteinbrüche vorerst noch abzuriegeln. Aber hier an der aufgerissenen Stelle zwischen Heeresgruppe Mitte und Süd wird sich etwas Gefährliches entwickeln.

Doch noch ist es nicht soweit. Es zeigen zwar kluge Mahner aus der Generalstabsabteilung ‚Fremde Heere Ost‘ warnend auf die gefahrenumwitterte Pripjet-Mündung. Aber diese Gefahr wird in den Septembertagen noch überschattet: Drohend hängt über der deutschen Dnjepr-Verteidigung der von Gardeleutnant Sinaschkin geschlagene Brückenkopf bei dem Dorf Grigorowka. Die sowjetische Kriegsgeschichte nennt ihn den «Brückenkopf von Bukrin».

Am Vormittag des 22. September 1943 gibt es im Bereich der Heeresgruppe Süd keinen Stab, der nicht den Namen dieses Fischerdorfes vor Augen gehabt

hätte. Um 11 Uhr klingelte in Tscherkassy beim Kommandeur der Armee-Waffenschule das Telefon. General Wöhler war selbst am Apparat. Und der Oberbefehlshaber der 8. Armee fragte: «Wieviel Mann haben Sie gestern nach Kanew geschickt?»

«120 Unterführer-Anwärter, Herr General.»

«Einhundertzwanzig?» Schweigen. Und dann: «Werfen Sie diese 120 Mann sofort auf Lastwagen nach Grigorowka. Sie müssen im Gegenangriff den übergesetzten Feind abriegeln.»

Einhundertzwanzig Unterführer-Anwärter einer Waffenschule waren das einzige, was der OB der 8. Armee am 22. September um 11 Uhr vormittags zur Verfügung hatte, um den sowjetischen Brückenkopf von Bukriri zu bekämpfen. Es war klar, dass dies nur eine unzulängliche Improvisation sein konnte. Aber es waren eben keine anderen Kräfte greifbar. Nehrings Divisionen mussten den Kanewer Brückenkopf gegen heftige Feindangriffe halten. Man musste damit rechnen, dass Nehring die ersten schnellen Verbände frühestens am Abend des 22. September über den Fluss bringen konnte. Aber was konnte bei Grigorowka in zwölf Stunden alles geschehen?

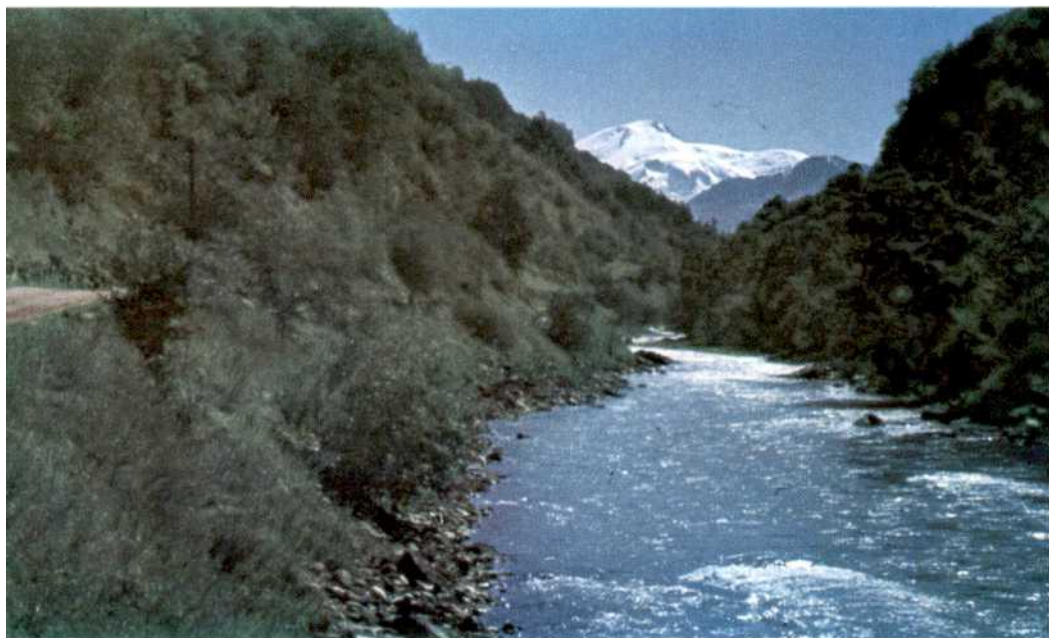
Endlich keimte aus den fieberhaften Telefonaten eine Hoffnung. Bei Kiew waren Teile der 19. Panzerdivision bereits am 21. September über den Dnjepr gegangen und lagen dicht bei der Stadt. Vom Mittagessen weg wurde die Panzeraufklärungsabteilung der Neunzehnten alarmiert. Auf die Fahrzeuge! Und ab an die im Augenblick am meisten gefährdete Stelle der ganzen Ostfront. Das Hannoversche Panzergrenadierregiment 73 unter Führung des Majors von Mentz folgte. Und hinterher die Masse der Division.

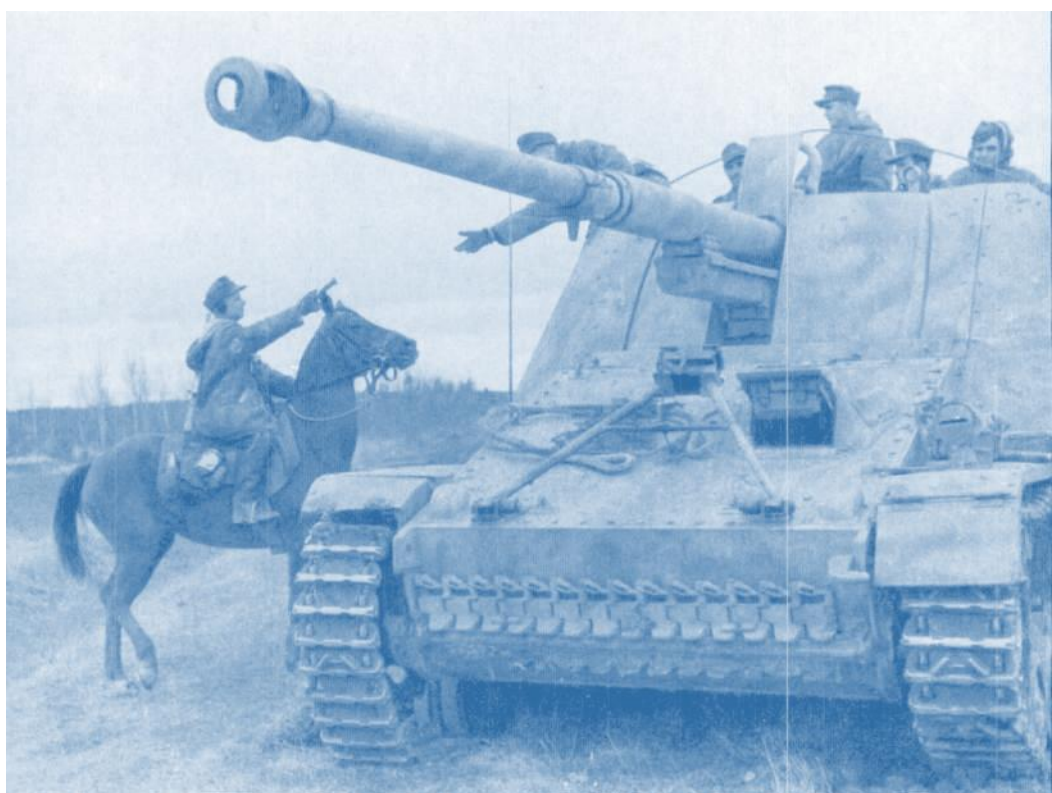
Neunzig Kilometer sind es von Kiew nach Grigorowka. Die Strasse ist gut. Zweieinhalb Stunden für eine Aufklärungsabteilung, die auf den Gashebel tritt. Bange Stunden für die 8. Armee! Würde auch der russische Befehlshaber die einzigartige Chance erkennen, aus dem Brückenkopf bis zur Rossawa ausbrechen und einen Keil zwischen die 8. Armee und die 4. Panzerarmee treiben?

22. September um 19 Uhr 28: Bei General Nehring, der seinen Gefechtsstand in Prochorowka am Ostufer hat, kommt ein Funkbefehl Wöhlers an: So schnell wie möglich Kräfte aufs Westufer werfen und die in hartem Kampf stehende Aufklärungsabteilung der 19. Panzerdivision in der Dnjepr-Schleife verstärken. So schnell wie möglich! Nehring hofft auf den nächsten Morgen. Aber auch General Rybalko versteht sein Geschäft.

Der Morgen des 23. September beginnt für Nehring mit einer bösen Überraschung. «Feindpanzer greifen an!» gelte der Ruf. Zehn, zwanzig, dreissig . . . vierundvierzig Panzer T 34 rollen auf dem Ostufer des Dnjepr von Norden her am Fluss entlang gegen die Sicherungen des Grenadierregiments 253 von der moselländischen 34. I. D. Auf den Panzern aufgefressen sowjetische Infanterie. Es

Vom Einsatz an der Südfront zurück: Eine Messerschmitt 110 und ein italienischer Jäger. Unter ihnen Budapest • Kaukasus. Im Tal der grossen Laba. Kampfplatz der Gebirgsjäger.





ist klar, was die Russen wollen: die Brücke! Nehrings Korps soll der Weg über den Fluss verlegt werden, und mit den eigenen Panzern will General Rybalko selber hinüberfahren, um den Übergang drüben zu sperren. Kühn und logisch. Und es scheint zu gelingen.

Oberst Hippels Grenadierregiment 253 zählt nach den schweren Kämpfen der letzten Tage nur noch ein paar hundert Mann. Die Russen fahren durch die HKL und brausen der Brücke zu. Ein paar Kilometer davor, bei Reschetki, liegt der Gefechtsstand der 14. Kompanie. Hauptmann Augustin hat eine 7,5-cm-Pak, zwei Selbstfahrlafetten mit Besatzungen der 3. Kompanie Panzerjägerabteilung 34 und zwei Dutzend Männer zur Verfügung. Er sieht das Verhängnis, verschanzt sich in einer Häusergruppe von Reschetki und nimmt den Kampf auf. Sechzehn T 34 schießt Augustin mit seiner kleinen Streitmacht ab. Die feindliche Infanterie wird von ihren Panzern gezwungen und geht in Deckung. Ein Dutzend T 34 dreht ab und verkrümelt sich im Gelände. Aber elf brechen durch. Rollen weiter der Brückenstelle zu. Dort befindet sich nur noch eine schwache Sicherung von Pak und Flak.

Einer jener Augenblicke ist gekommen, da ein ganzer Feldzug am Mut und am Opfersinn von ein paar Männern hängt. Und sie sind da. Vom Korpsgefechtsstand aus hat Oberst Hesse inzwischen bei den Divisionen alle greifbaren panzerbrechenden Waffen zusammengekratzt, vor die Brückenauffahrt geworfen und dem Kommandeur des Infanterieregiments 253, Oberst Ferdinand Hippel, unterstellt.

Der Oberst wirft alles, was er hat, den sowjetischen Panzern entgegen. Mit Pak und Infanteriegeschütz, mit Minen und Hafthohlladungen werden die T 34 zurückgeschlagen. Um 10 Uhr ist die Gefahr gebannt. Eine halbe Stunde später, um 10 Uhr 30, kommt von der 8. Armee ein Funkspruch der 4. Panzerarmee bei Nehring an: Die bei Grigorowka kämpfenden Teile der 19. Panzerdivision sind in schwerster Bedrängnis. Hilfe dringend vonnöten!

14 Uhr. Nehring hat seinen Gefechtsstand jetzt in Kaleberda am Ostufer des Dnjepr. Das Feldtelefon schnarrt. Wöhler ist am Apparat: Es sieht bedenklich aus in der Dnjepr-Schleife. Sarubenzky ist in Feindeshand. Um Grigorowka wird gerungen. Der Feind stösst nach Westen und Südwesten. Er bringt auch Geschütze und Fahrzeuge über den Fluss.

Nehring hat zum Glück schon vor Tagen die Trosse und die rückwärtigen Dienste über den Dnjepr abgeschoben. So kann er es wagen, ohne Rücksicht auf den starken und gefährlichen Feinddruck die Kampfverbände beschleunigt über die Brücke zu ziehen. Er legt seinen vorgeschobenen Gefechtsstand direkt an die Brückenrampe auf der Ostseite. Kampfkommandant des Brückenkopfes wird der Kommandeur der 10. Panzergrenadierdivision, General August Schmidt. Sein erster Generalstabsoffizier ist der bewährte Oberstleutnant i. G. de Maizière. Auf

Im Kampfraum der 11. Panzerdivision, Sommer 1943 • Pferd und ‚Nashorn‘: Eine Meldung für den Kommandanten eines schweren Jagdpanzers.

ihrer niederbayerischen Division liegt nun die Verantwortung für den sicheren Flussübergang des Korps.

Der verlässliche Chronist aus dem Stab des 24. Panzerkorps, Oberleutnant Renatus Weber, schreibt darüber aus dem Erlebnis der Stunde in einem seiner Briefe: «Als wir am 23. September den Dnjepr-Übergang gegen russische Panzer erzwangen, musste ich an die Tragödie des Schweden Karl XII. denken, der sich mit den Resten seines Heeres 1709 bei Perewolotschna den Russen ergeben musste, weil er keine Möglichkeit hatte, über den Fluss zu kommen. Zum Glück hatten wir unsere Eisenbahnbrücke.» Zum Glück!

Es war die Brücke von Kanew. Pioniere des 24. Panzerkorps hatten sie aufgestockt und hoch über den Gleisen noch eine Marschbrücke gebaut, so dass während des Baues der Eisenbahnverkehr weiterlief und gleichzeitig ein Weg für die Truppe und für ihre Fahrzeuge geschaffen wurde.

Ab 15 Uhr ziehen die Regimenter über diese sonderbare hohe Brücke, das zwei-stöckige Kunstwerk der Pioniere. Über dem Korpsgefechtsstand an der östlichen Auffahrt liegt die Spannung wie Gewitterschwüle. Wer gewinnt das Wettrennen? Wann kommen die russischen Flieger, um die Brücke anzugreifen? Es ist merkwürdig genug, dass sie nicht schon da sind! Aber sie kommen nicht!

Um 21 Uhr 15 sind die bayerischen Regimenter der 57.1. D., die Oberst Trowitz führt, drüben. Sie fächern sofort wieder aus und besetzen das Ufer beiderseits der Brückenstelle. Generalleutnant Liebs hessisch-westfälische 112. I. D. marschiert. Sie kommt in Eilmärschen heran und muss dabei mehrmals siebzig Kilometer in einem Zuge zurücklegen, bevor sie, bislang seitlich herausgestaffelt, wieder den Anschluss an die Masse des Korps findet.

Kurz nach Mitternacht poltert das Grenadierregiment 258 über die Bohlen. An der Spitze der 7. Kompanie Oberleutnant Isselhorst. Im ersten Zug, linkes Glied, der Gefreite Hellmold aus Düsseldorf – müde, abgekämpft, fröstelnd. Das Regiment wird gleich weiter am Fluss entlang nach Norden geführt, in die Dnjepr-Schleife, gegen die gelandeten Sowjets bei Grigorowka.

Auch die moselländische 34.1. D. unter Generalleutnant Hochbaum geht noch im Schutz der Nacht über die Brücke und marschiert gleich weiter, Richtung linker Flügel des Korpsabschnitts. Als letzte Division soll die Zehnte über die Brücke gehen. Ihre Kampfgruppen halten noch am Ostufer den immer kleiner werdenden Brückenkopf. Am 24. September um 3 Uhr 30 ziehen sich auch ihre niederbayerischen Regimenter über die Dnjepr-Brücke zurück. Der Tag graut.

General Nehring steht an der Brücke, hebt immer wieder den Kopf und inspiert Himmel und Horizont des aufdämmenden Tages: Kommt die russische Luftwaffe? Aber sie kommt nicht. Merkwürdig. Nicht ein einziger Luftangriff auf die Brücke. Das ist unverständlich. Hat Armeegeneral Watutin keine Luftwaffe?

Doch, Watutin hat! Die ganze 2. Luftarmee ist seiner Heeresgruppe zugeteilt. Aber sie ist vollauf in Anspruch genommen, in der Dnjepr-Schleife die übersetzenden Truppen gegen die inzwischen rollenden deutschen Luftangriffe zu schützen. Um auch noch die Brücke von Kanew anzugreifen, haben Generalleutnant Krassowskis Geschwader nicht genug Maschinen. Was sie noch haben,

brauchen sie für eine andere grosse Sache, für eine einmalige Aktion des Krieges, von der sich Stalin die Entscheidung am Dnjepr verspricht. Noch ahnt niemand auf deutscher Seite die grosse Überraschung.

Nehring mustert die marschierenden Kolonnen. «Wie lange brauchen wir noch?» fragt er den Oberleutnant Weber, der neben ihm steht. «Eine knappe Stunde, Herr General.» Weber hat richtig taxiert. Um 4 Uhr 30 hat das 24. Panzerkorps mit allen seinen Verbänden den Uferwechsel vollzogen. In dreizehneinhalb Stunden! Eine grossartige Leistung. Allerdings zeigt sich darin auch, wie klein die Divisionen geworden sind.

Nehring geht als letzter über den Fluss. Am Ostufer bleiben nur noch schwache Sicherungen, kleine Gruppen der Nachtruppen, die den Brückenaufgang bis zur Sprengung halten. Sie haben Flosssäcke und Sturmboote am Ufer. Denn über die Brücke werden sie nicht mehr kommen. Ihnen obliegt die schwerste Aufgabe des Krieges: Nachhut zu sein, den Feind noch solange wie möglich aufzuhalten. Wann kann man gehen, wann darf man gehen? Wann muss man gehen? Der Nachhutführer hat im entscheidenden Augenblick niemand, der es ihm befiehlt. Die Verantwortung liegt in der eigenen Brust. Ganz allein wandelt er den Pfad der Pflicht. Das ist ein schweres Amt.

Punkt 5 Uhr steht General August Schmidt, der Kommandeur der 10. Panzergrenadierdivision, am Westufer in einer kleinen Schlucht beim Kommandeur des Pionierbataillons 10, Hauptmann Bopst. Vor ihnen ein Unteroffizier am elektrischen Schaltkasten.

«Alles klar?»

«Alles bereit, Herr General!»

Gott sei dank, denken beide. Denn noch vor vierundzwanzig Stunden war es gar nicht sicher, ob im rechten Augenblick ‚alles bereit‘ sein würde, um die Kanewer Brücke zu sprengen.

Kommandierender General, Chef des Stabes und Korps-Pionierführer waren in grösster Sorge, ob die Sprengmittel noch vor den Russen an der Brücke sein würden. Das war eine Nervenprobe. Doch jetzt war alles parat. General Schmidt klettert noch einmal auf den Rand der Balka. Blickt mit dem Fernglas auf die Brücke. Still und verlassen liegt sie da. Er kommt zurück: «Los!»

Der Pionier-Unteroffizier drückt die Klinke herunter. Alles wirft sich zu Boden. Donnergetöse. Zuckende Blitze. Trümmer wirbeln gen Himmel. Rauch und Qualm. Als sich die Schwaden verziehen, stehen von der mächtigen Brücke nur noch ein paar zertrümmerte Pfeiler. Dnjeprabwärts torkeln Balken und Bretter.

Jetzt kommt es allen noch mehr ins Bewusstsein, wie erstaunlich es ist, dass das sowjetische Oberkommando nicht einen einzigen ernsthaften Versuch unternommen hat, um sich in den Besitz dieser Dnjepr-Brücke zu setzen. Sei es durch Luftlandtruppen, Fallschirmjäger oder einen grossangelegten, kühnen Panzerangriff. Oder durch die Partisanen, von denen es überall in den Wäldern wimmelt. Was war der Grund für dieses Verhalten? Trauten sich die Sowjets keine Aktion zu, wie sie die Deutschen bei ihren Verfolgungen im ersten Teil des Krieges immer wieder gegen entscheidende Flussübergänge erfolgreich durchführten? Zum Beispiel Manstein mit seinem Panzervorstoss auf Dünaburg. Guderian mit seinem Hand-

streich auf die Desna-Brücke bei Nowgorod-Sewerskij. Reinhardt mit der Inbesitznahme der Wolga-Brücken in Kalinin. Und beispielhaft für einen Handstreich aus dem Rückzug heraus der kühne Zugriff der 16. I. D. mot. gegen die Brücke über den Manytsch im Januar 1943. Die Russen versuchten am Dnjepr nichts dergleichen. Sie verliessen sich anscheinend auf ihre Kunst der Improvisation und vertrauten darauf, dass es auch ohne feste Brücken ging. Und der Lauf der Ereignisse schien ihnen recht zu geben.

Man kam an vielen Stellen schnell und ohne Verluste mit behelfsmässigen Übersetzmitteln über den mächtigen Strom. Nicht nur in der Dnjepr-Schleife bei Perejaslaw und oben bei Tschemigow. Noch im Laufe des September gelangen den Sowjets auf den siebenhundert Kilometern von Lojew bis Saporoschje dreiundzwanzig Flussübergänge innerhalb weniger Tage.

Aber die sowjetische Rechnung hatte doch einen Fehler. Man kam zwar schnell mit Kompanien, Bataillonen und auch Regimentern über den Fluss und fasste Fuss, doch an der Ausweitung dieser Landeköpfe zu operativen Brückenköpfen, aus denen dann eine Grossoffensive hätte gestartet werden können, haperte es. Das Übersetzen von Panzern, schweren Waffen und Munition bereitete unsagbare Schwierigkeiten. Man brauchte feste Brücken; aber in den winzigen Landeköpfen waren sie nicht zu bauen.

Als die sowjetische Führung ihren Rechenfehler erkannte, wollte sie ihn durch ein Radikalmittel schnell aus der Welt schaffen. Sie setzte eine Operation ins Werk, wie sie von den Russen während des ganzen Krieges in diesem Umfange nur ein einziges Mal durchgeführt wurde.

5

Brückenkopf Bukrin

Die Russen sind über den Fluss – Hiobsbotschaften von allen Ecken und Enden – An der Windmühle von Kolesischtsche – «Achtung Fallschirmer!» – Drei rote Brigaden springen in die Katastrophe.

Der Gefreite Hellmold hat lange nicht so gut gefrühstückt wie am Morgen des 24. September. Die ganze Nacht ist die Kompanie auf den Beinen gewesen. Marschiert. Marschiert. Aber am Ende, als der Tag graut, sind die Männer doch guter Dinge. Endlich ist man aus der Mausefalle vor der Kanewer Brücke heraus. Jetzt würde es Ruhe geben. Und davor Frühstück. Marmelade, Ölsardinen, Comed beef und Bohnenkaffee hat der Furier ausgegeben. Dann liegen sie im Stroh. Schlafen! Es ist 8 Uhr. Aber aus der wohlverdienten Ruhe wird nichts. «Kompaniechef zum Regimentskommandeur!» geht der Ruf durch die Scheune.

Oberleutnant Isselhorst rappelt sich hoch. Das bedeutet selten etwas Gutes. Zehn Minuten später kommt auch schon der verhasste Ruf: «Alarm! Fertigmachen zum Abmarsch!» Der übliche Bienenschwarm-Betrieb beginnt: «Wo ist denn nur...? Hast du nicht...?» Jeder zweite Satz fängt mit einem Landserfluch an. Draussen rollen Lastwagen vor. Also gefahren wird. Doch wenn Infanteristen gefahren werden, dann heisst das gewöhnlich, dass es brandeilig ist.

Oberleutnant Isselhorst informiert die angetretene 7. Kompanie mit ein paar Sätzen: Die Russen sind weiter nördlich bei Grigorowka über den Dnjepr gesetzt. Es gilt, sie aufzuhalten, bis stärkere eigene Kräfte heran sind.

«Na, denn!» knurren die Männer. Leutnant Kirberg dirigiert seinen I. Zug auf die bereitstehenden Lastwagen. Und ab geht's.

Die Meldungen, die von den russischen Übergangsstellen in der Dnjepr-Schleife vorlagen, waren böse. Freilich, wenn man bedachte, dass General Rybalkos 3. Garde-Panzerarmee bereits vor achtundvierzig Stunden am rechten Ufer Fuss gefasst hatte, musste man sich wundem, dass die Situation nicht noch viel schlimmer war.

Rund fünf Kilometer tief und sieben Kilometer breit war am 24. September der Brückenkopf, den sich die Russen zwischen Grigorowka und Bukrin geschaffen hatten. Mit einem halben Dutzend Panzern und zwei Bataillonen drückten sie am Spätnachmittag des 24. September gegen die zur Abriegelung des Landekopfes herangeworfene Panzeraufklärungsabteilung 19 des Majors Guderian aus der Dnjepr-Schleife heraus nach Südwesten. Fünfzehn Kilometer weiter flussaufwärts, bei dem Dorf Balyka, war inzwischen auch eine sowjetische Brigade mit rund tausend Mann von Generalleutnant Moskalenkos 40. sowjetischer Armee über den Fluss gesetzt und drückte nach Südosten gegen schwache Vorausabteilungen der 19. Panzerdivision, die auch hier die einzige Abwehr darstellten. Es war klar, dass sich die beiden Landegruppen vereinigen wollten.

Die Panzeraufklärungsabteilung 19 warf sich den Russen sowohl bei Balyka wie bei Bukrin entgegen. Major Guderian, der jüngste Sohn des Generalobersten, erwies sich als ein Meister der Improvisation. Auch die Instandsetzungstrupps und die Trosse kämpften in der Front. Man konnte den Russen halten. Doch es gelang nicht, ihn aus seinen Stellungen auf dem zerklüfteten Hochufer zu werfen.

Nehring setzte die verstärkte Panzeraufklärungsabteilung der 10. Panzergrenadierdivision unter Major Waldemar Mayer gegen Balyka in Marsch. Aber kaum war die Order raus, da kam schon wieder eine Hiobsbotschaft. Auch bei dem Dorf Staiki, weitere fünfzehn Kilometer flussaufwärts, war am Morgen des 24. eine kleine sowjetische Kampfgruppe von fünfzig Mann über den Fluss gekommen und hatte sich in dem zerklüfteten Ufergelände festgesetzt. Teile der 34.1. D., behelfsmässig motorisiert, wurden gegen diesen neuen Gefahrenherd geworfen. «Den Landekopf beseitigen, die übersetzten Kräfte vernichten», hiess der Befehl.

Aber selbst dieser winzige Landekopf konnte nicht bereinigt werden. Es war das alte Lied: Sass der Russe erst einmal irgendwo fest, dann war es schwer, ihn wieder hinauszuerwerfen. Er war ein Meister der zähen Verteidigung. Der Iwan hockte in seinem Loch oder hinter seiner Brustwehr und schoss; gab meistens erst auf, wenn er in den Pistolenlauf blickte oder das Seitengewehr im Kreuz spürte.

Bei Staiki hatte er es noch besonders günstig. Die Höhlen und Felsspalten des Steilufers boten idealen Schutz. Eine Pläne davor war leicht mit MG-Feuer zu beharken, so dass jeder Angriff zusammenbrach.

Die deutschen Kampfgruppen riegelten die Russen ab. Befeueren sie mit Granatwerfern. Sperrten ihnen vom Ufer aus mit Artillerie und Infanteriegeschützen jeden Nachschub. Die feindlichen Funksprüche enthüllten schwere Verluste. Und nach drei Tagen auch Hunger.

Aber aufgeben taten die Russen nicht. Und wenn der Landekopf auch klein war, so verlangte er doch ständige Überwachung und Abriegelung. Anderenfalls konnte es sich ereignen, dass er sich im Handumdrehen zu einem gefährlichen Brückenkopf entwickelte. An allen Ecken und Enden drohte diese Gefahr. Nehring warf von Kanew aus immer neue Kampfgruppen strahlenförmig an die feindlichen Übergangsstellen, vor allem aber nach Balyka und in den Raum Bukrin-Grigorowka.

Das Bataillon Hertel vom Infanterieregiment 258 gräbt sich in der beginnenden Abenddämmerung des 24. September vor Grigorowka ein. Die 7. Kompanie an der Windmühle von Kolesischtsche. Alles ist beim Schanzen. Da tönt plötzlich der Ruf: «Fliegeralarm!»

Russische Flugzeuge dröhnen heran. Alles springt in die Gräben und Schützenlöcher. Ungewöhnlich tief pirschen einzelne sowjetische Maschinen über das Gelände. Hinter ihnen, säuberlich im Exerzierflug, immer zwei zu zwei, eine starke Formation grosser Maschinen, mindestens fünfundvierzig Flugzeuge. Weiter links noch so ein Pulk. Schwere Transportmaschinen. Sie fliegen in sechshundert bis siebenhundert Meter Höhe. Schnelle Jäger und Zerstörer an den Flanken und über den Formationen. «So viel Russen habe ich überhaupt noch nicht auf einmal am Himmel gesehen», sagt der Feldwebel Schomburg.

Sie werfen keine Bombe. Feuern auch nicht aus ihren Bordwaffen. Kurven vom Dnjepr heran und fliegen über die deutschen Linien weg, ganz sorglos. Sie haben offenbar keine Ahnung, dass in den Gräben und Widerstandsnestern unter ihnen Deutsche sind.

Am Dnjepr wird es früh dunkel. Ende September zieht schon gegen 17 Uhr die Dämmerung übers Land. Doch warum haben die Russen ihre Bordlampen an? Und jetzt tasten die tieffliegenden Maschinen sogar mit grossen Scheinwerfern über das mit Kusseln bedeckte Gelände. «Was ist denn das für ein Spielchen?» murmelt Hellmold, und der Unteroffizier neben ihm hat das Glas vor den Augen und knurrt nervös: «Da ist doch eine Teufelei im Spiel.» Im selben Moment wird sein Verdacht bestätigt: «Sie springen», brüllt er, «Fallschirmer.» Er greift zur Signalpistole. Und jagt eine weisse Leuchtkugel hoch. Im gleissenden Licht heben sich nun klar die aufgeblähten Schirme ab.

Was jetzt passiert, stellt ein dramatisches, ungewöhnliches und kriegsgeschichtlich interessantes Kapitel dar. Von deutscher Seite lagen dem Verfasser dafür die persönlichen Unterlagen und Erinnerungen von General Nehring vor, ferner die Kriegstagebücher der beteiligten deutschen Einheiten und Berichte von zahlreichen Augenzeugen. Von sowjetischer Seite wurden die erst seit 1962 vorliegenden Studien und Memoiren ausgewertet, vor allem ein Bericht von G. P. Sofronow.

Es ist eine atemberaubende Geschichte: Der Gefreite Hellmold und die ganze Kompanie können es erst gar nicht fassen. Grosseinsatz von Fallschirmjägern? Das haben auch die ältesten Hasen noch nicht erlebt. Vom Hörensagen nur wissen einige, dass im Februar 1942 die Trosse der württembergisch-badischen 260. I. D. im Rücken des 13. Armeekorps mit sowjetischen Luftlandebrigaden Bekanntschaft machten. Sonst kennt man nur die Kommando-Einsätze der Russen in Stärke von fünf bis achtzig Mann zu Sabotagezwecken und zur Versorgung der Partisanen mit Spezialgeräten und Führern.

Stauend starren Hellmold und seine Kameraden auf das Schauspiel. Doch da macht ihnen der schneidende Befehl von Oberleutnant Isselhorst Dampf: «Feuer frei auf abspringenden Feind!» Gleich geht ein toller Zauber los. Gewehrfeuer prasselt. MG-Salven schnattern gen Himmel. Die Garben zerfetzen die Schirme. Reissen sie auf, dass sie wie Fahnen flattern. Und die Springer, die daran hängen, sausen wie Steine zur Erde. Wo die Schirme heil bleiben, pendeln die Springer hilflos und langsam herunter: leichte Ziele für Hunderte von Gewehren.

Drüben am Windmühlen-Hügel, am linken Flügel des Bataillons, bellt eine 2-cm-Flak auf. Harkt durch die Pulks der Maschinen. Erfasst eine. Ihr Bauch wird aufgerissen. Aus Qualm und Feuer fallen die Springer. Bei den meisten öffnen sich die Schinne nicht. Und wer ihn öffnen kann, stirbt trotzdem; denn er wird von den Trümmern des Flugzeugs mit zur Erde gerissen.

Immer mehr Transportmaschinen brummen über die Mühle von Kolesischtsche weiter gen Westen. Es ist dunkel geworden. Leuchtspur und Signalaraketen tauchen den Himmel in grelles Licht und lassen die schneeweissen seidene Fallschirme phosphoreszierend leuchten. Waffen, Munitionsbehälter und Verpflegungsbomben trudeln langsam herunter. Drüben am Wäldchen verheddern sich die Schirme in den Bäumen. Manche sind behangen wie bizarre Christbäume.

Major Hertel kommt gesprungen: «Gruppe Pfeifer, Gruppe Zorn – mit mir.» Die Männer jagen mit dem Bataillonskommandeur los, und eine halbe Stunde später bringen sie bereits die ersten Gefangenen. Schnell wird klar: Die Russen gehören zur 5. Garde-Fallschirmbrigade, die mit der Masse weiter westlich über Dudari abspringt. Was hier bei Kolesischtsche im Kampfraum der 112. I. D. runtergekommen ist, sind abgesplitterte Gruppen.

Suchkommandos werden zusammengestellt. Meldestellen improvisiert. Wo Fallschirme liegen, können die abgesprungenen Russen nicht weit sein. In den Schluchten werden sie einzeln aufgestöbert, ehe sie sich orientieren oder zu Gruppen formieren können. «Ruki werch!» Und wer die Hände nicht gleich hoch hebt, fällt im Feuer der Handgranate und der MPi. Als der Tag graut, sehen die Grenadiere, wie sich die Windmühle von Kolesischtsche im Morgenwind dreht, der vom Dnjepr her kommt. Geisterhaft schwingt an einem Flügel ein zerrissener Fallschirm, rot vom Blut des Toten, der zerschlagen in den Leinen hängt.

Weiter westlich, im Raum Dudari, wo die Masse der Brigade abgesetzt worden ist, gibt es dieselbe Katastrophe. Hier springen die Sowjets mitten in eine Kolonne der 10. Panzergrenadierdivision, die auf Balyka rollt. Und unmittelbar bei dem kleinen Ort Dudari geraten die Russen in den Marschraum des SPW-Bataillons vom Panzergrenadierregiment 73. Es bildet die Spitze der Masse der niedersäch-

sischen 19. Panzerdivision, die unter Oberst Källner von Kiew heranrollt, um ihre hart bedrängte Aufklärungsabteilung zu entlasten.

Verhängnisvoller und unglücklicher kann ein Fallschirmverband nicht abgesetzt werden. Die Russen springen über einem waffenstarrenden tödlichen Landeplatz. Wie ein riesiges Schneetreiben sieht es aus. Es wurde ein Schneegestöber des Todes.

Ein Bericht des damaligen Ia der 19. Panzerdivision, Oberstleutnant Binder, schildert die dramatischen Ereignisse wie folgt: Um 17 Uhr 30 erster Absprung. Noch in der Luft werden die Russen von Maschinengewehren und einem 2-cm-Flak-Vierling unter Feuer genommen. Der anfliegende Verband ist weit auseinandergezogen. Einzelnen, höchstens zu zweit, in Abständen von einer halben Minute fliegen die Transportmaschinen an und laden ab. Das macht die Abwehr noch wirkungsvoller. Einige Maschinen bemerken offenbar die Katastrophe und drehen nach Norden ab. Das verheerende Abwehrfeuer der Deutschen, die überall platzenden, gleissenden Leuchtkugeln machen die Sowjets anscheinend nervös. Planlos werden jetzt überall die Springer abgesetzt. In kleine und kleinste Grüppchen aufgesplittert, ist ihr Schicksal besiegelt. Sie versuchen, sich in die schmalen Balkas zu retten, werden aber schnell aufgespürt und gefangen oder niedergekämpft.

Nur dem Brigadekommandeur gelingt es, 150 Mann um sich zu scharen und sich in einem Waldstück ostwärts Gruschewo festzusetzen. Hier leistete er erbitterten Widerstand. Die 3. Kompanie des Panzergrenadierregiments 73 unter Leutnant Goldmann bekam einen Vorgeschmack davon, was passiert wäre, wenn die Russen unter glücklicheren Umständen hätten landen können und wenn sie Zeit gehabt hätten, sich zur Verteidigung einzurichten. Denn kaltblütige Scharfschützen sind unter ihnen. Goldmanns Kompanie hat schwere Ausfälle. Die meisten durch Kopfschuss. Erst nach erbittertem Kampf werden die 150 Mann aufgerieben. Der Kommandeur wird gefangen. Ein paar Gruppen schlagen sich zu den Partisanen durch, die in den riesigen Wäldern westlich Tscherkassy operieren.

Was bezweckten die Sowjets mit diesem blutigen, kostspieligen Abenteuer? Drei Brigaden, rund 7'000 Mann sprangen ab: die 5. Brigade dicht vor der Dnjepr-Schleife im Raum Dudari; die 3. Brigade weiter rückwärts, am versumpften Ros-sawa-Bach; und Teile der 1. Brigade gleich hinter der Brücke von Kanew. Einzelne Gruppen dieser Brigade landeten ziemlich weit südlich im Kampfraum des 3. deutschen Panzerkorps, des rechten Nachbarn von Nehring.

Aus den erbeuteten Befehlen und Karten liessen sich zwei Ziele erkennen: Einmal wollte das sowjetische Oberkommando den taktischen Bukriner Landekopf vor deutschen Gegenangriffen abschirmen. Die 5. Fallschirmbrigade sollte im Raum westlich Kanew den Anmarsch von deutschen Reserven aus Süden oder Südosten in Richtung Dnjepr verhindern und eine Sperre gegen die heranrollenden deutschen Einheiten aufbauen. Die 3. Brigade hatte den Auftrag, den Raum Schandra – Lipowy bis zum Eintreffen der 40. Armee zu halten und deutsche Eingreifreserven festzunageln.

Gut geplant. Aber zu spät gemacht. Die deutschen Verbände waren schon da, waren genau dort, wo die Fallschirmbrigaden ihnen den Weg versperren sollten.

Neben dieser taktischen Zielsetzung hatte die Luftlandeoperation der drei Brigaden aber noch eine grössere, eine operative Aufgabe. Ein Blick auf die Karte mit den Absprungräumen macht sie augenscheinlich: Die 1. und 3. Brigade sowie die westliche Gruppe der 5. hatten den Auftrag, sich an den versumpften Ufern des Rossawa-Baches festzusetzen. Sie sollten zusammen mit den bei Balyka, Rischtschew und südlich von Kanew über den Dnjepr gegangenen Kräften einen weiten Brückenkopf schaffen und damit einen zweiten Sperrkreis um den Übersetzraum Bukrin legen. Auf diese Weise wäre ein grosser Bereitstellungsraum abgesichert worden, in dem sich der geplante sowjetische Aufmarsch von zwei Armeen vollziehen sollte.

Nach den Aussagen des gefangenen Kommandeurs der 5. Brigade sollte dann als zweiter Akt eine weitere Grosslandung am 26. oder 27. September südostwärts der Kanewer Brücke stattfinden. Mit schweren Waffen und Panzern auf Lastenseglern. Die im Kampfraum des 3. Panzerkorps am 24. September abgesprungenen kleinen Trupps waren Vorhuten und Sicherungsgruppen für diese Operation. Der totale Misserfolg des ersten Akts führte dann offenbar zum Abblasen der Luftlandung.

Man sieht: Es war alles klug gedacht, aber falsch verwirklicht. Die Folge war eine militärische Katastrophe. Im Absprungraum zwischen Dudari und Rossawa-Bach wurden in den ersten vierundzwanzig Stunden 1'500 Fallschirme gefunden, 692 Tote gezählt und 209 Gefangene eingebracht. Unter den Gefangenen befanden sich auch der Musikmeister und der Bibliothekar der 5. Brigade. Was hatten sie bei der Aktion zu suchen? «Befehl», sagten die beiden bei der Vernehmung. «Befehl», sagte auch der gefangene Kommandeur der Brigade, «ich sollte jeden Mann mitnehmen.» Und er nahm jeden Mann mit, obwohl nur die Hälfte als Springer ausgebildet war, mit durchschnittlich sieben bis zehn Probesprüngen. Die andere Hälfte hatte keine Sprungerfahrung und war aus sieben Regimentern zusammengewürfelt. Das Sanitätspersonal bestand ausschliesslich aus Frauen.

Wie die Zusammensetzung, so waren auch die Bekleidung und Ausrüstung improvisiert: teilweise Fliegerkombinationen, teilweise Lederjacken, teilweise Feldblusen. Auffallend gut dagegen waren die Sanitätserinnen und Feldscherinnen ausgestattet.

Das unbegreiflichste an der ganzen Operation aber war der Absprung am Abend, also der Nacht entgegen, statt am Tag zu springen. Zwar lieben die russischen Soldaten die Nacht; sie finden sich in den meisten Fällen in ihr besser zurecht und können sie oft viel besser nutzen als die Deutschen. Trotzdem war der Abend sprung ein schwerer und verhängnisvoller Fehler. Fallschirmtruppen sind nach ihrer Landung zunächst recht unbeweglich, weil sie keine Beförderungsmittel haben. Die Nacht erschwert ausserdem das Sammeln der verstreuten Springer. Dazu kam, dass den Einheiten und ihren Offizieren aus Geheimhaltungsgründen erst anderthalb Stunden vor dem Start von dem Einsatz Mitteilung gemacht worden war. Natürlich hatte sich kein Offizier, geschweige denn ein Soldat, mit dem Einsatzort auf der Karte vertraut machen können. Sie sprangen in vollkommen unbekanntes Gelände.

Vergeblich versuchten die Offiziere, sich mit Hilfe ihrer während des Anflugs

schnell und oberflächlich gemachten Handskizzen zu orientieren. Sie konnten in der Dunkelheit die eingezeichneten Orientierungspunkte nicht finden. Deprimiert stellten viele Gefangene fest: «Es war ein Unglück!»

Ein Desaster war auch die fliegerische Unfähigkeit vieler Piloten. Sie verfranzten sich, verloren den Anschluss, setzten ihre Leute an falschen Punkten ab. Als sie Flakfeuer bekamen, stiegen sie auf mehr als tausend Meter, was zu noch grösserer Streuung der Springer und der abgeworfenen Lasten führte. Viele Springer hatten überhaupt nicht an einen Kampfeinsatz geglaubt, sondern mit einer Art Manövereinsatz in feindfreiem Gebiet gerechnet, und waren auf keinerlei Widerstand eingestellt. Als ihnen während des Absprungs von allen Seiten das tödliche Feuer entgegenschlug, war das nicht nur eine Überraschung, sondern ein starker Schock. Die Männer, die noch unverletzt und kampffähig zur Erde kamen, waren demoralisiert.

General Nehring fasst sein Urteil so zusammen: «Der sowjetischen Führung hat einfach das Gefühl für Zeit, Raum und Möglichkeiten dieser Operation gefehlt. Sie war dilettantisch aufgezogen. Der operative Gedanke war richtig, die Durchführung aber stümperhaft. Anscheinend hat der Fachmann gefehlt. Die Einheiten waren viel zu weit im Raum verstreut, um sie schnell zu einem geregelten Zusammenwirken zu bringen.

Natürlich war es für uns ein glücklicher, für die Sowjets ein unheilvoller Zufall, dass drei deutsche Divisionen sich gerade auf dem Marsch durch den Absprungsraum befanden. Aber auch ohne diesen Zufall wäre der Sache kein Erfolg beschieden gewesen, weil der Zeitpunkt des Einsatzes falsch gewählt war. Hätte der Absprung vor dem Uferwechsel des 24. Panzerkorps stattgefunden, in seinem Rücken am anderen Flussufer, unter Besetzung oder Zerstörung der Kanewer Behelfsbrücke – in welcher kritische Lage wäre das Korps dann gekommen! Und nicht nur das Korps, sondern die ganze Armee.

Als im Morgengrauen des 23. September die vierzig sowjetischen Panzer aus den Wäldern bei Kanew bis auf wenige Kilometer gegen den ostwärtigen Brückenaufgang stürmten und erst in letzter Minute aufgehalten werden konnten, wurde die ganze Gefahr unserer Lage sichtbar. Das wäre der grosse Augenblick für die russische Führung gewesen. In dieser Stunde hätte das Zusammenwirken ihrer Erd- und Luftstreitkräfte zu dem operativen Ziel führen können, unsere Dnjepr-Front aus den Angeln zu heben.

Noch am frühen Nachmittag des 23. September hätte die handstreichartige, überraschende Besetzung der Brücke aus der Luft die Entscheidung bringen können.»

Vierundzwanzig Stunden später, am 24. September, als Nehrings 24. Panzerkorps dann über den Fluss gegangen war, hatte die sowjetische Führung ihre grosse Chance verpasst. Zu spät und nutzlos warf sie ihre Fallschirmbrigaden in die Schlacht. Doch die Geschichte der Kriege ist die Geschichte der verpassten Chancen.

Die Katastrophe vor dem Brückenkopf von Bukrin muss ein schwerer Schlag für die sowjetische Fallschirmtruppe gewesen sein. Sie hat sich davon bis zum Schluss des Krieges nicht mehr erholt; es hat keine Einsätze von Belang mehr gegeben.

Die sowjetische Kriegsgeschichte hat über diesen missglückten Einsatz von drei

Fallschirmbrigaden lange Zeit das Tuch des Schweigens gebreitet. In der ‚Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges‘ und in vielen Standardwerken der Historiker wird die Kanewer Luftlandeoperation nicht erwähnt. Nur ein einziges winziges Zeichen kündigt in der Karte Nr. 56 des ‚Grossen Vaterländischen Krieges‘ von der Operation: Unter dem Dorfnamen Bukrin ist ein zierlicher roter Fallschirm gezeichnet. Im Text jedoch kein Wort des Kommentars, keine Erklärung, kein Hinweis. Nur dieses winzige Zeichen, das dem Kenner andeutet, was sich am 24. September 1943 am Himmel über der grossen Dnjepr-Schleife zwischen Kiew und Kanew abspielte.

Erst in jüngster Zeit befassen sich Betrachtungen der militärischen russischen Fachblätter mit der Sache. Diese Berichte bestätigen das deutsche Bild, lassen sogar die schlechte Durchführung der Operation noch klarer werden. Zum Beispiel:

Die 5. Luftlandebrigade verpasste ihren Absprungraum um mehr als dreissig Kilometer. Um den Gegner zu täuschen, wurde eine Reihe widersinniger Vorsichtsmassnahmen getroffen: Erst nach dem Absprung wurden die Fronttruppen in den entsprechenden Gebieten von dem Einsatz der Luftlandetruppen unterrichtet. Der Kommandeur der 5. Luftlandebrigade gab erst am 24. September um 16 Uhr den Befehl zum Einsatz an die Einheiten weiter, das war anderthalb Stunden vor dem Besteigen der Transportflugzeuge. Wo sollte da die Zeit hergenommen werden, den Männern Einsatz und Auftrag zu erklären?

Und dann der Plan! Er war bürokratisch und ohne Rücksicht auf die Frontlage gemacht worden. Der Transport der Brigaden zu den Einsatzflughäfen sollte in der Zeit vom 17. bis 21. September vor sich gehen; er konnte aber wegen Überbelastung der Eisenbahnen erst am 24. September beendet werden, also am Einsatztage.

Aber es kam noch schlimmer: Viele Transportflugzeuge trafen wegen schlechten Wetters nicht rechtzeitig oder gar nicht in den Einsatzhäfen ein. Ausserdem kamen viel weniger Flugzeuge als angefordert waren. Und schliesslich konnte keines der Flugzeuge wegen ‚schlechten Zustandes‘ die vorgesehenen zwanzig Fallschirmspringer aufnehmen. In jeder Maschine sassen deshalb nur fünfzehn, höchstens achtzehn Mann. Alle Pläne waren damit über den Haufen geworfen.

Nicht besser lief der Einsatz bei der 3. Luftlandebrigade: Sie landete mit 4575 Mann, aber ohne ihre 45-mm-Geschütze. Dreizehn Flugzeuge fanden die befohlenen Absprungräume überhaupt nicht und kehrten mit ihrer Mannschaft wieder um. Zwei Flugzeuge verfehlten ihr Ziel und setzten die Fallschirmspringer tief im rückwärtigen Gebiet ab. Eines liess die Leute direkt über dem Dnjepr abspringen; sie ertranken. Ein anderes verfehlte so vollkommen das Ziel, dass die Mannschaft tief im sowjetischen Hinterland herunterkam.

Bei der 5. Luftlandebrigade trafen von 65 Transportflugzeugen nur 48 ein. Der Abflug verzögerte sich wegen Tankschwierigkeiten um anderthalb Stunden. Ausserdem fehlte ausreichend Benzin auf den Flugplätzen. Planlos starteten einzelne Maschinen. Trotzdem konnte die 5. Brigade zwei Bataillone mit über tausend Mann absetzen. Der weitere Absprung wurde wegen Treibstoffmangel eingestellt.

Und was wurde aus ihnen? Nach sowjetischen Angaben fanden sich bis zum

5. Oktober 43 Gruppen mit 2'300 Mann unter der Führung von Offizieren der 3. und 5. Brigade als Partisanen im rückwärtigen deutschen Gebiet zusammen, vor allem in den Wäldern zwischen Kanew und Tscherkassy, wo grosse Partisanenlager installiert waren.

2'300 von rund 7'000! Ein trauriges Kapitel stellte die Funkausstattung dar. Der Kommandeur der 3. Luftlandbrigade und der Chef des Stabes besaßen kein Funkgerät. Infolge der grossen Streuung bei der Landung und des Ausfalls vieler Geräte blieben die meisten Kommandeure ohne Funkverbindung. Um den Funkkontakt wieder herzustellen, wurden in der Nacht vom 27. zum 28. September drei Luftlandegruppen mit Funkgeräten abgesetzt; sie verfehlten ihr Ziel. Daraufhin wurde am 28. September ein PO-2-Flugzeug mit Funkgeräten gestartet; es wurde abgeschossen. Erst Ende September gelang der 40. sowjetischen Armee der erste Funkkontakt mit sechshundert Fallschirmjägern im Walde von Kanew.

Erstaunlich ist auch, dass ganz offensichtlich die Partisanenverbände in den Wäldern bei Kanew vom sowjetischen Oberkommando überhaupt nicht in den Operationsplan für die Luftlandung einbezogen wurden, obwohl sieben Partisanenabteilungen in diesen Waldgebieten gestanden haben sollen. Dachten der STAWKA und die Generale nicht daran? Ober war es damals mit der Schlagkraft der Partisanen nicht so weit her, wie es heute dargestellt wird? Auf jeden Fall enthüllte die katastrophale Luftlandeoperation westlich Kanew, dass die Sowjets auf diesem militärischen Sektor im Sommer 1943 noch nichts zu bestellen hatten.

Mit Recht schreibt der Marschall der Artillerie Woronow in seinen Memoiren resigniert: «Es ist sehr traurig, feststellen zu müssen, dass bei uns, den Pionieren der Luftlandung, keine praktikablen Pläne zum Einsatz dieser Truppe bestanden.» Woronow hat in jeder Beziehung recht: Die Rote Armee stellte wirklich die Pioniere der Luftlandung. Schon im Jahre 1932 wurden im Kaukasus bei Manövern Fallschirmspringer eingesetzt.

In den nachgelassenen Papieren des langjährigen deutschen Militärattachés in Moskau, General Köstring, lesen wir: «Bei dieser Übung in den kaukasischen Bergen sah ich zum erstenmal den ganz neuen Einsatz von Fallschirmtruppen. Für mich blieb dieser Vorgang deshalb schon unvergesslich, weil mir Jahre später im deutschen Luftfahrtministerium gesagt wurde, dass die Bilder von diesem und späteren Absprüngen, die ich nach Berlin schickte, Göring veranlasst haben, auch eine Fallschirmtruppe aufzubauen.»

Die Schüler entwickelten sich dann bedeutend besser als ihre Lehrmeister. Anscheinend erwiesen sich die technischen, materiellen und personellen Probleme dieser Waffe für die Rote Armee als unlösbar.

Sechster Teil

Zwischen Kiew und Melitopol

1 Ein Dorf namens Ljutesch

Feldwebel Nefedow und zweiundzwanzig Mann – Ein schicksalhaftes Stückchen Dnjepr-Ufer – Krawtschenkos Panzer durchfurten die Desna – Der STAVJKA ändert seinen Plan – Nächtliche Umgruppierung

Am Abend des 25. September 1943 ahnte General Rybalko nur dunkel die Katastrophe der ersten grossen sowjetischen Luftlandung. Noch hoffte er, dass seine Fallschirmjäger wenigstens an einigen Stellen zu einem taktischen Erfolg gekommen wären. Und er versuchte, durch Vorstösse aus den kleinen Landeköpfen bei Bukrin und Balyka mit ihnen Verbindung aufzunehmen und zu helfen. Aber das Schweigen in den Funkempfängern war keine technische Störung. Was an versprengten Gruppen noch im Gelände bei Dudari, Schandra und Buchak in Verstecken sass, wurde im Laufe der nächsten Tage von den deutschen Suchkommandos aufgestöbert.

Die deutsche Führung war durch die Aktion aufgestört. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass es die Russen bei dem einen Versuch bewenden lassen würden. Führerhauptquartier, Heeresgruppe und Armee fürchteten weitere Landungen. Fürchteten, dass die Sowjets alles daransetzen würden, sich einen operativen Brückenkopf zu schaffen, um mit starken Panzerkräften auf dem rechten Ufer aufmarschieren zu können. Bis zum Monatsende wurden deshalb noch die 20. Panzergrenadierdivision und die 7. Panzerdivision herangeführt.

Ein Befehl der Heeresgruppe Süd zeigt, dass Feldmarschall von Manstein sich über Watutins Ziel keinen Zweifel hingab. Er funkte an Wöhler: 8. Armee muss mit den übergesetzten und aus der Luft gelandeten Feindkräften so schnell wie möglich fertig werden, damit ein Brückenschlag zum Heranführen der feindlichen Panzerarmee verhindert wird.

Die feindliche Panzerarmee – das war die 3. Garde-Panzerarmee Rybalkos. Sie war mit Recht ein Alpdruck für Manstein. Aber nicht hier bei Bukrin, sondern an einer ganz anderen Stelle sollte sie zur grossen Überraschung werden. Und das begann mit dem abenteuerlichen Unternehmen eines Sergeanten.

Achtundvierzig Stunden nach der gescheiterten Luftlandung bei Bukrin wurde 125 Kilometer weiter nördlich, vor den Toren der ukrainischen Hauptstadt, ein Coup gestartet, aus dem sich die Wende am mittleren Dnjepr entwickelte. Hier ist die Geschichte. Eine Geschichte, die einmal mehr beweist, dass auch im modernen Krieg mutige Männer den Lauf der Dinge bestimmen.

Während General Nehrings Kampfgruppen bei Bukrin noch die letzten sowje-

tischen Fallschirmjäger aufstößem, haben die vordersten Teile der 38. sowjetischen Armee, die 240. Schützendivision, oberhalb Kiew beim Dorf Swaromje den Strom erreicht. Gegenüber, auf der von den Deutschen besetzten Seite, liegt der Ort Ljutesch. General Hauffes 13. Korps verteidigt den Abschnitt, die hessische 88. und die brandenburgische 208. Infanteriedivision haben das dreissig Meter hohe Steilufer besetzt. Der Dnjepr ist hier sechshundert bis siebenhundert Meter breit und zwei bis sechs Meter tief. Unterhalb Kiews ist er wesentlich breiter.

Getreu Stalins Befehl vom 9. September wird von der 38. Armee sofort der Übergang über den Fluss vorbereitet. Aber wie vor zweiundsiebzig Stunden im Bukriner Bogen, so sind auch hier noch keine Pioniere mit Übersetzmitteln heran. In den nahen Wäldern werden deshalb eilig Bäume für Flösse geschlagen. Als sich die Dunkelheit des 26. September über den Strom legt, rudern Kampfgruppen des 931. Schützenregiments auf diesen Flössen und auf kleinen Fischerbooten los. Man ist schon dicht unter dem westlichen Ufer, da zerreißt ein Gewehrschuss die Nacht: Der deutsche Posten hat die kleine Flottille entdeckt. Leuchtraketen zischen in die Dunkelheit, tauchen den Fluss in gleissendes Licht. Wie auf dem Präsentierteller treiben die Boote und Flösse. Deutsches MG-Feuer fegt über das Wasser. Die Spur der Leuchtmunition zeigt den Weg der Garben. Das erste Boot wird zersiebt. Das zweite. Auf den niedrigen Flössen werfen sich die Rotarmisten flach auf die Baumstämme und lassen sich mit der Strömung treiben. Das Feuer geht über sie hinweg oder schlägt ins Wasser. Doch da klingt der bellende Abschuss von leichten deutschen Infanteriegeschützen auf. Floss um Floss wird getroffen. Der Landeversuch des 931. Schützenregiments endet mit einer Katastrophe.

Ein paar Kilometer weiter südlich versuchen es die Bataillone des 836. und des 842. Schützenregiments. Auch sie geraten – noch mitten auf dem Fluss – in das deutsche Abwehrfeuer. Das Bataillon der 836er wird vollständig zusammengeschossen. Kein Mann kommt ans Ufer. Dem II. Bataillon Schützenregiment 842 geht es mit der Masse nicht viel besser. Einem Zug jedoch, dem zweiten der 5. Kompanie unter Feldwebel Nefedow, gelingt es, mit zweiundzwanzig Mann in vier kleinen Fischerbooten gegen 4 Uhr früh ans deutsche Ufer zu kommen. Sie graben sich zweihundert Meter hinter der Flussniederung am Steilufer ein. Ihre Bewaffnung: acht Maschinenpistolen, fünf Karabiner, ein leichtes und ein schweres MG. Deutsche Gegenangriffe in Zug- und Kompaniestärke am Morgen des 27. September schlägt Nefedow mit seinen Männern aus der günstigen Stellung heraus ab.

Es war das alte Lied: Ein energischer Führer mit einer Handvoll entschlossener Sowjets – da half nur, jeden Mann einzeln aus seinem Schützenloch herauszuschlagen.

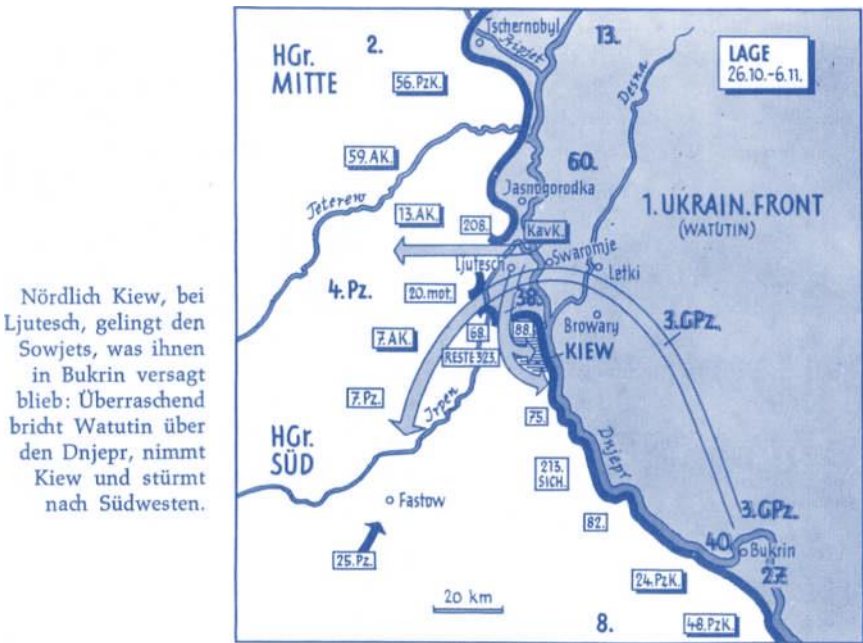
Am Abend des 27. September hat Nefedow nur noch zehn Mann. Er funkt ans Regiment. Gibt genau Position seiner Stellungen. Und in der Nacht zum 28. gelingt es, ihm in fünfzehn Fischerbooten fünfundsiebzig Mann zuzuführen. Im Morgengrauen arbeiten sich dann die Hauptleute Sava und Vanin mit je einer Kampfgruppe auf kleinsten Flössen über den Strom an Nefedow heran.

Bis zum 30. September setzte die 240. Schützendivision auf diese Weise zwei Regimenter mit Feldartillerie und Teilen eines schweren Werferregiments über den Fluss. Der Brückenkopf hatte jetzt eine Front von drei und eine Tiefe von

anderthalb Kilometer. Auf deutscher und russischer Seite ahnte niemand, dass damit das erste Stückchen Steilufer für einen Landekopf erobert war, aus dem die Dnjepr-Schlacht entschieden werden sollte. In erbitterten, tagelangen Kämpfen wurde um das Dorf Ljutesch gerungen. Fiel es, dann hatten die Russen den Grundstein für einen operativen Brückenkopf. Es fiel! Jetzt kam es darauf an, ob General Hauff es 13. Korps die Kraft aufbrachte, Ljutesch wiederzugewinnen und den feindlichen Brückenkopf wenigstens abzuriegeln.

Am 3. Oktober spätabends klingelte in Browary beim Kommandeur des 5. Garde-Panzerkorps, Generalleutnant Krawtschenko, das Feldtelefon: Der General möge sofort zum Gefechtsstand der ‚Woronesch-Front‘ kommen, Armeegeneral Watutin erwarte ihn dringend. «Ganz dringend», mahnte der Ordonnanzoffizier noch einmal. Krawtschenko warf sich in seinen Befehlswagen und preschte los. Was nun geschah, ist für die Kriegsgeschichte von grösstem Interesse.

Krawtschenko schildert es so: «Watutin und sein Kriegsrat Chruschtschow berichteten mir von dem geglückten Übergang der 240. Schützendivision. Aber Chruschtschow schüttete Wasser in den Wein: ‚Die Truppenteile, die drüben sind, haben hohe Verluste und stehen in schweren Abwehrkämpfen. Es ist fraglich, ob es ihnen gelingen wird, das Stückchen Erde am rechten Flussufer zu halten, wenn wir ihnen nicht mit Panzern zu Hilfe kommens Hier schaltete sich Watutin ein und sagte: ‚Leider liegt zwischen Ihrem Panzerkorps und dem Dnjepr die Desna, die hier dreihundert Meter breit ist. Eine Brücke zu bauen, dauert bei Lage der Dinge mindestens acht bis zehn Tage. In acht Tagen aber ist es wahrscheinlich zu spät, wir müssen sofort mit Panzern helfen. Ihr Korps liegt am nächsten; es



bleibt daher nichts anderes übrig: Sie müssen mit Ihren Panzern durch die Desna fahren. Eine Furt muss sich finden.»

Krawtschenko war ein tatkräftiger Mann, er verstand die Situation und sagte nur: «Das mache ich, Genosse Oberbefehlshaber.» Er fuhr sofort zu seinem Korps, das in den Wäldern nordwestlich Browary lag, ein paar Kilometer hinter der Desna.

In seinem Bericht heisst es: «Desna-Fischer und Panzersoldaten der 20. Brigade wussten bei dem Dorf Letki eine flache Stelle. Durch Tauchen prüften Komsomolzen den Untergrund. Er bestand aus Sand, war also befahrbar. Aber der Fluss hatte hier immer noch eine Tiefe von zwei Meter. Das überstieg die Wat-Fähigkeit unserer T 34. Wir mussten also die Panzer provisorisch als U-Boote herrichten. Alle Schlitzte, Luken und Klappen an dem Panzerkörper und dem Panzerturm wurden mittels Werg mit Staufferfett oder Pech verstopft und mit geölter Zeltplane abgedichtet. Der Luftzutritt in den Motor wurde über die Turmluken, der Austritt der Auspuffgase durch ein nach oben verlängertes Auspuffrohr gewährleistet. Die Furt wurde durch zwei Reihen Pfähle abgesteckt. Im ersten Gang ging es dann durch den eigenartigen Korridor. Die Fahrer fuhren blind nach den Befehlen ihrer Kommandanten, die auf den Türmen sassen.»

Die ‚Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges‘ lobt mit Recht diese glänzende Leistung. Wenn aber geschrieben wird: «Noch nie hatten Panzertruppen bisher ein derartiges Flusshindernis in Unterwasserfahrt durchgeführt», so gilt das nur für die Rote Armee. Denn bereits zwei Jahre vorher, am 22. Juni 1941, fuhr das deutsche Panzerregiment 18 von General Nehrings 18. Panzerdivision nördlich Brest-Litowsk, allerdings mit besonders vorbereiteten und erprobten Tauchpanzern, durch den fast vier Meter tiefen Bug! Sie fuhren dafür vollkommen blind, weil auch die geschlossenen Türme vom Wasser überspült wurden.

Aber zurück zu Krawtschenkos Bericht. Der General schreibt: «Nach der Überwindung der Desna war das Korps schnell am Dnjepr. Aber dieser Strom konnte bei seiner Tiefe nicht durchfurtet werden. Es galt, die einsatzbereiten neunzig T 34 mit improvisierten Mitteln über den Fluss zu bringen, denn Pontons gab es hier nicht. Mit zwei grossen Kähnen, die die Deutschen bei ihrem Rückzug im seichten Uferwasser nur leicht beschädigt zurückgelassen hatten, wurde die Operation vollzogen. Drei Panzer gingen auf jeden Kahn. In zehn Fahrten wurden während der Nacht vom 5. auf den 6. Oktober sechzig Panzer übergesetzt. So, wie sie ankamen, wurden sie in den Kampf geworfen. Nach vierundzwanzig Stunden war der Brückenkopf bereits sechs Kilometer tief und zehn Kilometer breit.»

Krawtschenkos Panzerkorps war von Stund an das A und O der sowjetischen Verteidigung in dem Landekopf auf dem Westufer des Dnjepr. Die T34 verhinderten, dass General Hauffes Infanteriedivisionen die russischen Abwehrstellungen eindrückten. Der Brückenkopf Ljutesch stand! Damit ergab sich für das sowjetische

Ein sowjetisches Panzerbataillon stösst ins deutsche Verteidigungsfeld •
Abgeschlagen, deutscher Stosstrupp vor abgeschossenem Sowjetpanzer Typ
„Josef Staline“ • Sanitäter bergen einen Verwundeten.





Oberkommando eine völlig neue Lage. Nach dem Operationsplan des STAWKA war nicht vorgesehen, von Ljutesch aus den Hauptstoss über den Dnjepr zu führen. Der entscheidende Angriff sollte aus der Dnjepr-Schleife bei Bukrin erfolgen. Hier hatte Watutin drei starke Armeen versammelt, darunter als Speerspitze die kampferprobte und gut ausgerüstete 3. Garde-Panzerarmee General Rybalkos.

Nach der Weisung des STAWKA vom 29. September hatte er den Auftrag, aus dem Bukriner Brückenkopf heraus mit einer Zangenbewegung die deutsche Verteidigung im Raum Kiew zu zerschlagen, die Hauptstadt der Ukraine von Süden her zu nehmen und dann nach Südwesten einzuschwenken und den ganzen deutschen Südflügel einzukesseln. In diesem Plan erscheint wiederum Stalins alter Traum, Mansteins Heeresgruppe endlich zu zerschmettern.

Aber wieder hatte Stalin die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Nehrings 24. Panzerkorps und das gleichfalls herangeworfene 48. Panzerkorps unter General von Knobelsdorff machten seinen Plan zunichte. Zwar gelang es auch der Anfang Oktober noch einmal von Nordwesten her angesetzten 7. Panzerdivision nicht, bis Grigorowka durchzustossen und den sowjetischen Landekopf endgültig zu zerschlagen. Aber er war jetzt unter Kontrolle und ausreichend abgeriegelt. Ein Gegenangriff der 112.1. D. mit dem II. Bataillon Grenadierregiment 258 hatte durch einen kühnen Stoss der Kompanie Isselhorst sogar das Höhengelände am Dnjepr südlich Grigorowka wieder besetzt. Eine feste und unüberwindliche deutsche Verteidigung versperrte Watutin den Weg nach Westen. Er sass eingemauert in seinem Brückenkopf. Alle Versuche, die deutsche Front aufzubrechen, scheiterten. Zweimal traten die Russen im Laufe des Oktober zur Grossoffensive an. Beide Male brach sie zusammen.

Die ‚Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges‘ fasst die Niederlage im Bukriner Brückenkopf in folgende Worte: «Der Verlauf der Kämpfe liess erkennen, dass hier schwerlich mit einem raschen Erfolg zu rechnen war.» Ein grandioser Abwehreffolg der deutschen Korps!

Angesichts dieser Erkenntnis änderte das sowjetische Oberkommando seinen Plan. Unter welch dramatischen Umständen das geschah, berichtet Marschall Gretschko, damals Stellvertreter Watutins, in einer glänzend geschriebenen Studie aus dem Jahr 1963. Das Geheimnis des russischen Sieges am Dnjepr wird darin sehr aufschlussreich enthüllt.

Am 18. Oktober, so berichtet Gretschko, meldete der Kriegsrat der Heeresgruppe an das Oberkommando, im Brückenkopf Ljutesch, nördlich Kiew, habe die 38. Armee den Widerstand des Gegners gebrochen. Es bestehe jetzt die Möglichkeit, den Erfolg auszuweiten, er verfüge dafür aber nicht über die notwendigen Kräfte. Das Oberkommando reagierte jedoch auf den wichtigen Hinweis nicht.

Das Land ostwärts des Dnjepr wird geräumt: Berittene Kommandos stecken die Getreidehocken in Brand • Pferdeherden werden nach Westen getrieben.

«Wenige Tage später», so berichtet Gretschno weiter, «schrieb der Kriegsrat der Heeresgruppe erneut an das Oberkommando. Es bestehe durchaus die Möglichkeit, so mahnte er, aus dem Brückenkopf Ljutesch einen entscheidenden Erfolg zu erzielen, aber dafür wäre es erforderlich, diesem Kampfabschnitt eine Panzerarmee zuzuführen.

Man sieht schon deutlicher, was Watutin im Auge hat: weg von Bukrin, wo man nicht weiterkommt, und Verlegung des Schwerpunktes nach Ljutesch. Aber offenbar war es schwierig, Stalin seinen Bukriner Plan auszureden. Es war genau wie auf deutscher Seite: Die Generale der Front hatten es schwer mit ihren Herren!

Ob Stalin schliesslich doch den Erwägungen der ‚Woronesch-Front‘ nachgegeben hat, die übrigens ab 20. Oktober in ‚1. Ukrainische Front‘ umgetauft wurde, oder ob Watutin, Chruschtschow und Gretschno auf eigene Faust handelten, ist nicht zu ersehen. Gretschno schreibt: «Der Kriegsrat der Heeresgruppe entschloss sich, den Schwerpunkt von Bukrin nach Ljutesch zu verlegen. Das bedeutete, dass die ganze 3. Garde-Panzerarmee, einige Schützenkorps und die Masse der Artillerie aus dem Brückenkopf Bukrin abgezogen und in den etwa zweihundert Kilometer entfernten Raum Ljutesch verlegt werden mussten. Ein schwieriges Unterfangen; denn es mussten zweimal der Dnjepr und einmal die Desna überschritten werden. Und alles vor der Nase des Feindes, der aber nichts merken durfte, weil die operative Überraschung das A und O der Sache war.»

In diesem Entschluss, den Gretschno in seiner Studie enthüllt, kommt ein ganz neues Führungselement zum Vorschein. Die Russen gaben damit zum ersten Male ihre Eigenart auf, stur einen einmal gefassten Entschluss ohne Rücksicht auf Verluste durchzuführen. Watutin und Gretschno wählten das Rezept Mansteinscher Rochaden und machten hier den ersten Schritt zu einer modernen Strategie. Zu ihr gehört nicht zuletzt auch die Kunst, den Aufmarsch zu tarnen und den Feind zu täuschen. Watutin und Gretschno erwiesen sich auch darin als Meister.

Der Marschall berichtet: «Die Umgruppierung begann in der Nacht zum 26. Oktober. Die Verbände der 3. Garde-Panzerarmee, des 7. Artilleriekorps, des 13. Schützenkorps sowie andere Truppenteile verliessen den Brückenkopf. Strömender Regen verhüllte die Sicht und dämpfte den Lärm. Jenseits des Flusses wurde gesammelt, am Tage gerastet und nachts marschiert. Auf vier Marschwegen, immer längs der Front. In sieben Nächten war es geschafft.» Die Geheimhaltung wurde auf raffinierte Weise praktiziert: «Jeder Funkverkehr für die marschierenden Verbände war verboten. Dagegen wurden alle Nachrichtenmittel der 3. Garde-Panzerarmee im Brückenkopf Bukrin belassen und ihr Funkverkehr eifrig weiter betrieben. In den alten Stellungen wurden die abgezogenen Panzer und Fahrzeuge durch Attrappen ersetzt. Sie wirkten so echt, dass die deutsche Luftwaffe sie Ende Oktober zweimal bombardierte. Scheinangriffe aus dem Brückenkopf spiegelten der deutschen Führung Offensivgefahren vor. Der Zweck war, den Abzug von Truppen zu verhindern, ja, die Deutschen zu veranlassen, noch weitere Reserven an den vorgetäuschten Schwerpunkt zu ziehen. Scheinbrücken wurden über den Dnjepr gebaut, sie sollten die Zuführung neuer Kräfte vortäuschen und den Feind in seiner Auffassung bestärken, dass hier im Raum Bukrin die Grossoffensive zu erwarten sei.

Die Täuschung und Irreführung gelang vollkommen. Manstein zog vor Bukrin nicht nur keine Truppen ab, sondern verstärkte sie.»

Die List von Bukrin rangiert damit in der Reihe der ganz grossen und schlagentscheidenden Kriegslisten des letzten Krieges: Feldmarschall Montgomery, ein Grossmeister der Täuschung, operierte zweimal in grossem Stil mit diesem Mittel: einmal in Nordafrika, in der afrikanischen Entscheidungsschlacht bei El Alamein, als er Rommel über seine Angriffsabsichten im Norden durch raffinierte Scheinanlagen im Süden täuschte. Das zweitemal in noch grösserem Rahmen im Sommer 1944, als er durch Tarnanlagen auf der englischen Insel Hitler die Gefahr einer zweiten Invasionslandung in Frankreich vortäuschte und ihn auf diese Weise davon abhielt, rechtzeitig alle verfügbaren Kräfte in der Normandie zur beweglich geführten Abwehr einzusetzen.

So ganz unbemerkt, wie es Gretscho darstellt, blieb freilich der deutschen Führung die kühne sowjetische Umgruppierung nicht. Das Oberkommando der 4. Panzerarmee bemerkte sehr wohl, wie aus dem Kriegstagebuch Hoths hervorgeht, dass starke sowjetische Panzerkräfte über die Desna gingen und nach Nordwesten strebten. Schlechtes Wetter verhinderte, zum Glück für die Russen, eine umfassende deutsche Luftaufklärung, und so verzeichnet das Kriegstagebuch: «Verbleib konnte nicht geklärt werden.»

Hoths Aufklärung stellte auch eine Massierung von motorisierten Verbänden im Raum Ljutesch fest; und er fasste sogar den Entschluss, durch einen Panzerstoss die Bereitstellungen des Feindes zu zerschlagen. Hitler untersagte jedoch diesen Angriff.

So wurde Ljutesch zum waffenstarrten Ausfallstor. Watutins Vorbereitungen blieben ungestört. Anfang November waren versammelt: drei Armeen und ein Panzerkorps; ostwärts des Flusses noch ein Kavalleriekorps. Die Artilleriemassierung war ungeheuer. Gretscho schreibt: «Zweitausend Geschütze und Granatwerfer sowie fünfhundert Raketenwerfer waren im Brückenkopf kampfbereit. Auf diese Weise wurde in dem sechs Kilometer breiten Angriffsstreifen der 38. Armee eine Artilleriedichte von mehr als dreihundert Rohren auf tausend Meter erreicht. Also alle drei Meter ein Rohr. Es hatte noch keinen Angriff im Osten gegeben, der auf einer so starken Artilleriekonzentration aufgebaut war.

Im Ganzen gesehen waren die sowjetischen Streitkräfte im Ljutescher Durchbruchsstreifen den Deutschen weit überlegen: die Infanterie dreifach, die Artillerie viereinhalbfach und die Panzer neunfach.»

Der Plan war diesen Einsatz wert.

Was war der Plan? Grob gesprochen: Eroberung von Kiew diesmal von Norden; Zerschlagung der 4. deutschen Panzerarmee; Wegnahme der Verkehrsknotenpunkte westlich des Dnjepr einschliesslich Schitomir, Berditschew und Winniza, weit im Rücken der deutschen Front; und dann Eindrehen nach Süden zur Umfassung und Vernichtung des ganzen deutschen Südflügels! Ein grosser Coup!

Würde er glücken? Würde diesmal gelingen, was Stalin seit Stalingrad immer wieder zu verwirklichen suchte?

Im Keller des Schulhauses von Petrowzy – Die Garde stürmt – Hanseaten und Brandenburger in die Bresche – Panzer mit heulenden Sirenen und aufgeblendeten Scheinwerfern – Kiew ist nicht mehr zu retten – Die 88. I. D. geht unter – Die Tragödie um die 2\$. Panzerdivision – Gescheiterter deutscher Gegenschlag – Hoth muss gehen

Das Dorf Nowo Petrowzy lag im Ljutescher Brückenkopf dicht hinter der sowjetischen Hauptkampflinie. Im Keller des zerschossenen Schulhauses war der Gefechtsstand von Armeegeneral Watutin. Keine fünfzig Meter entfernt waren die Gefechtsstäbe der 3. Garde-Panzerarmee und der 38. Armee untergebracht. Die beiden Oberbefehlshaber, General Rybalko und General Moskalenko, samt ihren Kriegsräten sassens mit vorn. Aber auch die Kommandeure der Korps und der Divisionen lagen ganz in der Nähe. Die Kriegsgeschichte kennt kaum ein Beispiel dafür, dass so viele hohe Kommandostellen bis hinauf zum Oberbefehlshaber einer Heeresgruppe auf engstem Raum, direkt hinter der Hauptkampflinie, mitten in einem von Truppen vollgestopften Brückenkopf, versammelt waren.

Diese Ansammlung von Generalen in der vordersten Linie war nicht etwa eine Fehldisposition, sie gehörte zum Plan. Es sollte der Truppe auch auf diese Weise demonstriert werden, dass eine ganz grosse Aufgabe zu meistern war, die den aussergewöhnlichen Einsatz vom Oberbefehlshaber bis zum letzten Schützen erforderlich machte. In Zusammenkünften, bei denen die politischen Instrukteure, die Kriegsräte, verdiente Kommunisten und hochdekorierte Soldaten sprachen, wurden Pathos, Hochstimmung und Siegeszuversicht geweckt.

Bewährte Soldaten wurden feierlich als Mitglied oder Kandidat in die Kommunistische Partei aufgenommen; 13'000 Mann waren es im Oktober bei der Heeresgruppe. Verpflichtungen wurden proklamiert, das Leben für den Sieg nicht zu schonen und Kiew bis zum 26. Jahrestag der Revolution zu nehmen. Die Verpflichtung des Sergeanten Valentin Kommissarow wurde überall verbreitet: «Ich werde kämpfen, solange noch Blut in meinen Adern fliesst, solange die Augen sehen und die Hände das Gewehr halten können.»

Im Keller des Schulhauses legte Nikita Sergejewitsch Chruschtschow in Gegenwart von Watutin am 1. November den Kriegsräten in knappen Zügen den Plan der Operation dar. «Koste es, was es wolle, Kiew muss am Jahrestag der Oktoberrevolution fallen», waren seine Worte.

Koste es, was es wolle!

Watutin sparte nicht. Er liess die Hölle los.

Zweitausend Geschütze und fünfhundert Stalinorgeln hämmern am 3. November bei Tagesanbruch vor Ljutesch auf die deutschen Stellungen. Sie donnern vierzig Minuten lang in den Morgennebel. Zerreißen mit feurigen Mäulern die Dämmerung und den Dunst. Als sich die aufgewühlten Nebelschleier langsam

lichten, kommen die Flugzeuge der 2. sowjetischen Luftarmee und laden ihre Bomben über der deutschen Front ab. Dann stürmen die Schützenregimenter der 38. Armee, unterstützt vom 5. Garde-Panzerkorps Krawtschenkos. «Urrä...»

Drei deutsche Divisionen, die 88., 68. und 208. Infanteriedivision, Franken, Hessen und Brandenburger, wurden von dem Schlag getroffen. So vernichtend, dass die sowjetischen Schützenverbände auf den ersten paar hundert Metern kaum Widerstand fanden. Erst im Laufe des Tages versteifte sich die deutsche Abwehr. Trotzdem konnten die Divisionen General Moskalenkos die deutsche Front auf zehn Kilometer Breite aufreissen und sieben bis zehn Kilometer tief in das Verteidigungsfeld eindringen.

Generaloberst Hoth warf die Hamburger 20. Panzergrenadierdivision General Jauers sowie Teile der brandenburgischen 8. Panzerdivision den durchgebrochenen sowjetischen Verbänden entgegen. Vergeblich! Die Angriffswucht von sechs Schützendivisionen und einem Panzerkorps war nicht zu bremsen.

Als die Hanseaten in die ihnen zugewiesene Auffangstellung kommen, ist dort der Infanteriekampf bereits voll entbrannt: Die Russen sind schon da. Zäh und verbissen wehren sich die Grenadierregimenter. Machen Gegenstöße. Weichen aus. Stürmen wieder. Greifen zusammen mit Kampfgruppen der thüringischen 7. Panzerdivision an. Gewinnen sogar Boden.

Da beginnt Watutin den zweiten Akt seiner Offensive: Er schickt am Abend des 4. November die Panzerbrigaden von General Rybalkos 3. Garde-Panzerarmee auf die Reise. Sie stossen durch die von der 38. Armee geschlagenen Breschen. Überholen die eigene Infanterie und rollen weiter.

Es wird Abend. Da geschieht etwas, was die Deutschen, die sich erneut zur Verteidigung formiert haben, noch nie erlebt hatten. Taghell wird das Schlachtfeld erleuchtet, und ein infernalischer Lärm erfüllt die Luft: Rybalkos Panzer fahren mit aufgeblendeten Scheinwerfern und heulenden Sirenen gegen die deutschen Stellungen. Ohne anzuhalten, jagen sie im Fahren Schuss auf Schuss aus den Rohren: Auf den Panzern sitzen die Infanteristen von zwei Schützendivisionen, der 167. und 136. Sie reiten auf der Feuerwalze in die Tiefe der deutschen Front. Mit den Scheinwerfern will Rybalko Panik erzeugen. Er hat die Wirkung des ‚Jericho-Geräts‘ der deutschen Stukas auf die sowjetischen Schützen im Sinn: Der heulende Sturzflug der Stukas brachte die russische Infanterie jedesmal an den Rand der Panik. Rybalko will mit seiner kreischenden und geisternden Panzerarmada dasselbe erreichen. Es gelingt ihm auch an vielen Stellen der dünn besetzten Front des 13. und 7. Korps.

Wirksamer freilich war die Feuerkraft der massierten T-34-Brigaden. Die 7. Panzerdivision General von Manteuffels konnte auch durch einen Gegenangriff ihrer gepanzerten Gruppe nicht verhindern, dass der Russe acht Kilometer westlich Kiew über den Irpen-Übergang an der Strasse nach Schitomir auf Fastow vorging, den bedeutenden Verkehrsknotenpunkt südwestlich von Kiew. Ein zunächst erfolgreicher Gegenangriff der Masse der 7. Panzerdivision und der Regimenter der 20. Panzergrenadierdivision konnte gegen eine beiderseitige Flankierung nichts Entscheidendes mehr ausrichten. Die Thüringer und Franken mussten weichen. Das Bergedorfer Grenadierregiment 90 wurde in den nördlichen Stadtteil gedrückt;

es focht sich am 5., nach Einbruch der Dunkelheit, mit allen Verwundeten unter Führung von Hauptmann Otto aus der Stadt und durch die russische Front.

Die 88. Infanteriedivision wich auf den Westteil Kiews aus. Der Divisionskommandeur Generalmajor Roth versuchte, seine Verbände zu ordnen. Doch er fiel bald im Kampf mit der Spitze der feindlichen Infanterie.

Im Gefechtsstand von Generaloberst Hoths 4. Panzerarmee zeigte ein einziger Blick auf die Lagenkarte, was die Russen wollten: Die Panzerarmee General Rybalkos zielte an Kiew vorbei auf die grossen strategischen Nachschublinien und Querverbindungen der Heeresgruppe Manstein. Die 38. sowjetische Armee General Moskalenkos hingegen griff direkt nach der ukrainischen Hauptstadt.

Der Regen nieselte und hüllte das Schlachtfeld von Kiew in kaltes Grau. Grau wie die Natur war für Generaloberst Hoth auch die operative Lage. Wie immer in den letzten Monaten waren keine ausreichenden deutschen Reserven greifbar, mit denen er hätte operieren können. Hitler hielt die noch verfügbaren Panzerdivisionen am Unterlauf des Dnjepr fest, denn er wollte auf keinen Fall das Nikopoler Manganerz-Gebiet verlieren. Ausserdem fürchtete er um die Zugänge zur Krim.

Deshalb wurde die thüringisch-hessische 1. Panzerdivision Ende Oktober 1943 von Griechenland herangeholt und im Raum Kirowograd versammelt. Die modern ausgerüstete und wieder voll aufgefüllte Division sollte Gegenangriffsmöglichkeiten im Raum nördlich Kriwoi Rog erkunden, war aber zunächst vollauf damit beschäftigt, ihre noch mit Tropenkleidung ausgestatteten Soldaten mit der notwendigen Winterausrüstung zu versorgen. Die grosse Reserve aber, welche die 17. Armee darstellte, liess Hitler weiter als Wache auf der Krim stehen, weil dieser «Flugzeugträger vor den rumänischen Ölfeldern auf keinen Fall in russische Hand fallen sollte. Alle Versuche Mansteins, Verbände der 17. Armee für die Schlacht um den Dnjepr zu bekommen, scheiterten an Hitlers Nein. Er führte politische und kriegswirtschaftliche Argumente ins Feld. Bei einer Aufgabe der Krim-Bastion rechnete Hitler mit bösen Reaktionen der benachbarten Türken, Rumänen und Bulgaren. Es war das alte Problem, das zwischen Manstein und Hitler immer wieder zu Zwistigkeiten führte: Sollte man den Nordflügel der Heeresgruppe Manstein verstärken, um der drohenden operativen Umfassung vorzubeugen, oder sollte man kriegswirtschaftlichen und politischen Interessen den Vorrang geben. Um beides zu tun, fehlten die Kräfte. Hitler selbst erkannte wohl das Dilemma. «Aber», so erklärte er Manstein, «das Risiko muss eingegangen werden, und ich bin bereit, es auf mich zu nehmen.»

Generaloberst Hoth sass in seinem Gefechtsstand in Markarow, an der Strasse Kiew-Schitomir, über die Karten gebeugt. Sein Chef des Stabes, Generalmajor Fangohr berichtete: «Kiew ist durch nichts mehr zu retten. Die 7. Panzerdivision, die 20. mot. und die Kampfgruppe SS-Panzerdivision ‚Das Reich‘ sind von Kiew abgedrängt worden. Die 88. Infanteriedivision in der Stadt kann die ungünstige Entwicklung nicht aufhalten. Es kommt jetzt darauf an, wenigstens den gefährlichen Stoss der schnellen sowjetischen Truppen auf unsere rückwärtigen Verbindungen im Raume Fastow-Berditschew-Schitomir rechtzeitig aufzufangen. Sonst

ist mit den Verschiebebahnhöfen Fastow und Kasatin die Lebensader der ganzen Heeresgruppe in Gefahr.»

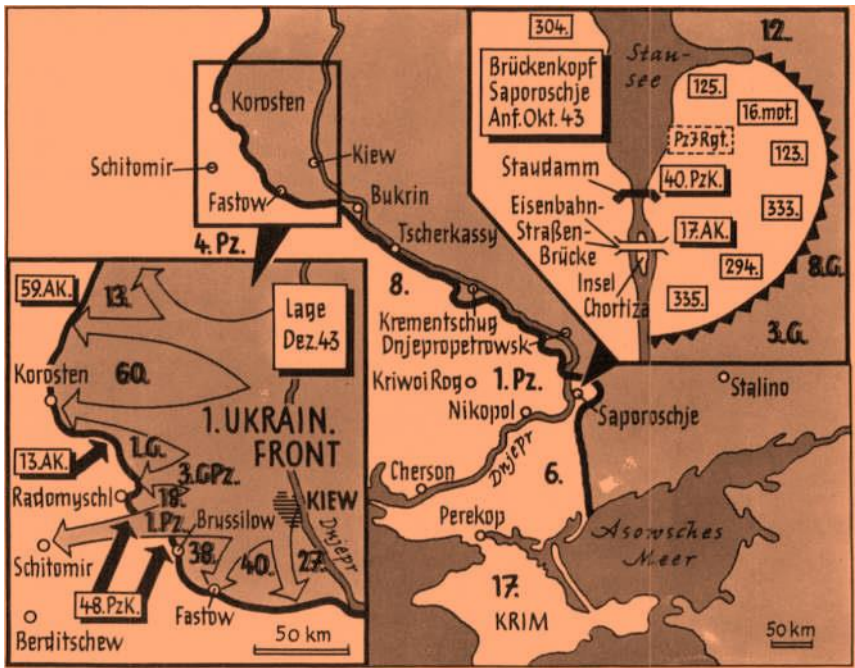
Hoth nickte. Das Feldtelefon rasselte. Das 7. Korps meldete sich, bat um Hilfe. Aber woher sollte Hoth Hilfe nehmen? Die Ereignisse rollten. Die 38. sowjetische Armee stürmte Kiew. Die Masse der deutschen 88. Infanteriedivision wurde in der brennenden Stadt vernichtet. Nur Reste schlugen sich ohne schwere Waffen und Gerät nach Süden und Westen durch.

Als der sowjetische Revolutionsfeiertag anbricht, um Mitternacht zum 6. November, rollen die Panzerspitzen von General Krawtschenkos 5. Garde-Panzerkorps auf den Krastschatik, den Boulevard Kiews, im Zentrum der Stadt. MPI-Schützen der 4. selbständigen Aufklärungskompanie pirschen sich in die Ruinen des Parteigebäudes und hissen das Rote Banner. Die ukrainische Metropole ist drei Tage nach Angriffsbeginn wieder in russischer Hand. Fast nichts hat an der deutschen Verteidigung im Raum nördlich Kiew richtig funktioniert. Die gepanzerten Verbände wurden zum Teil in Unkenntnis der Lageentwicklung eingesetzt, die Masse der 19. Panzerdivision sogar nach Bukrin abgezogen. Das einzige, was geradezu bewundernswert klappte, war die Organisation der deutschen Eisenbahner. Nicht eine Lokomotive blieb in Kiew zurück. Und als der letzte Bahnhof aufgegeben wurde, waren vom Reichsbahnpersonal und den Feldeisenbahnkommandos insgesamt 24911 Waggons mit Räumungsgut abgefahren.

Der Held des Tages war Nikita Sergejewitsch Chruschtschow. Der Parteichef der ukrainischen Kommunisten zog in Generalsuniform in Kiew ein und wurde als Befreier begrüsst. Es war sein grosser Tag.

General Rybalko, der eigentliche Sieger, scherte sich nicht um Feierstunden. Mit den Brigaden seiner 3. Garde-Panzerarmee jagte er an der Stadt vorbei nach Süden. Hier wurde er zwar von der 10. Panzergrenadierdivision zurückgeworfen, gruppierte jedoch schnell um und stiess in die breiten Frontlücken des 7. Korps südwestlich Kiew. Überwand den Irpen-Abschnitt. Durchschnitt die rückwärtigen Verbindungslinien der noch bei Kiew verbissen haltenden deutschen Verbände. Sperrte die grossen Chausseen, die auf Kiew führten. Und nahm am 7. November Fastow, den Verkehrsknotenpunkt fünfzig Kilometer südwestlich Kiew, über den die ganzen Versorgungsstränge des Nordflügels der Heeresgruppe Manstein liefen. Die beiden Landeschützenbataillone, das Urlauber-Alarmbataillon und die wenigen Flaksoldaten von Kampf- und Scheinwerferbatterien, die den Knotenpunkt verteidigen sollten, wurden von Rybalkos Panzerkräften weggefegt. Der kleine Stab des Kommandeurs der 7. Panzerdivision, den man am 5. November dorthin geworfen hatte, konnte das Unheil auch nicht mehr abwenden und musste sich den Weg zur Division im Fussmarsch erkämpfen.

Auch für die deutschen Eisenbahner, die ihre Räumungstransporte zunächst bis Fastow zurückgebracht hatten, kam diesmal alles zu schnell. Das gesamte rollende Material stand auf den Geleisen des riesigen Rangierbahnhofes. Darunter fünfundvierzig Lokomotiven. Nichts von dem im Osten so wertvollen Eisenbahnmaterial konnte gerettet werden. Eine Katastrophe! Schlimmer allerdings war, dass Rybalko bereits im Rücken der Heeresgruppe Süd stand.



Rybalcos Panzerarmee zielt an Kiew vorbei auf die Nachschublinien der Heeresgruppe Manstein. Auch im Brückenkopf Saporoschje ist inzwischen die Lage krisenhaft geworden. General Henrici muss in der Nacht zum 15. Oktober Kraftwerk und Staudamm sprengen lassen.

Als die alarmierende Nachricht über den Fall Fastows Manstein auf den Tisch kam, flog er wieder einmal sofort nach Rastenburg ins Führerhauptquartier. Es galt, Hitler zu bewegen, drei Panzerdivisionen, die er für die Abwehrschlacht um den unteren Dnjepr bestimmt hatte, zur Abwehr und zum Gegenangriff im Raum Fastow freizugeben.

Doch Hitler sagte wieder einmal nein. Seine Furcht, das Erzgebiet und die Krim zu verlieren, war grösser als die Sorge um Mansteins Nordflügel. Manstein war verzweifelt. «Geht das schief, mein Führer, dann ist das Schicksal der Heeresgruppe Süd besiegelt», mahnte der Feldmarschall beschwörend. Diese Mahnung brachte wenigstens ein kleines Zugeständnis: Hitler genehmigte, dass zwei Panzerdivisionen, die 1. Panzerdivision und die SS-Panzerdivision ‚Leibstandarte Adolf Hitler‘, nicht am unteren Dnjepr, sondern vor Kiew eingesetzt würden. Aber beide Verbände waren noch auf dem Marsch und nicht greifbar.

So blieb nur eine Entscheidung übrig, die sich verhängnisvoll auswirken sollte: die 25. Panzerdivision! Sie musste vom Transport aus Frankreich weg auf Fastow angesetzt werden.

Die Division war erst im Sommer aufgestellt, durch das wiederaufgefrischte

Panzerregiment 9 verstärkt und aus Norwegen nach Frankreich verlegt worden, wo sie ihre ersten Gefechtsübungen gemacht hatte. Nun war sie auf dem Marsch zur 4. Panzerarmee. Der tüchtige General von Schell war ihr Kommandeur. Aber was nützte der Kommandeur: Die Division war noch nicht zusammengewachsen, hatte noch nie im Divisionsverband gekämpft und besass ausserdem keine Osterfahrung. Doch Generaloberst Hoth blieb keine Wahl. Er musste ungeachtet aller Bedenken die Division auf Fastow ansetzen, um diesen Verkehrsknotenpunkt auf jeden Fall in der Hand zu behalten.

Ein Umstand rechtfertigt allerdings Hoths Entschluss: General von Schell hatte von Guderian ausser einem Panzerregiment auch noch die komplette ‚Tiger‘-Abteilung 509 zugeteilt bekommen. 45 ‚Tiger‘! Und die 90 Panzer IV des Panzerregiments 9 dazu. 135 Kampfpanzer – das war eine echte Chance. Rybalko besass, überschlägig gerechnet, nicht viel mehr von seinen schwächeren T 34.

Doch nun begegnet uns wieder einmal die Tatsache, dass Schlachten und ganze Feldzüge nicht selten durch Irrtum, Schlamperei oder Befehlsfehler entschieden werden: Die ‚Tiger‘-Abteilung und die Masse des Panzerregiments der 25. Panzerdivision, die das Schicksal Fastow hätten wenden können, verpassten das Schlachtfeld. Als die Räderteile der Division in Berditschew ausgeladen wurden, um auf Fastow zu marschieren, waren die Panzerverbände nicht mehr da. Sie waren schon vierundzwanzig Stunden zuvor im Bahntransport Richtung Südosten weitergeleitet worden und fuhren um diese Stunde zweihundert Kilometer von Berditschew entfernt in den Bahnhof von Kirowograd ein – das ursprüngliche Ziel der Division. Die gepanzerten Teile waren von der Armee nicht rechtzeitig angehalten worden.

So mussten die Panzergrenadiere, Artilleristen und Pioniere nahezu ohne Panzer und ohne die Sturmgeschütze der Panzerjägerabteilung gegen die Panzerbrigaden Rybalkos antreten. Das Panzergrenadierregiment 146 prallte südlich von Fastow sofort auf starke Rudel T 34 der 55. Garde-Panzerbrigade. Ihre Spähtrupps hatten die deutsche Kolonne frühzeitig erkannt, und der Brigadekommandeur hatte den Überraschungsangriff kaltblütig vorbereitet. Die 9. Kompanie wurde zusammengeschossen. Über die Sechste kam die Hölle. Der Kompaniechef, fast alle Unterführer und 160 Mann fielen im Feuer der T 34. Panik brach aus und erfasste das ganze II. Bataillon.

Trotz der schweren Verluste führte General von Schell seine Bataillone persönlich wieder nach vorn. Aber ihre Stosskraft war dahin. Als zwei Tage später endlich die vordersten Teile des Panzerregiments 9 aus Kirowograd eintrafen, traten die gelichteten Bataillone unter der Führung ihres Divisionskommandeurs erneut zum Sturm auf Fastow an. Sie warfen die Russen. Drangen bis an den Stadtrand von Fastow vor. Eine Stossgruppe nahm sogar das Bahnhofsgelände. Wurde nach hartem Kampf wieder herausgeschlagen. Drang wieder in die Stadt. Musste wieder weichen. Auf den Höhen 2'000 Meter vor der Stadt blieb der Angriff schliesslich liegen. Der entscheidende Stoss in die tiefe Flanke der Sowjets wurde nicht mehr geführt. Zu gross waren die Verluste. Als der Gefreite Fitschen mit einem Nachzüglertransport zur 6. Kompanie kam, fand er von den zwölf Mann seiner Gruppe noch zwei und den Unteroffizier vor. Die Kompanie hatte noch 75 Ge-

wehrträger. Fünfundsiebzig! Zehn Tage zuvor waren in Frankreich 240 in die Wagons gestiegen.

Trotzdem brachte die vom Unglück verfolgte 25. Panzerdivision eine bedeutende Sache zuwege: Sie stoppte Rybalkos Sturm nach Süden, riegelte zusammen mit einer Kampfgruppe der SS-Division ‚Das Reich‘, der 10. Panzergrenadierdivision und der neu herangeführten 198. Infanteriedivision den sowjetischen Durchbruch ab. So bekam Manstein die Zeit, um neue Kräfte für einen massierten Gegenangriff heranzuführen.

Stalins Chance, den deutschen Südflügel zu vernichten, schwand wieder einmal dahin. Zwar gelang es den Sowjets, einen kräftigen Sprung nach Westen zu tun und Schitomir mit den grossen Versorgungslagern und Verpflegungsdepots der 4. Panzerarmee zu nehmen (siehe Karte Seite 328). Notdürftig riegelte das 13. Korps der Armeegruppe Mattenkloft mit der 8. Panzerdivision und der 20. Panzergrenadierdivision den Durchbruch ab. Nördlich davon verhinderte das 59. Korps mit der 291. Infanteriedivision und der Korpsabteilung C beiderseits Korosten einen sowjetischen Durchbruch an der Heeresgruppennaht. Dann war die schlimmste Gefahr vorbei: Manstein hatte mit dem 48. Panzerkorps eine starke Stossgruppe von nicht weniger als sechs Panzerdivisionen und einigen Grenadierdivisionen südlich der Linie Fastow-Schitomir versammelt und konnte zum Flankenstoss gegen die nach Westen vorgepreschten Russen antreten.

Und es war wirklich endlich einmal eine starke Streitmacht, die Manstein Hitler abgerungen hatte. Die Divisionen waren von allen Teilen Europas herangeführt worden: aus Norwegen, Griechenland und Norditalien. Darunter hervorragende, kampfbewährte und zum Teil neuausgerüstete Verbände mit langer Osterfahrung, wie die 1. SS-Panzerdivision ‚Leibstandarte‘, die 1. und die 19. Panzerdivision des Heeres. Einem der besten Truppenführer der Wehrmacht, General Hermann Balck, war das Korps anvertraut. Doch um vier russische Armeen plus zwei selbständige Korps, die sich jetzt bereits in dem operativen Brückenkopf Kiew befanden, wirklich entscheidend zu schlagen und wieder über den Dnjepr zurückzuwerfen – dazu waren die sechs Divisionen des 48. Panzerkorps auch nicht stark genug.

Guderian hatte das erkannt. Und hatte von Hitler am 9. November stärkere Massierungen verlangt. «Führen Sie alle greifbaren Divisionen der Heeresgruppe Süd und A ins Treffen, selbst unter Inkaufnahme grosser Risiken», hatte er vorgeschlagen. Aber Hitler entschloss sich zu einem Gegenangriff, den er wie gewohnt mit unzulänglichen Kräften führte. Die Quittung kam: Es gelang zwar mit dem 59. Armeekorps die Lage um Korosten zu festigen. Das 48. Panzerkorps gewann den Raum um Schitomir-Radomyschl-Brussilow-Fastow wieder zurück und zeigte mit diesem erfolgreichen Gegenangriff noch einmal, was die deutsche Panzertruppe unter bewährten Panzerführern auch noch im fünften Kriegswinter zu leisten vermochte. Ein vielfach überlegener Feind wurde ausmanövriert, seiner Offensivkraft der Atem genommen und ganze Korps zusammengeschlagen. Aber Unmögliches war nicht zu erreichen: Kiew konnte nicht zurückerobert werden. Der Angriffsschwung der 4. Panzerarmee verebbte. Die Sowjets konnten den Kem ihres operativen Kiewer Brückenkopfs behaupten.

Dieser Brückenkopf hatte eine Tiefe von rund fünfundsiebzig Kilometer und war fast zweihundert Kilometer breit. Auf diesem mächtigen Abschnitt war die deutsche Front nun bereits vom mittleren Dnjepr weggedrückt. Gefährlich ragte der bald mit Angriffstruppen wieder gefüllte sowjetische ‚Balkon‘ gen Westen.

‚Sündenbock‘ für diese allein durch Hitlers Fehler entstandene Lage wurde der in tausend Schlachten bewährte Generaloberst Hoth. Er musste das Kommando über die 4. Panzerarmee an General Raus abgeben.

Saporoschje

Flankenfestung am Dnjepr – Sechs Divisionen und ein schweres Panzerjägerregiment – Malinowski stürmt mit drei Armeen — Ein versiegelter Brief in einer Fliegertasche – Stalins schwarzweissrote Legion – Krise am Staudamm – «Henrici, Sie spielen mit Ihrem Kopf!» – Zweihundert Tonnen Dynamit – Ein folgenschwerer Sieg der Russen

Aber nicht nur hier, im Raum Kiew, lauerte die Gefahr. Auch bei Kremenschug und Tscherkassy sah die Lage bedrohlich aus; denn hier hatte Generaloberst Konjew mit Teilen der ‚2. Ukrainischen Front‘ unter aktiver Hilfestellung verwegener Partisanenabteilungen starke Brückenköpfe bilden können. Am gefährlichsten jedoch hatten sich seit Mitte Oktober die Dinge bei Saporoschje zuge-spitzt. Saporoschje mit seinem gigantischen Staudamm und dem mächtigen Elektrizitätswerk ‚Lenin‘ – Paradestück kommunistischer Energiewirtschaft – war für die sowjetische Führung ein gefühlsbeladenes Kriegsziel. Hier war so etwas wie das Prestige von Stalingrad im Spiel.

Auch in Hitlers Plänen spielte Saporoschje eine besondere Rolle. Aus guten Gründen hatte er Mitte September von Manstein die Bildung eines breiten Brückenkopfes zum Schutz von Stadt und Damm verlangt. Der Feldmarschall war davon nicht erbaut gewesen, denn er brauchte jedes Regiment auf dem Westufer. Hitler aber blieb hart. Es ging um die Sicherung der Energie-Kapazität von einer halben Million Kilowatt, durch die das westukrainische Industriegebiet am Leben erhalten wurde: Die Arbeit in den Kirowograder Metallurgischen Werken und den Kriwoi-Roger Gruben lief auf vollen Touren. Sollte man das alles gefährden durch den Verlust der Saporoschjer Kilowattstunden?

Die kriegswirtschaftlichen Interessen waren nicht der einzige Grund für Hitlers Engagement in Saporoschje. Strategische Erwägungen spielten eine ebenso grosse Rolle. Solange bei Saporoschje ein Brückenkopf auf dem Ostufer hielt, konnte es der Russe nicht wagen, zwischen Dnjepr-Knie und Asowschem Meer an den

Unterlauf des Dnjepr vorzustossen, um die Eingänge zur Krim zu gewinnen. Dieser Brückenkopf deckte in idealer Weise die Flanke der 6. Armee, und gleichzeitig bedrohte er die nördlich auf Dnjeppropetrowsk operierenden sowjetischen Kräfte.

Auch Manstein konnte sich diesen Argumenten Hitlers nicht verschliessen. Und die sowjetische Kriegsgeschichte bestätigt, dass der deutsche Brückenkopf für die russischen Operationen gegen den unteren Dnjepr ein schweres Hindernis war. Diese Flankenfestung liess einen Griff zur Krim nicht zu. Hitler hatte also recht, die Verteidigung des Saporoschjer Brückenkopfes mit Krallen und Zähnen zu fordern.

Das altbewährte 40. Panzerkorps General Henricis bekam den undankbaren Auftrag, Krallen und Zähne zu sein. Aus seinen drei Panzerdivisionen und den Infanteriedivisionen des 17. Armeekorps – General der Gebirgstruppe Kreysing – wurde die Armeegruppe Henrici gebildet: die Wacht am Saporoschjer Damm. Natürlich waren das keine ausreichenden Kräfte, um sowohl das Westufer wie auch den vierzig Kilometer breiten und zwanzig Kilometer tiefen Balkon auf dem Ostufer stark genug zu machen. Sechs Divisionen und ein schweres Panzerjägerregiment verteidigten diese Bastion. Doch das sowjetische Oberkommando setzte eine ganze Heeresgruppe dagegen mit drei Armeen, einer Luftflotte und zwei Panzerkorps; darunter Eliteverbände wie die 8. Garde-Armee unter General Tschuikow, dem Verteidiger von Stalingrad. Drei Armeen und eine Luftflotte gegen sechseinhalb Divisionen. Das war zehnfache Übermacht!

Trotzdem wurden die ersten sowjetischen Grossangriffe erfolgreich abgewehrt. Es waren vor allem der offensive Kampfgeist der rheinisch-westfälischen 16. Panzergrenadierdivision Graf Schwerins und die Abwehrkraft des schweren Panzerjägerregiments 656 unter Oberstleutnant von Jungenfeldt, an denen die Sowjets immer wieder scheiterten: Die überschweren Sturmgeschütze vom Typ ‚Ferdinand‘, auch ‚Porsche-Tiger‘ genannt, knackten mit ihren 8,8-cm-Kanonen die T 34 reihenweise; und die 15-cm-Haubitzen in den 47 Kampfswagen der Sturmpanzerabteilung 216 bildeten rollende Festungen mit vernichtender Schusskraft.

Leider gab es von den Sturmpanzern nur eine, von den ‚Ferdinanden‘ nur zwei Abteilungen beim Regiment von Jungenfeldt. Die doppelte oder dreifache Zahl – und dazu noch einige aufgefrischte Infanterie- und Panzerdivisionen –, und die Schlacht um Saporoschje wäre wahrscheinlich anders verlaufen. Aber mit einem Regiment schwerer Panzerabwehrwaffen allein war sie nicht zu gewinnen.

General Henrici war voller Sorge. Die Grabenstärke der Divisionen sank ab. Ersatz kam nicht. Vor allem die Versorgungslage war schlecht: Der Munitionsnachschub reichte nicht hin und nicht her, so dass ab Anfang Oktober selbst in Sichtweite aufmarschierende Feindkolonnen nicht mehr artilleristisch bekämpft werden konnten.

Am Morgen des 10. Oktober trat Malinowski wieder an. Mit der ganzen Heeresgruppe, mit allen drei Armeen. Wieder hat er sich einen Sonntag als Angriffstag ausgesucht, in der Hoffnung, die Sonntagsstimmung würde die deutsche Abwehrbereitschaft mindern. Ein mächtiger Feuerschlag aus allen Rohren eröffnete die Schlacht. Zum ersten Male setzten die Sowjets selbständige Artilleriedivisionen ein. Sie ermöglichten schnell eine gewaltige Feuerkonzentration an den Schwer-

punkten. Gerade bei Durchbruchsschlachten war das von entscheidender Bedeutung. Die deutsche Führung kam erst später – nach einem Experiment mit der 18. Artilleriesdivision – zu einer ähnlichen Neuorganisation ihrer Artillerie und schuf die Artilleriebrigaden und die Volksartillerieskorps.

Was in diesen Tagen bei Saporoschje auf die deutschen Linien donnerte, hatte man bisher noch nicht erlebt. Mit beispiellosem Munitionsaufwand grub Malinowski die Gräben der deutschen Hauptkampflinie um. Dann rollte seine Angriffswalze.

Am Südabschnitt des Angriffs bei Nowo-Alexandrowka warfen sich Major Horstmanns Sturmpanzer den eingebrochenen Russen entgegen. Allen voran Leutnant Weisbach, aufrecht im Turm. Leutnant Hofer kam bis an den Panzergraben. Südlich der Rollbahn hielten Unteroffizier Leder und Obergefreiter Habermann mit ihren Wagen den russischen Ansturm auf Nowo-Alexandrowka auf und warfen den Russen wieder in seine Ausgangsstellung zurück. Am Abend lagen 48 abgeschossene Feindpanzer vor der Brückenkopffront.

So ging es auch am nächsten Tag. Angriff der Russen. Gegenangriff. Auch die Infanterie Henricis hielt sich tapfer bei unverminderter feindlicher Angriffstätigkeit am zweiten und am dritten Tag der Schlacht. Unablässig nährten die Sowjets ihren Grossangriff aus der Tiefe. Stürmten. Fielen. Stoben zurück. Und stürmten wieder.

Am Morgen des 12. Oktober gibt es ein kriegsgeschichtlich interessantes Intermezzo: General Henrici wird vom Kommandeur der 123.1. D., Generalleutnant Rauch, eine sowjetische Fliegertasche gebracht, die in dessen Kampfabschnitt abgeworfen worden war. Sie enthielt einen versiegelten Briefumschlag. Die Adresse war mit Schreibmaschine getippt: An den Kommandeur der 123.1. D., General Erwin Rauch.

«Lieber Rauch! Ich habe wiederholt versucht, durch meine Parlamentäre mit Ihnen in Verbindung zu treten, aber Ihre Männer haben immer auf sie geschossen! ... Deshalb wähle ich diesen Weg . . .

Sicherlich erinnern Sie sich noch an die Zeit, in der wir gemeinsam die Kriegsschule besuchten . . .

Ihre Division befindet sich in aussichtsloser Lage . . . Ihre Division ist eingekesselt, ein neues Stalingrad steht bevor . . . Kommen Sie mit Ihrer Division geschlossen zu uns herüber . . . Ich habe für Ihre Division und für Sie selbst beim sowjetischen Oberkommando besonders ehrenvolle und günstige Bedingungen erwirkt . . . Anständige Behandlung, den Gefangenen verbleibt das persönliche Eigentum, die Offiziere behalten die Seitenwaffe. Die Division bleibt beisammen und wird geschlossen zum Arbeitsdienst eingesetzt. .. Nach Kriegsende wird die Division als erste in die Heimat entlassen.» Unterschrift: von Seydlitz, General der Artillerie.

Dieser Brief des in Stalingrad in sowjetische Gefangenschaft geratenen Generals von Seydlitz war aber nur eine Massnahme der psychologischen Kriegführung der Sowjets. Die Landser der 304.1. D., die nördlich des Staudammes zur Sicherung des westlichen Dnjepr-Ufers eingesetzt waren, erlebten den Kampf des ‚Nationalkomitees Freies Deutschland‘ auf drastischere Weise. Der Divisionskom-

mandeur meldete: Boote mit schwarzweissroten Flaggen und Besatzungen, die das Deutschlandlied sangen, versuchten, im Abschnitt der Division den Dnjepr zu überqueren; sie wurden durch Feuer abgewiesen.

Aber auch in den Sprechfunkgeräten der Truppe erklang die Stimme der schwarzweissroten Legion Stalins. Der Oberst Hans-Günther van Hooven, der als langjähriger Kommandeur der Panzerkorps-Nachrichtenabteilung 440 die Funkverbindungen seiner alten Abteilung bestens kannte, richtete sich über Sprechfunk an seine jungen Leutnants. Auch van Hooven war als Armee-Nachrichtenführer in Stalingrad in Gefangenschaft geraten und dem Nationalkomitee beigetreten.

Hooven war bei seiner Abteilung sehr beliebt gewesen, im Führungsstab des 40. Panzerkorps hatte man sein ausgewogenes Urteil immer geschätzt. Um so zwielichtiger erklangen nun seine Sirenenengesänge, in denen auch er «ehrvolle Behandlung und gute Verpflegung in der Gefangenschaft» versprach. Die Sache wurde sehr leidenschaftlich diskutiert; aber durchweg abgelehnt. Die Truppe akzeptierte nicht, dass der Kampf gegen Hitler und sein politisches System hier auf dem Schlachtfeld mit der Waffe oder bewusst falschen Argumenten gegen die eigenen Kameraden geführt wurde.

Am 13. Oktober, dem vierten Tag der Schlacht, gelang den Sowjets ein starker Einbruch in das deutsche Verteidigungssystem. Die Krise war da. Die Gefahr eines Durchbruchs auf den Staudamm zeichnete sich ab.

Das Kriegstagebuch des 40. Panzerkorps lässt keinen Zweifel über den Ernst der Lage an diesem Tag. Bei der Sturmpanzerabteilung des schweren Panzerjägerregiments schaffte die Funkmeldung über den sowjetischen Einbruch jähe Alarmstimmung. Acht T 34 und zwei Regimenter sowjetische Infanterie standen bereits fünf Kilometer hinter der HKL. Die mächtigen Sturmpanzer konnten noch einmal die Lage an dieser Stelle meistern: Drei T 34 wurden abgeschossen, die anderen machten kehrt. Die russische Infanterie wurde mit Abprallern eingedeckt und wich wieder zurück. Aber es war klar, dass sich bei der Kräftelage solche Gefahrensituationen immer wieder bilden würden – und nicht überall konnte die Streitmacht des schweren Panzerjägerregiments von Jungenfeldt sein.

Die Armeegruppe Henrici hatte für den Krisenfall den Aufbau kleiner, aber schlagkräftiger Sicherungen vor den Aufgängen zum Staudamm und zur Eisenbahnbrücke vorgesehen. In ihrem Schutze sollten dann die Sprengungen durchgeführt werden. Es waren grosse Vorbereitungen dafür erforderlich: Der Wasserspiegel nördlich des Staudamms musste wenigstens um etwa fünf Meter gesenkt werden, um nicht durch eine plötzliche Flutwelle die flussabwärts liegenden Brücken im Bereich der 6. Armee zu gefährden.

Dann brauchte man vierundzwanzig Stunden für das Laden der Sprengkammern. Aber anstatt dem verantwortlichen Truppenkommandeur die Entscheidung über den Beginn der Sprengvorbereitungen zu überlassen, wie der Chef des Stabes der 1. Panzerarmee, General Wenck, vorgeschlagen hatte, hatte sich das OKH ausdrücklich die Zustimmung für alle Massnahmen dieser Art vorbehalten. Henrici sass wie auf Kohlen.

Am frühen Morgen des 13. Oktober liegt erstes gezieltes Artilleriefeuer der

Sowjets auf dem Damm. Der General fordert daraufhin vom OKH freie Hand. Keine Antwort! Wenige Stunden später wird die Gefahr eines sowjetischen Durchbruchs ganz deutlich. Erneut Appell an das OKH. Henrici sitzt in seinem Gefechtsstand am ostwärtigen Aufgang zum Damm. Alle fünf Minuten fragt er bei der Funkstelle nach: «Noch keine Weisung aus der ‚Wolfsschanze‘?» – «Nein, Herr General.» Major Kandutsch, der Ic, kommt nicht vom Telefon weg. Die Kommandeure der Divisionen verlangen Entscheidungen. Aber die ‚Wolfsschanze‘ schweigt.

Hitler schläft noch. Und niemand im Führerhauptquartier hat den Mut, ihn zu wecken. Da lässt sich General Henrici mit dem Oberbefehlshaber der 1. Panzerarmee, Generaloberst von Mackensen, verbinden. «Herr Generaloberst, ich werde jetzt auf eigene Verantwortung den Befehl zur Ladung der Sprengkammern und zur Senkung des Wasserspiegels im Stausee geben.»

Mackensen widerspricht nicht. Der Generaloberst weiss um Henricis Sorgen. Er bemerkt nur lakonisch: «Henrici, Sie spielen mit Ihrem Kopf.» Henrici spielte.

Am 14. Oktober gelingt den Sowjets erneut ein tiefer Panzereinbruch in Richtung auf den Stausee. Kampfgruppen der 16. Panzergrenadierdivision und des Grenadierregiments 421 der 125.1. D. können ihn in letzter Minute noch abriegeln. Schweres Abwehrfeuer zerschlägt die vorbereiteten Zündleitungen, die zu den Sprengkammern des Staudammes führen. Offiziere des Armeepionierführers müssen raus, die zerschossenen Leitungen flicken und neue Feldkabel legen.

Zweihundert Tonnen Dynamit, das sind zehn Güterwaggons, liegen im Turbinen-Kraftwerk. Vierzig Tonnen sind in den Sprengkammern des Staudammes gestapelt. Dazu hundert Fliegerbomben, fünfhundert Kilogramm das Stück, das sind noch einmal fünfzig Tonnen.

Henrici befiehlt die Sprengung der Eisenbahnbrücke für 18 Uhr 45, der Staudamm soll um 20 Uhr hochgehen. Aber noch kann der Armeepionierführer nicht auf die Sprengtasten drücken lassen. Erst muss die 16. Panzergrenadierdivision verständigt werden, die als Nachhut noch vor Brücke und Damm liegt. «Funken Sie an die Sechzehnte, dass in zwei Stunden gesprengt wird», befiehlt der Ia, Major Braun, dem Nachrichtenführer. Der kommt nach einer Weile nervös zurück: «Wir haben keine Verbindung mit der Sechzehnten mehr, Herr Major.»

«Schöner Mist!»

Leutnant Christian Stoeckle, dritter Ordonnanzoffizier im Führungsstab des 40. Panzerkorps, wird im Kübelwagen losgeschickt: «Sie müssen Graf Schwerin finden. Wie, ist Ihre Sache.»

Leutnant Stoeckle fährt los. Saporoschje brennt an allen Ecken und Enden. Selbst die Chausseebäume sind lodernde Fackeln. Verdächtig viele Landser hasten westwärts in Richtung Eisenbahnbrücke. Aber keiner kann sagen, wo sich im Augenblick der Gefechtsstand der 16. Panzergrenadierdivision befindet. Mit dem Spürsinn des alten Soldaten hält Stoeckle auf eine Kate am nördlichen Stadtrand zu. Und richtig: In der dunklen Hütte sitzt bei Kerzenlicht, umgeben von Offizieren seines Stabes, der General und studiert die Karte. Der Leutnant übergibt die Meldung. Berichtet zur Lage. Und Graf Schwerin macht sofort seinen Plan: «Wir halten, bis alles drüben ist!» Und die Sechzehner halten die Sicherungslinien vor der doppelstöckigen Brücke für Eisenbahn- und Strassenverkehr bis zur letzten

Minute. Was nach der X-Zeit nicht drüben ist, wird in Booten und Flößen auf die Flussinsel Chortiza gebracht. Für die Sturmpanzer Jungenfeldts, die noch südlich Saporoschje an der Rollbahn nach Melitopol stehen und die Flanke sichern, wird eine Panzerfähre gebaut.

In der Nacht vom 14. auf 15. Oktober, gegen 24 Uhr, fliegen Brücke und Staudamm mit Donnergetöse in die Luft. Trotz der riesigen Sprengmittel werden aber nur Lücken in die mächtige Betonwand des 760 Meter langen Dammes gerissen. Brausend läuft der zwanzig Meter tiefe Stausee leer. Gurgelnd überschwemmt die meterhohe Welle das Land und die Dörfer in der Niederung. Vorsichtig tasten sich sowjetische Vorausabteilungen in die brennende Stadt. Pirschen an den Ostaufgang des Dammes.

Weiter südlich gehen die letzten schweren Sturmpanzer auf einer Panzerfähre über den Fluss.

4 Die Schlacht um die ‚Wotanstellung‘

Tolbuchins Dampfwalze rollt gegen Melitopol – Dreissigmal stürmen die Russen, dreissigmal werden sie geworfen – Die 6. Armee hat noch fünfundzwanzig Panzer – Ein Korps schlägt sich durch – Eine Armee gerettet – Aber die Krim ist abgeschnitten

Saporoschje war kein spektakulärer Sieg der Russen. Es gab keine Riesenverluste der Deutschen zu verkünden. Trotzdem war es vielleicht der bedeutendste und folgenschwerste Sieg, den die sowjetischen Truppen im Jahre 1943 am Dnjepr errangen. Die ‚Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges‘ schreibt mit Recht: «Durch die Befreiung Saporoschjes änderte sich die Lage im Süden der Ukraine grundlegend.» Ja! Denn nun war der Griff nach dem unteren Dnjepr, der Dnjepr-Mündung und den Zugängen zur Krim möglich geworden. Das sowjetische Oberkommando zögerte keine Stunde, den Sturm gegen die 6. Armee zu beginnen.

Keine Armee der Welt kann ein Jahr lang unentwegt verlustreiche Rückzüge und härteste Abwehrkämpfe bestehen ohne Auffrischung und ohne ausreichenden Nachschub an Waffen und Munition. Auch am unteren Dnjepr galt dieses Gesetz der Zahl. Sechs sowjetischen Armeen stand eine einzige deutsche gegenüber. Generaloberst Hollidt hatte elfeinhalb deutsche und zwei rumänische Divisionen; Verbände, die in monatelangen Abwehr- und Rückzugskämpfen ausgebrannt waren.

Die Divisionen des 29. Korps waren auf die ‚Wotanstellung‘ zurückgegangen.

felddivisionen wussten: Es galt, dieses elende Steppendreieck zwischen Saporoschje, Asowschem Meer und Dnjepr-Mündung zu halten. Denn sonst war die 17. Armee auf der Krim verloren.

Aber wie sollte man diese Aufgabe bewältigen in dieser verfluchten Steppe? Es gab keine befestigte Strasse, nur Trakte und Trampelpfade führten vom Dnjepr her zur Front, durch einen Raum ohne Mass und ohne Grenze. Sandstürme fegten jetzt im Herbst mit Urgewalt über das Land. Kein Flussabschnitt bis zum Meer, hinter dem man sich hätte verbarrikadieren können, kein Höhenzug, an den man sich hätte anklammern können. Die Artillerie stand wie auf dem Präsentierteller. Sie hatte weder Baum noch Strauch, um sich vor der feindlichen Beobachtung zu verbergen.

Die vielgenannte ‚Wotanstellung‘ war ein schnell ausgehobener Panzergraben; dazu ein paar Schützengräben am Steppenrand. Nur das erhöhte Ufergelände des Moletschnaja-Bachs bot ein bescheidenes natürliches Hindernis. Das war die Arena, in der um das Schicksal der Krim, um das Schicksal Rumäniens gekämpft wurde.

Zwei Wochen lang, vom 27. September bis zum 8. Oktober, behauptete die 6. Armee ihre Front. Dann war es auch hier soweit: Am 9. Oktober um 10 Uhr, zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit, begann Tolbuchin die grosse Schlacht. Er begann sie mit einem infernalischen Trommelfeuer: Innerhalb einer Stunde detonierten auf einem Geländestreifen von fünfzehn Kilometer 15'000 Einschläge. Pro Meter eine Granate! Dann kam die russische Infanterie. Siegiessicher. Eingehakt. Mit Urrä. Aber die Sowjets, die nach ihrem Artillerieschlag nicht mehr mit nennenswertem deutschen Widerstand gerechnet hatten, erlebten eine böse Überraschung. Aus der umgepflügten Steppe fauchten die MG in die sowjetischen Reihen. Krachten die Feldhaubitzen. Jaulten Nebelwerfer. Tolbuchins Sturmregimenter brachen zusammen. Fluteten zurück. Kamen wieder. Wurden wieder abgeschlagen. Am nächsten Tag, einem Sonntag, wieder. Und auch am Montag. Am Dienstag. Am Mittwoch. Jeden Tag. Zwei Wochen lang.

«Das Angriffsziel ist die Vernichtung der 6. Armee; ist sie geschlagen, steht uns das Tor zur Krim offen», predigte Generaloberst Tolbuchin jeden Morgen seinen Kommandeuren der ‚4. Ukrainischen Front‘. «Dieses Ziel ist kriegsentscheidend, es rechtfertigt jedes Opfer.»

Um Melitopol am Südflügel der ‚Wotanstellung‘ entbrannte der Hauptkampf. Die sowjetische Infanterie verlor Hekatomben von Toten, das 11. Sowjetische Panzerkorps Hunderte von T 34. Hollidts 6. Armee kämpfte erneut gegen das Gespenst Stalingrad; denn ein Stalingrad am Dnjepr wollte Tolbuchin den Hollidtschen Divisionen bereiten. An Härte standen die Kämpfe bei Melitopol denen von Stalingrad nicht nach.

Bogdanowka, Oktoberfeld, Akimowka, Danilo Iwanowka und das Plantagen Gelände südlich Melitopol waren Kampfplätze, die zwar in der populären Kriegsgeschichte weniger bekannt sind als die Stalingrader Leidensstationen, aber sie gehören wie sie zu den blutigsten Treffpunkten des letzten Krieges. Dreissigmal stürmten die Russen gegen Oktoberfeld, dreissigmal wurden sie geworfen. Schlimme Tage waren das für die Jäger der 3. Gebirgsdivision, die Grenadiere der

258. und der 17. Infanteriedivision sowie die Männer von Major von Gazas Kampfgruppe der 13. Panzerdivision. 62 Panzer verloren die Russen in diesen Gefechten.

Genauso erfolgreich fochten die Regimenter in den Plantagen südlich Melitopol. Die nackten Nummern der Divisionen sagen vielleicht vielen Soldaten, die sich damals zwischen Saporoschje und Asowschem Meer schlugen, nichts mehr. Sie sagten ihnen schon damals wenig. Aber die taktischen Zeichen der Divisionen kannte man. Und wenn man sie auf den Hinweisschildern sah, wusste man, auf wen man sich rechts oder links verliess: das Lothringer Kreuz der 79.1. D., der weisse Rombus der 111.1. D., der neunzackige Stern der hessischen 9.1. D., der Hundekopf der westfälischen 336. oder das aufgepflanzte Seitengewehr der fränkischen 17. Infanteriedivision.

Am Nordflügel schlugen sich die Panzer der 17. Panzerdivision im Bund mit den Grenadieren der 101. Jägerdivision und der 302.1. D. genauso verbissen. Die Panzeraufklärungsabteilung 13 unter Hauptmann Schütz deckte mit ihren Krad-schützen und Panzerspähtrupps die offenen Flanken. Tapfer. Gehorsam. Bis zum letzten.

Aber die Schlacht vor dem Unterlauf des Dnjepr war für Generaloberst Hollidt von Anfang an hoffnungslos. Das Gesetz der Zahl war auf die Dauer nicht ausser Kraft zu setzen.

Am 23. Oktober fiel Melitopol. Damit war für die Russen die Chance da zum Stoss nach Süden zur Krim. Jetzt setzte Tolbuchin alles zum entscheidenden Durchbruch ein, was er noch hatte. Drei neue Schützenkorps warf er an die Front. Vierhundert Panzer massierte er an der Durchbruchstelle.

Am 24. stürmte er mit sechs Schützendivisionen und zwei Panzerwellen südwestlich Melitopol gegen den Abschnitt des 44. Korps. Die deutschen Grenadiere wurden in ihren Schützenlöchern überrollt, Alarmeinheiten und Sturmgeschütze warfen sich dem durchgebrochenen Feind entgegen. 94 seiner Panzer wurden vernichtet, der Angriff zum Stehen gebracht. Blutige Tage! Sie gehören zu den blutigsten des ganzen Krieges.

Es waren die Tage der Panzergruppe von Hake. Der Oberst verlegte mit den Panzern, Sturmgeschützen und Schützenpanzerwagen der 13. Panzerdivision dem Feind den Weg. Es waren auch die Tage der Artillerieregimenter 336 und 370 und der schweren Panzerjägerabteilung 93, die das Letzte gaben: Sie kämpften erst mit ihren Geschützen und Sturmgeschützen, dann mit MPi, Bajonett, Spaten und Handgranate. Und verbluteten.

Am 27. Oktober, mittags, meldete die 73.1. D. noch eine Gefechtsstärke von 170 Mann, das war ein Hundertstel ihrer Sollstärke. Dabei war diese Division der 6. Armee erst am 4. Oktober frisch zugeführt worden. Die 111.1. D. hatte an diesem Tage noch zweihundert Gewehrträger. Die schweren Waffen der Divisionen und der Korps waren zu 60 Prozent zerschlagen. Die ganze Armee besass noch fünfundzwanzig einsatzbereite Panzer und Sturmgeschütze. Ihre Instandsetzungsdienste waren zwar fieberhaft bemüht, auch während der Rückzugskämpfe alles zu tun, die eigenen Panzer und Waffen schnellstens wieder kampffähig zu machen; aber die Ausfälle waren zu gross. Auch der Feind hatte schreckliche Verluste er-

litten und Hunderte von Panzern verloren. Er war jedoch immer und an jeder Stelle der Front um ein Bataillon, ein Regiment, ein Korps stärker als Hollidt. Er blieb selbst nach sowjetischen Angaben zu jeder Stunde der Schlacht zehnfach überlegen.

So gelang es schliesslich den Panzerkräften der 51. sowjetischen Armee Generalleutnant Kreisers, den rechten Flügel der fränkischen 73. I. D. im Raum Melitopol nach Norden wegzuschlagen und die deutsche Front auf einer Breite von fünfzehn Kilometer aufzureissen.

Generaloberst Hollidt konnte nicht schnell genug Kräfte für die Frontlücke freimachen, um das Leck zu stopfen. Wie bei einem Dammbbruch bröckelten die Ränder immer mehr ab. Die Lücke, durch die sich Tolbuchins Divisionen ergossen, wurde breiter und breiter. Rechts neben der 51. sowjetischen Armee und ihrem 19. Panzerkorps ergoss sich nun auch die 2. Garde-Armee Generalleutnant Sacharows mit einem mechanisierten Korps in den Einbruchsraum, überspülte die noch stehengebliebenen kleinen deutschen Kampfgruppen und verbreiterte die Bresche bald auf fünfundvierzig Kilometer. Ein Dammrutsch von katastrophalem Ausmass zeichnete sich ab. Würde die Masse der nach Stalingrad wiedererstandenen 6. Armee nun erneut zugrunde gehen, diesmal in der wasserlosen, sandsturmgepeitschten Nogaischen Steppe?

Es erwies sich als unmöglich, die fünfundvierzig Kilometer breite Durchbruchslücke zu schliessen. Die 6. Armee war in zwei Teile zerrissen; eine schwache Südgruppe und eine Nordgruppe kämpften verzweifelt gegen die Überflügelung.

Im Süden sah sich General Angelis' 44. Korps vor schwierigster Lage. Weit überlegener Feind vorn und im Rücken. Auf dem Wege zum unteren Dnjepr lagen fünfzig Kilometer wasserlose Wüste.

Aber jetzt zeigte die Truppe ihren wahren Geist, zeigte, was noch in ihr steckte. Die 4. Gebirgsdivision Generalmajor Brauns spielte den Rammbock für das sich absetzende Korps. Die kleine Panzergruppe der 13. Panzerdivision unter Oberst von Hake verstärkte die Stossgruppe und deckte mit ihren wenigen Panzern die Flanke der Division. Kämpfend ging es dem Dnjepr zu. Südlich anschliessend erfocht sich die Gruppe Becker mit der 370. I. D., Resten der 336. I. D. und rumänischen Regimentern ihren Weg durch die feindlichen Truppen nach Westen. Die nach Süden eindrehende 51. sowjetische Armee wurde von beiden Gruppen durchstossen.

Doch inzwischen war die 2. sowjetische Garde-Armee schon nach Westen vorbeigestossen, und jagte dem Mündungsgebiet des Dnjepr zu. Auch dieser gefährliche Feindriegel wurde wieder aufgeschlagen. Und durch eine Auffangstellung der 4. Gebirgsdivision hindurch zogen Anfang November die Gruppe Becker, die 13. Panzerdivision und die Reste der rumänischen Regimenter. Auf Fähren und einer Schiffsbrücke ging es bei Cherson über den Dnjepr.

Das 44. Armeekorps war gerettet. Neben den Menschen waren auch noch 15'000 Kraftfahrzeuge, ebensoviel bespannte Fahrzeuge und zahlreiche schwere Waffen geborgen. Die bisher grösste sowjetische Durchbruchs- und Verfolgungsoperation des Krieges hatte ihr eigentliches Ziel nicht erreicht. Die 6. Armee konnte ihre Verbände geschlossen und kampfbereit auf die neue Abwehrstellung zwischen Krim und Nikopol zurücknehmen und am Dnjepr eine Front aufbauen.

Aber – und dieses Aber wiegt schwer – die Zugänge zur Krim, die in den letzten Monaten alle Gedanken Hitlers, alle Entscheidungen des OKH bestimmten – sie waren verloren. Die Halbinsel, auf der die 17. Armee stand, war nun von jeder Landverbindung abgeschnitten. Ein Drama, ein schreckliches Drama, nahm seinen Anfang. Der Zeiger der Uhr lief von nun an gegen die 17. Armee.

Durch die überstürzte Entwicklung bei der Südgruppe Hollidts wurde auch den beiden Korps der Nordgruppe vom Feind das Gesetz des Handelns vorgeschrieben. Es erwies sich als unmöglich, die am Nordzugang zur Krim verlorengegangene Verbindung wiederherzustellen. Auch das OKH resignierte. Die Korps der Nordgruppe der 6. Armee klappten ihre Fronten zurück. Ihr Auftrag lautete: vor Nikopol, auf dem Südufer des Dnjepr, durch einen ausgedehnten Brückenkopf das lebenswichtige Mangan-Erzgebiet von Nikopol abzusichern. Aber das war nur die halbe Aufgabe. Hitler hatte mehr im Auge: Ebenso wichtig wie das Erz war für ihn die Hoffnung, aus diesem Frontbalkon heraus sehr bald wieder offensiv werden zu können, gegen die Zugänge zur Krim vorzustoßen, dadurch die zur Dnjepr-Mündung vorgepreschten starken sowjetischen Kräfte abzuschneiden und die Verbindung zur 17. Armee wiederherzustellen.

Ein guter Plan – am Kartentisch! Aber Hoffnungen sind keine Strategie. Und doch waren die nächsten Wochen von dieser Hoffnung erfüllt.

5 Westlich von Nikopol

*Kalmücken gegen Partisanen – ‚Damenwahl‘ für die Armee-
gruppe Schörner – Tschuikows Garde will einen Sieg – Mann
gegen Mann – Schneesturm um Marinskoje – Fünf Meter
Stroh zwischen Krieg und Frieden – Sechzehn Divisionen ret-
ten das nackte Leben – Der Kessel von Nikopol ist geplatzt*

In der ersten Februarhälfte des Jahres 1944 erhielten in einem Städtchen in Niederbayern die Eltern des Gebirgsjägers Gerhard Ertl einen Feldpostbrief ihres Sohnes. Darin steht: «Wisst Ihr, wie weit Nikopol von München entfernt ist? 1‘700 Kilometer! Das steht auf einem Wegweiser, den unsere Artillerie in ihrer Feuerstellung an den Gefechtsstand genagelt hat.» Nikopol – 1‘700 Kilometer ostwärts München!

Da lag das berühmte italienische Kloster Monte Cassino, das gleichfalls in jenen Wochen täglich im Wehrmachtbericht genannt wurde, schon beträchtlich näher. Siebenhundert Kilometer waren es nur von München nach Latium, wo in jenen Februartagen des Jahres 1944 deutsche Fallschirmjäger und Grenadiere den Amerikanern den Weg zu den Alpenpässen sperrten.

Eigentlich hätte der Gebirgsjäger Ertl nach den Zensurbestimmungen nicht schreiben dürfen, dass er im Brückenkopf Nikopol eingesetzt war. Die Zensur hätte es streichen müssen. Doch so genau ging das mit der Zensur Anfang 1944 nicht mehr. Die Eltern wussten es bereits von einem verwundeten Kameraden, und die Bemerkung des Sohnes war nur die Antwort auf eine entsprechende Briefstelle der Mutter.

Kein Wunder, dass sich die Mütter in München, Wien, Düsseldorf, Schwerin, Königsberg, Breslau und Dresden für Nikopol interessierten. Jeder in Deutschland kannte zu Beginn des Jahres 1944 diese sowjetische Stadt des Nickels am Dnjepr. Fing doch in der ersten Januarwoche jeder Wehrmachtbericht mit den Worten an: «Am Brückenkopf Nikopol...»

Im Februar änderte sich der Wortlaut um eine bedeutungsvolle Nuance. Die Wehrmachtberichte begannen jetzt täglich so: Am 4. Februar: «Im Raum von Nikopol kam es gestern...»

Am 5. Februar: «Im Kampfraum von Nikopol verstärkten die Sowjets...»

Am 6. Februar: «Im Raum von Nikopol stehen unsere Divisionen weiter...»

Am 7. Februar: «Im Raum von Nikopol setzte der Feind mit starken Kräften...»

Am 9. Februar: «Von vorbildlichem Kampfgeist erfüllt, wiesen unsere Truppen in schweren Abwehrkämpfen bei Nikopol...»

Am 10. Februar schliesslich: «An der Ostfront scheiterten auch gestern westlich Nikopol...»

Und dann am 11. Februar: «Die Truppen der Ostfront wiesen erneut zahlreiche starke Angriffe der Sowjets im Raum westlich Nikopol und südlich KriwoiRog ab.»

Dann verschwand der Name Nikopol für sieben Tagen aus dem Wehrmachtbericht. Man schwieg über den Brückenkopf am Dnjepr. Was verschwieg man?

Am Morgen des 15. Februar kam am unteren Dnjepr Schneesturm auf. Das Thermometer fiel schnell bis unter 15 Grad. Peitschender Eiswind und Schneefinsternis waren die Kulissen für den letzten Akt des Dramas Nikopol.

Die Brückenkopfstellungen südlich des Dnjepr waren schon seit vierzehn Tagen dahin. Zwar war es den Sowjets nicht gelungen, die deutschen Riegel einzudrücken. In den heftigen Abwehrkämpfen südlich des Stromes hatte vor allem die ostpreussische 24. Panzerdivision durch wuchtige Gegenschläge ihrer gepanzerten Gruppen immer wieder alle kritischen Lagen bereinigt. Die Division hatte hier 290 Panzer, 130 Pak, 60 Geschütze aller Kaliber, 31 Granatwerfer und 25 Flugzeuge vernichtet sowie über 800 Gefangene eingebracht. Ihre eigenen blutigen Verluste zählten 500 Soldaten, unter ihnen ein grossartiger Offizier, der Hamburger Eichenlaubträger Rittmeister Georg Michael.

Aber Tapferkeit allein kann keine Schlacht entscheiden. Ein sowjetischer Stoss der 8. Garde-Armee unter massiertem Einsatz von neun Schützendivisionen und mehreren Panzerbrigaden von Norden her durch die aufgerissene Front der 16. Panzergrenadierdivision in den Rücken des Brückenkopfes, hatte die Lage Ende Januar blitzschnell verändert.

Im Brückenkopf Nikopol führte Ferdinand Schörner. Hitler hatte mit dem General der Gebirgstruppe einen Mann an den gefährlichen Platz gestellt, der für diese Aufgabe wie geschaffen war: 1942 noch Kommandeur der österreichi-

schen 6. Gebirgsdivision, der wir vor Murmansk begegneten; dann Kommandierender General des 19. Gebirgskorps an der Eismeerfront und ab Oktober 1943 schliesslich Führer des altbewährten 40. Panzerkorps, mit dessen Stab er nun seit 25. November als ‚Gruppe Schörner«, auch Armeeabteilung Nikopol genannt, die Abwehr im Brückenkopf führte. Die Generalstäbler kannten den unbequemen Truppenführer. Sein Ruf umschloss höchste persönliche Tapferkeit, Härte und Entschlusskraft, grosse taktische Begabung und das Bekenntnis zu eiserner Disziplin. Er war furchtlos und unerschrocken. Im ersten Weltkrieg stürmte er als junger Leutnant im bayerischen Infanterie-Leibregiment des deutschen Alpenkorps zusammen mit Rommel und dessen württembergischem Gebirgsbataillon die beherrschende Bergfeste Monte Kolowrat – und nahm die Höhe 1114 weit hinter der durchgebrochenen Isonzofront. Er bekam dafür am 24. Oktober 1917 den höchsten Tapferkeitsorden der kaiserlichen Armee, den Pour le mérite. Rommel unterstützte mit seinen württembergischen Jägern den Frontalangriff der Bayern, stürmte das fünfzig Kilometer nordostwärts gelegene Bergmassiv Monte Matajur und erhielt dafür am 27. Oktober den Pour le mérite. Aus den beiden draufgängerischen Leutnants von 1917 wurden zwei hervorragende und kühne Truppenführer des zweiten Weltkriegs.

Schörner hatte seit Ende 1943 mit grosser Umsicht und Tatkraft die Verteidigung im Brückenkopf Nikopol gegen einen weit überlegenen Feind organisiert. Eine schwierige Aufgabe. 120 Kilometer war die Sehnenstellung lang. Keine Tiefe! Zehn bis fünfzehn Kilometer hinter der Front floss der Dnjepr, 600 bis 1'200 Meter breit, davor lag noch die Plavna, die ausgedehnten versumpften Niederungen, in denen es von Partisanen wimmelte.

Diese geheime Truppe in den unzugänglichen Schlupfwinkeln der Sümpfe wäre für die deutsche Front lebensgefährlich geworden, wäre nicht Ende November der Oberwachtmeister Willi Lilienthal, ein Hamburger aus dem Alten Land, mit dem Kalmückenmajor Abuschinow gekommen. Fünf Reiterschwadronen brachte er mit, 1'200 Mann freiwillige Kalmücken aus den Jurtendörfern der Kalmücksteppe. Diese Todfeinde der Russen kämpften seit Sommer 1942 auf deutscher Seite. Aus den weiten Räumen um Elista waren sie mit Weib und Kind im Gefolge der 16. Panzergrenadierdivision mit westwärts gegangen. Es gab keine besseren Kundschafter und keine besseren Partisanenjäger. Sie hielten auch die Franktireure der Plavna im Zaum.

Zwei Korps – das 29. und 4. – waren zu Beginn der Kämpfe unter dem Generalkommando des 40. Panzerkorps zur ‚Gruppe Schörner‘ zusammengefasst. Alles in allem neun Infanteriedivisionen, dazu eine Panzerdivision, die 24., als einzige Eingreifreserve. Später kam noch das 17. Korps General Kreysings dazu. Schörners kluger Chef des Stabes, der damalige Oberst i. G. von Kahlden, war eine ideale Ergänzung für den harten und kompromisslosen Troupier. Schörner hatte sich dem Willen Hitlers gebeugt, die vorgeschobene Frontbastion trotz der schwierigen Lage mit aller Kraft zu verteidigen. Aber als dann die 8. Garde-Armee General Tschuikows am 31. Januar und 1. Februar ihren Todesstoss von Norden her gegen den Rücken des Brückenkopfes führte, zögerte er keinen Augenblick und wartete auf keine Führerentscheidung. Operation ‚Damenwahl‘ wurde ausgelöst.

Das war am 2. Februar und hiess, die Stellungen jenseits des Dnjepr werden entgegen allen Befehlen aus der ‚Wolfsschanze‘ aufgegeben. Die Verbände der Südfront gehen auf den zwei hartbedrängten Brücken von Nikopol und Lepeticha über den Strom und werden dem von Norden anstürmenden 4-Garde-mech.-Korps und anderen Verbänden der 8. sowjetischen Garde-Armee entgegengeworfen.

Die Schlacht stand wieder. In letzter, in allerletzter Minute glückte es auf diese Weise, den sowjetischen Durchstoss zum Dnjepr noch einmal zu verhindern und einen kleinen Korridor zwischen dem Fluss und der Stadt Apostolowo wieder freizukämpfen und offenzuhalten. Daraufhin setzte Schörner sofort seinen Plan für den Ausbruch aus der nur noch einen Spaltbreit offenen Falle gegen alle Einmischungsversuche Hitlers durch. «Kein Zögern!» war seine Parole im Gegensatz zu dem ewig zaudernden Hitler. Und was der General und sein Chef des Stabes zuwege brachten, war eine glänzende und tollkühne Ausbruchsoperation.

Schörner, der ständig vorn bei der Truppe war, wusste genau, was er seinen abgekämpften Verbänden noch zumuten konnte. Diese Fähigkeit ermöglichte es ihm, dem siegessicheren Feind in letzter Minute den letzten Sprung an den Fluss zu verwehren.

Die 3. Gebirgsdivision, von der ‚Gruppe Schörner‘ als erste Division aus der Brückenkopfstellung herausgezogen, wurde zum Flankenschutz westlich Gruschewka eingesetzt. Ihr folgte die 17. Infanteriedivision, die den Abschnitt bis Marinskoje übernahm. Von hier aus traten am 8. Februar die Kampfgruppen Zimmer und Lorch mit Teilen der 17. und 3. Division unter Führung des 4. Korps zum Angriff auf Apostolowo an. Angriffsziel: Bahnlinie mit Bahnhof Tok-Apostolowo. Der Angriff der Gruppe Mieth schlug durch, stellte aber an die Grenadiere und Gebirgsjäger hohe Anforderungen. Besonders an die 17. Infanteriedivision, die tief in den feindlichen Durchbruchraum vorzustossen hatte. Die Grenadiere mussten die Stiefel mit Zeltbahnstreifen umwickeln, um sie nicht im knietiefen Schlamm zu verlieren. Dieser ukrainische Schlamm war von unvorstellbarer Zähigkeit. Nicht einmal zehn Zugferde brachten ein leichtes Pakgeschütz von der Stelle.

Unter unsäglichen Mühen konnte die Deckungsfront am Flaschenhals verstärkt werden. Hinter ihr strebten die Verbände des 17. Korps nach Westen: Die 8. Garde-Armee Tschuikows konnte westlich Apostolowo aufgefangen werden.

Seit dem 10. Februar verlegte die Vorausabteilung Lindenberg der 24. Panzerdivision den über den Verkehrsknotenpunkt Apostolowo vorgedrungenen Russen den Weg, schlug sie sogar in die Stadt zurück. Damit war die Voraussetzung geschaffen, den schmalen Korridor offenzuhalten.

Mit kleinen Kampfgruppen aus den geschwächten Regimentern der 3. Gebirgsdivision, der 97. Jägerdivision, der 17.1. D., und General Bleyers 258. Infanteriedivision gelang es Schörner, die feindlichen Grossangriffe auf die Flanken des winzigen Flaschenhalses immer wieder abzuschlagen. Wütend versuchte Generalleutnant Tschuikow mit seiner 8. Garde-Armee, den deutschen Sperrriegel vor der Nikopoler Falle zu brechen. Vergeblich! Der Sieger von Stalingrad hatte diesmal die Kraft seiner berühmten ehemals 62. Armee überschätzt, die seit Stalingrad als 8. Armee die Fahne und den Titel der Garde führte.

Die Divisionen Schörners lösten sich vom Dnjepr. Während bei dem 4. Korps die 125. Infanteriedivision zur Verstärkung eingeschoben werden konnte, gingen die folgenden Verbände über die Brücke bei Gruschewka und bei Perewiskoje über den Basawluk-Bach. Die Sowjets drängten. Bei Gruschewka war der Übergang nur eine einzige, winzig kleine Brücke. Eine Panik konnte alles gefährden. General Schörner fuhr an den Übergang. Mit Feldgendarmen stand er am 8. Februar am Brückenaufgang. Dann und wann liess er mit leichter Flak über die Köpfe der auf die Brücke zudrängenden Trosse schiessen: eine brutale, aber wirksame Mahnung zur Ordnung.

Die 97. Jägerdivision und vorderste Teile der 24. Panzerdivision hielten in zwischen den westlichen Eckpfeiler des Schlupfloches, Bolschaja Kostromka, in wogenden Kämpfen. Sie schlugen sich Mann gegen Mann mit der blanken Waffe. An der anderen Seite hielten vor allem die Kärntner und Steiermärker der 3. Gebirgsdivision und die Franken der 17. Infanteriedivision. Sie hatten sich trotz aller Widrigkeiten des Geländes und des Wetters zwischen Marinskoje am Dnjepr und Werchne Michailowka festgekrallt. Die niederösterreichische 9. Panzerdivision unter Führung von General Jolasse kam den ausbrechenden Verbänden der ‚Gruppe Schörner‘ von Norden entgegen.

Der Gefreite Bergmann vom Gebirgsjägerregiment 138, der am Morgen des 15. Februar 1944 in beissendem Frost hinter seinem MG liegt, weiss nichts von der grossen Lage. Aber er weiss, dass bei Marinskoje gehalten werden muss, wenn es nicht für die ganze ‚Gruppe Schörner‘ eine Katastrophe geben soll.

Die Sowjets arbeiten sich immer wieder heran. Sie wollen hier durch. Man kann keine zehn Meter weit durch die wogenden Schneeschleier sehen. Gurt auf Gurt jagt Bergmann aus dem Lauf. Plötzlich fällt er zur Seite. Blut pulst aus einer klaffenden Kopfwunde. Der Schütze 2 übernimmt das Gewehr. Feuer nach links, wo Kampflärm vor dem Nachbar-MG ertönt. Jetzt schweigt drüben das MG. «Wenn die überumpelt sind, haben die Roten ein Loch und stossen durch», murmelt der verwundete Bergmann.

«Ich muss sehen, was da los ist», und er kriecht hinüber. Doch auf halbem Wege bleibt er liegen. Das Gesicht auf der Erde. Tot.

Aber Marinskoje, der Eckpfeiler des Durchschlupfes, wird gehalten. Es kann behauptet werden, weil jeder hier sein letztes gibt, wie Bergmann oder der vierundzwanzigjährige Leutnant Holzinger, der mit zwei Sturmgeschützen der Gebirgspanzerjägerabteilung bei Werchne Michailowka neun T 34 abschoss und so den Einbruch einer sowjetischen Panzerbrigade vereitelte.

Abends ziehen die Gebirgsjäger weiter. Die 387.1. D. ist heran und übernimmt die Sicherung zusammen mit der links anschliessenden 125. Infanteriedivision.

Der Schneesturm tobt. Vermummt ziehen sie dahin. Nach der Kompasszahl, weil man die Hand nicht vor Augen sieht Seit zwei Wochen sind sie nun bereits ununterbrochen im Kampf. Sie wanken. Und mancher lässt sich fallen. Aber das heisst Tod. Und so treiben die Kameraden jeden hoch. Im Schneesturm gelangen sie nach Bolschaja Kostromka. Im Schneesturm geraten sie an die sowjetische

Kampfgruppe, die durch die schwachen deutschen Widerstandsnester der 24. Panzerdivision gebrochen ist. Die Schlösser der Gewehre sind eingefroren und lassen sich nicht mehr öffnen. So muss mit dem Seitengewehr gekämpft werden. Wenigstens so lange, bis man im Südwesten die ersten Häuser wieder in Besitz hat. Dann verstummt der Kampf. Auch den Russen gefrieren Waffen und Kampfesmut unter dem Eishauch der Steppe.

Drüben beim II. Bataillon Gebirgsjägerregiment 144 schaffen die 30 Grad Kälte und der Schneesturm sogar einen kuriosen Waffenstillstand: Freund und Feind haben eine Strohmiete ausgemacht. Suchen gleichzeitig Schutz. Entdecken einander. Winken jedoch. «Nix woina!» Die Russen kriechen an der Ostseite, die Deutschen an der Westseite in die Diemen. Fünf Meter Stroh stehen zwischen Krieg und Frieden. Fünf Meter Stroh und ein eisiger Sturm schenken eine friedliche Nacht. Am Morgen gehen beide Gruppen stillschweigend von dannen, jede in ihre Richtung. Um dann wieder kehrt und Krieg zu machen.

In der Nacht vom 15. auf den 16. Februar war es geschafft, man war 'raus aus der Falle von Nikopol. Es war dieselbe Nacht, in der britische Bomberflotten 3'300 Tonnen Bomben auf den Berliner Westen warfen. Aber schon zwei Tage später, am 18. Februar, tauchte Nikopol wieder im deutschen Wehrmachtbericht auf. «In den schweren Kämpfen um Nikopol», hiess es; und dann folgte in der verschleiernenden Sprache militärischer Tagesberichte die Abschlussmeldung über den Verlust des Brückenkopfes.

Was geschehen war, konnte man daraus nicht entnehmen. Besser zeigt das der Bericht des sorgfältigen Kriegstagebuchführers der 6. Armee, Major Dr. Martin Franck. In seiner Zusammenfassung heisst es: «Sechzehn ihrer Divisionen hatten die Masse ihrer Fahrzeuge verloren, ein grosser Teil des Materials der Versorgungstruppen, so insbesondere Bäckerei- und Schlachtereikompanien, Feldküchen und auch viele schwere Waffen, konnte nicht zurückgebracht werden. Die lebendige Kraft der Divisionen dagegen war gerettet worden.»

Was am eindrucksvollsten für die Präzision des Rückzuges spricht, ist jedoch dies: Nicht einen einzigen Verwundeten liess Schörner zurück. Über 1'500 wurden unter schwierigsten Umständen auf Panjefahrzeugen unter dem Schutz der Kosakenschwadron des 40. Panzerkorps abtransportiert und gerettet. Der Ic, Major Kandutsch, fasste seine Gedanken zum Schlussakt von Nikopol in seinem Tagebuch persönlicher. Er schrieb: «Der Kessel ist geplatzt. Schörner verabschiedet sich von uns. Ohne ihn und seinen Chef wären wir alle jetzt wohl auf dem Marsch nach Sibirien. Das wird Schörner keiner von Nikopol vergessen.»

Krisenpunkt Kirowograd – Ein General auf Patrouille – Vier Divisionen eingeschlossen – «Ich breche aus» – Panzer im Breitkeil – Ein beispielhaftes Manöver der 3. Panzerdivision – Die grosse Zange – Olympiasieger Hasse opfert sich – Konjews 67. Panzerbrigade wird gestellt – Rudels gnadenlose Jagd

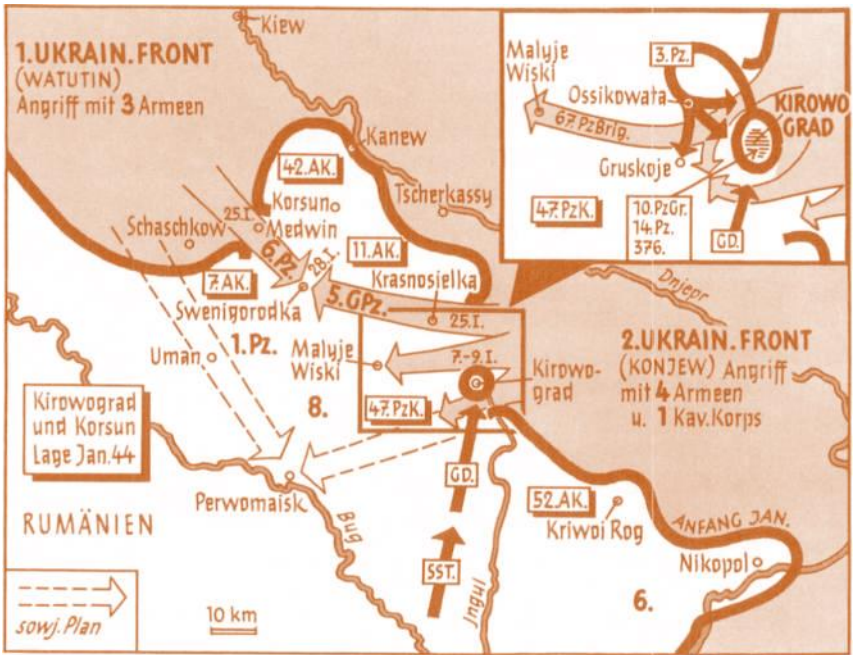
An der Wolga liegt Stalingrad. Am Don begann die deutsche Niederlage. Der Dnjepr aber wurde zur blutigen Wasserscheide des letzten Krieges. Fast auf die Stunde genau, als sich die Armeegruppe Schörner durch das heissumkämpfte Schlupfloch zwischen Apostolowo und Marinskoje retten konnte, ging dreihundert Kilometer nördlich davon, am mittleren Dnjepr, ein anderes Winterdrama zu Ende.

7. Januar 1944, Gefechtsstand der Berliner 3. Panzerdivision in Lelekwka. Hellichter Mittag, aber in der kleinen Bauernkate war es so dunkel, dass der la die Petroleumlampe angezündet hatte. Oberstleutnant i. G. Wilhelm Voss hatte seinen Stuhl dicht an den Ofen gerückt, den Kartentisch vor sich.

Voss hatte zu tun. Der neue Kommandeur der 3. Panzerdivision, General Bayerlein, war tagsüber fast immer vorn bei der Truppe. Er führte nach dem Rezept seiner Lehrmeister Guderian und Rommel. Seit dem frühen Morgen war er wieder mit einem Panzerspähtrupp unterwegs, um die Lage zu klären. «Eine beschissene Lage», wie der General sagte.

Mit zwei mechanisierten Korps, dem 7. und 8., stürmten die Sowjets seit dem 5. Januar nördlich an Kirowograd vorbei über den Ingul-Fluss. Jüngste Meldungen bestätigten auch einen starken Panzerstoss südlich der Stadt. Sollte ihnen jetzt der erfolgreiche Abschluss der schweren Kämpfe gelingen, die seit Mitte Oktober ostwärts und rund um Kirowograd tobten? Heiss genug war es in diesem Frontabschnitt hergegangen. Seit zwei Monaten versuchten die Sowjets hier voranzukommen, nachdem sie im Oktober südlich Kremenschug über den Dnjepr gestossen waren. Doch der entscheidende Durchbruch wollte Konjew nicht gelingen. Im letzten Augenblick warf sich ihm immer wieder irgendein erfahrener Kampfverband aus den alten deutschen Ostdivisionen entgegen. Die 23. Panzerdivision focht hier. Das Panzerregiment von ‚Grossdeutschland‘ bereitete Konjews Panzerbrigaden eine schwere Niederlage. An dem berühmten Montag, dem 18. Oktober, schoss allein der Feldweibel Sepp Rampel von der 11. Kompanie mit seinem ‚Tiger‘, der eigentlich in die Werkstatt sollte, achtzehn Russenpanzer ab. Er bekam dafür das Ritterkreuz; aber ehe es ihm umgehängt werden konnte, fiel er im Kampf um Kirowograd.

Auch die 11. Panzerdivision schlug sich mit List und allen Tricks gegen die sowjetische Übermacht. General von Wietersheim lockte eine russische Panzerbrigade in einen Hinterhalt, den er aus allen verfügbaren Pak und Schadpanzern in einer Balka aufgebaut hatte. Am Eingang lauerte Oberstleutnant Laucherts Panzerregiment 15. Als die sowjetische Brigade in der Falle war, hiess es: Feuer frei! Drei Dutzend Sowjetpanzer hauchten hier ihre stählerne Seele aus.



Treffpunkt Perwomaisk: Die Armeen der ‚1. Ukrainischen Front‘ zielen auf den bessarabischen Bug in den Rücken der 8. Armee. Den zweiten Zangenarm bilden Konjew's Armeen der ‚2. Ukrainischen Front‘. Aber der grosse Plan misslingt. Es kommt nur zur kleinen Lösung, dem Kessel von Korsun.

Auch die sächsische 14. Panzerdivision gab in Kirowo-grad ihre Visitenkarte ab. Die Höhe 190 wurde zur Walstatt der Kampfgruppe Domaschk.

Die Fallschirmjäger der 2. Fallschirmjägerdivision General Ramckes verbrachten hier einen blutigen Dezember und bewährten sich als Feuerwehr. Ein Name der Division hatte in jenen Wochen in Kirowo-grad besonderen Klang: Dr. Schmieder, Chirurg und stellvertretender Chef der 1. Sanitätskompanie. Dieser Doktor hatte einen fast schon legendären Ruf bei den Fallschirmjägern: «Schmieder kriegt dich hin», war ein geflügeltes Wort. Sein ehrenvoller Ruf gründete sich auf die Feststellung: Schmieder bringt jeden Schwerverwundeten weg – und wenn er ihn dem General in den Wagen packen soll.

Kirowo-grad sah alle Tragödien und alles Elend einer grossen Schlacht. Jeder zehnte Ostfrontkrieger kennt Kirowo-grad. Es war einer der Orte, wo sich der Krieg festbiss. Die Deutschen wollten ihn um keinen Preis aufgeben. Konjew aber liess nicht locker. Der grosse Plan des STAWKA trieb ihn unerbittlich an. Dabei waren nicht nur die operativen Gründe massgebend. Er sollte das grosse und bedeutsame westukrainische Industriezentrum Kirowo-grad erobern. Und dabei die vier Divisionen, die in diesem wichtigen Raum lagen, einkesseln.

Um die prekäre Lage zu klären, war General Bayerlein am 7. Januar seit Tagesanbruch mit einem Spähtrupp unterwegs.

12 Uhr. Die weite Schneefläche lag in diesigem Licht. Motorengeräusch. Panzerkettengerassel. Bayerleins Kolonne kam zurück. Der General sprang aus dem Schützenpanzer. Schlug die Arme ein paarmal um den Leib. 20 Grad unter Null waren im kalten Befehlswagen kein Vergnügen. Dann ging er ins Haus zu Voss.

«Es wird ernst», sagte er, beugte sich über die Karte und erläuterte: «Der Russe strömt an Kirowograd vorbei. Hat bereits die Versorgungsstrasse nach Westen durchschnitten. Ich habe so etwas noch nicht gesehen. Ein riesiger Lindwurm von Trossfahrzeugen, zum grossen Teil bespannt, wälzt sich mit den gepanzerten Kolonnen vorwärts.»

Voss nickt. «Genauso habe ich es mir gedacht, Herr General. Die Telefonverbindung zum Korps ist bereits weg. Auch Funkverbindung besteht nicht mehr.»

«Und was hören Sie von den Nachbar-Divisionen?»

«Dieselben Aufklärungsergebnisse, Herr General. Und auch keine Verbindung zum Korps. Es ist kein Zweifel, wir sind bereits eingeschlossen. Die Falle ist zu.»

Ja, die Falle war zu, und drin sassen vier Divisionen – die 3. und 14. Panzerdivision, die 10. Panzergrenadierdivision und die 376. Infanteriedivision.

Bayerlein trat an den Ofen. Er war erst seit zweieinhalb Monaten wieder an der Ostfront. Noch vor der ersten Winterschlacht, auf dem Höhepunkt der deutschen Siege im Osten, war er im Herbst 1941 aus der aufkommenden Winterkälte in die afrikanische Wüstensonne geraten, als Chef des Stabes bei Rommel, im Deutschen Afrika-korps.

So hatte er den berüchtigten russischen Winter 1941/42 nicht erlebt. Und die Rückzüge 1942/43 auch nicht. Der Russen- und Winterschreck steckte ihm also nicht in den Knochen. Und von Rommel brachte er noch jenen Grundsatz mit, dass die Einsichten des Frontbefehlshabers wichtiger sind als papierne Haltebefehle vom grünen Tisch des Führerhauptquartiers.

«Wir müssen 'raus», sagte der General, «Kirowograd klingt mir zu sehr nach Stalingrad.»

«Ich bin auch dafür», nickte Voss; «aber wir haben ja den strikten Führerbefehl, die Stadt unter allen Umständen zu halten.»

Bayerlein winkte ab: «Wenn wir tatenlos hier stehenbleiben, werden wir sie nicht halten. In ein paar Tagen sind wir mit unserer Kampfkraft am Ende; denn wir kriegen doch keine Versorgung 'rein. Und Vorräte haben wir kaum noch. Aber wenn wir die Initiative ergreifen, den Einschliessungsring durchbrechen und von aussen gegen Kirowograd operieren, dann können wir vielleicht noch etwas ausrichten. Noch sind wir dazu in der Lage. Und das ist auch unsere Aufgabe. Denn eine Panzerdivision ist für die bewegliche Kampfführung geschaffen, nicht für die Verteidigung eines festen Platzes.»

Das war der Katechismus der deutschen Panzerführer aus der Schule Guderians. Bayerlein hatte ihn immer praktiziert und war entschlossen, es auch jetzt zu tun. Es kam ihm die glückliche Lage zustatten, nicht fragen zu können, denn es gab im Augenblick keine Verbindung zum Korps oder einer anderen höheren Kommando-stelle. Auch die Fernmeldeverbindungen waren unterbrochen, die Gegenstellen

meldeten sich seit Stunden nicht mehr. Der Urzustand für den Truppenführer war wiederhergestellt.

Damit trat eine interessante Frage ins Blickfeld: Die technische Entwicklung der Nachrichtenmittel bestimmte die Kampfführung des letzten Krieges. In Minuten konnten grosse Führungsentscheidungen auf direktem Wege ausgelöst und übermittelt werden. Die Koordination von Grossverbänden war blitzschnell zu regeln. Wo früher Kuriere und Ordonnanzoffiziere stundenlang durch Nacht und Nebel reiten mussten, um dann doch nicht rechtzeitig anzukommen, genügte jetzt ein verschlüsselter Funkspruch; ein abhörsicheres Gespräch auf der Dezimeterwelle über Hunderte von Kilometern; ein Gedankenaustausch über den Fernschreiber.

Doch neben dem Segen der modernen Nachrichtentechnik steht oft auch ihr Fluch: Der Einmischung weit entfernter Kommandobehörden in die Kampfführung sind seitdem Tür und Tor geöffnet. Dauern kann rückgefragt, gemahnt und ohne Kenntnis der örtlichen Verhältnisse hineinbefohlen werden. So wurde im letzten Krieg auf deutscher und auch auf sowjetischer Seite die Initiative der Kommandeure und Frontbefehlshaber an den kurzen Zügel gelegt. Ein Umstand, der sich gerade in Krisensituationen oft verheerend auswirkte. Stalingrad ist dafür das spektakulärste Exempel; aber es gibt auch noch zahllose andere eindrucksvolle Beispiele. Es konnte daher eine glückliche Stunde sein, wenn Feldfernsprecher und Funkgerät zum Schweigen verurteilt waren und ein Kommandeur in schwerer Lage nur sich selbst fragen konnte, wenn er nur auf die Stimme seines soldatischen Gewissens zu hören brauchte.

General Bayerlein nutzte in Kirowograd eine solche glückliche Stunde. Die anderen Divisionen, mit alterfahrenen Kommandeuren der Ostfront an der Spitze, glaubten, sich ihm nicht anschliessen zu können. Er aber blieb unbeirrt.

Mit General August Schmidt, dem Kommandeur der 10. Panzergrenadierdivision, besprach er seinen Plan und verabredete mit ihm, dass die Regimenter der 10. die Verteidigungsabschnitte der 3. Panzerdivision übernahmen.

Gleich nach der Ausgabe des Mittagessens versammelte Bayerlein seine Offiziere. «Wir brechen heute Nacht aus. Nicht um uns zu retten. Sondern um die Operationsfreiheit wiederzugewinnen», verkündete der General. Begeisterung! Dann wurde die Gefechtsordnung befohlen. Alles ganz unorthodox, direkt an die Kommandeure:

Fünf Kampfgruppen wurden gebildet: A, B, C, D, E. Als Rammbock Gruppe A mit sämtlichen verfügbaren Panzern, der SPW-Kompanie, Pionieren und gepanzerter Artillerie auf Selbstfahrlafette. Dann Kampfgruppe B: Pioniere, Artillerie und Panzergrenadierregiment 3 unter Oberst Wellmann. Es folgten die Nachschubkolonnen und die beschädigten Fahrzeuge im Schlepp. Verwundete bei den Sanitätseinheiten. Schliesslich Kampfgruppe D: das verstärkte Panzergrenadierregiment 394 unter Oberstleutnant Beuermann. Als Nachhut E die Panzeraufklärungsabteilung Major Deichens. Den Flankenschutz besorgten Panzerjäger und Flak auf Selbstfahrlafette. Sammelraum war Lelekowka, ein Vorort von Kirowograd. Zeitpunkt des Ausbruchs: Einbruch der Dunkelheit.

So schnell war die Division noch nie angetreten. Offiziere und Männer waren in Hochstimmung, 17 Uhr 30: Die Division steht. Der Nachrichtenführer setzt

blind den letzten Funkspruch an Korps und Armee ab: «3. Panzerdivision durchbricht den Ring in nordwestlicher Richtung, um Frontlücke zu schliessen und im Rücken des Feindes gegen die eingeschlossene Stadt zu operieren.» Dann befiehlt Bayerlein Funkstille: Ein eventueller Gegenbefehl kann nicht mehr empfangen werden.

Es ist bereits dunkel. Kein Mond. Bewölkter Himmel. Minus 25 Grad. Knirschender Schnee. Flaches, verschneites Land.

Marsch! Panzer im Breitkeil. Kein Licht. Kein Feuer. Kein Schuss. Der General fährt mit seinem Kübelwagen in der Spitzengruppe. Plötzlich Mündungsfeuer beim Feind. Pak! Der Spitzenpanzer wird getroffen. Steht in Flammen. Beleuchtet weithin das Schneefeld. Beleuchtet die anmarschierenden Kolonnen. Und da in der Nacht die Konturen verschwimmen, erscheint alles grösser, mächtiger, umfangreicher: Den Russen muss die 3. Panzerdivision wie eine Geisterarmee erschienen sein. Sie feuern wild und nervös mit allen Waffen und verraten dadurch ihre Stellungen. Die Lukendeckel der Panzer fliegen zu. Angriff!

Die Panzer stossen vor. Gedeckt durch das Feuer der Artillerie. Pioniere und Panzergrenadiere folgen. In wenigen Minuten stehen die vordersten Panzer in den sowjetischen Stellungen, Grenadiere und Pioniere rollen sie auf. Der Widerstand bricht ganz schnell zusammen. Pak und Flak stehen verlassen da. Überall flüchtende Russen. Gefangene sagen später aus, der überraschende Nachtangriff habe durch die magische Beleuchtung den Eindruck eines gigantischen Massensturms von mindestens einem Panzerkorps hervorgerufen und zur Panik bei den sich ganz sicher fühlenden sowjetischen Verbänden geführt.

Als der Morgen graute, war die Division mit geringsten Verlusten – ein Panzer und seine Besatzung – durch die russische Einschliessungsfront. Wladimirowka wurde wieder genommen und die grosse Durchbruchslücke geschlossen. Der General machte mit seiner Division sofort kehrt und trat noch am Vormittag des 8. Januar gegen den Rücken der sowjetischen Einschliessungsfront um Kirowograd auf Ossikowata an.

Wie gefährlich sich inzwischen die Lage zwischen Dnjepr und Bug entwickelt hatte, enthüllt uns in aller Deutlichkeit die Operationskarte des 47. Panzerkorps.

Am 7. Januar hatte General von Vormann seinen vorgeschobenen Gefechtsstand am Nordrand von Kirowograd räumen müssen. Sowjetpanzer standen plötzlich vor der Tür. Man verlegte den Gefechtsstand nach Malyje Wiski, fünfundvierzig Kilometer weiter westlich. Denn der General konnte sein ungewöhnlich starkes Korps von sieben Divisionen – fast schon eine Armee – nicht unmittelbar vorn im Kampfgetümmel der HKL führen. Der breite Frontabschnitt verlangte Übersicht, und die war in Malyje Wiski besser gewährleistet. Der Gefechtsstand lag hier direkt an der Nachschubbahn von Perwomaisk und neben dem grossen Flugplatz der Luftflotte 4, auf dem Oberstleutnant Rudels Stukageschwader ‚Immelmann‘ bereitlag, um an Krisenpunkten unterstützend einzugreifen.

Bei Kerzenlicht sassen in der Nacht vom 8. auf den 9. Januar General von Vormann und sein Chef des Stabes, Oberst Reinhard, über die Karten gebeugt. Die grosse Absicht der Sowjets war mit einem Blick von der Karte abzulesen: Die Armeen der ‚1. Ukrainischen Front‘, der Heeresgruppe Watutin, zielten nach

ihrem Sieg in Kiew und dem Durchbruch im Raum Berditschew Richtung Südosten, auf den bessarabischen Bug, in den Rücken der 8. Armee. Der Durchbruch Konjews bei Kirowograd bildete das Gegenstück zu Watutins Offensive, den zweiten Zangenarm, und zielte gleichfalls auf den Bug. Aber in südwestlicher Richtung. Treffpunkt war der Raum Uman – Perwomaisk. Das war bereits rumänische Grenze.

Gelang dieses grossangelegte Manöver, dann war nicht nur die 8. Armee eingekesselt, sondern ihre Vernichtung musste zwangsläufig Malinowski in die Hand arbeiten, so dass auch für die 6. Armee die Katastrophe unausweichlich würde. Die Vernichtung der 17. Armee auf der Krim war dann unvermeidlich. Das war, was Stalin schon so lange erstrebte: die Vernichtung des deutschen Südflügels, der grosse Sieg.

Beim flackernden Schein der Kerzen erkannten Vormann und sein Chef die drohende Katastrophe. Wie der Durchbruch auf Uman von Nordwesten her gebannt werden konnte, das war Aufgabe der 1. Panzerarmee, deren Oberkommando und Armeetruppen Feldmarschall von Manstein dorthin geworfen hatte. Würde es General Hube schaffen? Mit banger Sorge stellte Vormann diese Frage. Aber wie es auch ausging, für sein 47. Panzerkorps kam es darauf an, den Durchbruch bei Kirowograd abzuriegeln. Eifrig machten Vormann und Reinhard ihre Pläne. Was war jetzt zu tun?

Südlich Kirowograd sah es in diesen Tagen ganz schlecht aus. Die Panzer der Sowjets standen bereits dreissig Kilometer südwestlich der Stadt; nichts war mehr zwischen ihnen und der rumänischen Grenze. Eine Hoffnung gab es nur noch: In Eilmärschen war die Division ‚Grossdeutschland‘ herangeführt worden, hinter ihr Teile der SS-Panzerdivision ‚Totenkopf‘. Sie packten das 18. und 29. sowjetische Panzerkorps in der Flanke und stellten sie zum Kampf. Würden sie die Sowjets doch noch zum Stehen bringen?

Und in Kirowograd selbst? Hier lagen am 8. Januar noch immer eingeschlossen die drei Divisionen: 10. Panzergrenadier-, 14. Panzer- und 376. Infanteriedivision. Ein erneuter Führerbefehl band sie an die Stadt. Sie sollte als ‚fester Platz‘ bis zum letzten verteidigt werden.

So war nur Bayerleins 3. Panzerdivision dank ihres kühnen Ausbruchs verfügbar, um die allerschlimmste Gefahr nördlich Kirowograd zu bannen. Sie musste die beiden durchgebrochenen sowjetischen mech. Korps zerschlagen und dadurch die Rettung der eingeschlossenen deutschen Divisionen ermöglichen. So musste es gehen. Nur so konnte es wirklich gehen.

Befehle. Telefonate. Funksprüche. 2 Uhr nachts war es schon. Da: Mitten in das nächtliche Rechnen und Planen knatterndes Gewehrfeuer und der harte Knall von Panzerkanonen. Die Flak-Batterien des Flugplatzes bellten auf. Panzeralarm. Im Generalkommando des 47. Panzerkorps tat ein prominenter deutscher Sportler

An der Strasse nach Schisdra heben russische Frauen und Mädchen Gräber für deutsche Gefallene aus • Friedhof neben einem Hauptverbandplatz nach ein paar Tagen schwerer Kämpfe im Raum Rschew.





Dienst als Adjutant: Major Hasse, deutscher Turnierreiter und Goldmedaillengewinner auf der Berliner Olympiade 1936.

Als Hasse die Tür zum Kartenzimmer aufriss, blies ein Windzug die Kerze aus. In die Dunkelheit hinein sagte der Major ruhig: «Wir müssen 'raus, Herr General, sowjetische Panzer stehen im Ort. Ich übernehme mit dem Stabspersonal die Verteidigung des Gefechtsstandes.»

Unerschrocken und kaltblütig wie auf dem Parcours setzte Hasse die Schreiber, Melder, Ordonnanzen und die Männer der Korps-Nachrichtenabteilung zur Abwehr ein. Mit Minen, geballten Ladungen und Infanteriewaffen. Panzerbrechende Waffen hatte das Panzerkorps nicht.

Die Russenpanzer rollten mit aufgesessener Infanterie durch den Ort, feuerten in die Häuser, schossen die Fahrzeuge in Brand und nahmen alles, was sie sahen, aufs Korn. Eine ganze Panzerbrigade, es war die 67. des 8. mechanisierten Korps, machte den Ort zum Trümmerhaufen und griff den Flugplatz an.

General von Vormann und sein Gefechtsstab kamen mit Mühe und Not samt den wichtigsten Geheimakten und Lagenkarten aus dem Dorf. Major Hasse opferte sich. Er fiel. Mit ihm der 1. Ordonnanzoffizier, Oberleutnant Becker, und viele Männer der Korps-Nachrichtenabteilung.

Das im modernen Krieg für die Führung so wertvolle und unentbehrliche Nachrichtengerät des Generalkommandos ging bis auf zwei Funkstellen verloren. Bei einer Vermittlungsstelle der 8. Armee in Nowo Mirgorod mussten General von Vormann und seine Führungsstaffel zunächst unterkriechen, bis die wichtigsten Fernmeldemittel wieder verfügbar waren, um in der krisenreichen Zeit die gerade anlaufenden entscheidenden Operationen behelfsmässig führen zu können.

Die sowjetische Gespensterbrigade trieb zwar noch einige Zeit ihr gefährliches Unwesen hinter der Front. Trotz all dieser verhängnisvollen Ereignisse aber glückte Vormanns Plan. In kühnen Angriffen packte Bayerlein zunächst das 7., später das 8. mech. Korps, fesselte die Sowjets in örtlichen Kämpfen, stoppte dadurch ihren weiteren Stoss nach Westen und brachte den in Kirowograd – Lelekowka eingeschlossenen drei deutschen Divisionen die bitternotwendige Entlastung.

Vierundzwanzig Stunden später konnte Hitler die Zustimmung abgerungen werden, der Gruppe Lelekowka Bewegungsfreiheit zu geben. Es gelang nach einem kühn geführten Gegenangriff, die drei Divisionen in der Nacht vom 9. zum 10. Januar ohne weitere Verluste über den Ingul-Fluss in den Raum westlich Gruskoje zurückzunehmen. Sie bildeten dort eine starke Barriere mit Anschluss links an die 3. Panzerdivision und rechts an die Panzergrenadierdivision ‚Grossdeutschland‘. Denn auch General Hoemleins Regimente hatten Vormanns Hoffnung nicht enttäuscht. Die altbewährten und kampferprobten Verbände hatten zusammen mit der 3. SS-Panzerdivision ‚Totenkopf‘ den Feind südlich Kirowograd zum Stehen gebracht. Die Gefahr war gebannt.

Und der Raid von Konjews 67. Panzerbrigade? Was richteten die Kampfgrup-

pen aus Rotmistrows berühmter Garde-Panzerarmee aus, die Wegbereiter für das so kühn geplante Treffen der Sowjets am Bug sein sollten? Sie wurden im Hinterland in harten Kämpfen von Jagdkommandos des 47. Panzerkorps gestellt. Viele ihrer T 34 wurden ein Opfer des gefürchtetsten ‚Panzerschützen der Luftwaffe‘ Oberstleutnant Rudel. Mit seiner Panzerstaffel hetzte er die Sowjets über die Schneefelder zwischen Malyje Wiski und Gruskoje. Panzer um Panzer wurde ein Opfer der gnadenlosen Jagd. Was Rudel und seine Staffelm Kameraden nicht selber fingen, trieben sie den Panzerjagdkommandos des 47. Panzerkorps vor die Rohre. Keiner kam davon.

Es war ein ganz grosser Abwehrerfolg, den General von Vormann in den krisenreichen Januartagen des Jahres 1944 bei Kirowograd errang. Die Russen erreichten ihr Ziel nicht, die 8. Armee einzuschliessen und damit die Voraussetzung zur Vernichtung des deutschen Südflügels zu schaffen. Wagemutige und bewegliche Kampfführung mit zwar ausgebluteten, aber entschlossenen Divisionen hatte dem Feind in offensiv geführter Abwehr hohe Verluste zugefügt und seinen Siegeszug gestoppt, Stalins Plan vereitelt. Militärisch richtiges Handeln eines Generals aufgrund der richtig beurteilten Lage, entgegen einem ausdrücklichen Führerbefehl, stand am Anfang. Als sich der Erfolg des Ausbruchs der 3. Panzerdivision aus dem Kessel von Kirowograd abzeichnete, wurden Bayerlein und seine Regimenter im Wehrmachtbericht gelobt. Freilich, eine Auszeichnung gab es vorerst nicht. Ein Orden für erfolgreichen Ungehorsam – das ging Hitler gegen den Strich. Vier Monate später wurde Bayerlein jedoch die damals am besten ausgestattete Panzerdivision, die ‚Panzer-Lehr‘, anvertraut.

Zwei Wochen lang hatte der deutsche Wehrmachtsbericht tagtäglich den Kampfraum Kirowograd genannt. Immer in Verbindung mit schweren Kämpfen, mit grossen Gefahren und blutigen Krisen. Jetzt verschwand er aus der amtlichen Chronik des Krieges. Ein anderer Name tauchte auf. Fast täglich begann der Wehrmachtbericht mit den Worten: «Südwestlich Tscherkassy.» Südwestlich Tscherkassy – das war rund fünfzig Kilometer nördlich von Kirowograd.

Der Name hatte gewechselt, der Kampfraum sich verschoben, aber den Sowjets ging es noch immer um dasselbe Ziel: die Zerschlagung der 8. deutschen Armee.

Die russische Führung hatte diesen Plan nach der Schlappe von Kirowograd nicht aufgegeben. Sie verfolgte ihr Ziel weiter; zwar nicht mehr in Gestalt der ganz grossen strategischen Umfassung mit Treffpunkt Uman – Perwomaisk, sondern im kleineren Rahmen: Den weit nach Osten ragenden Frontbogen der 8. Armee, dessen Spitze bei Kanew und südostwärts Korsun noch am Dnjepr lag, wollten die Russen abschneiden. Dieser Frontbalkon war den Sowjets im Wege. Er trennte wie ein Keil die beiden sowjetischen Heeresgruppen Watutin und Konjew und war eine ständige Gefahr für deren Flanken.

Gerade deshalb beharrte Hitler auch darauf, ihn zu halten, und krallte sich an diesem letzten Stückchen Dnjepr fest. Er wollte aus dieser günstigen Position bei erster Gelegenheit wieder auf das nur sechzig Kilometer entfernte Kiew stossen und die Verteidigung am Dnjepr wiederherstellen. Rund hundert Kilometer war dieser Frontbalkon tief, bei einer Bogensehne von zirka einhundertdreissig Kilometer. Also ein Gebiet von 13'000 Quadratkilometer, fast die Grösse Schleswig-Holsteins.

Zwei Korps verteidigten diesen gefährlichen Frontvorsprung: das 11. Armeekorps unter General Stemmermann und das 42. Armeekorps unter Generalleutnant Lieb, insgesamt sechseinhalb Divisionen mit rund 56'000 Mann.

Der deutschen Führung blieb die sowjetische Absicht kein Geheimnis. Gewaltsame Erkundungen der 3. Panzerdivision hatten bereits am 24. Januar die mächtigen Feindmassierungen bei Krasnosielka, fünfzig Kilometer nördlich von der Stadt Kirowograd, festgestellt. Freilich, was Konjew hier wirklich alles massiert hatte, war im Einzelnen nicht zu erkennen: Vier Armeen und ein Kavalleriekorps hatte er am Nordflügel der 8. Armee vor der Front von General Stemmermanns Korps versammelt.

Siebenter Teil

Die Katastrophen am Südflügel

1

Tscherkassy

56'000 Mann auf verlorenem Posten – Bei Swenigorodka klappt die Falle zu – Armeegeneral Konjew folgenschwerer Irrtum – Einsatzgruppe West nimmt Lissjanka – Unheilvolle Höhe 239 – Noch neun Kilometer bis zur Kesselfront – «Parole Freiheit, Ziel Lissjanka, 23 Uhr» – Zwischen Dschurschenzy und Potschapinzy wartet die Hölle – Massaker vor der Höhe 222 – Drama am Gniloi Tikitsch – Der Tod des Kommandierenden Generals – Bilanz einer Schlacht

Am 25. Januar greift Konjew an. Nach einer schweren Trommelfeuer stürmt die sowjetische Garde. General Ryschows 4. Garde-Armee soll die erste Bresche schlagen. Doch die deutsche Abwehr ist auf der Hut. Die Infanterie hält. Das Vernichtungsfeuer starker deutscher Artilleriemassierungen zwingt die Regimenter Ryschows zu Boden.

Vorzeitiger, als er es eigentlich geplant hat, muss Konjew seine Panzerelite einsetzen: Generaloberst Rotmistrows berühmte 5. Garde-Panzerarmee. Aber auch die Helden von Prochorowka haben diesmal kein Glück. Im Feuer der schweren deutschen Pak und der Langrohr-Kanonen der ‚Panther‘-Abteilungen bleibt Rotmistrows Attacke liegen.

Doch die Freude auf deutscher Seite dauert nicht lange. Als sich die Schlacht schon der hereinbrechenden Nacht beugt, weicht der rechte Flügel der hessischen 389. Infanteriedivision doch noch vor den bohrenden Angriffen von Rotmistrows Panzerbrigaden.

Der Kriegsgott entschied für Konjew. Der Armeegeneral erkannte die Chance, warf neue Kräfte in die Lücke. Stemmermann konterte und riegelte mit zwei Panzerdivisionen den Einbruch ab. Begradigte seine Front. Bekam dadurch die bayerische 57. Infanteriedivision von General Trowitz frei. Und warf sie gegen den Feind.

Kapitanowka hiess der Brennpunkt der Schlacht am linken Armeeflügel. Hier kamen die schlesische 11. und die mitteldeutsche 14. Panzerdivision am 26. Januar noch einmal zu einem Erfolg. Aber ihre zahlenmässig schwachen Panzergrenadierregimenter reichten nicht mehr aus, den Abschnitt zu halten.

Eine dramatische Massnahme Konjews bestimmte den weiteren Verlauf der Schlacht. Dazu berichtet General von Vormann: «Ohne jede Rücksicht auf Verluste – in des Wortes wahrstem Sinne – fluteten in den Mittagsstunden rote Mas-

sen an den aus allen Rohren feuern den deutschen Panzern vorbei nach Westen. Ein verblüffendes, in seiner Dramatik erschütterndes Bild! Es passt wirklich kein anderer Vergleich: Der Damm war gebrochen, und die grosse Flut stürzte sich in das flache Land, vorbei an unseren Panzern, die, von wenigen Grenadiern umgeben, wie Felsen aus der Brandung ragten. Die Verblüffung wuchs noch, als in den Nachmittagsstunden mitten durch unser Sperrfeuer hindurch geschlossene Kavallerieverbände von drei Divisionen nach Westen galoppierten. Ein längst vergessener, unwahrscheinlich wirkender Anblick.»

Das ist eine glänzende Schilderung, mit der der treffliche und kampferprobte General von Vormann die Dramatik der Lage genau trifft.

Die Front bei Kapitanowka war durchbrochen. Doch eine Katastrophe kommt selten allein. Die Sorge, die sich alle Frontbefehlshaber in den ersten Januar tagen um den zweiten russischen Zangenarm gemacht hatten, der von Kiew über Belaja Zerkow mit starken Teilen der „1. Ukrainischen Front« nach Südosten griff, wurde immer dramatischer: Drei sowjetische Armeen, darunter die 6. Panzerarmee General Krawtschenkos durchbrachen auf der Westseite des deutschen Frontbalkons bei der 1. Panzerarmee die dünne deutsche Abwehrfront des 7. Korps.

Die bayerische 88. und die baden-württembergische 198. Infanteriedivision warfen sich den sowjetischen Panzerrudeln entgegen. Wurden zerschlagen. Eine breite Frontlücke klaffte auf. Reserven, die Lücke zu schliessen, waren nicht mehr da. Ungehindert marschierten die roten Divisionen nach Südosten, General Konjew Nord-West-Stoss genau entgegen. Hundert Kilometer lagen nur zwischen ihren Spitzen. Gar nichts für einen Panzerverband. Trafen sie sich, war die Falle hinter den beiden deutschen Korps im Frontbalkon von Kanew zu.

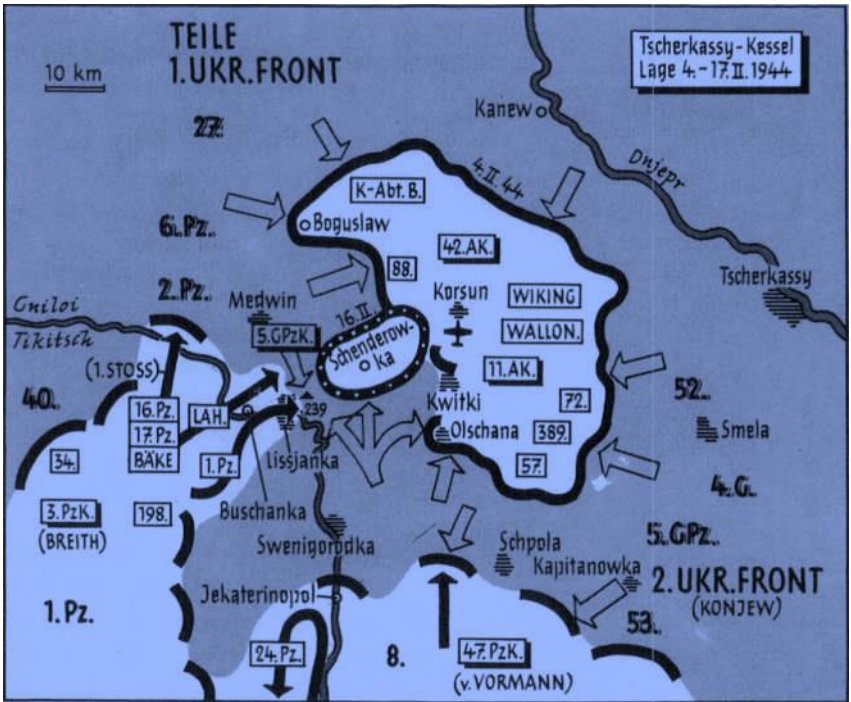
Sie trafen sich! Die Besatzungen von Krawtschenkows und Rotmistrovs Panzern reichten sich am 28. Januar bei Swenigorodka die Hand. Die verhängnisvolle Kesselschlacht von Tscherkassy zog herauf.

Wieder einmal war den Sowjets damit das Rezept von Stalingrad geglückt. In einer doppelten Umfassung war der noch weit nach Osten bis an den Dnjepr vorgestreckte deutsche Frontbalkon von Kanew abgeknipt. Das 42. und 11. Korps mit sechs Divisionen und einer selbständigen Brigade waren eingeschlossen und ausmanövriert. Ein Leck von hundert Kilometer Breite war auf diese Weise in die deutsche Front gerissen. Durch dieses Leck konnte sich die rote Flut nach Rumänien wälzen, denn es gab keinen Damm mehr bis zur rumänischen Grenze.

Damit bot sich der sowjetischen Führung die gleiche Chance, die sie sich drei Wochen zuvor schon einmal bei Kirowograd geschaffen hatte, die ihr aber durch General von Vormanns 47. Panzerkorps und die tapfer kämpfenden Divisionen der 8. Armee wieder entwunden worden war. Würde das sowjetische Oberkommando diesmal zum Zuge kommen? «Was wird der Russe machen?» fragte Manstein, als er am 28. Januar abends bei Uman seine Kommandeure um sich versammelt hatte, «beisst er sich am Kessel fest, oder rollt er weiter?»

«Was wird der Russe machen?» fragte auch der Kommandierende des 47. Panzerkorps, von Vormann, in Nowo Mirgorod seinen Stabschef Reinhard.

«Konjew hat eine riesige Zahl von Grossverbänden parat. Lässt er den Kessel einfach gut bewacht liegen und stösst mit allem, was er freimachen kann, an den



Sechseinhalb Divisionen sind im Kessel von Korsun, auch Kessel von Tscherkassy genannt, eingeschlossen. Mit aller Kraft versucht das deutsche Oberkommando, sie wieder freizuschlagen. Bis auf zehn Kilometer boxt sich das 3. Panzerkorps an den Einschliessungsring des nach Westen gedrehten Kessels.

Bug? So, wie es Jeremenko bei Stalingrad machte, als er 1942 an der Wolga-Metro-pole vorbei zum Don jagte?»

Strategisch gesehen bot sich der Weiterstoss durch die hundert Kilometer breite Lücke in einen völlig unverteidigten Raum zwingend an. Es war die kühne weiträumige Operation, die zur Vernichtung des deutschen Südflügels führen musste. Es gab eigentlich keine Alternative, wenn Konjew und der Koordinator des grossen Hauptquartiers, Marschall Schukow, die Lage vor der ‚2. Ukrainischen Front‘ richtig beurteilten.

Aber konnte man sie überhaupt falsch beurteilen? Konnte man die katastrophale Lage der Deutschen übersehen? Wenn der Ruf der Partisanenorganisation auch nur halbwegs berechtigt war, dann musste das sowjetische Hauptquartier von seinen Kundschaftern ins Bild gesetzt worden sein. Und spätestens vom 28. Januar ab konnten es die sowjetischen Truppenführer an Ort und Stelle von ihrer Bevölkerung hinter dem Kessel selbst erfahren, dass weithin keine durchgehende deutsche Front mehr vorhanden war. Als sich im Sommer 1941 die Sowjets genau in einer solchen Lage befunden hatten, waren Guderian, Hoth und Kleist zu ihrer grossen vernichtenden Umfassungsoption angetreten und hatten die Rote

Armee im europäischen Russland zerschlagen. Würde dieses Gesetz jetzt die Deutschen treffen? Nein, das sowjetische Oberkommando nutzte die Chance zu einer weiträumigen, kühnen und entscheidungsträchtigen Operation nicht.

Es gibt bis heute noch keine befriedigende Antwort, warum der STAWKA, insbesondere aber Marschall Schukow und Armeegeneral Konjew diese einmalige Gelegenheit vorbeigehen liessen, die deutsche Südfront noch im Winter 1943/44 westlich des Dnjepr zu zerschlagen. Überschätzten sie noch die deutsche Kraft? Oder beurteilten sie die Lage im Kessel falsch? Wie es auch gewesen sein mag: Auf jeden Fall wählten Konjew und Schukow die kleine Lösung und konzentrierten ihre ganze Kraft von sechs, später sogar sieben Armeen, darunter zwei hervorragende Panzerarmeen und verschiedene selbständige Panzerkorps, auf die Liquidierung der eingeschlossenen sechseinhalb deutschen Divisionen.

Der Aufwand war überwältigend und ist nur zu verstehen, wenn man davon ausgeht, dass auf sowjetischer Seite ein völlig falsches Bild von der deutschen Kräfterlage im Kessel bestand. Es spricht alles dafür, dass die sowjetische Operationsführung auf einem simplen aber grotesken Irrtum beruhte. Die Sowjets glaubten nämlich, die Masse der 8. Armee, vor allem auch ihre Panzerkräfte samt Armeeoberkommando eingekesselt zu haben. Diese Meinung belegt ein Gespräch, das Oberst Kalinow, damals Generalstabsoffizier der VI. Abteilung im Generalstab der Roten Armee, am 3. Februar mit dem Kommandanten von Konjews Befehlzug, Oberst Kwatsch, hatte.

Kwatsch sagte zu Kalinow: «Die 8. deutsche Armee unter General Wöhler ist im Kessel bei Kanew eingeschlossen. Sie umfasst nicht weniger als neun der besten motorisierten Divisionen der Wehrmacht sowie eine Division der Waffen-SS und die motorisierte Brigade ‚Wallonie‘. Ein neues Stalingrad bereitet sich vor.»

Interessant! Aber Kalinow sprach nicht nur mit Kwatsch, er hatte auch ein Gespräch mit Konjew selbst. Und der Armeegeneral bestätigte die Angaben seines Stabskommandanten. «Dieses Mal ist es soweit», sagte Konjew, «ich habe die Deutschen in der Zange und lasse sie nicht wieder entweichen.» Es ist kein Zweifel möglich: Konjew glaubte, die gesamte 8. Armee samt Oberbefehlshaber mit zehneinhalb Divisionen im Kessel zu haben. Er schätzte die Zahl der Eingeschlossenen also auf über 100'000 Mann. Aus dieser Milchmädchenrechnung resultierten dann all die Zahlenangaben, über Verluste und Gefangene, die bis in die jüngste Zeit hinein auch in Deutschland unbesehen publiziert werden.

Eine Ursache für Konjews Irrtum war sehr wahrscheinlich die 112.1. D. Sie trug der Tarnung halber die Bezeichnung ‚Korpsabteilung B‘ und war aus Teilen von drei zerschlagenen Infanteriedivisionen gebildet worden. Unter dem Stab der 112.1. D. waren als ‚Divisionsgruppen‘ die Reste der schlesischen 332., der sächsischen 255. und der saarpfälzischen 112. Infanteriedivision zusammengefasst. Die Kampfstärke entsprach einer Infanteriedivision. Die ‚Korpsabteilung B‘ wurde von Oberst Fouquet geführt.

Eine weitere Quelle des sowjetischen Irrtums war wohl die Tatsache, dass sich im Kessel auch Gruppen des schlesischen Grenadierregiments 417 mit Teilen des Pionierbataillons der 168.1. D. sowie des bayerischen Grenadierregiments 331

der 167.1. D. befanden. Auch das Panzergrenadierregiment 108 von der 14. Panzerdivision sowie ein Bataillon der schlesischen 213. Sicherungsdivision und das Skibataillon der 323. Infanteriedivision waren im Kessel im Verband der dort kämpfenden Divisionen eingesetzt. Die sowjetischen Kommandobehörden hatten bei der Registrierung von Gefangenen dieser Einheiten auf die Anwesenheit ihrer Divisionen geschlossen.

Aber woher auch immer der Irrtum kam, die Russen traten jedenfalls mit einer gewaltigen Streitmacht, mit der Masse von zwei Heeresgruppen, gegen ‚ihr neues Stalingrad‘ an. Die Befehlsführung wurde in die Hand von Armeegeneral Konjew gelegt, dem Oberbefehlshaber der ‚2 Ukrainischen Front‘.

Der deutschen Führung blieb das übervorsichtige Operieren der Russen nicht lange verborgen. Am 31. Januar fing der Horchzug vom 47. Panzerkorps den Funkspruch eines sowjetischen Pionierkommandeurs aus Sclipola auf. Der redselige Pionierführer des 20. sowjetischen Panzerkorps berichtete seiner Armee über den Ausbau seiner Minenfelder. Minenfelder!

Das bedeutete: Die durchgebrochenen Russen richteten sich am Südrand des Kessels zur Abwehr ein, obwohl dort zunächst niemand war, gegen den man sich hätte verteidigen müssen. Lag doch die Rückfront des Kessels noch vollkommen offen da.

Freilich, man muss Konjew zugute halten, dass er nicht damit rechnen konnte, dass die deutschen Divisionen am Dnjepr stehenbleiben würden. Das Logische wäre gewesen, dass sie sofort kehrt machten, um den Anschluss an das 47. Panzerkorps wieder zu erkämpfen. Aber Hitler belegte die Logik mit dem Bannfluch eines neuen Haltebefehls. Lieb und Stemmermann, die beiden Kommandierenden Generale im Kessel, bekamen Befehl, mit ihren hart mitgenommenen sechs Divisionen nicht nur ihren gesamten bisherigen Stellungsbogen von dreihundert Kilometer unter allen Umständen weiter zu halten, sondern auch noch den Rücken mit einer neuen Front abzusichern. Einigeln und halten! Hitlers Rezept von Stalingrad. Wie er dort nicht von der Wolga hatte weichen wollen, so krallte er sich jetzt an das letzte Stückchen Dnjepr. Denn er wollte seinen Plan nicht aufgeben, den Kannewer Bogen zu gegebener Zeit als Ausgangsbasis für eine neue Operation auf Kiew zu benutzen. Die Realitäten? Er wollte sich dem Gesetz der Wirklichkeit nicht beugen. «Die Wirklichkeit bin ich» könnte man ihm als Denkmaxime unterstellen.

Man bedenke, was dieser Haltebefehl bedeutete: General der Artillerie Stemmermann, der ab 31. Januar den Oberbefehl im Kessel führte, sollte aus seiner überdehnten dreihundert Kilometer breiten Front blitzschnell zur Abdeckung seiner offenen Rückenfront eine neue Südfront von hundert Kilometer aufbauen. Normalerweise hätte das bei Lage der Dinge nicht gelingen dürfen. Aber es gelang! Dank der russischen Zaghaftheit.

Am 1. Februar heulte der Schneesturm über das vereiste Land zwischen Dnjepr und Bug. Die Ukraine lag noch in tiefem Winter mit 15 Grad Minus und 60 Zentimeter Schnee. In der Frontlücke ostwärts von Uman wurde die Aufklärungsabteilung der 1. Panzerdivision auf offener Strecke ausgeladen, um die schwachen

Sperrabteilungen der 198. Infanteriedivision zu verstärken. Die Nachschubkolonnen im Kessel preschten mit Schlitten von Kampfgruppe zu Kampfgruppe. Die sowjetische Luftwaffe verhielt sich ruhig, sie war durch das schlechte Wetter auf ihren Plätzen festgenagelt. Freilich, die eigene Luftversorgung kam zunächst auch nur spärlich herein; aber das nahm man in Kauf für dieses Wetter, bei dem es sich gut verteidigen liess und schnelle Rochaden möglich waren. «Hoffentlich bleibt es so», beteten Stäbe und Landser.

Doch in der Nacht zum 2. Februar schlug die Witterung entgegen aller Hoffnung um. Es taute. Und auf dem föhlig warmen Wind ritt die Rasputiza ins Land der schwarzen Erde. Rasputiza-der Frühlingsschlamm, die ukrainische Wegelosigkeit, die Zeit, da alles in einem Meer von zähflüssigem Schlamm versinkt und der Bauer sich auf den Ofen zurückzieht. Doch Stemmermanns Soldaten konnten nicht auf die Öfen kriechen. Sie mussten marschieren, Stellungswechsel machen, eingebrochene feindliche Verbände zurückschlagen. Und alles bei knietiefem schwarzem Brei. Er zog den Soldaten die Stiefel aus. Riss den Schützenpanzerwagen und Zugmaschinen die Ketten ab. Liess die Pferde versinken. Kein Rad drehte sich. Nur die Panzer und Sturmgeschütze der 5. SS-Panzer Grenadierdivision ‚Wiking‘ kamen noch durch den Morast; allerdings höchstens mit vier bis fünf Kilometer Stunden-tempo. Und das bei verschwenderischem Spritverbrauch. Um das Unglück vollzumachen, schlich nachts der Frost übers Land. Betonierte die Panzer im tiefen hartgefrorenen Schlamm ein. Mit der Lötlampe mussten sie morgens herausgetaut werden!

Trotzdem gruppierte Stemmermann ständig um. Fing die russischen Angriffe im Westen und Südosten auf. Verkürzte die Fronten. Machte Kräfte frei. Warf sie an die Krisenpunkte. Das 42. Korps gab den Dnjepr auf. Zog im Norden die Fühler ein. Im Südosten nahm das 11. Korps Schritt für Schritt die Hauptkampflinie zurück. Auf diese Weise wurde hier ein Bataillon eingespart, um einen gefährdeten Abschnitt zu verstärken, dort eine Kampfgruppe frei, um ein Loch zu stopfen.

Wichtig war nur eins: Der Zusammenhang als Front musste gewahrt und der Mittelpunkt des Kessels, das Dorf Korsun mit seinem Feldflugplatz, solange wie möglich gehalten werden. Um diesen Brennpunkt Korsun ging die Schlacht der ersten zwölf Tage. Deshalb haben die Russen recht, wenn sie vom ‚Kessel von Korsun‘ sprechen. Die Bezeichnung ‚Kessel von Tscherkassy‘ wurde im deutschen Wehrmachtbericht geprägt und ist eigentlich nicht ganz zutreffend.

So stemmten sich 56'000 Mann, Bayern, Hessen, Franken, Österreicher, Sachsen, Saarpfälzer sowie Belgier, Holländer und Skandinavier aus den Freiwilligenregimentern der Waffen-SS gegen ein halbes Dutzend anstürmende russische Armeen.

Stalingrad war die Katastrophe des ‚Zuwenig und Zuspät‘ gewesen. Zu lange hatte man im November 1942 mit den Vorbereitungen zur Befreiung gewartet, und zu wenig Kräfte hatte das Oberkommando schliesslich zum Entsatzangriff zur Verfügung gestellt. Daraus hatten nicht nur die Frontoberkommandos, sondern auch das Führerhauptquartier gelernt. Im Falle Tscherkassy-Korsun reagierte Hitler deshalb sehr schnell und gab Feldmarschall von Manstein sofort nach der Einschliessung die Genehmigung, zwei starke Panzergruppen zusammenzuziehen,

die den durch die Front gebrochenen Feind vernichten und den Anschluss an die Korsuner Gruppe wiederherstellen sollten.

Neun Panzerdivisionen wollte Hitler ansetzen. Zusammengefasst im 3. Und 47. Panzerkorps, von zwei bewährten Kommandeuren geführt, den Generalen Breith und von Vormann. Hervorragende Verbände waren unter der Einsatzgruppe. Vollausrüstete und grosskampferfahrene Divisionen, von denen es jede mit einem sowjetischen Panzerkorps aufnehmen konnte. So die 1. Panzerdivision, die 16. Panzerdivision, die 1. SS-Panzerdivision „Leibstandarte Adolf Hitler“.

Der Einsatzplan war kühn und weitblickend. Manstein wollte nicht nur den Kessel freischlagen, sondern die durchgebrochenen starken Feindkräfte in einem Zangengriff vernichten. Mit einem Panzerschlag Guderianschen Rezepts sollten die Sowjets nördlich Swenigorodka aufgefangen, Konjew geschlagen, die eingeschlossenen Divisionen befreit und die riesige Lücke zwischen 1. Panzerarmee und 8. Armee wieder geschlossen werden. Ein guter Plan. Die Oberbefehlshaber schöpften Hoffnung. Und die Kommandeure und Soldaten im Kessel waren guten Mutes. Ihr Durchhaltewille wurde bestärkt durch die Hoffnung, nur fünf bis zehn Tage aushalten zu müssen, bis die grossen Operationen anliefen.

Aber was nützten die kategorischen Funksprüche des Führerhauptquartiers an Armeen und Korps? Zwischen Dnjepr und Bug befehligte ein anderer, stärkerer Feldherr als Hitler. Seine Orders hatten auf dem ukrainischen Schlachtfeld mehr Gültigkeit als die Befehle des ruhelosen Geistes im Rastenburger Forst: Rasputiza regierte, der gewaltige Frühjahrsschlamm. Und alle Pläne, alle Tapferkeit nützten nichts, wenn der Schlamm die Soldaten festhielt, die Kanonen versinken liess, die Schützenpanzer hilflos machte. Wie sollte man da marschieren? Aber man musste marschieren; denn die meisten Panzerdivisionen mussten aus fernen Fronten herausgezogen und strahlenförmig an den Korsuner Bogen herangeführt werden.

Wie das vor sich ging, kann man nicht nur sehr drastisch in den Truppen geschichten der 1., 14. und 16. Panzerdivision nachlesen, sondern es wird auch exemplarisch durch den Marsch der 24. Panzerdivision demonstriert. Die Division war am Jahresbeginn 1944 im Kampfraum Apostolowo-Nikopol Schömers einzige intakte und schnelle Reserve, das gepanzerte Rückgrat der Armeeabteilung Nikopol. Die drohende Katastrophe von Korsun lenkte Hitlers Blick auf diesen kampfkraftigen Verband. Er entschloss sich, die Division Schörner wegzunehmen und nach Norden zu werfen — dreihundert Kilometer von Apostolowo entfernt! Hier sollte sie Speerspitze werden, Rammbock für den Einsatzangriff des 47. Panzerkorps.

Fieberhaft wartete General von Vormann auf seinen «Dampfhammer». Er flog im Storch den Marschweg ab. Endlich sah er die Regimenter der altbewährten ostpreussischen Division unter sich. Aber es war keine Strasse, es war ein Schlammbett, durch das sich Panzer, Fahrzeuge und Grenadiere vorwärtsarbeiteten. Die Kolonnen sassen am Tage fest und nutzten die wenigen kalten Nachtstunden, in denen der Schlamm festfror, um voranzukommen. Die Panzer dienten als Zugmaschinen.

Unermüdlich würgten sich die Kolonnen Kilometer um Kilometer nach Norden. Angetrieben von ihren Offizieren, denen der Divisionskommandeur Freiherr von

Edelsheim jeden Abend in der Lagebesprechung vor Augen führte, dass das Schicksal von 56'000 Soldaten im Korsuner Kessel vom Marschtempo der 24. Panzerdivision abhing. Und die Nachfahren der alten ostpreussischen 1. Kavalleriedivision schafften es. Am 3. Februar abends meldete General von Edelsheim seine Division für den 4. Februar morgens mit den vordersten Teilen seiner Panzergruppe angriffsbereit. Ihre Spitzen standen bereits hart südlich Swenigorodka, wo sich die Russen vor fünf Tagen die Hand gereicht und den Kessel geschlossen hatten. Vor sich Rotmistrows 20. Panzerkorps, kein unüberwindlicher Gegner für die Ostpreussen.

Vormanns Plan war klar und einfach. Edelsheims Vierundzwanzigste sollte am Morgen des 4. Februar durch die Russen stossen und die seit Tagen im Kampf stehenden Kampfgruppen der übrigen vier Divisionen des Korps, die teilweise noch weiter ostwärts in der Abwehr gebunden waren, etappenweise mit vorreissen. Die Sache schien angesichts des weit auseinandergezogenen Gegners narrensicher und musste nach menschlichem Ermessen gelingen. Aber es kam anders.

In den Stunden, da die Befreiung der Eingeschlossenen des Korsuner Kessels anlaufen sollte, spitzte sich in Nikopol die Lage zu. Die Russen waren im Rücken von Schömer durchgebrochen und bedrohten die ganze Armeeabteilung. Die 6. Armee hatte nach dem Abzug der 24. Panzerdivision keinen einzigen Grossverband mehr in Reserve. Begreiflicherweise forderte sie Ersatz. Und Hitler, von Sorge um die Nikopoler Gruppierung gepackt, entschied am 3. Februar: Die 24. Panzerdivision marschiert sofort zurück nach Apostolowo!

Alle Gegenvorstellungen, alle Hinweise, dass die Division bereits in den Ausgangsstellungen zum Angriff bereitsteht, dass bei dem Schlamm die gepanzerten Teile erst nach vielen Tagen Apostolowo erreichen könnten, blieben erfolglos. Noch nicht einmal der Hinweis der 6. Armee, sie brauche keine Panzerdivision, sondern Infanterie, konnte Hitler umstimmen.

Keht! Erst wieder durch das Schlammbett, dann auf riesigen Umwegen mit der Eisenbahn, rollte die Division zurück. Natürlich kam sie zu spät, um bei Apostolowo die Lage entscheidend wenden und Schörners Brückenkopf retten zu können. Ihre gepanzerten Teile waren zwar noch rechtzeitig heran, um bei der Offenhaltung des schmalen Ausbruchskorridors eine Rolle zu spielen, aber den Verlust des Brückenkopfes konnten sie nicht verhindern.

Am Korsuner Kessel hingegen hätte ihr Einsatz wahrscheinlich stärkere rote Kräfte auf sich gezogen, ja vielleicht sogar den Durchbruch des 47. Panzerkorps in den Kessel ermöglicht. Die beiden eingeschlossenen Korps wären freigesetzt und damit die Voraussetzung zu durchgreifenden Operationen geschaffen worden. Aber Hitlers Starrköpfigkeit verhinderte eine solche Möglichkeit. Die bewährte ostpreussische Division musste sich in eine wahrhaft tragische Rolle finden: Bei Swenigorodka wurde sie gehindert, entscheidend einzugreifen, bei Apostolowo kam sie zu spät, die Katastrophe zu vereiteln.

Doch damit war die Kette der Torheiten noch nicht zu Ende. Jetzt, nach dem Abzug der 24. Panzerdivision, nach dem Scheitern des geplanten kombinierten Entsatzangriffs zwischen 3. und 47. Panzerkorps, wäre es darauf angekommen, das 3. Panzerkorps ohne Zeitvergeudung und Nebenabsichten direkt zum Durch-

stoss auf den Kessel anzusetzen; zumal nun auch die von Berditschew herangeführte 1. Panzerdivision mit ihren vordersten Kampfgruppen heranrollte und südlich der 198. Infanteriedivision den Schutz der weit offenen Flanke übernehmen konnte.

Aber nein! Das Führerhauptquartier blieb dabei, den Stoss des 3. Panzerkorps dem alten Ansatz gemäss erst nach Norden zu führen. Auf der Höhe von Medwin sollte dann nach Osten eingedreht werden, um die zwischen Kessel und 47. Panzerkorps stehenden sowjetischen Kräfte zu umfassen und zu vernichten. Ein guter Plan, aber eine Strategie des ‚Als-ob‘: als ob ein Panzerkorps fünf feindliche Armeen, eine nach der anderen schlagen könnte. Als ob die Rasputiza nicht da sei. Als ob die Gegebenheiten des Jahres 1941 noch existierten! Eine entsetzliche Häufung von Widersinn und Torheit!

Am 4. Februar früh trat General Breith an. Er hatte erst einen Teil seiner Streitmacht beieinander. Nur die 16. und 17. Panzerdivision sowie das schwere Panzerregiment unter Oberstleutnant Bäke waren verfügbar. Doch los ging's! Voran Bäkes 34 ‚Tiger‘ und 47 ‚Panther‘ – eine mächtige Phalanx! Die Flanken geschützt von der 34. und der 198.1. D. sowie vordersten Teilen der SS-Panzerdivision ‚Leibstandarte‘. Der Angriff wälzte sich durch Schlamm und Feind nach Norden. Einen Kilometer. Zwei. Zehn. Aber dann war es aus. Die Rasputiza und vier feindliche Panzerkorps stoppten Breith.

Der General gab nicht auf. Die Masse der kampferprobten ‚Leibstandarte‘ und vorderste Teile der 1. Panzerdivision waren heran. Breith warf sie ins Treffen. Die beiden schlachtenbewährten Verbände vollbrachten es tatsächlich, Luft zu schaffen, und ermöglichten es der 16. Panzerdivision, den Angriff noch einmal vorzureissen. Am 8. Februar standen die ‚Tiger‘ und ‚Panther‘ des schweren Panzerregiments Bäke mit Teilen der 16. Panzerdivision und der ‚Leibstandarte‘ am Fluss Gniloi Tikitsch: am Schicksalsfluss des Korsuner Kessels.

Die Regimenter des 3. Panzerkorps gaben das Letzte. Aber sie kamen nicht weiter. Der Stoss nordwärts sass fest. Noch dreissig Kilometer bis zum Kesselrand! Jetzt endlich sah Hitler seinen Fehler ein und gab die Erlaubnis, den nächsten Weg zum Kessel zu wählen, den direkten Stoss nach Osten. Aus der ursprünglich zum Schutz der Ostflanke eingesetzten 1. Panzerdivision wurde am 11. Februar die Angriffsspitze der ‚Entsatzgruppe West‘.

Weit vorpreschend nahm General Kolls Panzergruppe das Dorf Buschanka am Gniloi Tikitsch. Gewann im Handstreich eine intakte Brücke. Schlug sich einen Brückenkopf. Von dort führte der nächste Weg zum Kesselrand. Aber die Sowjets wussten das auch. Und der Feind und das nach Norden ansteigende Gelände zwangen die 1. Panzerdivision, sich ein anderes Schlupfloch zu suchen: Lissjanka. Das Dorf, über das der Einflugkurs der deutschen Ju 52 und He 111 ging, die Richtung Kessel flogen und Stemmermanns Divisionen aus der Luft versorgten. Erstaunlich gut versorgten. 1536 Flugzeuge setzte das 8. Fliegerkorps General Seidemanns ein. Sie hatten von Uman bis Korsun nur hundert Kilometer. Freilich, das Wetter war schlecht und die sowjetische Flak stark. Trotzdem schaffte Major Knapps Einsatzstab in vierzehn Tagen 2026,6 Tonnen in den Kessel, und die Jus flogen 2825 Verwundete heraus. Unter der donnernden Luitbrücke von Seide-

manns Transportstaffeln bahnten sich die ‚Panther‘ und Grenadiere der 1. Panzerdivision in der Nacht zum 12. Februar überraschend den Weg in den Südteil von Lissjanka.

Das verstärkte Panzerregiment 1 stiess durch Minenfelder und Panzerabwehr in das langgestreckte Dorf.

Leutnant Ciliox vom Panzerregiment 1 drückt die Hörmuschel fest ans Ohr, als er seinen Namen im Sprechfunk hört. Sein Regimentskommandeur, Oberstleutnant Frank, meldet sich:

«Ciliox, schnell vor an die Brücke.»

Ciliox arbeitet sich mit den Panzern der 2. Kompanie durch T 34, Pak und Feldkanonen bis an die Ostbrücke.

«Rüber!» Rums! Der Fahrer reisst den torkelnden ‚Panther‘ herum. Vor dessen Stahlleib fliegt die Brücke in die Luft. Verflucht! Ciliox fährt mit den Panzern der I. Abteilung an den Fluss, die Panzergrenadiere säubern den Südteil des Ortes. Das war am 12.

Am 13. durchfuhrt Oberfeldwebel Hans Strippel mit seinem ‚Panther‘ den dreissig Meter breiten Fluss an einer erkundeten flachen Stelle. Sein Zug mit erfahrenen Kommandanten folgt. Hinter den Panzern durchwaten Oberleutnant Leben mit Grenadiern des Regiments 113 den mannstiefen, eiskalten Gniloi Tikitsch. Drüben warten die Sowjets vom 5. Garde-Panzerkorps mit einem Dutzend T 34. Doch Strippels ‚Panther‘ setzen sich durch. Zwei ‚Panther‘-Kompanien der I. Abteilung unter Hauptmann Cramer stossen nach. Tausend Meter tief ist der Brückenkopf, den man spät in der Nacht fest in der Hand hat.

Der 14. ist ein Montag. Die neue Woche verspricht nichts Gutes. Es wird kalt, aber nicht kalt genug, um den Fluss tragfähig zufrieren zu lassen. Und Brückenmaterial kommt nicht heran.

Plötzlich wendet sich die Lage: Um 17 Uhr 45 nimmt Oberfeldwebel Strippel mit seinem Zug im blitzschnellen Zupacken bei einbrechender Dunkelheit die 40-Tonnen-Brücke am Nordostrand von Lissjanka. Die beiden dort sichernden und gut getarnten T 34 schießt dieser Mann mit dem unwahrscheinlichen Gespür für Panzerkampf ab: sein 59. und 60. Abschuss.

Wie im Lauffeuer verbreitet sich die Sache mit der Brücke. Weiss der Teufel wie. Schon bei Hellwerden kommt der Kommandierende General Breith im Fieseler Storch. Er trifft sich auf dem Gefechtsstand der 1. Panzerdivision mit General Koll. Wenn überhaupt, dann muss es jetzt gehen. Schwergewicht auf den rechten Flügel des Korps. Befehl: nächstes Angriffsziel Höhe 239.

Diese Höhe ist die beherrschende Position im Vorgelände des Kessels, drei Kilometer nordostwärts Lissjanka. Hatte man sie, war der Entsatz so gut wie gelungen. Bis zum Kesselrand waren es von dort nur noch runde zehn Kilometer. Zehntausend Meter – auf der Aschenbahn eines Stadions dreissig Minuten. Unter dem dunstigen Winterhimmel von Tscherkassy wurden sie für mehr als zehntausend Menschen zur Ewigkeit.

Höhe 239! Ein geographischer Punkt. Aber die Schluchten und Hänge um ihn blutgetränkt. Sie steht für alle Zeiten in der Geschichte des Russlandkrieges.

Die Panzergruppe Frank, verstärkt durch ‚Tiger‘ und ‚Panther‘ des schweren Panzerregiments Bäke, greift erneut die Höhe 239 an. Inzwischen schlägt die 16. Panzerdivision alle feindlichen Gegenangriffe ab. Doch auch der Kommandeur des 5. sowjetischen Garde-Panzerkorps weiss, was der elende Höhenzug wert ist. Immer wieder greift er von Norden über die grosse Strasse von Medwin an, stösst auch von Süden und Osten mit Panzern aus den Wäldern vor. So am 16. Februar mit zwanzig T 34 von Osten, dreissig T 34 von Südosten. Die Artilleristen von Oberst Söth halten die rote Infanterie nieder. Die ‚Panther‘ fegen die sowjetischen Panzerrudel auseinander. Oberfeldwebel Strippel macht seinen Triumph voll und schießt mit seinen sieben ‚Panthern‘ 27 T 34 ab. So phantastisch das ist, es nutzt nichts.

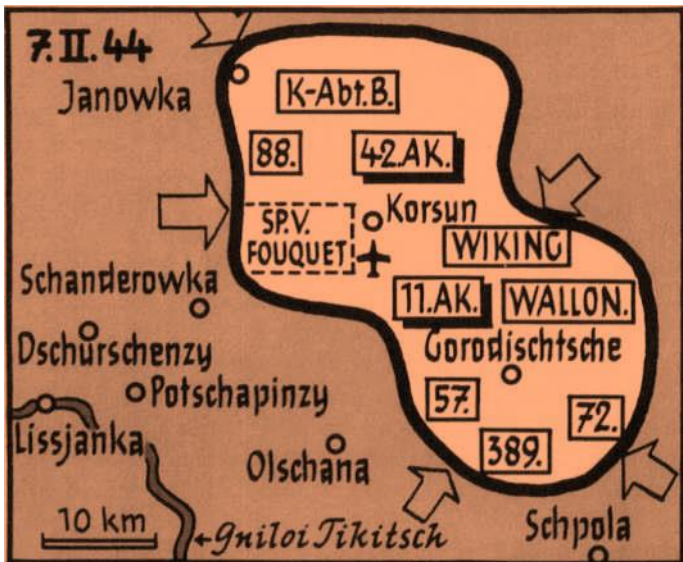
Zwar kann Hauptmann Ebeling mit 70 Panzergrenadieren und drei Panzern unter Leutnant von Dörnberg noch Oktjabr nehmen, auf halbem Wege zur Höhe 239; aber dann liegt der Angriff endgültig im Abwehrfeuer und in den Gegenangriffen der Russen fest.

Aus den dichten Wäldern beiderseits der Strasse stossen die Sowjets immer wieder wuchtig vor. Da nützt kein Beschwören und keine Opferbereitschaft. Weder der Angriff eines herangeführten verstärkten Panzergrenadierbataillons der «Leibstandarte» noch der Einsatz von Rudels Stukas kann die Lage wenden.

Am Abend des 16. hatte das II. Bataillon des Panzergrenadierregiments 113 noch insgesamt 60 Mann. Sechzig von sechshundert! Beim Panzergrenadierregiment 1 und bei der ‚Leibstandarte‘ sah es nicht viel besser aus. Wenn die Kompanien abzählten, kamen sie bis zehn, höchstens bis zwölf. Die Chefs und die Zugführer gefallen oder verwundet. Bei den Panzerpionieren und beim Panzerregiment genauso. Noch rund zwölf ‚Panther‘ und wenige Panzer IV waren einsatzbereit. Die 16. Panzerdivision lag linker Hand, acht Kilometer nördlich Lissjanka in kräfteverzehrenden Abwehrkämpfen an der Strasse von Medwin fest. Die 17. Panzerdivision schlug sich weiter westlich verzweifelt mit einem sowjetischen Panzerkorps herum. Die ‚Leibstandarte‘, mit der Masse bei Winograd in schwerem Abwehrkampf, war am Ende ihrer Kraft. Die 198.1. D. stand nur noch auf dem Papier. Es war klar: Der Entlastungsstoss des 3. Panzerkorps war gescheitert. Neun Kilometer vor dem sowjetischen Einschliessungsring um General Stemmermanns 56'000 Mann hatte sich der Rettungszug festgefahren. Der Chef des Stabes der 1. Panzerarmee, General Wenck, kam am Abend des 16. mit dem Kettenrad zu seiner alten 1. Panzerdivision, um zu sehen, was noch zu machen war. Aber er konnte auch nur feststellen, dass die Kraft des 3. Panzerkorps nicht reichte, um die starke russische Gegenwehr zu werfen.

Drüben im Kessel aber warteten die Regimenter in ihren Ausgangsstellungen. Lauschten auf das Donnern der Panzerkanonen. Spähten nach den Feuerblitzen im Westen. Und fragten: «Kommen sie noch nicht?»

Der Kessel von Korsun dreht sich den Einsatzkräften entgegen. Alles klappt zunächst. Ein Fehler in der Regie des Einsatzangriffs aber bringt das Verhängnis: Die Höhe 239 bleibt von den Sowjets besetzt und kann vom 3. Panzerkorps nicht genommen werden.



Der Soldat an der Front sieht von der Schlacht fast immer nur einen winzigen Ausschnitt, gerade soviel, wie sein Auge erspäht. Er kämpft an seinem Platz. In seinem Panzer. Hinter seinem Geschütz. Greift an oder trotz dem stürmenden Feind. Sieht ihn brüllend heranstürzen. Sieht das Weisse in seinem Auge. Schlägt ihn ab oder wird überrollt. Die grossen taktisch-operativen Zusammenhänge der Schlacht jedoch bleiben ihm verborgen, sind in Feuer und Rauch, im wogenden Kampf um Waldstücke und Bachläufe, Hügel und Gräben, Dörfer und Balkas nicht zu erkennen. Nur wer die tägliche Lagenkarte studiert, spürt den Pulsschlag der Schlacht, erkennt die Regie oder das Chaos.

Die Lagenkarte über die Kämpfe im Korsuner Kessel zeigt eine kühne und kriegsgeschichtlich bemerkenswerte Regie, die dem düsteren und blutigen Geschehen südwestlich Tscherkassy einen besonderen Stempel aufprägte.

Am 7. Februar erkannte die oberste deutsche Führung, dass der Kessel auf die Dauer nicht zu halten war und dass ein schneller Durchbruch zu den eingeschlossenen Korps auch fraglich wurde. Der Kessel lag wie eine Acht um die beiden Schwerpunkte Korsun und Gorodischtsche formiert. Die fünfundvierzig Kilometer lange Achse wies von Nordwest nach Südost. Für den Entlastungsangriff des 47. Panzerkorps von Süden her war das günstig, reichte doch die südliche Kesselspitze fast bis an den Raum Schpola, von wo aus General von Vormann zur Befreiung antreten wollte. Nachdem aber wegen des verhängnisvollen Hickhacks um die 24. Panzerdivision von Süden keine erfolgreiche Entlastung mehr zu erwarten war, kam es für die Eingeschlossenen darauf an, sich nun auf den Entlastungsstoss von Westen her einzurichten und sich dem 3. Panzerkorps entgegenzustrecken. Es galt also, Lage und Form des Kessels zu ändern, ihn wie ein Schlachtschiff mitten im Meer des Feindes so zu drehen, dass seine Längsachse westwärts gerichtet wurde.

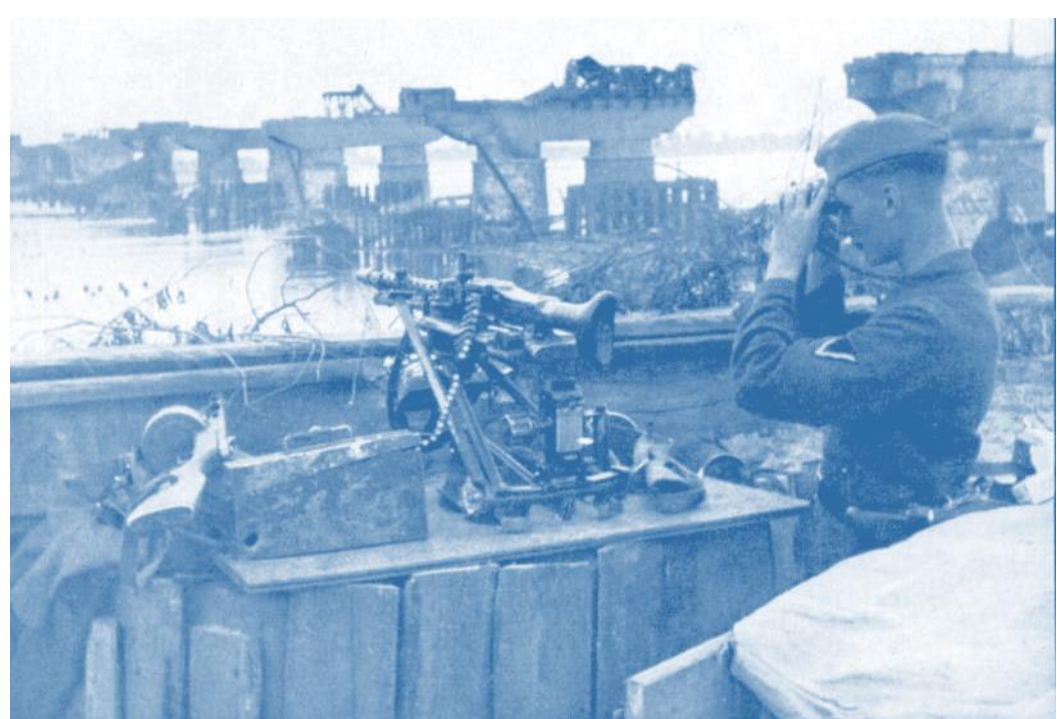
Am 7. Februar um 11 Uhr 40 gab deshalb die befehlsführende 8. Armee durch Funk den beiden Korps Order: «Gruppe Stemmermann verkürzt die Frontlinien und bewegt sich mit dem Kessel in Richtung auf Schanderowka, um zu gegebener Zeit auf die zum Entsatz angreifenden Kräfte ausbrechen zu können.»

Sofort ging General Stemmermann an die schwierige Aufgabe, mit dem Kessel zu wandern. Im Osten gaben die Bataillone der Waffen-SS Gorodischtsche auf, im Norden räumte die 88. Infanteriedivision den Raum Janowka. Korsun mit seinem Flugplatz war Drehpunkt, der Pfahl, an dem die Gruppe Stemmermann wegen der Versorgung festgebunden war. Das spricht sich einfach aus. Aber diese Umgruppierung war unvorstellbar schwierig. Die Wege total verschlammt. Nur ein Eisenbahndamm war als Rollbahn zu benutzen.

In drei Tagen, vom 11. bis 13. Februar, fand die grundlegende Neugliederung im Kessel statt. Schanderowka, Nowo Buda und Komarowka hiessen die Dörfer, die aus der sowjetischen Einschliessungsfront gebrochen werden mussten, um eine günstige Basis für den Ausbruch nach Südwesten zu gewinnen.

Typisch für die Art und die Härte dieser ersten Ausbruchsetappe war der An-

Kanone des Grenadiers: die ‚Panzerfaust‘ • Hinter dem Dnjepr, drüben liegt der Iwan.





griff der moselländischen 72. I. D. auf Nowo Buda. Der Feind sass in solide ausgebauten Schneestellungen oberhalb eines völlig deckungslosen Hanges. Wie auf dem Präsentierteller musste durch den verharschten Schnee vorgegangen werden. Das Grenadierregiment 105 bekam den schwierigen Auftrag. Major Kaestner entschloss sich zu einem Nachtangriff.

Der Plan war simpel und ganz auf die Kampfkraft des einzelnen Mannes gestellt. Krieg im Ursinn, Mann gegen Mann. Voran ein Stosskeil mit Bajonett, Spaten, MPI und MG. Dahinter das Gros mit den schweren Waffen: vier Geschütze des Artillerieregiments 172 mit je acht Pferden bespannt.

11. Februar. 20 Uhr 30. Kein Mond. Düstere, kalte Nacht. Lautlos schieben sich die Männer der sowjetischen Stellung entgegen. Die weissen Tarnanzüge machen sie unsichtbar. Leise. Kein Wort. Kein Schuss. Sie hören die Russen im ersten Stützpunkt reden. Ein Sowjetposten hat etwas gemerkt. Ruft sie an: «Stoj,paroi!»

«Los, hinein!» ist die Antwort von Hauptmann Roth. Im Laufen wird gefeuert. Sprung in den Graben. Die blanke Waffe ist Trumpf. Wer sich entgegenstellt, wird niedergekämpft. Stosstrupps rollen die Gräben seitwärts auf und sichern die Flanken.

Die Überraschung gelingt. Das Regiment stösst in einem mächtigen Satz durch die tiefgestaffelte Stellung der Sowjets. Die bespannten Teile folgen dichtauf. Jagen durch Schneesturm und feindliches Feuer und nehmen das Gelände um die Höhe 200. Kurz nach Mitternacht ist auch die Strasse Suchiny-Schanderowka erreicht. Sorglos kommt von Osten eine russische Lastwagenkolonne. Sie will nach Schanderowka. Auch ein paar Salvengeschütze sind zu erkennen. «Fla nach vorn!» Auf zweihundert Meter Entfernung wird der Konvoi von 2-cm-Fla auf Selbstfahrlafetten unter Feuer genommen und zusammengeschossen. Mit mächtig lodender Flamme brennen die mit Benzin beladenen Lkw und beleuchten das verschneite Gelände. Um 1 Uhr Angriff auf Nowo Buda. Um 2 Uhr 30 ist der Ort genommen. Sowjetische Trosse und Kavallerieeinheiten, die aus dem Schlaf gerissen werden, meiden den Kampf und flüchten: 250 Gefangene.

Auch rechts von der 72. I. D. rollt der Angriff. Das Hamburger SS-Panzergrenadierregiment ‚Germania‘ stürmt gegen Schanderowka, den zweiten Torflügel für den zukünftigen Ausbruch. Hart und blutig sind auch hier die Nahkämpfe. Verlustreich auch das noch folgende Ringen um Komarowka, sieben Kilometer vor der Kesselfront.

Am 13. Februar, einem Sonntag, wird im Osten Korsun geräumt. Dafür wird im Westen von der 72. I. D. Komarowka endgültig erobert und in blutigem Kampf gegen wütende feindliche Gegenangriffe gehalten. In Nowo Buda schlägt die aus belgischen Freiwilligen bestehende Sturmbrigade ‚Wallonie‘ mit ihren sechs Panzern, vier Pak und vier Kompanien zu fünfzig bis hundert Mann alle Massen-

20. November 1943: Schitomir wiedergenommen • Partisanen werden vereidigt; feierlich verleihen sie ihre Gelübde, bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen.

angriffe der Sowjets ab. Die Brigade verliert mehr als zweihundert Tote. Unter ihnen der erste Kommandeur, der ehemalige belgische Generalstabsoffizier Oberstleutnant Lucien Lippert. Der Ordonnanzoffizier, Oberleutnant Léon Degrelle, übernimmt die Führung und hält Nowo Buda gegen alle feindlichen Gegenangriffe.

Am 15. nimmt die 72. I. D. noch das Dörfchen Chilki, nördlich Komarowka. «Die Einnahme des Ortes ist für die Durchführung des Ausbruchs aus dem Kessel entscheidend», hatte die Division an das Grenadierregiment 105 gefunkt. Und Major Kaestners Männer verstanden. Chilki wurde genommen.

Das war die Stunde, in der draussen die 1. Panzerdivision und das schwere Panzerregiment Bäke vergeblich versuchten, die beherrschende Höhe 239 zu gewinnen, um zum letzten Sprung zu Stemmermanns vordersten Teilen anzusetzen. Aber sie kamen keinen Schritt mehr voran. Ein Entlastungsangriff des Stuka-Geschwaders Rudel half zwar, die sowjetischen Gegenangriffe aufzufangen und zu Boden zu zwingen. Aber wieder war es das alte Lied: Es fehlten ein Dutzend Panzer, ein halbes Dutzend Grenadierbataillone, vor allem aber fehlte der Sprit für Oberstleutnant Bäkés ‚Panther‘, die immer wieder in Treibstoffnöte kamen.

Gefährlich eng lagen indessen die Truppen im Kessel auf einem Raum von sieben mal acht Kilometer um Schanderowka bereit, um ihren Befreier entgegenzustossen. Sie wussten noch nicht, dass der Entlastungsstoss festlag, und warteten auf das erlösende Kommando. Kam es nicht bald, dann drohte eine Katastrophe; denn wenn die Sowjets die Lage erkannten und mit konzentrierter Artillerie in den winzigen Kessel schossen, waren die Folgen nicht abzusehen.

Mit allen Tricks versuchten indessen die Sowjets Einblick in die Lage im Kessel zu bekommen. Männer des Nationalkomitees ‚Freies Deutschland‘ gingen in deutschen Offiziersuniformen durch die Linien, um zu kundschaften. So erschien am 11. Februar bei der Panzeraufklärungsabteilung 1 ein solcher Offizier in der Stellung und wollte sich nach Stärke, Bewaffnung und Auftrag erkundigen. Eine Rückfrage bei der Division brachte die Weisung: verhaften! Aber da war der Späher bereits verschwunden. Auch sowjetische Parlamentäre erschienen nach Funkankündigung auf einzelnen Divisionsgefechtsständen und boten Übergabeverhandlungen an.

Am 10. Februar sprach gemäss KTB des 3. Panzerkorps General von Seydlitz als Präsident des ‚Bundes Deutscher Offiziere‘ und Vizepräsident des ‚Nationalkomitee Freies Deutschland‘ über den Sender des Nationalkomitees zur deutschen Truppe im Kessel. Er forderte zur Kapitulation auf und versprach: gute Verpflegung und Unterkunft, volle Sicherheit des Lebens, geschlossenes Zusammenbleiben der Truppe unter ihren Offizieren. Wirkung auf die Kampfmoral hatte die Erklärung nicht. Die meisten Soldaten und Offiziere, die sie hörten oder auf den abgeworfenen Flugblättern lasen, nahmen sie nicht ernst. Seydlitz' Name war in der Truppe nicht stark genug, um diesen Angeboten zu einer ernsthaften Reaktion zu verhelfen.

Unter dem Feuer der Artillerie und im Bombardement der Flugblätter harrten inzwischen 56'000 Menschen in dem winzigen Kessel auf ihre Rettung. Ihre Lage verschlechterte sich von Stunde zu Stunde. Da entschloss sich Feldmarschall von Manstein, ohne im Führerhauptquartier noch einmal rückzuzufahren, den Befehl

zum Ausbruch zu geben. Seine Entscheidung fusste auf einem klaren, ungeschminkten Bericht des Generalstabschefs der 1. Panzerarmee, Generalmajor Wenck.

Am 15. Februar um 11 Uhr 05 funkte die 8. Armee in den Kessel: «Aktionsfähigkeit 3. Panzerkorps eingeschränkt. Gruppe Stemmermann muss Durchbruch bis Dschurschenzy – Höhe 239 aus eigener Kraft führen. Dort Vereinigung mit 3. Panzerkorps.» In diesem Befehl schlummerte der Keim der kommenden Tragödie. Denn es wurde ein wichtiger Tatbestand offengelassen: dass nämlich der Treffpunkt, die Höhe 239, trotz aller weiterlaufenden Versuche des schweren Panzerregiments Bäke und der Panzerkampfgruppe der 1. Panzerdivision, noch nicht in der Hand des 3. Panzerkorps war. Stemmermann musste jedoch nach dem Wortlaut annehmen, dass er auf dem beherrschenden Höhenrücken deutsche Truppen vorfinden würde. Es standen aber später starke sowjetische Panzerkräfte dort. Aus dieser Tatsache erwuchs die eigentliche Tragödie von Tscherkassy.

Vielleicht hatte die 8. Armee am 15. vormittags die Hoffnung, dass sich die Spitzen der 1. Panzerdivision oder Bäkes schweres Panzerregiment mit seinen letzten ‚Tigern‘ doch noch im Laufe des 16. die Höhe erkämpfen würden. Jedoch lässt eine spätere Äusserung des Stabschefs der 8. Armee, Generalmajor Dr. Speidel, darauf schliessen, dass man im Armeeeoberkommando dieser Möglichkeit keine grossen Chancen einräumte. Die Armee liess also anscheinend den wichtigen und gefährlichen Tatbestand absichtlich offen, um Stemmermanns mitgenommenen Divisionen nicht von vornherein den Mut und die Hoffnung zu nehmen, die dringend vonnöten waren, um sich in das Abenteuer eines solchen Ausbruchs zu stürzen. Es war die Situation des Odysseus, wie sie Homer im zwölften Gesang zum literarischen Denkmal gemacht hat: «Seufzend ruderten wir hinein in die schreckliche Enge: Denn hier drohte Skylla, und dort die wilde Charybdis.»

Stemmermann muss etwas geahnt haben. Er forderte für den Ausbruch nicht nur verstärkten Abwurf von Munition, sondern funkte am 16. abends an die 8. Armee: «Gruppe Stemmermann kann den Feind vor der eigenen Front durchbrechen, wird aber einen zweiten Durchbruch durch den Feind vor dem 3. Panzerkorps nicht erzwingen können.»

Das war deutlich. War eine Bedingung. Hiess: Ich fordere als Voraussetzung für den Ausbruch die Beseitigung der sowjetischen Stellungen auf dem Höhenzug beiderseits Höhe 239. Eine Bedingung, um deren Erfüllung sich die Männer des 3. Panzerkorps zwar unverzagt bemühten, die aber angesichts der Ungunst der Lage nicht erfüllt werden konnte. Würde Stemmermann antreten, wenn man ihm das offen sagte? Oder würde er zögern und warten, so wie vor vierzehn Monaten Paulus in Stalingrad gezögert und gewartet hatte?

Das Gespenst von Stalingrad erhob sein Haupt. Dort hatten ähnliche Unklarheiten jene verhängnisvollen Verzögerungen des Ausbruchs bewirkt, die schliesslich in die Katastrophe führten. Dazu kam, dass auch diesmal wieder das Führerhauptquartier sein Ja zum Ausbruch noch nicht gegeben hatte. Jeden Augenblick konnte von dort – wie bei Stalingrad – das Veto kommen. Gefährliche, spannungsgeladene Stunden!

Da zerschlägt Manstein, der verantwortliche Oberbefehlshaber, den gordischen Knoten. Wischt alle Bedingungen, Erwägungen und die Frage nach der Verantwor-

tung vom Tisch und funkt am 16. Februar an General Stemmermann den lakonischen, aber klaren Befehl: «Parole Freiheit, Ziel Lissjanka, 23 Uhr.»

Die Funkstelle des 42. Korps nimmt den Spruch auf. Wenige Minuten später liegt er auf dem Tisch von Oberst i. G. Franz, Chef des Stabes der Gruppe Stemmermann. Der atmet auf. Da ist der klare Befehl zum Antreten. Stalingrad findet nicht statt. In fiebrhafter Eile werden die seit Tagen in den Aktenkisten der Stabsoffiziere liegenden Ausbruchspläne in Gang gesetzt.

Der Gefechtsstand des für den Ausbruch befehlsführenden 42. Korps liegt in einer Bauernkate am Nordwestrand von Schanderowka. Nur noch drei weitere Dörfer gibt es im Kessel, so klein ist er geworden. Davon wird Nowo Buda, immer noch von den tapferen Wallonen verteidigt, bald aufgegeben, und in Chilki und Komarowka wird noch immer gegen wütende sowjetische Angriffe gefochten. Die Hütten von Schanderowka sind überfüllt mit Verwundeten. 4'000 sind es, die nicht mehr ausgeflogen werden konnten, da seit dem 10. kein Pilot mehr auf dem verschlammten Flugplatz von Korsun zu landen vermochte. 400mal bitteres Leid! Und dazwischen die Gefechtsstäbe der Bataillone, Regimenter, Divisionen. Auf der Dorfstrasse, in den Gärten und um die Hütten Geschütze, Reparaturpanzer, Feldküchen, Kraftfahrzeuge, Pferdegespanne. Und an allen Ecken lodern kleine Feuer: Die Truppe verbrennt befehlsgemäss alle Dokumente, die Kriegstagebücher und alle entbehrlichen persönlichen Dinge wie Briefe, Notizbücher, Erinnerungsstücke. Nur was der einzelne im Nahkampf braucht und selbst tragen kann, soll übrigbleiben. Den Russen darf nichts Brauchbares in die Hände fallen. Nur Waffen, Kampffahrzeuge und Feldküchen dürfen mitgeführt werden. Die Nachrichtenhelferinnen werden auf die verschiedenen Einheiten verteilt und ihr Schutz erfahrenen Kommandeuren anvertraut. Man weiss, was diese Mädchen im Orkus der Schlacht zu fürchten haben, wenn sie in Gefangenschaft geraten. Sie sind trotz aller Fürsorge aber doch fast alle verschollen.

Major Hermani, der Ia des 42. Korps, hat den Unterstab bei sich versammelt und gibt den Ausbruchsplan bekannt. Jetzt gibt es keine Geheimnisse mehr. Jeder muss genau wissen, was beabsichtigt ist, muss wissen, was er zu tun hat, auch wenn er auf sich allein gestellt ist.

Die Lagenkarte ist an die Wand geheftet. Kerzenlicht geistert über ihre roten und blauen Signaturen. «Hier ist die Linie Chilki – Komarowka. In drei Stosskeilen treten wir an. Tief gestaffelt. Ohne Feuervorbereitung. Lautlos muss der erste Akt vor sich gehen. Mit blanker Waffe ist der Gegner zu werfen. Durchstoss in einem Zug in den Raum Dschurschenzy – Höhe 239. Dort nimmt uns das 3. Panzerkorps auf.»

Hermani fährt leicht mit der Hand über die Karte. Optimismus gilt es zu begründen! Und er begründet ihn. Ein paar Bleistiftstriche markieren die Lage:

Rechts Korpsabteilung B. Mitte 72. I. D. Links SS-Panzergrenadierdivision ‚Wiking‘. Rund 40'000 Mann sind das. Den Befehl hat General Lieb. Stemmermann bleibt im Kessel bei der Nachhut. Sie wird von der bayerischen 57. I. D. unter General Trowitz und der bayerisch-sudetenländischen 88. I. D. unter General Graf Rittberg gebildet. Teile der 389. I. D., ausser der Panzerjägerabteilung, sowie abgesplitterte Gruppen der 167. und 168. I. D. sind der 57. angegliedert. General

Trowitz hat auf diese Weise noch dreieinhalbtausend Mann. Graf Rittbergs Division ist etwas schwächer. Runde sechseinhalbtausend Mann decken also den Rücken der ausbrechenden Divisionen. Die nicht transportfähigen Verwundeten sollen mit Ärzten und Pflegepersonal Zurückbleiben und den Sowjets übergeben werden. Das ist der bedrückendste Punkt des Planes. Er wird auch durchweg nicht befolgt.

Dann kommt der schwierigste Teil der Besprechung: Die Offiziere sollen Soldaten und Unteroffiziere anhalten, noch ein paar Zeilen an die Angehörigen zu schreiben und diese Briefe untereinander auszutauschen – für den schlimmsten Fall. Damit zu Hause dann doch noch ein letztes Zeichen eintrifft.

Der la spricht noch ein paar ernste Worte über die Kameradschaft, die sich in den kommenden Stunden bewähren muss. Kameradschaft! Ein viel strapaziertes Wort. Jetzt wird sich zeigen, wieviel dem einzelnen dieses Wort und die ihm zugrunde liegende Idee bedeutet.

In dem Bericht des la lesen wir: «Donnerstag, 16. Februar, 22 Uhr. Wir sitzen schweigend in unserem Gefechtsstand. Es gibt nichts mehr zu befehlen oder anzuordnen – das erste Mal seit der Einschliessung vor zwanzig Tagen! Jeder denkt an daheim. Der letzte Brief von ‚draussen‘ ist verbrannt. Auch die Sachen, die einem in den mehr als vier Kriegsjahren so lieb geworden waren: Bilder von Frau und Kindern, Goethes ‚Faust‘ oder Eugen Roths ‚Frau in der Weltgeschichte‘»

In dieser Stunde, da klar ist, dass Stemmermanns Ausbruch bei Höhe 239 nicht auf deutsche Sicherungen, sondern auf sowjetische Panzer stossen wird, entschliesst sich das 3. Panzerkorps, den Kommandierenden General von der Lage zu unterrichten und ihm Informationen über den Brückenkopf bei Lissjanka zu geben. Wie der erst 1955 aus sowjetischer Gefangenschaft zurückgekehrte Chef des Stabes der Gruppe Breith, Oberst i. G. Merk, dem Verfasser mitgeteilt hat, wurde in der Nacht vom 16. zum 17. versucht, Stemmermann durch einen Funkspruch zu unterrichten. Seine Funkstelle meldete sich jedoch nicht mehr. Während der schwerwiegende Spruch durch den Äther geisterte, war im Kessel der grosse Aufbruch schon angerollt.

In Schanderowka ist der Teufel los. Der Anmarschweg für drei Divisionen führt durchs Dorf. Eine enge Strasse! Die einzige Brücke über eine Schlucht ist durch einen eingebrochenen Panzer blockiert. Pioniere müssen ihn in mühseliger stundenlanger Arbeit in die Balka stürzen. Und reparieren dann den Steg notdürftig.

Inzwischen unentwirrbare Stauungen. Geschrei. Einschläge sowjetischer Artillerie. Jeder Schuss trifft. Verwundete werden in die Hütten geschleppt. Vor der Tür des Korpsstabes liegt ein Ordonnanzoffizier, dem ein Granatsplitter den Kopf abgerissen hat.

22 Uhr 30. Tieffliegende Heinkel 111 werfen Kisten mit Munition und Granaten ab. Krachend splintern sie mitten zwischen Feldküchen und Panjewagen. Das feindliche Artilleriefeuer wird heftiger. Die Einschläge liegen direkt vor dem Korps-Gefechtsstand. General Lieb kommt. Er hat seine vielgeliebte weisse Pelzmütze auf. Er ist optimistisch und ruhig. Bei ihm ist der Chef des Generalstabs des 11. Korps, Oberst i. G. Gaedke, mit dem die letzten Einzelheiten des Ausbruchs abgesprochen werden.

23 Uhr. Es ist soweit. Die Nacht ist stockdunkel. Kein Mond. Kein Stern. Das

Thermometer zeigt vier Grad unter Null. Aber ein eiskalter Wind fegt von Nordost. Zum Glück bläst er den Marschkolonnen in den Rücken, dem beobachtenden Feind aber ins Gesicht. Strichweise ist er so heftig, dass er den Schnee vor sich her treibt. Gutes Wetter also für ein Unternehmen, das Auge und Ohr des Feindes fürchten muss.

Auf dem rechten Flügel marschiert die ‚Korpsabteilung B‘. Voran Teile der Regimentsgruppe 258. Am linken Flügel greift die 5. SS-Panzer Grenadierdivision ‚Wiking‘ an; als Speerspitze die Panzeraufklärungsabteilung 5. Daneben die Panzerjägerabteilung der hessischen 389. I. D., deren 3. Kompanie aus dem alten Fla-Bataillon 66 gebildet ist, das in Stalingrad unterging. Die Abteilung hat noch 97 Mann, die 3. Kompanie noch 30. Die Mitte des Ausbruchskeils hält die 72. I. D. Hier ist das Grenadierregiment 105 wieder das erste Treffen.

Major Kaestner hat eine erbeutete sowjetische Karte 1:10'000, die seinen Angriffstreifen sehr genau darstellt. Zusammen mit dem Marschkompass ist das ein gutes Orientierungsmittel. Das ist wichtig, denn es gibt keine Wege, der Marsch geht über freies Gelände, über Äcker, Felder und Wiesen. Über gefrorenen Schlamm, auf dem verharrschter Schnee liegt. Kaestner hat seinen Leuten eingeschärft: kein unnötiger Laut, keine brennende Zigarette. Vor allem aber hat er die Gewehre entladen lassen, damit nicht ein nervöser Landser vorzeitig losballert und dem Ausbruch das Überraschungsmoment nimmt.

Im Bajonettangriff wird die erste sowjetische Stellung durchbrochen. Dann die zweite überrannt. Nur zweimal gibt es heftige Gefechte mit feindlichen Batterien, die im Nahkampf genommen werden. Die Masse der Division folgt. Sollte alles so einfach gehen? 3 Uhr 30. Kaestner studiert mit Hauptmann Roth und Oberleutnant Bender die Karte. Man hat die Balkas südostwärts Dschurschenzy erreicht. Vor ihnen, auf dem Höhenrücken, liegt die Strasse nach Potschapinzy, die genau über die Höhe 239 läuft.

Es ist noch dunkel. Doch wenn alles stimmt am Plan, müssen an der Strasse die vordersten Sicherungen der 1. Panzerdivision stehen. Trotzdem: Vorsicht! Spähtrups vor! Oberleutnant Bender kommt bald zurück. «Panzer», sagt er, «aber keine deutschen. Ein halbes Dutzend T 34 stehen genau am Südausgang von Dschurschenzy. Und zwei Kilometer weiter südostwärts an der gleichen Strasse ebenfalls Silhouetten von T 34.»

Die Höhe 239 ist also vom Feind besetzt! Trotz der befohlenen Funkstille entschliesst sich Kaestner, diese überraschende und gefährliche Lage sofort an die Division zu funken. Dann pirscht er weiter. Mahnt noch einmal: «Kein Schuss, wenn es nicht unbedingt sein muss.»

In schmaler, weit aufgelockerter Formation schiebt sich das Regiment genau in die Lücke zwischen den sichernden Panzern über die Strasse. Der Iwan merkt nichts. Vorsichtig. Vorsichtig. Leise Sohlen sind hier besser als Handgranaten. Schon sind sie zweihundert Meter von der Höhenstrasse weg, da stoppt die Spitze. Ein Feldwebel schiebt sich neben Kaestner. Flüsternd meldet er: «Feindliche Stellung vor uns, Herr Major; Front nach Westen. Aber ich glaube, der Iwan pennt.»

Front nach Westen. Das kann nur die sowjetische Abwehrlinie gegen die deutschen Einsatzkräfte sein. Die letzte feindliche Sperrlinie also. «Angreifen!» be-

fehlt Kaestner. Wieder mit Kolben, Spaten und Bajonett. Schweigend, ohne Hurra. Verbissen. Niemand ahnt, dass das eigentliche Drama von Tscherkassy in diesen Minuten seinen Anfang nimmt.

Es ist ein kurzer Kampf. Die Russen fliehen. Aber sie schiessen wild in die Gegend. Und diese Schüsse machen das 5. Garde-Panzerkorps rebellisch, dessen T 34 auf der Strasse von Dschurschenzy nach Potschapinzy sichern. Die russischen Panzer blenden ihre Scheinwerfer auf. Jagen Leuchtkugeln in den Himmel. Und sehen die Masse der auf offenem Feld gegen die Strasse anrückenden 72. I. D.

«Ostoroschno! Nemzy!» brüllen die Panzerkommandanten. «Otkryt ogon – Feuer frei!» Plötzlich ist ein ungleicher Kampf im Gange. Das Gros der 72.1. D. wird zu Boden gezwungen.

Die Kompanien des Grenadierregiments 105 aber hasten weiter. Bemerkten wieder die Schemen von drei Panzern vor sich. Kaestner pirscht sich selbst heran. ‚Panther‘-Silhouetten! Er sieht auch das Balkenkreuz. Springt auf. Und ruft laut in den bereits dämmernden Tag die Parole: «Freiheit, Freiheit!»

Die Lukendeckel der ‚Panther‘ fliegen auf: Der vorderste Riegel der 1. Panzerdivision ist erreicht, Sicherungen der 1. Kompanie des Erfurter Panzerregiments 1. Leutnant Freiherr von Dörnberg springt aus seinem Turm. Und begrüsst Kaestner. Geschafft! Geschafft!

Das Grenadierregiment 105 ist draussen. Von den 1082 Mann und 27 Offizieren, die das Regiment vor drei Wochen am Tage der Einschliessung hatte, sind zwar nur noch drei Offiziere und 216 Mann übrig. Ganze 216 Mann. Aber sie bringen ihre elf leichten und ein schweres MG mit, einen Granatwerfer und auch noch ein Infanteriegeschütz. Und jeder Mann sein Gewehr oder seine MPi. Der Ausbruch selbst hat sie keine zwei Dutzend Verluste gekostet.

Wie aber erging es den anderen?

Bei der Panzergrenadierdivision ‚Wiking‘, links neben der 72.1. D., schaffte auch die Panzeraufklärungsabteilung 5 unter Obersturmführer Debus die erste Etappe schnell. Nachdem die letzten Kampfswagen des Panzerregiments 5 in einem nächtlichen Gegenstoss in Schanderowka den Feind am Ostrand des Ortes noch einmal zurückgeworfen hatten, wurde beim Angriff nach Westen die sowjetische Einschliessungsfront auf Anhieb durchbrochen, Paksicherungen und MG-Nester überrannt. Die ersten Höhenstellungen von Potschapinzy im Sturm genommen.

Die SS-Panzeraufklärungsabteilung kam ungefähr um die gleiche Zeit wie Kaestners Grenadierregiment 105 bis an die grosse Strasse dicht bei der Höhe 239, an den Schwerpunkt der feindlichen Kesselsicherungen. Obersturmführer Debus erkannte die starken sowjetischen Panzerriegel auf der Höhe. Und beschloss, sie anzugreifen.

4 Uhr 30. Der erste Sturm bleibt im Feuer der Russen dicht unter der Höhe liegen. Flankierendes MG-Feuer packt Debus' Männer und die hinter ihnen folgende Sturmbrigade ‚Wallonie‘. Vier, fünf ‚Panther‘ hätten die Lage wenden können, aber die Aufklärungsabteilung hatte nur noch einen Panzer III. Der Rest des Panzerregiments war in Schanderowka in vernichtendem Panzerkampf mit nachdrängenden T 34 und Josef Stalin II' verwickelt worden und opferte sich auf.

Noch einmal versucht es Debus. Wieder vergeblich. Zu stark ist die nun hellwach gewordene sowjetische Abwehr.

Inzwischen läuft die Masse der Division ‚Wiking‘ auf. Auch von der 72. I. D. wogen die Ausbruchswellen heran, die weiter nördlich nicht über die Strasse gekommen sind. Nicht viel besser ergeht es den Männern der ‚Korpsabteilung B‘. Oberst Viebig hat mit der Divisionsgruppe 112 den ersten Stützpunkt überrannt, das erste Feind-MG ohne einen Schuss ausgeschaltet. Die Divisionsgruppe stösst nach Südwesten, prallt auf die Masse der 72. I. D. Wird nach Süden abgedrängt.

Der Tag graut. Mörderisch schlägt das sowjetische Panzer- und Pakfeuer in die heranflutenden Kolonnen, die auf den grossen freien Flächen ohne jede Deckung sind. Pak und Feldhaubitzen sind trotz der Bespannung mit acht und zehn Pferden auf den vereisten Hängen der Balkas liegengeblieben. Ausser Panzerfäusten haben die Einheiten keine panzerbrechenden Waffen mehr und können sich gegen diesen Feind nur durch Ausweichen retten. Die Massen wogen nach Süden. Die Möglichkeit zu planmässiger Führung hört damit auf. Jeder versucht selbst, einen Ausweg aus dem Chaos zu finden.

In Pulks von Hunderten, dann wieder in kleineren Gruppen oder auch einzeln drängt alles aus dem Bereich des feindlichen Feuers. Wendet sich schliesslich wieder nach Westen, der Freiheit zu! Sowjetische Infanterie wird mit der blanken Waffe weggefeht. Kavallerie abgeschlagen. Aber die Panzer feuern ungestört in die Kolonnen.

Die 3. Kompanie Panzerjägerabteilung 389 hat keines ihrer 2-cm-Fla-Geschütze mehr; aber einen Handwagen mit zwölf Panzerfäusten schleppen die Männer noch mit. Stabsfeldwebel Krause führt die Kompanie – das heisst, was sich Kompanie nennt –, zwanzig Mann sind es noch. Durch die Balka kommen sie nicht durch. Sie ist von den Panzern gesperrt, die oben am Hang stehen und das kleine Tal bepflastern. «Komm», sagt Krause zu dem Obergefreiten Fritz Hamann, dem Geschützführer aus dem 2. Zug, «komm!» Und er nimmt drei Panzerfäuste vom Handwagen und schiebt sie Hamann in den Arm. Er selbst greift sich auch drei. Und dann pirschen sie sich im Feuerschatten des Balka-Randes an den Panzerpulk heran. Sprung über den Rand. Rumms. Rumms.

Die ersten beiden T 34 brennen und qualmen. Geben idealen Schutz für die beiden Jäger. Noch zwei knackt Hamann. Krause noch einen. Da werden die Kommandanten der übrigen vier oder fünf Panzer nervös und drehen ab. Der Weg ist frei. Im Nu wimmelt es in der Balka von vorwärtsdrängenden Kolonnen. Ein neuer Weg in das schützende Buchenwäldchen von Potschapinzy ist frei.

Kein Wehrmachtbericht, kein Gedenkblatt, keine Ordenseingabe wird von dieser Tat berichten. Tapferkeit anonymer Helden. Die Tapferkeit der Ausbruchsschlacht.

Die Masse der ‚Korpsabteilung B‘ unter Oberst Fouquet-mit Teilen des Artillerieregiments 188 im ersten Treffen – erwischt einen glücklichen Augenblick, als ihr vorderster Stosskeil beiderseits der Höhe 239 im erneuten Anlauf über die Strasse stürmt. Es gelingt. Die Regimentsgruppen kämpfen sich durch den Wald, wo sie von Panzern verschont bleiben, und erreichen – zwar ohne alle schweren Waffen – Oktjabr und Lissjanka.

Hinten beim Korps weiss man von alledem noch nichts. General Lieb und sein Gefechtsstab hatten von Schanderowka aus die erste Phase des Ausbruchs verfolgt. Chef und la stehen vor einer Panjehütte und lauschen.

Schweigend ziehen die Kolonnen vorbei. Das Pferdegetrappel auf dem gefrorenen Boden wird von Nacht und Wind verschluckt. Der Kommandierende General tritt hinzu: «Irgendwelche Meldungen von vorne?» fragt er. Mehr eine Routinefrage. «Nichts, Herr General!» Weder von Komarowka noch aus Chilki ist Gefechtslärm zu hören. Dabei musste die Ausbruchspitze dort schon durchgestossen sein. «Was bedeutet die Ruhe?» fragt Lieb. Franz antwortet, die Stimme ein wenig heiser: «Das kann nur eins bedeuten: Die erste Welle ist durch, hat mit der blanken Waffe den Kessel geöffnet.»

«Dann los, meine Herren», sagt Lieb. Drückt sich seine hohe weisse Pelzmütze fest auf den Schädel und schreitet hinüber zur Hütte, wo sein Pferd steht. Wie ein Grossfürst sieht er aus!

Kurz nach Mitternacht bezieht General Lieb einen Gefechtsstand am Westrand des Dorfes Chilki. Der Ort bildet den rechten Eckpfeiler des deutschen Ausbruchs-korridors und muss unter allen Umständen gehalten werden. Doch der Russe drängt wütend von der Flanke her nach. Ist schon am Ortsrand. Es wird kritisch. Nimmt er das Dorf wieder, dann stürzt der Korridor ein.

«Eine zuverlässige Kampfgruppe muss her, die den Russen aufhält», stöhnt Lieb. «Wen haben wir denn noch?»

Ein österreichischer Artilleriekommandeur meldet sich, tritt an den Kartentisch. Bei Kerzenlicht sagt er ruhig: «Ich habe nur noch hundert Mann, aber ich halte das Nest, Herr General, verlassen Sie sich drauf.» Er hält es. Bis der letzte Mann durch ist. Und kommt mit der Nachhut sogar noch aus dem Schlamassel heraus.

Um 6 Uhr morgens reitet Liebs Korpsstab mitten im Strom der letzten Marschkolonnen aus Chilki.

«Wer unterrichtet Stemmermann, dass wir ausbrechen und keine Befehle mehr empfangen können», fragt Lieb den la. Franz zeigt auf einen Reiter: Rittmeister von Meerheimb, der Ic, hat sich freiwillig gemeldet. Der Jagdreiter aus Mecklenburg legt schweigend die Hand an den Helm. Wendet seinen Schecken. Dann sieht man ihn im fliegenden Galopp durch das feindliche Artillerief Feuer jagen.

Liebs Kolonne trabt an. Es ist ein gespenstisches Bild. Napoleonische Visionen! Aussen reitet der Quartiermeister Major Ganschow auf einem kräftigen Schimmel. Seine riesige deutsche Dogge läuft neben ihm. «Grüssen Sie meine Frau», hatte Ganschow in Chilki zu Major Hermani gesagt, «ich werde nicht durchkommen!» Und leise hatte er hinzugefügt: «Kümmern Sie sich um meinen Hund, damit er nicht verkommt.» Hermani muss an diese Worte denken, als er Ganschow schemenhaft neben der Marschkolonne traben sieht. Gibt es Todesahnungen? grübelt er

Gegen 6 Uhr morgens beginnt es um diese Jahreszeit in der Westukraine zu dämmern. Doch Schneetreiben lässt es am 17. Februar 1944, dem blutigen Donnerstag, nicht richtig hell werden. Sie reiten. Die Kolonnen ziehen über das verschneite offene Gelände. Die Panjefahrzeuge knarren, darauf gebettete Verwundete stöhnen. Die meisten Einheiten haben den Befehl, sie zurückzulassen, nicht beachtet. Zu böse sind die Erfahrungen mit den Sowjets.

Von fern ist der Kampflärm zu hören. Nervosität kommt auf. Feindliche Artillerie streut ihr Feuer stärker in die Verbände. Packt die Marschkolonnen. Alles hetzt auseinander. Pferde gehen durch. Hermanis Brauner bricht getroffen zusammen. Der Major taumelt benommen weiter. Sucht seinen Pferdepfleger, sucht seine Kartentasche. Aber wer kann einen Menschen oder gar eine Kartentasche in diesem Chaos finden? Auch von der rechten Flanke her kommt jetzt MG-Feuer. Sie stehen vor dem sowjetischen Panzerriegel zwischen Dschurschenzy und Pot-schapinzy. Und was die Kolonnen vor ihnen taten, versuchen sie ebenfalls: Sie biegen nach links aus.

Auch Oberst Franz wird das Pferd weggeschossen. Am vereisten Hang, aus einer Mulde herauf, fahren sich die letzten Fahrzeuge und Geschütze fest. Pak feuert hinein. Gespanne gehen durch. Franz fängt sich ein Artilleriepferd ein, wirft sich in den Sattel und jagt den Hang hinauf. Erschrickt: Etwa fünfzehn T 34 schieben sich heran. Rollen durch die Balka, in der eine Panjekolonne mit Rote-Kreuz-Flaggen hält. Mit MG-Feuer schiessen die Panzer die Pferde zusammen, walzen dann die Wagen nieder. Die Ketten malmen alles zu Brei.

«Ihr Schweine! Ihr Schweine!» keucht Franz. Er weiss: Die Kolonne transportiert Schwerverwundete von ‚Wiking‘. General Gille hatte sie nicht zurücklassen wollen. Rund 140 waren in Kettenfahrzeugen unter Führung von Dr. Isselstein auf den Marsch gegangen. Die anderen, hundert Schwerverwundete und dazu noch dreissig Verletzte eines Hauptverbandplatzes der ‚Korpsabteilung B‘ verlor der Chef der Sanitätskompanie von ‚Wiking‘, Dr. Thon, auf Panjewagen. Ihr Schicksal erfüllt sich hier vor den Augen von Oberst Franz. Nur ein knappes Dutzend von ihnen kann Dr. Thon retten. Auch die Kolonne Dr. Isselstein wurde westlich Schanderowka von Panzern zusammengeschossen. Dr. Isselstein fiel im Feuer eines T 34.

Mitten in das Inferno tönt plötzlich heiseres, vielstimmiges Geschrei: Franz blickt nach rechts. Mein Gott, gibt es das 1944 noch? Aus einer Balka heraus führt ein Reiter eine Kolonne von 3'000 bis 4'000 Mann gegen die weit auseinandergezogene Feuerfront neuer Feindpanzer und gegen eine Pakfront auf einem Kahl-schlag am Waldrand, die ein rettendes Waldstück sperrt. Es ist Oberstleutnant Müller, der Teile der 72. I. D. mit diesem Massensturm durch die Sperre in den panzersicheren Wald bringt. Oberst Franz reitet mit. MG-Feuer mäht. Pak fetzt.

Zwischen einem Panzer von Typ ‚Stalin II‘ und einem T 34 sind fünfzig Meter Zwischenraum. Fünfzig Meter! In diese Lücke jagt Franz mit seinem keuchenden Gaul durch das Schneeestöber. Ein Acker trennt ihn noch vom Rand des Wäldchens. Aber zischend schlägt dem Pferd ein Granatsplitter in den Kopf. Es bricht in die Vorderbeine. Überschlägt sich auf dem gefrorenen Acker. Franz kommt glücklich aus den Bügeln und bleibt heil. Sein Scharfschützengewehr mit Zielfernrohr liegt neben dem toten Pferd. Er greift danach und rennt in das Wäldchen.

Es ist immer wieder erstaunlich, was Entschlossenheit vermag, und militärisch lehrreich, wie begrenzt die Wirkung von Kampfpanzern ohne infanteristische Unterstützung bei der Abwehr fanatischer Massendurchbrüche ist. Auf deutscher Seite hat man lange geglaubt, dass bei den Kesselschlachten der ersten Kriegsjahre

die feindlichen Ausbrüche gegen die eigenen Panzerriegel erfolglos waren. Die Sowjets scheinen im zweiten Teil des Krieges demselben Irrtum verfallen zu sein. Hätte der sowjetische Kommandeur bei der Höhe 239 oder gar Armeegeneral Konjew selbst am Morgen des 17. Februar einen Blick in den Wald von Potschapinzy werfen können, hätte er das begriffen.

Mehr und mehr Gruppen der 72. I. D., der ‚Korpsabteilung B‘, der Division ‚Wiking‘ und der 389 I. D. sammeln sich hier. Sie sind durch die Panzerriegel gekommen, obgleich die Höhenstrasse von dem russischen Feuer lückenlos gesperrt schien. Freilich, auch die letzten Fahrzeuge, die letzten Sturmgeschütze und Schützenpanzerwagen, die letzten Geschütze und bespannten Panjewagen sind an den Balkas vor Potschapinzy liegengeblieben. Sogar ihre Handfeuerwaffen haben viele Männer nicht mit retten können, sondern nur das nackte Leben. Doch es sollte sich bald herausstellen, dass ihnen noch Schlimmeres bevorsteht.

Der Wald, in dem Oberst Franz vorerst Schutz gefunden hat, hallt wider von Rufen. Plötzlich auch von Schüssen. Zwei Männer der belgischen Freiwilligen-Brigade ‚Wallonie‘ tauchen auf. «Ein feindliches MG sperrt den Waldaustritt über eine Lichtung. Wir kommen nicht vorbei. Haben schon Tote und Verwundete», melden die Wallonen.

Oberst i. G. Franz nimmt sein Scharfschützengewehr und pirscht mit den beiden zu der Lichtung. Da drüben feuert das MG. Im Glas kann er die Russen genau erkennen. Drei Mann. Dreihundert Meter. Dreimal schießt Franz mit seinem Repeertiergewehr in Sekundenschnelle. Dann winkt er und springt durch die flache Mulde. Fünf Sprünge warten die anderen ab. Als das Maxim schweigt, stürmt alles Franz nach. Weiter. Nach Südwesten.

Der Korpschef versucht ein bisschen Ordnung in die 3'000 bis 4'000 Mann seiner Kolonne zu bekommen. Soldaten und Offiziere sind zwar körperlich und moralisch fertig; aber sie begreifen doch, dass Gehorsam besser ist als das chaotische ‚Rette sich wer kann!‘ Plötzlich steht auch Major Hermani neben Franz. «Herr Oberst», sagt er, «wenn wir uns hier in diesem Schlamassel heil getroffen haben, dann kommen wir auch noch durch.»

Doch noch einmal greift das Unheil nach ihnen. Bei der Höhe 222, dicht ostwärts Lissjanka, glauben sie, endlich bei den deutschen Vorposten zu sein. Aber auch diese fünf oder sechs Panzerkampfwagen auf der kleinen Anhöhe entpuppen sich als T 34. Noch einmal grosse Verluste. Hermani wird die MPi unterm Arm zerschossen.

Nur nicht liegenbleiben! Laufen! Laufen! Und so jagen sie mit fliegendem Atem bis an den Gniloi Tikitsch.

Es ist gegen 11 Uhr vormittags. Schon von weitem sehen sie das wogende Gewimmel am Fluss. Dreissig Meter ist er breit und über zwei Meter tief. Die Strömung stark, das Ufer steil und vereist.

Und weit und breit keine Brücke. Kein Steg.

Die Brücke der 1. Panzerdivision und ein Notsteg, den inzwischen das Jenaer Panzerpionierbataillon 37 unter dem Schutz der letzten Grenadiere der Leibstandarte» gebaut hat, liegen zweieinhalb Kilometer weiter nördlich. 2'500 Meter!

Doch niemand weiss es. Und alle haben nur den einen Drang: hinüber über den Fluss, auf die andere Seite, wohin ihnen Sowjetpanzer nicht folgen können.

Dieser Gedanke lässt keinen Platz mehr für ruhige Erwägungen. Die grosse Enttäuschung an der Höhe 239 hat den Männern das Vertrauen genommen. Sie fühlen sich im Stich gelassen und verraten. Sie hadern, fluchen. Nur weg, nur 'raus aus dieser verdammten Hölle!

Fünf Grad unter Null zeigt das Thermometer. Und eiskalter Wind fegt über das Land. Aber was hilft's? Vier T 34 fahren bis auf ein paar hundert Meter an die dichtgedrängten Massen heran und feuern mit Sprenggranaten und Abprallern. Fürchterlich. Gruppen zu dreissig und vierzig Mann springen blindlings in das eisige Wasser. Gruppenweise ertrinken sie. Pferdeleiber treiben zwischen den Eisschollen. Dreissig Meter sind es nur. Aber auch für dreissig Meter eiskalte Strömung braucht man Kraft und klare Gedanken. Die verfluchte Panik!

Oberst Franz sucht sich eine freie Stelle und lässt sich nach ein paar kräftigen Zügen ans andere Ufer treiben. Direkt unter eine Weide, die ihre Zweige wie helfende Arme ins Wasser hängen lässt. Aber was Rettung versprach, wird zum Unheil. Sein Mantel verheddert sich an einem tückischen Ast. Hält Franz im Wasser fest. Die Finger werden starr. Der Körper schwer. Ist das der Schluss? Hätte der junge Oberleutnant Güldenpfennig nicht zugepackt, der zufällig den Kampf des Obersten sah, wäre es, wie bei so vielen, auch für Franz das Ende gewesen. Hermani kommt gleichfalls glücklich durch den Fluss.

Und wo die Einheiten der ‚Wiking‘ den Gniloi Tikitsch erreichen, bringt General Gille seine Männer dazu, vernünftige Aktionen zu ergreifen. Mit Knotenstock und kurzem Pelz steht er am Ufer. 4'500 Mann, 70 Prozent seiner Division, hat er bis hierher gebracht. Nun will er nicht noch grosse Verluste einstecken. Er lässt die letzte Zugmaschine in den Fluss fahren. Sie soll als eine Art Stützpfiler für einen Notsteg dienen. Aber die Strömung reisst sie weg. Auch Panjewagen, die man in den Fluss schiebt, treiben in dem gurgelnden Wasser davon.

Da lässt Gille die Nichtschwimmer aussondern. Ketten werden gebildet aus jeweils einem Schwimmer und einem Nichtschwimmer. Der General selbst geht an der Spitze der ersten Kette ins Wasser. Doch mitten im Fluss lässt der dritte Mann plötzlich los. Die lebende Brücke bricht. Hilfe! Gellende Flüche. Schreie. Hilflos treiben die Nichtschwimmer ab. Gilles la, Obersturmbannführer Schönfelder, vergattert die Männer. Ein neuer Versuch. Doch auch jetzt ertrinken noch zu viele.

Hauptsturmführer Dorr vom Regiment ‚Germania‘ kommt mit der Nachhut. Auf Brettern und Deichseln ziehen sie die letzten Geretteten der Verwundeten-transporte durch den Schnee. Dorr's Grenadiere hatten zusammen mit einer Gruppe der 14. Panzerdivision, die in den Kessel geraten war, für den Schutz der Verwundetenkolonnen gesorgt. Bei der Abwehr der mörderischen Panzerattacken hatte ‚Wiking‘ die Hauptverluste des ganzen Ausbruchs.

Und jene Gruppe dort am Fluss? Was haben die Männer vor? Es sind Belgier der Brigade ‚Wallonie‘. Sie haben ihren am 13. gefallenen Kommandeur, Oberstleutnant Lucien Lippert, auf einem Panjewagen bei den Verwundeten mitgeführt. Nachdem die Kolonne von den sowjetischen Panzern zusammengeschossen wor-

den ist, haben vier Mann den Toten mit bis an den Fluss getragen. Er soll den Russen nicht in die Hände fallen. In die Zeltplane gewickelt, schwimmen ihn die vier Männer über den Fluss. Und drüben ziehen sie ihn weiter durch Schnee und über vereiste Hänge. Bis hinter die ersten Sicherungen des 3. Panzerkorps.

Gilles erster Ordonnanzoffizier, Hauptsturmführer Westphal, versucht noch, den letzten Panzer III über den Fluss zu bringen. Aber es gelingt nicht. So muss auch Westphal schwimmend über den Gniloi Tikitsch. Mit ihm kam nicht nur ein tapferer Offizier mit dem Leben davon, sondern auch ein wichtiger Zeuge, der über das Schicksal General Stemmermanns Gültiges aussagen kann.

Denn immer wieder stösst man auf die Legende, Stemmermann sei von der SS erschossen worden. Aber Stemmermann wurde nicht ermordet, er fiel im Feuer einer russischen Pak. Und es ereignete sich so: In einer Mulde bei Potschapinzy traf der Kommandierende General, der seinen Wagen durch eine Motorpanne verloren hatte, auf den Geländewagen des la der Division ‚Wiking‘. Der Wagen hatte Reifenpanne. Schönfelder und Westphal waren deshalb den vereisten Hang hinaufgesprungen, dessen Rand unter Feindfeuer lag, und beobachteten. Stemmermann kam mit seinem Begleitoffizier und war ziemlich erschöpft. Sah den Wagen und wollte damit den Hang hinaufpreschen, ohne dass der Reifen gewechselt worden war. Der Fahrer schaffte es aber nicht. Blieb stecken. Im gleichen Moment schlug ein Paktreffer in den Wagen. Riss die Rückwand auf. Die Splitter trafen Stemmermann und seinen Begleitoffizier tödlich.

Ein russischer Hilfswilliger und der Fahrer zogen die beiden noch aus dem Wagen. Sprangen dann den Hang hinauf und machten Schönfelder und Westphal Meldung: «Der General und sein Begleiter sind tot.»

«Wirklich tot? Nicht nur schwer verwundet?»

«Nein, Obersturbannführer, Volltreffer in den Rücken. Es war sofort aus.» Obersturbannführer Schönfelder gab darauf den Befehl, die Fahrzeuge nicht mehr über den höllischen Hang zu bringen.

Das ist die verbürgte Geschichte vom Tode General Stemmermanns.

Am Gniloi Tikitsch enthüllte sich alles, was in der menschlichen Seele schlummert: die Abgründe der Angst, die Schluchten der Feigheit – aber auch die leuchtenden Höhen der Mannhaftigkeit, der kameradschaftlichen Hilfeleistung und der Selbstaufopferung.

Da schwimmt der Feldwebel Wohler dreimal durch den Fluss. An einer Art Schwimmgel, schnell aus Koppeln gebastelt, bringt er drei Nichtschwimmer ans rettende Ufer. Zwei Unteroffiziere von der 389.1. D. ziehen auf Bretter gebundene Verwundete hinter sich her durch die Strömung. Von der 3. Kompanie Panzerjägerabteilung 389 finden sich noch fünf Mann am Fluss ein. Stabsfeldwebel Krause ist auch dabei. Sie haben ein halbes Dutzend Russen bei sich, die bei der Überrollung der Pakstellung gefangenengenommen wurden. Als die Deutschen ihre Mäntel ausziehen, um in den Fluss zu gehen, schütteln die Russen energisch den Kopf. Diese Naturburschen machen die Sache anders: Sie knöpfen die Mäntel auf, rutschen über den Hang in den Fluss und lassen die Mäntel sich wie Flügel auf dem Wasser ausbreiten. Dann schwimmen sie los.

Der Obergefreite Fritz Hamann hat kein Zutrauen zu der russischen Methode. Er sieht in einer Biegung, wo der Fluss fast bis zur Mitte zugefroren ist, blutjunge Spunde auf dem Bauch über das Eis kriechen. Er versucht es auch. Aber dann knistert und kracht es. Er bricht ein. Stützt sich mit den Ellenbogen auf. Bricht wieder ein. Kämpft sich Meter um Meter durch brechendes Eis. Klammert sich an Eisschollen. Eine halbe Stunde dauert es. Vollkommen erschöpft greift er am anderen Ufer nach dem Karabinerschäft, den ihm ein Kamerad hält, und zieht sich hoch. Gerettet!

Wo sind die anderen? Er sieht keinen mehr. Auch Krause nicht. Und wankt weiter. Nur nicht zurückschauen. Dieser Fluss führt durch die Unterwelt des Krieges.

General Lieb versucht, mit seinem Pferd den Strom zu durchschwimmen. Aber der Wallach kann sich nicht halten. Treibt ab. Ertrinkt. Der General schafft es.

Der in vielen Kämpfen erprobte Kommandeur der 72. I. D., Oberst Dr. Hohn, geht ebenfalls mit dem Gros seiner Moselländer schwimmend über den Gniloi Tikitsch. In brettsteif gefrorener Uniform wartet er auf dem Westufer, bis die letzte Gruppe herüber ist.

Oberst Fouquet, der unermüdliche Kommandeur der ‚Korpsabteilung B‘, kommt nicht mehr bis an den Fluss. Bei einem Angriff auf eine Pakstellung wird er schwer verwundet. In sowjetischer Gefangenschaft ist er gestorben.

Als die ersten Geretteten bei Lissjanka in ihren steifgefrorenen Uniformen halbtot den Vorposten und Gefechtssicherungen der ‚Leibstandarte‘ und der 1. Panzerdivision entgegentaumelten, begriff man dort sofort die verzweifelte Situation zweieinhalb Kilometer südlich des Brückenkopfes. Stosstrupps des Panzerpionierbataillons 37 gingen unter dem Schutz von Panzergrenadieren und einem Zug Panzern flussabwärts vor. Leitkommandos bemühten sich, die ankommenden Massen der Ausbruchskräfte auf dem Ostufer nach Norden zu dirigieren, zur Brückenstelle der 1. Panzerdivision in Lissjanka.

Manche Gruppe verstand die Rufe und Zeichen vom westlichen Ufer. Doch die immer mehr um sich greifende Panikstimmung liess keine geordnete Umleitung zu. Sowjetische Panzer am Fluss vergrösserten das Chaos. Unter dem Feuerschutz von jeweils zwei ‚Panthern‘ des Erfurter Panzerregiments 1 bauten daraufhin die Panzerpioniere aus Thüringen unter der Leitung von Major Braun an verschiedenen Stellen Notstege, über die sich nun der Übergang vollzog. So fanden wenigstens die Nachhuten, die gleichfalls nach Süden abgedrängt wurden, Behelfsübergänge vor, die ihnen den Sprung in das eisige Wasser ersparten.

General Trowitz führte seine bayerische 57. I. D. und die Reste der 389. Trotz der harten Nachhutkämpfe in gutem Zusammenhalt zurück. Mehr als 3'000 Mann brachte er über den Fluss. Und alle Verwundeten dazu, die er mitgeführt hatte: 250 Mann. Mit 3'500 Mann hatte er die Nachhutstellungen der ‚Gruppe Stemmermann‘ verteidigt. Trowitz selbst: als einer der letzten hinkte er verletzt aus der Korsuner Höhle.

General Graf Rittberg, der Kommandeur der 88. Infanteriedivision, kam mit der Masse gleichfalls an die Übergangsstellen des Gniloi Tikitsch. Die Bayern, Pfälzer und Schwaben des Grenadierregiments 246 hatten in der Nacht vom 16. auf den

vj. noch in harten Kämpfen die Höhe 192 an der Nordfront des Kessels gehalten und sich dann erst Schritt für Schritt abgesetzt. Auf sich allein gestellt, erkämpfte sich das Regiment seinen Weg zum Fluss. Beim Gros der Division sah man eine merkwürdige Kolonne marschieren: russische Frauen, die wegen ihres Hilfsdienstes bei den Deutschen Repressalien fürchteten und mit aus dem Kessel zogen.

Als Graf Rittberg, der Verdener Artillerist und bekannte Turnierreiter, an den Stegen sah, dass selbst erfahrene Offiziere die Ruhe verloren, rücksichtslos wurden und ihre Ellbogen gebrauchten, um schneller hinüberzukommen, rügte er mit seinem sprichwörtlichen Sarkasmus: «Seit wann haben Offiziere bei der Flucht den Vortritt?» Von Minute an ging alles reibungslos.

Auf anderen Wegen gelang es den letzten Einheiten der SS-Freiwilligen-Sturmbrigade ‚Wallonie‘, den Brückenkopf der 1. Panzerdivision bei Lissjanka zu erreichen. Die Nachhut der Wallonen hatte noch bis zum 17. morgens Nowo Buda gehalten. Dann war sie befehlsgemäss, vorbei an den ausbrechenden Kolonnen, dem ersten Treffen nachgerückt und bei den Männern von ‚Wiking‘ in die Panzerfalle nördlich Potschapinzy geraten. Die Wallonen konnten sich in eine Schlucht retten und nach Abschuss von zwei T 34 durch Schwärme von Kosaken hindurch ein rettendes Waldstück südlich der Höhe 239 erreichen. Hier sammelte Léon Degrelle alles, was an Versprengten zusammenlief. Er verteidigte das Waldstück, wenige Kilometer ostwärts Lissjanka, bis zum Einbruch der Dunkelheit. Lautlos, ohne einen Schuss, kam Degrelle bis zum 18. Februar zu den vordersten Sicherungen der 1. Panzerdivision. Er brachte über 3'000 Mann mit, darunter viele Zivilisten und die letzten 632 Wallonen seiner Brigade.

Und Major Ganschow? Der Quartiermeister des 42. Korps, der mit Todesahnungen im Herzen auf seinem Schimmel zum Gnili Tikitsch geritten war? Er kam nicht durch. Sein Bursche schwamm allein mit der Dogge über den Fluss. Der Major hatte kurz vorher versucht, für eine Gruppe einen sicheren Marschweg zu erkunden. Aber nur sein Schimmel wurde – reiterlos – am Fluss noch einmal gesichtet. Dann verlor sich auch seine Spur.

Man hat dem 3. Panzerkorps und insbesondere der 1. Panzerdivision den Vorwurf gemacht, ihre Einheiten hätten in der Stunde Null der Korsuner Divisionen nicht das Letzte gewagt, um den Ausbrechenden den Kalvarienberg, die Höhe 239, zu ersparen. Dieser Vorwurf ist unbegründet. Die 1. Panzerdivision hat mit wenigen Soldaten und Panzern neun Tage lang den Brückenkopf Lissjanka offengehalten. Als die Generale Lieb und Gille am 17. Februar mit ihren Männern nach Lissjanka kamen, hielten dort zwölf einsatzbereite Panzer IV und V und wenige als Pakriegel eingesetzte Schadpanzer mit achtzig Panzergrenadieren und drei Gruppen Panzerpionieren den Weg über den Gnili Tikitsch offen. Die Männer unter Führung von Generalmajor Koll, Oberst Söth und Oberstleutnant Dr. Bäke setzten sich bis zum Umfallen ein, um Lissjanka gegen die wütenden sowjetischen Gegenangriffe zu halten. Sie ermöglichten damit, dass die Ausbrechenden über Buschanka zurückgeführt werden konnten. Die Schwerverwundeten wurden dank der Fürsorge von Stabsarzt Dr. Königshausen von Lissjanka und Buschanka aus nach Uman geflogen.

Die 1. Panzerdivision hielt ihren Brückenkopf so lange, bis am 19. Februar morgens die letzten Soldaten der Nachhuten aufgenommen waren. Mehr konnte auch sie nicht erzwingen. Die grossen und folgenschweren Fehler, die die oberste deutsche Führung während der letzten Monate auf dem Schlachtfeld zwischen Kiew und Kirowograd gemacht hatte, waren Mitte Februar 1944 bei der gegebenen Kräfte-lage durch keine Tapferkeit und keinen Opfermut mehr zu korrigieren.

Nachdem das schwere Panzerregiment Bäke und die Panzerkampfgruppe der 1. Panzerdivision sich am Abend des 16. vor den Wäldern und der Höhenstrasse zwischen Dschurschenzy und Potschapinzy fast verblutet hatten, warf General Breith noch in der Nacht zum 17. zwei Bataillone der ‚Leibstandarte‘ gegen die sowjetischen Sperriegel, um sie zu knacken. Die ganze Division hätte es vielleicht geschafft – wenn sie verfügbar gewesen wäre. Aber mit zwei Bataillonen – das war auch für eine Elitetruppe eine unlösbare Aufgabe.

Die Bataillone blieben nach schweren blutigen Verlusten auf den gefrorenen Hängen vor den Höhen 239 und 222 liegen. Wer wollte sich wundern? Konjew hatte die Masse von zwei Panzerarmeen in dem Ausbruchsraum konzentriert. Dazu kamen noch ein Dutzend Divisionen von zwei Schützenarmeen sowie selbständige Kavallerieverbände.

Zwei Bataillone gegen die Massen von zwei Armeen!

Natürlich waren auch die Russen abgekämpft und längst nicht mehr im Vollbesitz ihrer Kraft. Nur so ist wohl der schnelle und fast verlustlose Durchbruch durch den ersten Einschliessungsring verständlich. Der sowjetische Sperriegel auf dem Höhenrücken von Dschurschenzy – Potschapinzy oberhalb wegeloser, ver-eister Hänge aber war eine ideale Abwehrstellung.

Wenn der Ausbruch der Gruppe Stemmermann trotzdem zur Rettung von mehr als 60 Prozent der Menschen führte, so ist das eine erstaunliche Leistung. Fast 35'000 Mann wurden gerettet. Sie konnten in die Sammelräume ostwärts Uman zurückgeführt werden. Das schmälert den russischen Sieg nicht. Seine Bedeutung bestand in der Ausschaltung der Kampfkraft von sechseinhalb deutschen Divisionen. Sechseinhalb Divisionen, die ihre gesamten Waffen verloren hatten. Zwar konnte die Lücke in der Front zwischen 8. Armee und 1. Panzerarmee durch einen Gegenangriff von zwei Panzerdivisionen notdürftig geschlossen werden. Aber wie lange würde die dünne Linie halten?

Weit und weiss erstreckt sich das winterliche Land der Westukraine. Der Befehls-zug Mansteins poltert von Uman nach Proskurow, auf der grossen Strecke Dnjeprow-sk-Lemberg.

Der Feldmarschall hat in den Lazaretten und Sammelstellen von Uman die Ge-retteten aus dem Korsuner Kessel besucht. Mit Offizieren und Männern gespro-chen. Das Kapitel Tscherkassy ist zu Ende. Doch schon fahren neue Sorgen mit im Zug: Wird der Russe Ruhe geben, bis die Löcher der Front einigermassen gestopft sind? Das ist die eine Frage. Die andere lautet: Womit soll man sie stopfen? Von den Verbänden, die sich aus dem Korsuner Kessel gerettet haben, ist bis auf die Freiwilligen-Sturmbrigade ‚Wallonie‘ keiner mehr einsatzfähig. Aber auch sie muss mit ihren letzten 632 Soldaten zur Wiederaufstellung nach

Westen verlegt werden. Fallen also sechseinhalb Divisionen für die weitere Kampfführung aus. Sechseinhalb Divisionen fehlen Manstein in der Mitte seiner Front. Eine böse Lage.

Und diese Lage demonstriert die Bedeutung der sowjetischen Erfolge bei Korsun. Die operative Auswirkung war eben viel wichtiger als die deutschen Verluste, die von den Sowjets bis auf den heutigen Tag mittels eines merkwürdigen Zahlenspiels mit Toten und Gefangenen zum Hauptpunkt der Korsuner Schlacht gemacht werden. Der sowjetische Historiker, Professor Telpuchowski zum Beispiel gibt die deutschen Verluste mit 52'000 Gefallenen und 11'000 Gefangenen an. Das sowjetische Geschichtswerk über den ‚Grossen Vaterländischen Krieg‘ nennt 55'000 Gefallene und 18'000 Gefangene.

Groteske Zahlen! Von höchstens 56'000 Eingeschlossenen wären demnach 73'000 gefallen oder gefangen worden. Die dokumentarisch belegten Tatsachen zeigen ein anderes Bild. Es ist an der Zeit, dass man sie zur Kenntnis nimmt.

In der Tagesmeldung der 8. Armee vom Abend des 11. Februar 1944 wird die Verpflegungsstärke der eingeschlossenen zwei Korps samt russischen Hilfswilligen mit 56'000 Mann angegeben. Davon wurden 2188 Verwundete ausgeflogen. Fast 35'000 Mann erreichten nach Angabe der Stabschefs der eingeschlossenen Korps die deutsche Front und wurden von den Auffangstellen als gerettet registriert. Die Kriegstagebücher der betroffenen Divisionen und Regimenter bestätigen diese Angaben: Ihre durchschnittliche Verlustquote lag bei 20 bis 30 Prozent. Der blutige Saldo von Tscherkassy wäre also 18'800 Mann Verluste. Freilich: Das Leid, die Not und der Tod lassen sich in keine Rechnung fassen. Die Tragödie vor der einsamen ukrainischen Höhe 239 und am gottverlassenen Flüsschen Gniloi Tikitsch ist ins Buch der Geschichte geschrieben. Ihre operative Auswirkung auch.

„Fremde Heere Ost‘ meldet – Zeitzler versucht es mit List – Zwischen Pripjet und Karpaten – Die 1. Panzerarmee eingeschlossen – Mansteins Ultimatum an Hitler – Zusammenstoss auf dem Berghof – Telefonat von Hube – Hitler gibt nach – «Lösung West, Befehl folgt» – Schukow ivartet vergeblich – Über vier Flüsse und durch zwei feindliche Armeen – Dem wandernden Kessel entgegen – Treffpunkt Buczacz – Stalins grosse Falle ist gesprengt – Der Retter muss gehen

Der Befehlszug von Manstein rollt langsam durch den Bahnhof Winniza. Bahnhofskommandant und Fahrdienstleiter stehen salutierend am Perron. Der Feldmarschall sitzt mit General Busse und Oberst Schulze-Büttger im Arbeitswagen über den Karten. Oberleutnant Stahlberg, der Ordonnanzoffizier, hat eine Mappe voller Berichte und Meldungen neben sich liegen und reicht sie Stück um Stück über den Tisch.

Man braucht kein Prophet zu sein, um aus den Lagenkarten und Frontberichten eine düstere Zukunft zu lesen. Die Reserven der Heeresgruppe sind verbraucht; die schnellen Divisionen durch den pausenlosen Einsatz hart angeschlagen; die infanteristische Besetzung der HKL sowohl bei der 8. Armee wie bei der links anschliessenden 1. Panzerarmee ist nur hauchdünn. Eine einigermaßen zusammenhängende Front gibt es nur noch von der Dnjepr-Mündung bis Schepeutowka. Von dort bis zu den Pripjetsümpfen klafft eine mehr als achtzig Kilometer breite Lücke, die ein einziges schwaches Armeekorps sichert, das Nürnberger 13. unter General Hauffe. Auf ihm lastet die Verantwortung, die strategisch entscheidende Landbrücke südlich der Pripjet-Sümpfe zu überwachen und für die Russen zu sperren. Die Gefahr, die hier droht, ist seit Monaten akut, seit die 13. sowjetische Armee Mitte November über das nasse Dreieck Dnjepr-Pripjet gegangen war.

Der tüchtige Generalstäbler Hauffe hat zwar den Vormarsch der Sowjets verzögern, aber nicht stoppen können. Nun steht der Russe mit sechs Armeen auf der Landbrücke im Raum von Rowno, knapp vor der alten polnischen Staatsgrenze. Er bedroht den wichtigen Bahnknotenpunkt Kowel am Westrand des Sumpfgebietes und hat die Riesenfaust zum Schlag gegen Mansteins Nordflügel geballt.

Voll Sorge sieht der Feldmarschall diese gefährliche Entwicklung. Er weiss durch Frontbesuche beim 59. Armeekorps, das von seinem alten Chef, Generalleutnant Schulz, geführt wird, wie überspannt die Lage in den vordersten Stützpunkten ist. Er hat das Führerhauptquartier immer wieder gewarnt. Immer wieder Kräfte gefordert und die Versammlung einer Armee hinter dem bedrohten Raum um Rowno vorgeschlagen.

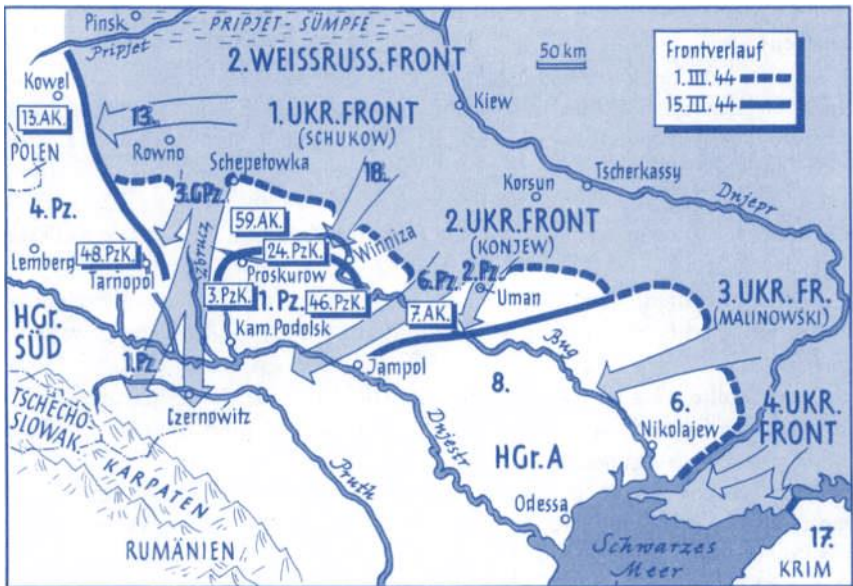
Doch Hitler hat nur die Achseln gezuckt: «Wo soll ich eine Armee hernehmen?» So ist es bei Improvisationen geblieben. Die 4. Panzerarmee, die seit der Entlassung Hoths der österreichische Panzergeneral Raus führt, hat die Befehlsführung um Tarnopol übernommen. Die 1. Panzerarmee ist dafür in den Raum ost-

wärts Schepetowka eingeschoben worden. Jetzt kann Manstein nichts anderes tun, als der drohenden Gefahr einer Überflügelung dadurch zu begegnen, dass er unter Schwächung seines Mittelabschnitts starke Panzerkräfte hinter den Nordflügel seiner Heeresgruppe legt, um hier für das Schlimmste gewappnet zu sein. Die SS-Panzerdivision ‚Leibstandarte Adolf Hitler‘ wird im Raum südlich Schepetowka, die 1., 6. und 16. Panzerdivision am Bug versammelt, die 11. Panzerdivision herausgezogen.

So weit – so gut. Aber diese Aushilfe beschwört eine andere Gefahr herauf: Die ohnehin schwache 8. Armee wird durch den Abzug von über der Hälfte ihrer Panzerkräfte noch mehr geschwächt. Gerade vor ihr aber stehen jetzt jene sowjetischen Armeen der ‚2. Ukrainischen Front‘, die Konjew gegen den Kessel von Korsun massiert hatte und die nun nach kurzer Auffrischung wieder angriffsbereit sind. Sechs Armeen! Wöhler hingegen fast ohne Panzer und ohne die sechseinhalb Tscherkassy-Divisionen! Das sagt genug über die Lage.

Konjew hatte also eine reelle Chance, das lockende Ziel Bessarabien – Rumänien zu erreichen. Dabei wäre es so leicht gewesen, dagegen zu halten, wenn Hitler mit den vorhandenen Kräften mehr hausgehalten hätte.

Denn in kaum einer anderen Periode des Russlandkrieges lagen die sowjetischen Operationsabsichten so klar auf der Hand. Die feindliche Kräftekonzentration, die Geographie und die Politik machten die feindlichen Pläne deutlich. Überläufer und Gefangene enthüllten die letzten Details.



Die gefährliche Stunde am deutschen Südflügel im Frühjahr 1944: Sowjetische Kräfte stossen Richtung Karpaten, die 1. Panzerarmee ist umfasst. Nur im Süden, am Dnjestr, ist noch ein Schlupfloch offen. Doch Manstein befiehlt: Ausbruch nach Westen.

Ein interessantes Dokument belegt diese Tatsache. Der damalige Oberst im Generalstab, Reinhard Gehlen, legte Anfang März eine Beurteilung der Lage vor, in der die Absichten des Feindes klar dargestellt waren. Gehlen analysierte auf Grund des erlangten Spionage- und Aufklärungsmaterials die Pläne des STAWKA haargenau. Er meldete: Die Sowjets stehen bereit, eine Zangenoperation gegen den deutschen Südflügel anzusetzen. Sie werden hierzu sehr bald mit der ‚1. Ukrainischen Front‘ den Grossangriff gegen das 59. Korps südlich der Pripjetsümpfe beginnen, um gegen Polen zu stossen; gleichzeitig in Richtung auf den Dnjestr nach Süden einschwenken, um den deutschen Südflügel aufzurollen. Mit der ‚2. Ukrainischen Front‘ Konjews werden sie aus dem Raum Swenigorodka die schwache 8. Armee durchbrechen, auf Rumänien vorstossen und im Zusammenwirken mit der ‚1. Ukrainischen Front‘ die noch ostwärts des Dnjestr stehenden Kräfte der 1. und 4. Panzerarmee einkesseln.

Soweit Gehlen!

Aber Hitler wollte die so offenkundigen Gefahren nicht gelten lassen. Er stellte sich taub gegen alle Vorschläge und setzte seine Hoffnung auf die zu erwartende Frühjahrs-Schlammzeit, die, wie er meinte, jede grossräumige Operation lahmlegen würde.

Doch der russische ‚General Schlamm‘ fühlte sich Hitler nicht unterstellt und liess sich Zeit. Schnee und Regenfälle wechselten ab, und die Temperaturen schwankten um den Gefrierpunkt, so dass vor allem nachts und am Morgen die Bewegungen des Feindes keineswegs übermässig behindert waren.

In der ‚Wolfsschanze‘ herrschte darob düstere Stimmung. Wie konnte man Hitler bewegen, für die Bereinigung einer derart katastrophalen Lage Kräfte herzugeben?

Zeitler, der Chef des Generalstabs des Heeres, arbeitete mit allen Tricks; listig fragte er Hitler: «Was würden Sie denn jetzt tun, mein Führer, wenn Sie Russe wären?» Die logische Antwort, die Zeitler erwartete, war: «Angreifen!» Aber Hitler antwortete trotzig: «Gar nichts!»

Das war gegen alle Vernunft. Hitler wusste das so gut wie Zeitler. Aber er kassierte mit diesem ‚gar nichts‘ seine Bankrotterklärung. Nur keinen Fussbreit Boden aufgeben.

Die Krim? Halten! Norwegen? Halten! Ungarn? Besetzen! Italien? Verteidigen! Frankreich? Nichts wegnehmen, sondern hintun, um für die Invasion gewappnet zu sein.

Hitler wollte alles verteidigen. Und vergass die Weisheit des Preussenkönigs Friedrich des Grossen: «Wer alles defendieren will, defendiert gar nichts.» Hitler missachtete diesen Grundsatz. Er bestand auf seiner Strategie der ‚festen Plätze‘ und forderte die fanatische Verteidigung dieser von ihm persönlich bestimmten zentralen Punkte. Er glaubte, die russische Flutwelle durch solche Wellenbrecher à la Kolberg 1807 aufhalten zu können.

Am Morgen des 4. März 1944, einem Sonnabend, wurde Adolf Hitler aufs Schrecklichste ins Unrecht gesetzt. Die ‚1. Ukrainische Front‘, die schlagkräftigste Heeresgruppe Stalins, griff den linken Flügel Mansteins an. Marschall Schukow führte den Schlag. Er war Ende Februar an die Stelle des bisherigen Oberbefehls-

habers Watutin getreten, der von ukrainischen Freischärlern überfallen und schwerverwundet worden war; am 15. April starb dieser dynamische General. Er war einer der besten und einer der ganz wenigen modernen Truppenführer, die die Akademien der Roten Armee je hervorgebracht haben. In einem entscheidenden Augenblick des Krieges trat dieser hervorragende Mann ab. An seiner Stelle erschien nun Schukow, der Vertraute Stalins, als Heerführer auf dem Kriegsschauplatz. Bisher hatte er als Bevollmächtigter und Koordinator des STAWKA an den Brennpunkten der Kämpfe gewirkt. Der Name dieses energie- geladenen und harten Marschalls vom Schlage Schörners steht von nun an im Mittelpunkt aller wichtigen militärischen Ereignisse der Ostfront.

Die Schlacht beginnt. Zwischen Pripjet und Karpaten wird die blutige Trommel gerührt. Die 13. sowjetische Armee packt General Hauffes 13. Korps und wirft dessen schwache infanteristische Kräfte in harten Kämpfen zurück. Südlich davon schlägt Schukow mit vier Armeen gegen das 59. Korps des Generals Schulz los. Hämmernd mit einem höllischen Trommelfeuer auf die Stellungen und reißt schliesslich die deutsche Front auf. Zwischen den wütend verteidigten Stützpunkten der 7. Panzerdivision hindurch und an den Stellungen der 96. und 291. I. D. vorbei rollen die Kampfgruppen der Panzerarmeen durch die aufgerissene Front nach Südwesten. Die zum Gegenschlag angesetzte SS-Panzerdivision ‚Leibstandarte‘ kann einen tiefen Einbruch nicht mehr verhindern. Zwölf Stunden später wirft Schukow auch noch die 18. Armee durch das mehr als fünfzig Kilometer breite Leck.

Die deutsche 4. Panzerarmee wird auf diese Weise in zwei Teile gespalten. Die Verbände des 13. Armeekorps sind nach Westen und Nordwesten abgedrängt, die 96. und 291. Infanteriedivision des 59. Armeekorps in den Abschnitt der 1. Panzerarmee zurückgeworfen.

Doch jetzt bewährt sich Mansteins Vorsorge. Die hinter seinem Nordflügel bereitgestellten Panzerkorps – das 3. unter Breith und das 48. unter Balck – sind rechtzeitig heran, um das Schlimmste zu verhindern: Balck fängt die zerschlagenen deutschen Verbände auf und geht schrittweise auf Tamopol zurück. Die 7. Panzerdivision, SS-Panzerdivision ‚Leibstandarte‘ und Teile der 68. I. D. können sich einigeln.

Das 3. Panzerkorps Breiths riegelt Feinddurchbrüche ab. Das durchbrochene 59. Korps kann sich mit Hilfe eines Gegenangriffs der Masse der 1. Panzerdivision und des schweren Panzerregiments Bäke zurückkämpfen. Doch nun muss der Preis für die Rettung des Nordflügels gezahlt werden. Die 8. Armee zahlt ihn.

Im Morgengrauen des 5. März donnern mehrere tausend Geschütze und Granatwerfer gegen ihren linken Flügel im Raum Uman. Dann kommen Konjews Armeen der ‚2. Ukrainischen Front‘. 415 Panzer und 247 Geschütze auf Selbstfahrlafette führten sie ins Gefecht. General Wöhler hat gegen diese Armada nichts Wirksames einzusetzen. Er wird überrannt. Seine Armeen zerrissen. Fünf Tage später stürmen Konjews Panzer die hart verteidigte Stadt Uman. Stossen bis an den Bug. Bezwingen den über die Ufer getretenen Fluss mit wahrhaft erstaunlicher Improvisationskunst. Und streben weiter dem Dnjestr zu.

Inzwischen treten zwei weitere Garde-Armeen, die 5. und 7., am unteren Dnjepr

auch gegen Hollids 6. Armee an, binden deren Kräfte und verhindern so, dass Wöhler von dort Hilfe bekommt. Alles ist gut aufeinander abgestimmt – wie von Oberst Reinhard Gehlen in seiner Auswertung des geheimen Nachrichtenmaterials vorausgesagt.

Am 16. März durchschneidet Konjew die lebenswichtige Eisenbahnverbindung Lemberg-Odessa. Damit ist der Hauptversorgungsstrang des deutschen Südflügels lahmgelegt. Schon am 17. sind Konjews Stossgruppen über den 250 Meter breiten Dnjestr, den letzten russischen Strom vor den Karpaten, und schwenken gleichzeitig zur Umfassung der 1. Panzerarmee nach Nordwesten ein. Mit unheimlicher Geschwindigkeit schreitet das Unheil fort. Am 26. marschieren russische Vorhuteneinheiten über die rumänische Grenze. Die Rote Armee betritt den Boden Südosteuropas.

Bei Schukow geht es nicht ganz so schnell wie bei Konjew. Die deutschen Panzerkräfte leisten den Armeen der ‚1. Ukrainischen Front‘ erbitterten Widerstand. Der 1. Panzerdivision gelingt es, die nach Südosten zurückgeworfenen Verbände der 96. und 291. Infanteriedivision freizukämpfen. Oberst Charly Neumeister, der bekannte österreichische Jagdreiter, hält mit einem Bataillon des Weimarer Panzergrenadierregiments 1 und Soldaten aus Urlauberbataillonen Staro Konstantinow mit einer Hartnäckigkeit, die die Sowjets zur Verzweiflung bringt. Aber das ändert nichts an der Tatsache, dass die Front des 59. Korps zwischen Schepetowka und Rowno weit aufgerissen ist.

Das 3. Panzerkorps kann in beweglich geführter Verteidigung den Bug zunächst halten. Panzerkräfte und Infanterie des 59. Korps verhindern im letzten Augenblick eine westliche Umfassung der über Proskurow ausweichenden Kräfte. Aber auch der harte Kampf um Staro Konstantinow, Proskurow und Gorodok kann die Lage nicht wenden. Der endlose Heerwurm sowjetischer Infanterie- und Panzerverbände wälzt sich durch den Schlamm und über die Nebenflüsse des Dnjestr nach Süden.

Am 29. März bezwingt Schukow auch den Dnjestr und nimmt die alte polnische Stadt Tschelowitz. Er steht nun auf breiter Front im Rücken der Heeresgruppe Süd. Von Osten nähern sich seine Spitzen Konjews ‚2. Ukrainischer Front‘.

Damit ist eingetreten, was Manstein seit einem Jahr als Alptraum vor Augen und was er abzuwenden versucht hatte: die Katastrophe! Die 4. Panzerarmee aufgerissen und nach Westen zurückgeworfen. Die 8. Armee zerschlagen. Die 6. Armee am unteren Dnjepr isoliert und an mehreren Stellen von Malinowskis Armeen der ‚3. Ukrainischen Front‘ durchbrochen. Die 1. Panzerarmee General Hubes aber – und das ist das schlimmste – ist in einem riesigen Kessel zwischen Bug und Dnjestr eingeschlossen, vom Gros der 4. Panzerarmee durch eine Lücke von mehr als achtzig Kilometer getrennt. Wenn die eingeschlossenen zweiundzwanzig Divisionen, darunter beste Panzerdivisionen, das Schicksal von Stalingrad erleiden, dann kann nichts in der Welt die 850 Kilometer lange Südfront mehr retten. Dann bricht der Damm, und die Rote Armee kann ungehindert nach Westen strömen. Stalin steht vor seinem grossen Triumph, vor dem Ziel, das er seit Stalingrad mit zäher Beharrlichkeit verfolgt. Als sein bester Verbündeter hat sich Adolf Hitler erwiesen:

Die dauernde Überforderung der Truppe durch die starrsinnigen Haltebefehle, die verhängnisvolle Methode, jeden Fussbreit Boden verteidigen zu wollen, hat die Kraft der Ostfront erschöpft. Die Masse der Divisionen ist in den pausenlosen Kämpfen seit ‚Zitadelle‘ ausgebrannt. Jetzt schlägt die Stunde, die Rechnung wird präsentiert.

Es ist die erregendste Phase des Krieges. Sie enthüllt das Geheimnis unserer Niederlage, enthüllt aber auch die tragische Tatsache, dass an der Ostfront ein deutscher Feldherr vorhanden war, der mit den in hundert Schlachten erprobten Armeen dem militärischen Geschehen eine andere Wendung hätte geben können. In der düstersten Stunde zwischen Bug und Dnjestr bewies er es noch einmal – zum letzten Mal. Und das gehört zu den grossen Kapiteln des zweiten Weltkrieges.

Am 23. März fordert Manstein aus seinem Gefechtsstand in Lemberg von Hitler die schnelle Heranführung von Kräften, damit er die Verbindung zur eingeschlossenen 1. Panzerarmee wiederherstellen kann.

Die Armee ist nur noch aus der Luft zu versorgen. Und Manstein hat seine bösen Erfahrungen mit Luftversorgungen. Stalingrad ist ein warnendes Beispiel. Und hier am Dnjestr sind die Probleme nicht leichter. Gerade in der letzten Märzwoche herrscht Schneetreiben, ausserdem müssen mit der Rückwärtsbewegung der Kampfverbände fast jeden Tag die Flugplätze verlegt werden. General Hube hat schon Befehl gegeben, allen überflüssigen Ballast abzustossen, um jeden Tropfen Benzin für die Panzer und Selbstfahrlafetten freizubekommen. Denn im Augenblick der Gefahr gilt es, die Truppe beweglich zu halten, selbst wenn Material, Trossfahrzeuge und Stabsakten geopfert werden müssen.

So gelingt es Hube, die Bewegungen weiter in Fluss zu halten. Durch dauernde eigene Angriffe wird der Feind immer wieder zurückgedrängt und der Versuch einer überholenden Verfolgung im Norden und Nordwesten vereitelt. Und das alles wird geschafft, obwohl die Versorgungsschwierigkeiten das strengste Haushalten sogar mit Infanteriemunition erfordern. Aber lange geht es so natürlich nicht.

Angesichts dieser Lage muss schnell die wichtigste Entscheidung fallen: Wann und wohin soll ausgebrochen werden? Aber wieder einmal wird die Notwendigkeit einer Führerentscheidung zu einer dramatischen Sache. Der Führer leitet die Operationen aller Kriegsschauplätze seit Tagen von Berchtesgaden aus. Mit dem engsten Mitarbeiterstab sitzt er in seinem Adlerhorst auf dem Berghof. Nach Süden geht sein Blick. Dort geistert die Krise. Am europäischen Südflügel knistert es, hinter der Front der Verbündeten, in Bulgarien, Rumänien, vor allem in Ungarn. Sie werden unruhig. Spüren das Nahen der Katastrophe.

Am 24. März kommt vom Berghof die Antwort auf Mansteins Forderung: Die 1. Panzerarmee hält ihre Front am Bug und kämpft sich aus eigener Kraft ihre durchschnittenen rückwärtigen Verbindungen wieder frei.

Zornbebend hört der Feldmarschall in Lemberg diesen Befehl. Das ist Stalingrad, ist der Weg ins Verderben. Sofort lässt er eine Telefonverbindung mit dem Berghof herstellen, über Sonderleitung, die durch einen nicht abhörbaren Zerhacker läuft. 13 Uhr. General Zeitzler am Apparat.

Manstein: «Der Haltebefehl und das gleichzeitige Schliessen der grossen Lücke zur 4. Panzerarmee sind undurchführbar. Sagen Sie dem Führer, ich werde der 1. Panzerarmee den Befehl zum Ausbruch geben, wenn ich bis 15 Uhr nicht die bindende Zusage habe, dass Kräfte zum Entsatz herangeführt werden.»

Das ist ein Ultimatum! Ist die klare Androhung der Befehlsverweigerung eines Feldmarschalls gegenüber dem Obersten Befehlshaber.

15 Uhr. Keine Antwort vom Berghof.

Die Uhr läuft. Sie läuft gegen die 1. Panzerarmee. Sie läuft für Schukow.

15 Uhr 30. Der la der Heeresgruppe Süd formuliert den Vorbefehl an die 1. Panzerarmee zum Ausbruch. Am Vortag schon war der bisherige Auftrag der 1. Panzerarmee geändert und General Hube befohlen worden, den Anschluss an die 4. Panzerarmee am Seret herzustellen, das hiess einfach ausgedrückt: Richtet euch ein, westwärts geht die Reise!

16 Uhr. Telefongespräch vom Berghof. Ein Offizier der Operationsabteilung teilt mit: Der Führer stimmt zu, dass die 1. Panzerarmee sich ihre Verbindung nach Westen freikämpft; er verlangt jedoch weiterhin, dass sie nn ganzen ihre bisherige Front hält.

17

Als General Busse dem Feldmarschall diese Mitteilung vorlegt, sagt der nur kalt: «Das ist eine Gummi-Antwort. Ausbrechen und dabei trotzdem halten. Ich wüsste gern, wie man so etwas macht.»

Busse nickt: «Das ist die Wiederholung seiner Haltung von Stalingrad.» Busse hatte recht. Auch damals, im Dezember 1942, war Hitler schliesslich bereit gewesen, einem Ausbruch der 6. Armee zuzustimmen, wenn sie gleichzeitig Stalingrad und die Wolgastellung halten würde. An dieser unerfüllbaren Bedingung war die Rettung der 6. Armee gescheitert. Soll sich diese Katastrophe jetzt mit der 1. Panzerarmee wiederholen? Manstein ist fest entschlossen, sich diesmal auf Biegen und Brechen dagegen-zustemmen.

Noch einmal lässt er sich mit Zeitzler verbinden. Sagt dem Generalstabschef: «Der Befehl des Führers ist undurchführbar. Ist denn das so schwer zu kapiern?»

«Für mich nicht», antwortet Zeitzler, «aber der Führer hat den wirklichen Ernst der Lage noch nicht erkannt.»

«So», sagt Manstein, «dann treffe ich die Massnahmen, die sich zwingend aus der Lage ergeben.»

Um 17 Uhr 35, am 24. März, gibt er mit Fernschreiben Nr. 58683/10 an die 1. Panzerarmee den Vorbefehl zum Durchbruch nach Westen. Eine halbe Stunde später hat Hitler bereits Kenntnis von dem Befehl. Aber er schleudert keinen Bannfluch nach Lemberg. Um 19 Uhr lässt er seinen Chefadjutanten Schmunt kommen: «Geben Sie dem Manstein ein Ding, er soll morgen zum Lagevortrag kommen.» Ein Ding – das war Hitlers Bezeichnung für Funkspruch. Und Schmunt gab dem Feldmarschall ein Ding; um 19 Uhr 30 geht es in Lemberg ein: Der Führer befiehlt den Feldmarschall von Manstein morgen, 25. März, zum Vortrag auf den Berghof.

Das riesige Fenster von Hitlers Berghof-Salon machte den holzgetäfelten Raum zur offenen Bühne. Weit ging der Blick über das Berchtesgadener Land. Auf dieser

Bühne trat Manstein zum Waffengang gegen Adolf Hitler an. Hier, vor der urweltlichen Kulisse der Berge wurde eine Schlacht geschlagen, bei der es um Rettung oder Untergang von zweiundzwanzig Divisionen, mehr als 200'000 Mann, ging.

Auf dem grossen Kartentisch vorm Fenster breitet Oberst i. G. Schulze-Büttger die Karten aus. Manstein erklärt die Lage. Mit zwingender Logik ergibt sich seine Forderung: Die 1. Panzerarmee stösst mit ihren Panzerkräften nach Westen durch die beiden sowjetischen Armeen im Rücken der Südfront und erkämpft sich den Anschluss an die 4. Panzerarmee. Ihre Ost- und Nordostfront muss sie dazu zurücknehmen. Gelingen kann diese Operation bei der Kräftelage allerdings nur, wenn die 4. Panzerarmee den Ausbruchskräften der 1. entgegenstösst. Schliesslich sind es fast achtzig Kilometer feindbeherrschtes Gebiet, die überwunden werden müssen. Der im Raum Tamopol hart ringenden 4. Panzerarmee müssen dafür neue Kräfte mindestens in Stärke eines Panzerkorps zugeführt werden.

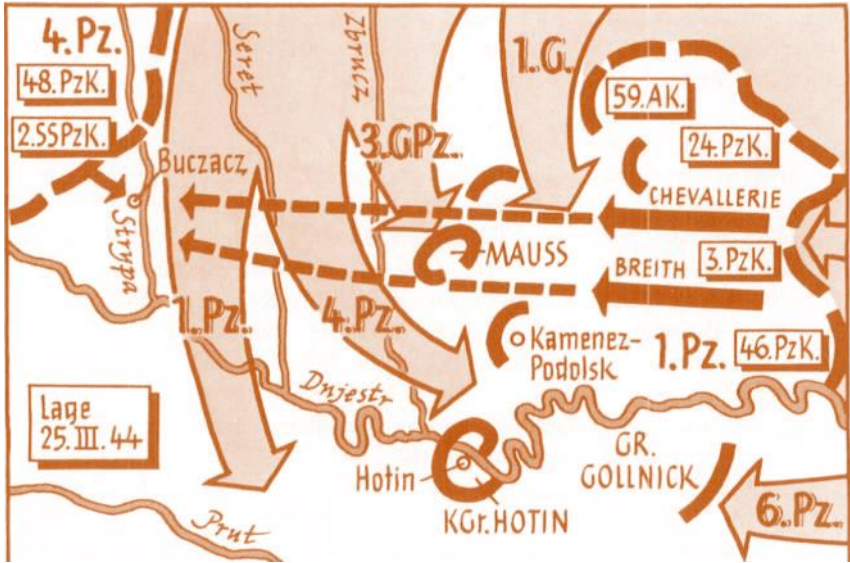
Hitler hat schweigend zugehört, die Hände auf den Kartentisch gestützt. Jetzt richtet er sich auf. Scharf fährt er Manstein an: «Und woher soll ich die Kräfte für die 4. Panzerarmee nehmen? In Frankreich steht die Invasion bevor, da kann ich kein Bataillon entbehren. In Ungarn läuft wegen Horthys undurchsichtiger Haltung die dringend notwendige militärische Besetzung des Landes, da kann ich kein Regiment wegnehmen, wenn ich nicht Gefahr laufen will, dass eine politische Schweinerei passiert und Horthy abspringt. Und da Sie selber sagen, dass der Ausbruch nur gelingen kann, wenn die 4. Panzerarmee mit frischen Kräften entgegenstösst, hat es doch gar keinen Zweck. Die 1. Panzerarmee bleibt, wo sie ist, und kämpft sich ihren Rücken selber frei. Es gibt keine andere Möglichkeit.»

Hart und schnell stösst er die Sätze hervor. Und einmal in Rage, folgt nun ein Wolkenbruch von Vorwürfen gegen den Feldmarschall – wegen der Verwendung der Ersatzkräfte, wegen seiner ständigen Forderungen nach der Bildung von Schwerpunkten und Ausweichoperationen. «Sie wollen immer nur operieren. Und dabei geht es immer weiter zurück.»

Mansteins Gesicht rötet sich. Die Zuhörer frösteln. Der grosse Zusammenstoss liegt in der Luft. Der Feldmarschall nimmt die Herausforderung an. Eiskalt, aber mit betonter Ruhe sagt er: «Sie, mein Führer, tragen die Schuld an der Entwicklung. Sie haben unsere Kräfte am Südflügel seit acht Monaten unentwegt vor operativ unlösbare Aufgaben gestellt. Sie haben mir dafür weder ausreichenden Ersatz noch Bewegungsfreiheit gewährt. Hätten Sie das getan, brauchten Sie jetzt nicht zu klagen über die katastrophale Situation. Sie geht ausschliesslich auf Ihr Konto.»

Ehe Hitler sich gefasst hat und antworten kann, fährt Manstein fort: «Aber diese nachträgliche Diskussion ändert die Lage auch nicht mehr. Ich muss noch heute der 1. Panzerarmee den Befehl zum Ausbruch geben, sonst ist sie verloren. Ich bitte um Ihre Zustimmung.»

Ehe Zeitler sich vermittelnd einschalten kann, dreht sich Hitler um. Im Weggehen sagt er: «Ich kann Ihnen nicht zustimmen. Über die weiteren Fragen sprechen wir bei der Abendlage.» Und geht. Aufregung bleibt zurück. Ruhig schreitet Manstein in den kleinen Wintergarten. Tritt auf General Schmudt zu, den Adjutanten und militärischen Vertrauten Hitlers, und sagt: «Melden Sie dem Führer,



Tschernowitz

Marschall Schukow erwartet, dass die 1. Panzerarmee nach Süden über den Dnjestr ausbricht. Er wirft deshalb seine Hauptkräfte südwärts, um Hube dort zu packen. Aber westwärts stossen die deutschen Korps. Zu spät erkennt Schukow seinen Fehler.

er möge einen anderen mit der Führung der Heeresgruppe betrauen – wenn er glaubt, meinen Ansichten nicht zustimmen zu können.» Schnallt das Koppel um. Setzt die Mütze auf. Und geht.

Manstein wohnte im ‚Berchtesgadener Hof‘. Kaum war er auf seinem Zimmer, klingelte das Telefon. General Busse rief aus Lemberg an. Zu der Auseinandersetzung mit Hitler kam neuer Ärger mit General Hube. Der grossartige einarmige Oberbefehlshaber der 1. Panzerarmee bestürmte die Heeresgruppe und forderte Freiheit zum Ausbruch – aber nicht nach Westen, sondern nach Süden, über den Dnjestr, wo auf rund hundert Kilometer bisher nur der Fluss und schwache sowjetische Aufklärungskräfte die Kesselwand bildeten.

Hube hatte schwerwiegende Gründe für seinen Wunsch, im Gegensatz zu seiner eigenen ursprünglichen Planung jetzt nach Süden aus der Falle zu schlüpfen. Noch am 24. hatte er im Sinne von Mansteins Konzept befohlen, unter Abdeckung nach Norden und Osten nördlich des Dnjestr nach Westen durchzubrechen. Aber am 25. März verschlechterte sich die Lage. Ein tiefer Feindeinbruch südwestlich Proskow hatte schnell Raum nach Süden gewonnen und Teile des 59. Korps wie des 3. Panzerkorps abgeschnitten. Kamenez-Podolsk und Hotin waren bedroht, die Rückzugsstrassen nach Westen vom Feind blockiert.

Der OB der 1. Panzerarmee und sein Chef, Oberst i. G. Carl Wagener, waren gleicher Meinung: Die Veränderung der Lage hat die Armee ihrer Handlungs-

freiheit beraubt. Nachdem die im Norden freigewordenen Kräfte gegen die Gefahr nördlich Ramenez – Podolsk eingesetzt werden müssen, erscheint ein Durchbruch nach Westen zu gefährlich. Nach Abwägen aller Möglichkeiten spricht das geringere Risiko für das Zurückgehen nach Süden, wo auch alle Pionierbataillone und Brückenkolonnen bereits am Dnjestr versammelt sind. Das war es, was Hube Mansteins Chef Busse am Telefon auseinandergesetzt hatte und was Busse dem Feldmarschall nach Berchtesgaden telefonierte.

Es war natürlich verlockend, die abgeschnittene Armee ohne verlustreichen Kampf über den noch nicht gesperrten Dnjestr zurückzunehmen. Verlockender jedenfalls, als kämpfend nach Westen auszubrechen, wobei es ein halbes Dutzend Flussläufe und zwei sowjetische Elitearmeen zu überwinden galt. Der Ausbruch nach Süden war zweifellos risikoloser. Und was das Risiko eines Durchbruchs durch starken Feind bedeutete, wusste Hube nur zu gut. Die Tragödie von Tscherkassy hatte sich ja vor den Augen der 1. Panzerarmee abgespielt. Hube wollte seine Divisionen nicht in eine solche Katastrophe geraten lassen und deshalb forderte er von Manstein mit aller Härte die sofortige Genehmigung zum Ausbruch nach Süden.

Was Hube indes nicht richtig übersehen konnte, war die Entwicklung der grossen Lage. Wich seine Armee nach Süden aus, so wurde die Lücke zur 4. Panzerarmee riesengross, und für die Russen öffnete sich endgültig der Weg nach Galizien. Sie brauchten nur noch zu marschieren.

Was aber wäre für die 1. Panzerarmee gewonnen worden? Nichts! Standen doch Schukows und Konjews Panzerspitzen am 25. März auch schon südlich des Dnjestr. Das Gros der 1. und ‚2. Ukrainischen Front‘ folgte in Eilmärschen.

Die 1. Panzerarmee würde zwar einer Einschliessung nördlich des Dnjestr entkommen, aber in eine andere hineinmarschieren, in einen noch gefährlicheren Kessel, dessen Rückwand die unwegsamen Karpaten bildeten.

Manstein sah diese Gefahr. Vor allem aber hatte er die strategische Notwendigkeit vor Augen, dass die Lücke zur 4. Panzerarmee nicht noch grösser werden durfte. Was half die Rettung der 1. Panzerarmee in die fast ausweglose Zuflucht an den Karpatenhängen, wenn die Russen dadurch ungehindert über Galizien auf Breslau und Prag zumarschieren konnten?

Nein, nur nach Westen durfte Hube ausbrechen. Mitten durch die beiden sowjetischen Armeen, die nach Süden zogen, musste sein Weg führen. Das brachte Kampf, brachte aber neben der Freiheit auch den operativen Gewinn, dass die Armeen Schukows dann ihrerseits durchbrochen, von ihren rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten und gelähmt wurden. Der Kampf um die Freiheit sollte der Grundstein zur Generalbereinigung der Lage werden. Das war Manstein!

Man hat dem Feldmarschall den Vorwurf gemacht, dieser Plan sei ein Vabanque-Spiel gewesen. Solche Kritiker unterschätzen den Strategen Manstein. Er hat Kühnheit nie mit Vabanque-Spiel und Kriegslist nie mit Abenteuer verwechselt. Die Heeresgruppe sah nicht nur die zwingende Notwendigkeit für den Weststoss, sie hatte sich auch vergewissert, dass eine reelle Chance zum Erfolg bestand.

Massgebend für den Entschluss, den Ausbruch der 1. Panzerarmee nördlich des Dnjestr nach Westen zu befehlen, war nämlich neben den operativen Gesichts-

punkten das Bild, das die Heeresgruppe von der Feindlage besass: Manstein war in der glücklichen Lage, die Absichten Schukows bis ins Detail zu kennen. Der Ic der Heeresgruppe, Oberst von Blumröder, hatte sein Ohr in den Stäben der durchgebrochenensowjetischen Armeen. Sein Horchdienst hatte die Frequenzen der russischen Frontfunkstellen erwischt und den Code der Armeestäbe geknackt. Blumröder las alle Befehle und Meldungen der 1. und 4. sowjetischen Panzerarmee in der Durchbruchslücke südlich Tarnopol mit. Die abgehörten Meldungen verrieten Bewegungsrichtungen, Tagesziele und vor allem die Stärke der roten Verbände.

Um das Glück vollzumachen, gelang es auch noch, den Quartiermeisterfunk der 1. und 4. Panzerarmee Schukows mitzuhören und zu entziffern. Dadurch erfuhr Manstein über die beiden Armeen genausoviel wie Marschall Schukow. Mansteins Stab wurde auf diese Weise zweimal am Tag genau unterrichtet, wieviel einsatzfähige Feindpanzer jede rote Panzerbrigade besass. Es war der Idealfall der Feindaufklärung. Manstein sass praktisch mit an Schukows Kartentisch.

Hier beweist sich einmal mehr, wo im Krieg die Quellen für wichtige und verlässliche Informationen sprudeln; Quellen, die an Quantität und Qualität der Nachricht jeden Kundschafter oder Oberspion erblassen lassen. Ganz zu schweigen von der Unmittelbarkeit und der Schnelligkeit, mit der die Information die Fronten überquert. Damit kann kein Meisterspion konkurrieren. Manstein war in einer glänzenden Position.

Schukow befahl: 1. Panzerarmee stösst auf den Dnjestr in Richtung Tschernowiz. «Gut», registrierte Manstein. Der nächste Befehl Schukows: 4. Panzerarmee verhält, bis ihre Infanteriedivisionen heran sind. «Noch besser!» Denn damit war klar, dass nördlich des oberen Dnjestr bei der russischen 4. Panzerarmee der schwache Punkt des Feindes lag – solange seine Infanterieverbände noch nicht aufgeschlossen hatten.

Und noch eins zeigte der feindliche Funkverkehr: Schukow rechnete fest mit einem deutschen Ausbruch nach Süden über die freie Uferzone des Dnjestr. Ja, er wollte Hube geradezu dazu verlocken und stellte sich mit seiner Operation darauf ein. Doch Manstein dachte nicht daran, Schukow den Gefallen zu tun. Deshalb sein Befehl, Ausbruch nach Westen, trotz aller Gegenvorstellungen Hubes.

Als der Feldmarschall und sein Ia am 25. März in Berchtesgaden die Notizen über das Telefonat Busses noch einmal durchgingen, meinte Schulze-Büttger: «Man sollte Hube unsere Gründe ausführlich auseinandersetzen, vielleicht sollte jemand zu ihm in den Kessel fliegen.»

Manstein schüttelte den Kopf. «Dazu ist jetzt keine Zeit. Busse wird Hube und seinem Chef Wagener schon deutlich genug zu verstehen gegeben haben, was gegen ihre Beurteilung der Lage einzuwenden ist und dass der Marsch nur nach Westen zu gehen hat und keinesfalls nach Süden.»

Gegen 19 Uhr 30 machte sich der Feldmarschall schweren Herzens wieder auf den Weg zum Berghof. Was würden die kommenden Stunden bringen?

«Es riecht nach Frühling», versucht Schulze-Büttger im Auto ein Gespräch. Der Feldmarschall blickt hinauf zu den schneebedeckten Bergen. Frühling? Dort, wo

das Schicksal der 1. Panzerarmee jetzt zur Debatte steht, herrscht seit ein paar Tagen wieder eiskalter Winter, mit Schneestürmen und beissender Kälte. Würde er Hubes Divisionen aus der weissen Hölle von Ramenez – Podolsk herausführen können? Manstein rechnet:

In diesen Stunden müssen die Truppen schon im Begriff sein, sich umzugliedern, um dann, wenn das Stichwort kommt, in zwei Korpsgruppen nebeneinander nach Westen zum Seret und zur Strypa durchzubrechen. Manstein hat alles genau im Kopf. Der Plan ist gut. General Hube, der Stalingrad-Stürmer, einer der unerschütterlichsten Truppenführer. Und die Truppe selbst – zu allem entschlossen. Es muss zu schaffen sein. Manstein lächelt. Er hat ein gutes Gefühl. Im Geiste macht er schon die Züge, wie sie Hube führen wird: Das 46. Panzerkorps hält die Südfront des Kessels und schlägt die sowjetischen Umgehungsversuche ab. Das 3. und 24. Panzerkorps sowie das 59. Armeekorps setzen sich schrittweise ab und stossen in zwei grossen Keilen nach Westen zum Seret und dann zur Strypa. Dort muss der deutsche Entlastungsstoss die 1. Panzerarmee aufnehmen. So muss es gehen!

Als Hitlers Chefadjutant General Schmudt den Marschall an der Treppe zum Berghof begrüsst, reicht er ihm ein Fernschreiben, das vor ein paar Minuten von General Busse aus Lemberg durchgegeben worden ist: Die 1. Panzerarmee beantragt aufs Neue die «Genehmigung zum Durchbruch Süd». Hube hat den Antrag um 19 Uhr 20 an das Hauptquartier der Heeresgruppe gerichtet. Der Schlusssatz des Funkspruches lautet: «Durchbruch West geländemässig ausgeschlossen.»

Hube will damit nicht nur auf die vier grossen von Nord nach Süd verlaufenden Flüsse hinweisen, sondern auch auf die Tatsache, dass der Russe die Hauptrückzugsstrasse fest besetzt hält und die Lage an der Nordfront des Kessels sich durch den tiefen feindlichen Einbruch weiter verschlechtert hat. Kräfte, die für den Ausbruch nach Westen vorgesehen waren, müssen zur Bereinigung hier eingesetzt werden: Geissenst Stalingrad!

General Hube hat, wie Busse mitteilt, die Vorbefehle zum Ausbruch nach Süden unter Aufhebung der bisherigen Weisungen für den Westdurchbruch bereits seinen Korps zugestellt; auf das Stichwort ‚Litzmann‘ hin soll alles anlaufen. Und die Genehmigung zur Auslösung von ‚Litzmann‘ verlangt Hube nun vom Feldmarschall unverzüglich.

Manstein liest die Alarmmeldung schweigend. Gibt sie dann Schulze-Büttger. Ohne ein Wort lässt er sich von Schmudt in das grosse Zimmer führen, wo Hitler am Kamin sich mit Keitel unterhält.

Als Manstein die Hand zum Gruss hebt, geht Hitler lächelnd auf ihn zu und begrüsst ihn herzlich. Nichts mehr von der eiskalten Härte. Hitler ist wie umgewandelt. Er sagt: «Manstein, ich habe mir die Sache noch einmal überlegt, ich stimme Ihrer Absicht zu, die 1. Panzerarmee nach Westen ausbrechen zu lassen. Schweren Herzens habe ich mich auch entschlossen, das 2. SS-Panzerkorps mit der 9. und 10. SS-Panzerdivision aus Frankreich sowie die 367. I. D. und die 100. Jägerdivision aus Ungarn der 4. Panzerarmee sofort zuzuführen, damit Hube aus dem Raum südwestlich Tarnopol entgegengestossen werden kann.»

Manstein vernimmt es staunend. Und erleichtert. Er hat also gewonnen. Hitler

hat auf der ganzen Linie nachgegeben, sich der Vernunft gebeugt. Freilich, noch weiss Manstein nicht, welchen Preis der Führer ihm für diesen Sieg abverlangen wird. Manstein ist klug genug, keine Triumphgefühle zu zeigen. Er spielt das Spiel mit, als sei die Entscheidung der wohlwogeneren Erwägung Hitlers entsprungen. An Hand der Unterlagen legt der Feldmarschall die Details des Ausbruchsplans dar.

Nahtlos fügt sich die Rettung der zweiundzwanzig Divisionen in eine neue strategische Konzeption: Es gilt, mit der 1. Panzerarmee und der verstärkten 4. Panzerarmee zwischen Karpaten und Pripjetsümpfen wieder eine stabile Front herzustellen. Die 8. Armee muss neben der 6. Armee der Heeresgruppe A in die Deckung Rumäniens einbezogen werden, die Karpatenpässe müssen von der ungarischen Armee gehalten werden. Gelingt dieser Plan, dann ist die ganz grosse Gefahr gebannt.

Aber vorerst hängt alles davon ab, dass die 1. Panzerarmee aus ihrer tödlichen Umklammerung herauskommt. Nach Westen herauskommt. Sie nicht, wie Hube schon vorbereitet hat, nach Süden absetzt. Vierzig Minuten nach Mitternacht, am Ende eines langen Tages auf der Bergfestung Hitlers, lässt Manstein an Hube funken: «Lösung West, Befehl folgt. Manstein.» Die Würfel sind gefallen.

Um 2 Uhr 50 gibt Mansteins la Schulze-Büttger durch Fernschreiben den endgültigen Befehl an die 1. und 4. Panzerarmee. Zur Orientierung bekommt ihn auch die 8. Armee. Das grosse Abenteuer ist in Gang gesetzt: der kämpfende Marsch einer ganzen eingeschlossenen Armee mehr als hundert Kilometer weit nach Westen, durch zwei feindliche Panzerarmeen und über vier grössere Flüsse hinweg.

Müde fährt Manstein lange nach Mitternacht vom Berghof die Serpentinstrasse nach Berchtesgaden. Am anderen Morgen fliegt er nach Lemberg zurück. Wenige Stunden später ist er auf dem Gefechtsstand von General Raus, bei der 4. Panzerarmee. Dort plant man bereits den Entsatzangriff zum Seret. Freilich, auch die eingeschlossene Besatzung von Tarnopol macht Raus grosse Sorgen. Aber jetzt gilt es, erst den grossen Schlag zu führen.

Auch im Kessel läuft der Ausbruch an. General Desslochs Luftflotte 4 fliegt unermüdlich für die Versorgung. Transportfliegerführer General Morzik leitet die Einsätze. Am 26. und 27. März geht alles noch ein bisschen holprig. Aber dann rollt es: Benzin, Munition und Verpflegung 'rein. Verwundete 'raus.

Südlich Kamenez – Podolsk, aber, am Dnjestr, wartet Schukow mit starken Kräften auf Hube. Dort will er dessen Verbände fangen, wenn sie, wie er fest glaubt, über den Dnjestr ausweichen. Das wird einen Empfang geben! Dann werden die Reste der deutschen Südfront in die Karpaten gejagt. Eine kluge Rechnung! Aber sie ist ohne den Wirt gemacht.

Schukow ist sich jedoch seiner Sache sicher. Er wirft seine 1. Panzerarmee mit allen schnellen Korps auf das Südufer des Dnjestr. Greift Tschernowitz, Kolomea und Stanislaw an. Damit legt er – immer in Erwartung des deutschen Ausbruchs nach Süden – seine starken Kräfte weit entfernt von der Kesselfront fest. Ein katastrophaler Fehler. Als er sie im Norden, im entscheidenden Operationsraum, braucht, sind sie nicht greifbar.

General Hube und sein Chef, Oberst Wagener, sitzen inzwischen in einer Kate

in Dunajewzy, nordostwärts von Kamenez – Podolsk. Sie wissen, dass alles nicht schlecht läuft. Die Gruppe Mauss hat mit ihren drei Divisionen fast schon den Anschluss an die 4. Panzerarmee gefunden. Die 1. Panzerdivision hält nach wie vor den Eckpfeiler Gorodok. Das 59. Korps hat den Raum Frampol-Jarmolinzy gewonnen. Die 17. Panzerdivision steht im Angriff auf Kamenez-Podolsk. Die Luftversorgung entwickelt sich gut. Im Kessel arbeiten die sogenannten Kesseltrupps des Transportfliegerführers: vier Mann, die mit einer Ausstattung zur Kenntlichmachung der Lande- und Abwurfplätze versehen sind. Sie haben alles, was dazu nötig ist: Funkfeuer, Notleucht-Pfad, Signalmunition verschiedenster Art. Sie erkunden täglich entsprechend der Bewegung der Armee Lande- und Abwurfplätze. Die Zeiten haben sich seit Stalingrad geändert, die Organisation regiert – nicht leere Versprechungen.

Das alles wissen Hube und Wagener. Sie wissen aber auch, dass das Hin und Her der Ausbruchsvorbereitungen – mal West mal Süd – die Truppe nervös gemacht hat. Jetzt gilt es, den Männern Selbstbewusstsein zu geben. Und so geht in der Nacht zum 28. folgender Funkspruch an alle Einheiten im Kessel: «Die 1. Panzerarmee wird sich durch den Feind hindurchkämpfen und schlägt ihn, wo sie ihn trifft.» Das war das richtige Wort, die Eröffnungssparole.

Die Armee hat ihre zwei Ausbruchgruppen gebildet: Eine nördliche, die Korpsgruppe von der Chevallerie, soll die Nordflanke decken, mit zusammengefassten Kräften einen Brückenkopf über den Zbrucz bilden und dann die grossen Seret-Übergänge gewinnen und offenhalten. Der südliche Ausbruchskel, die Korpsgruppe Breith, hat den Feind im Raum Kamenez – Podolsk zu werfen und sich den Ausbruch über den Zbrucz bei Okopy zu erkämpfen.

Wie die wilde Jagd brechen am 29. März die vordersten Kampfgruppen des nördlichen Ausbruchskels gegen den Fluss Zbrucz, Vorausabteilungen der westfälischen 16. und der thüringischen 7. Panzerdivision rollen den feindlichen Widerstand nieder. Die hinter ihnen herausgelöste 1. Panzerdivision übernimmt die Nachhut des 24. Panzerkorps.

Auch bei der Südgruppe läuft der Angriff. General von der Medens 17. Panzerdivision und die 371. Infanteriedivision stossen nach Südwesten. Die ostpreussische 1. Infanteriedivision und die baden-württembergische 101. Jägerdivision halten als Nachhut des 46. Panzerkorps mit Teilen der SS-Panzerdivision ‚Das Reich‘ den Nordflügel von Konjews ‚2. Ukrainischer Front‘ fest. Der Kessel wandert. Verändert seine Gestalt. Das Tscherkassy-Rezept wird wiederholt: Die ursprüngliche Nord-Südachse dreht sich Richtung Ost-West. Was dem Landser in der Kampfgruppe, im Zug, in der Kompanie als undurchschaubares Durcheinander, als planlose Improvisation erscheint, wird auf der Lagenkarte zu einem Wunder operativen Zusammenspiels par excellence. Kunst der Führung. Frucht der Disziplin.

Der erste Erfolg war ermutigend. Die Korpsgruppe Chevallerie erzwang sich Brückenköpfe über den Zbrucz, bei Skala sogar mit einer unzerstörten Brücke. Der erste Akt der Überraschung des Feindes war gelungen. War gelungen, weil Schukow den Ring im Westen nicht fest genug geschlossen hatte. Und er hatte ihn nicht fest geschlossen, weil er in dem sicheren Glauben war, Hube würde nach Süden ausbrechen. Als der Marschall seinen Irrtum begriff, war es zu spät. Nur

ein einziges Panzerkorps vermochte er vom Südufer des Dnjestr in die Entscheidungsschlacht der Ausbruchsoption nach Norden gegen die Flanke der 1. Panzerarmee heranzubringen. Zu wenig!

Vergeblich tobte Schukow am Telefon mit den Korpskommandeuren seiner 1. Panzerarmee: «Kehrt, kehrt, nach Norden!» Aber Wetter und Wegezustand wirkten auch gegen die Russen. Es gelang nicht, so viele Kräfte wieder auf das Nordufer des Dnjestr zu bringen, um die Zbrucz- und Seret-Übergänge erfolgreich und rechtzeitig zu sperren. ‚Zu spät‘ stand über Schukows Massnahmen. Zu spät!

In dieser Lage versuchte Schukow seinen verhängnisvollen Fehler durch ein schlechtes und ungeschicktes Stückchen psychologischer Kriegführung wettzumachen und mit einem Trick doch noch einen Sieg in seine Scheuer zu bringen. Der Marschall muss sehr wütend oder von schlechten Beratern umgeben gewesen sein, dass er sich von dieser Sache etwas versprach: Am 2. April um 10 Uhr ging beim 46. Panzerkorps, beim 3. Panzerkorps sowie bei vielen Divisionsstäben im Kessel ein offener Funkspruch in deutscher Sprache – jedenfalls in deutschen Worten – ein, der folgendermassen aussah:

«1. Um die weiteren Opfer zu bringen schlage ich Ihnen vor, bis zu Ende des 2. April die sinnlose Widerstand zu verenden und mit die unterstützte Einheiten zu kapitulieren. Ihr seid von allen Seiten eingeschlossen, Hoffnung von die Seite ist sinnlos. Ihr könnt aus die Kessel nicht herauskommen.

2. Wenn Sie bis Ende des 2. April 44 nicht kapitulieren, so wird von alle Soldaten, die die Angebot auf Ende der sinnlosen Widerstand nicht erfüllen, der dritte erschossen. Das ist die Strafe für die sinnlose Widerwehr. Ergeb Euch in Gruppen, Ihr seid in 3 Ringe eingeschlossen. Alle Offiziere, die freiwillig mit Widerstand aufhören, wird die alten Gewehre, die Orden und Transportmittel bewandt.

Schukow, Frontkommandeur und Marschall der Sowjetunion.»

Die deutschen Kommandeure hatten sich vom Staunen über diesen barbarischen Unsinn noch nicht erholt, als um 13 Uhr ein ergänzender Funkspruch der Russen einging. Offenbar hatten sprachkundige Berater inzwischen von der wohl sehr hektisch gestarteten Aktion Schukows Kenntnis erhalten und das babylonische Kauderwelsch umfrisiert. Der neue Spruch lautete:

«Um 11 Uhr ist eine sinnenstellende Übersetzung des nachfolgenden Vorschlags des Frontkommandierenden, Marschall der Sowjetunion Schukow, durchgegeben worden. Es muss heissen: Die deutschen Soldaten und Offiziere, die freiwillig die Waffen niederlegen, haben gute Behandlung zu erwarten. Erschossen, und zwar vor der Front ihrer Einheiten, werden lediglich die Kommandeure der Einheiten, an die sich das Angebot des Marschalls richtet, wenn sie den sinnlosen

Ich breche aus» – Generalmajor Bayerlein bei Kirowograd •
Die 24. Panzerdivision im Kampf gegen die Rasputiza,
den ukrainischen Frühjahrsschlamm.





Widerstand bis zum Abend des heutigen Tages nicht aufgeben wollen. Sie werden erschossen zur Strafe für das sinnlos vergossene Blut der ihnen anvertrauten Soldaten. Schukow, Frontkommandeur und Marschall der Sowjetunion.»

Das war zwar nun gutes Deutsch; aber immer noch miserables Kriegsrecht. Die Drohung hat übrigens die Kampfbereitschaft der Truppe eher angefacht als gemindert.

Der Schneesturm heulte über das Land zwischen Dnjestr und Seret. Die Wege waren verweht. Aber der Geist der Truppe war unverwüchtlich. Zwar wurde geflücht, aufgemuckt, und schlechte Offiziere hatten noch schlechtere Zeiten. Aber einen Vorteil hatte das Wetter: Die rote Luftwaffe erschien nicht oder nur gelegentlich. Um so bewundernswerter war die Leistung der deutschen Luftwaffe, die trotz des Wetters in rollendem Einsatz Versorgung flog. Es gab kaum Mangel an Betriebsstoff und Munition – die Flieger des Transportfliegerführers 2, General Morzik, brachten Nacht für Nacht genügend davon heran. Nacht für Nacht; denn sie flogen nur noch nachts. Nachts waren die Sichtverhältnisse besser. Und nachts gab es kaum Einsätze sowjetischer Jäger: Die Sowjets waren nicht in der Lage, Nachtjagd zu fliegen.

Freilich nicht eine Krume Verpflegung wurde eingeflogen. Die Truppe musste sich aus dem Land versorgen. Und aus den Beständen der Armee. Dazu gehörten auch die armen Pferde, die fast alle ihr Leben lassen mussten.

Der 4. April war ein Glückstag. Der Nachtfrost hatte die Strassen festgemacht. Die Bewegungen liefen reibungslos. Alle Divisionen bekamen ausreichend Munition und Sprit. Die Luftversorgung hatte sich jetzt trefflich eingespielt. Die Nachtruppen der Korpsgruppe Breith setzten sich schon auf den Zbrucz ab. Die 1. Panzerdivision machte mit ihren Angriffen gute Fortschritte. Die 7. Panzerdivision stiess gegen die wichtige Strasse Czortkow – Buczacz.

«Noch nichts vom Entlastungsstoss zu sehen oder zu hören?» fragten die Soldaten und die Offiziere. Am 4. noch nichts. Die Stäbe allerdings hatten schon einen Funkpruch der Heeresgruppe empfangen, der festlegte, wie die Handreichung mit den entgegentossenden Kräften der 4. Panzerarmee bei Buczacz an der Strypa bewerkstelligt werden sollte: Korpsgruppe Chevallerie hatte den Seret bei Czortkow für den Feind zu sperren und die Nordflanke westlich des Flusses abzudecken. Starke Vorausabteilungen sollten die Strasse Czortkow – Buczacz nehmen und offenhalten. Indessen hatte die Korpsgruppe Breith die Übergänge über die Strypa zu gewinnen und den Übergang bei Buczacz von Süden zu öffnen. Zum Schutz der Südflanke wurden die Dnjestr-Übergänge gesperrt und die Brücke zerstört.

TSCHERKASSY ODER DER KESSEL VON KORSUN

So brachen sie aus • Schweres Panzerregiment Bäke tritt zum Entsatzstoss an • Das blieb zurück.

Es klappte. Das spricht sich einfach aus. Aber was steckte hinter dem erfüllten Plan! Dieses stille Heldentum der modernen Vernichtungsschlacht ist nicht romantisch verklärt. Was da von den Männern geleistet wurde, lässt uns heute erschauern.

Major Udo von Alvensleben, Ic im Stab der 16. Panzerdivision, schildert in seinem Tagebuch den Handstreich der 1. Panzerdivision am 2. April auf zwei Sechzig-Tonnen-Brücken über den Seret. Wie in den Zeiten des Blitzkrieges geht das: Schnell. Kühn. Hart anpackend. Aber unter was für Lebensumständen werden diese Leistungen vollbracht! Alvensleben schreibt: «Die Männer haben ihre Sohlen mit Bindfaden festgebunden; denn marschieren ist der halbe Sieg. Die Verpflegung ist mehr als mager. Eine Handvoll Schnee oft die einzige Erfrischung. Am bittersten ist die Lage der Verwundeten. Nur für schwere Fälle stehen Kraftwagen zur Verfügung, alle anderen, auch die mit Beinverletzungen, müssen mit der Truppe weitermarschieren. Mancher gibt auf. Mancher wird nicht gefunden und stirbt allein an einer verschlammten Strasse oder zieht das düstere Los der Gefangenschaft.» Was Alvensleben schreibt, gilt für alle Divisionen des Hube-Kessels.

Am 5. April war alles in den Stäben der 1. Panzerarmee bis zum Bersten gespannt. Würde die Einsatzgruppe der 4. Panzerarmee es schaffen, den sowjetischen Sperriegel im Westen zu durchstossen? Fünfzig Kilometer hatte sie zu überwinden. Fünfzig Kilometer. Das 2. SS-Panzerkorps, das Manstein sich in der dramatischen Aussprache auf dem Berghof von Hitler für den Entlastungsstoss ertrotzt hatte, rollte mit den beiden SS-Panzerdivisionen ‚Fruntsberg‘ und ‚Hohenstaufen‘ sowie der unterstellten wo. Jägerdivision durch Schlamm und Russen Hubes Divisionen entgegen. Gegen Mittag ging bei Hube der Funkspruch von Manstein ein: «2. SS-Panzerkorps vorstösst von Norden nach Westen auf Buczacz, zurzeit Brückenschwierigkeiten.»

Brückenschwierigkeiten. Verflucht, denkt Hube.

Indessen versuchte Schukow verzweifelt mit seinem 11. Garde-Panzerkorps, das er wieder nordwärts über den Dnjestr gehetzt hatte, die Korpsgruppe Breith in der Flanke zu packen. So nicht, Marschall! Breiths Korpsgruppe schoss fünfunddreissig Panzer ab, schlug das Korps zusammen und warf es wieder über den Dnjestr. Diesmal stand Schukow unter dem bösen Gesetz: Zu wenig und zu spät!

Der 6. April wächst aus einer Nacht mit Schneetreiben und Kälte. Die Grenadiere der rheinisch-westfälischen 6. Panzerdivision kämpfen sich auf Buczacz durch. Die russischen Brigaden der 4. Panzerarmee wehren sich verbissen. Aber die Männer von Major Stahls Panzergrenadierregiment 114 wissen, dass jetzt alles ausgespielt werden muss. Sie schlagen sich wie die Teufel. Nehmen den Ort. Auch Haussers Divisionen wissen, worauf es ankommt: Nur jetzt dem Feind keine Atempause gönnen, nur den eigenen Schwung nicht verlorengehen lassen.

Es ist die 10. SS-Panzerdivision, die ‚Fruntsberg‘, unter Gruppenführer von Treuenfeld, die um 17 Uhr den letzten sowjetischen Widerstand vor Buczacz bricht und in die Stadt rollt. Fünf Minuten später schlagen sich die Männer von ‚Fruntsberg‘ und der 6. Panzerdivision auf die Schulter: «Geschafft!» Die seit

vierzehn Tagen zerrissene Verbindung mit der Gesamtfront ist wieder hergestellt. Der Kessel um 200'000 Mann geknackt. Stalins Falle gesprengt.

Freilich, der Mann, der den Plan ersonnen, der Hitlers Starrsinn gebrochen und die grosse Katastrophe am Südflügel noch einmal vereitelt hatte, nahm die Erfolgsmeldung: «Verbindung hergestellt» nicht mehr entgegen. Manstein war entlassen, der beste strategische Kopf der deutschen Wehrmacht in die Wüste geschickt! Am 30. März hatte ihn Hitler nach Berchtesgaden befohlen. Und ihm nach Verleihung der Schwerter zum Ritterkreuz eröffnet: «Ich habe beschlossen, mich von Ihnen zu trennen und die Heeresgruppe anderweitig zu besetzen.» Nach einer verlegenen Pause hatte er hinzugefügt: «Die Zeit des Operierens ist vorbei. Ich brauche jetzt nur noch Steher.»

Das war Hitlers Rechnung für die Niederlage auf dem Berghof am 25. März.

Die Zeit des Operierens ist vorbei! Hitler hätte genauso gut sagen können: Der Krieg ist verloren! Denn wo wurde je ein Krieg befriedigend zu Ende gebracht, ohne zu operieren?

Die grossen ‚Steher‘, die bewährten und zähen Verteidiger Model und Schörner, traten für Manstein und den gleichfalls entlassenen Feldmarschall von Kleist an die Spitze der beiden Heeresgruppen am Südflügel. Model übernahm Mansteins Stellung; unter gleichzeitiger Umtaufe der Heeresgruppe Süd in Heeresgruppe Nordukraine. Schörner trat an die Spitze der alten Heeresgruppe A, von nun an Heeresgruppe Südukraine.

Auch der Führer der 1. Panzerarmee, Generaloberst Hube, überlebte die Rettung seiner Armee nur vierzehn Tage. Auf tragische Weise kam er ums Leben: Nach der Verleihung der Schwerter zum Ritterkreuz auf dem Berghof stürzte sein Flugzeug in der Nähe von Berchtesgaden ab. Düster endete das Leben dieses couragierten Offiziers und hervorragenden Truppenführers.

Die Handreichung von Buczacz war natürlich erst der Beginn der eigentlichen Ausbruchoperation. Die Kampfgruppen von General von Waldenfels' 6. Panzerdivision in Buczacz standen auf einsamen Posten und waren durch die heranragende 4. sowjetische Panzerarmee vom Korps Breith wieder abgeschnitten. Die nachfolgenden Divisionen des Korps lagen auf verschlammten Strassen fest. Auch die Division ‚Frundsberg‘ hatte keine Verbindung mehr zu ihrem Korps. Vor allem das Versorgungspaket von 600 Tonnen, das dem Korps Hausser für die 1. Panzerarmee folgte, lag noch weit zurück. Auf den miserablen Strassen kamen die Kolonnen nur mühsam voran.

Schukow gab die Hoffnung noch nicht auf, die wiederhergestellte deutsche Verbindung wieder zu zerreißen. Doch das Kriegsglück war wieder einmal bei dem tüchtigen Model. Mit kühn geführten und weiträumig angesetzten Operationen gelang es ihm, nach Neugliederung seiner Heeresgruppe, nicht nur die Befreiung der 1. Panzerarmee zu Ende zu bringen, sondern auch die Front am Südflügel zu stabilisieren.

Es muss für Schukow eine grosse Überraschung gewesen sein, als er plötzlich, mitten in seinem Siegeslauf, vernichtende Schläge versetzt bekam. Breiths 3. Panzerkorps zerschlug die sowjetischen Kräfte auf dem Nordufer des Dnjestr und jagte vier russische Schützendivisionen wieder über den Fluss. Das 2. SS-Panzerkorps

griff über die Strypa an, gewann fünfzehn Kilometer Boden und zwang fünf sowjetische Panzerkorps und vier Schützendivisionen nordostwärts Buczacz in die Verteidigung.

Das 24. und 46. Panzerkorps und das 59. Armeekorps wurden von Model auf die Strypa zurückgenommen. Damit war die 1. Panzerarmee wieder in eine durchgehende Front eingegliedert, die grösste Ausbruchsschlacht des zweiten Weltkrieges zu Ende. Hubes Armee war nicht nur gerettet, sondern focht schon wieder mit in Verteidigung und Gegenangriff. Die bedrohliche Lücke nördlich des Dnjestr war geschlossen.

Für die Russen war dieses Ergebnis der grossen Schlacht zwischen Dnjepr und Seret eine herbe Enttäuschung. Schukows so verheissungsvoll begonnene Offensive war steckengeblieben. Der rote Marschall hatte mit den Armeen seiner ‚1. Ukrainischen Front‘ trotz riesiger Überlegenheit nicht nur sein Ziel nicht erreicht, sondern im letzten Akt der Kämpfe auch noch schwere Verluste einstecken müssen. Er hatte zu weit gegriffen, war zu siegessicher gewesen, hatte die noch immer beachtliche Kraft und Führungskraft der Deutschen unterschätzt. Der Marschall wird diese Lehre beherzigen.

3

Die Schlacht auf der Krim

Politik und Strategie – Verbotene Räumung – Die Kriegsmarine garantiert 50'000 Tonnen – Stalins Angst vor den Stukas – Die 17. Armee wartet – Es beginnt am ‚Tatarenwall‘ – Stichwort ‚Adler‘ – Der Rückzug nach Sewastopol gelingt – «Die Festung wird gehalten» – Die Sapuner Höhen gehen verloren – Letzte Front auf Chersones – Alles wartet auf die Flotte – Die letzten 10'000 Mann – Ein blutiges Ende

Wenn Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit. Die Schlacht auf der Krim, die dritte Katastrophe am deutschen Südflügel im Frühjahr 1944, ist das treffende Exempel für dieses Wort. Denn wenn etwas überflüssig war, dann das Unheil, das die 17. Armee zwischen dem 20. April und 12. Mai 1944 auf der so unheilvollen Halbinsel im Schwarzen Meer traf.

Alles war bis dahin an der Südflanke der Ostfront ganz leidlich gelaufen. Anfang September 1943 hatte die 17. Armee im Zuge der grossen deutschen Absetzbewegungen auch das asiatische Festland verlassen, den Kuban-Brückenkopf geräumt und war ohne nennenswerte Verluste auf die Krim übersetzt. ‚Krimhild-Bewegung‘ hatte das OKH diese Operation getauft und damit die 26'000 Quadratmeter grosse Halbinsel mit der blonden Reckin der Nibelungen gekoppelt.

Der Transport der 17. Armee über die Seestrasse von Kertsch war ein voller Erfolg. In vierunddreissig Tagen wurden von Marine- und Pionierfahrzeugen 227'484 deutsche und rumänische Soldaten, 72'899 Pferde, 28'486 Hiwis und andere Arbeitskräfte, 21'230 Kraftfahrzeuge, 27'741 bespannte Fahrzeuge und 1'815 Geschütze herüber befördert. Und alles im Angesicht der sowjetischen Schwarzmeer-Flotte, deren Dick-schiffe in den Kaukasushäfen Batumi und Poti lagen, jedoch aus Furcht vor den deutschen Stuka-Geschwadern nicht einen einzigen ernsthaften Versuch unternahmen, die ‚Krimhild-Bewegung‘ der Deutschen von See her zu stören.

Man kann geteilter Meinung darüber sein, ob es richtig war, die halbe 17. Armee nach der Räumung des Kuban auf der Krim zu lassen, statt ihre gesamte Streit-macht – nicht nur Teile davon – dem bedrohten deutschen Südflügel auf dem Festland zuzuführen, das heisst der Front der 6. Armee am Mius oder der Heeres-gruppe Süd am Dnjepr. Feldmarschall von Manstein hätte vielleicht mit sechzehn Divisionen manche Krise zwischen Melitopol und Kiew besser meistern können. Andererseits hätte der Verbleib aller Divisionen der 17. Armee auf der Krim natürlich eine wirksamere Verteidigung ermöglicht. Wieder wurde weder das eine noch das andere gemacht, sondern alles beides versucht.

Hitlers Gründe für die Verteidigung der ‚Festung Krim‘ waren nicht von der Hand zu weisen. Mitte August hatte er selbst mit dem Gedanken gespielt, Generaloberst Jaeneckes sechzehn deutsche und rumänische Divisionen aus dem Kuban-Brücken-kopf an den Dnjepr in den neuen Ostwall zu werfen. Sechzehn Divisionen! Das waren genau die Verbände, die Manstein fehlten, um den Sprung der Sowjets über den Dnjepr zu verhindern.

Doch Hitler musste die verlockende Idee aufgeben: Der rumänische Staatsführer, Marschall Antonescu, opponierte heftig gegen die Entblössung der östlichen Schwarzmeer-Bastionen, aus Sorge um die Lage an der rumänischen Küste. Auch Bulgariens König votierte gegen die Preisgabe des Kuban. Und schliesslich musste auch an die Türkei gedacht werden, den wichtigen Neutralen an der Südküste des Schwarzen Meeres.

Als dann der Lauf der militärischen Ereignisse doch die Räumung des Kuban erzwang, wurde die Krim zum Brennpunkt aller politischen und militärischen Rücksichten gegenüber den verbündeten Balkanstaaten und der neutralen Türkei.

Die 17. Armee hielt mit den deutschen Flotteneinheiten und Fliegerstaffeln die Russen im Schwarzen Meer in Schach. Verhinderte bis Anfang April 1944, dass die Krim ein sowjetischer Flugzeugstützpunkt zum Angriff gegen die rumänischen Ölfelder oder zum Absprungplatz für Invasionen gegen die rumänisch-bulgarische Küste wurde. Die Türkei wurde durch die deutsche Machtstellung im Schwarzen Meer bei der Stange gehalten und konnte, trotz des westlichen Drucks, nicht anders, als den Handelsschiffen der mit Deutschland verbündeten Anlieger-staaten die Durchfahrt durch die Dardanellen zu gewähren. Schliesslich war eine deutsche Streitmacht auf der Krim auch eine elementare Bedrohung des sowje-tischen Südflügels auf dem Festland.

Das alles änderte sich mit einem Schlag, und die deutsche Führung wurde vor

eine neue, unerwartete Situation gestellt, als die Heeresgruppe Tolbuchin am 24. Oktober 1943 die Front der 6. Armee nördlich Melitopol durchbrach und durch die Nogaische Steppe dem Unterlauf des Dnjepr zujagte. Stieß sie an der Landenge von Perekop vorbei, dann war die 17. Armee von allen Verbindungen zum Festland abgeschnitten. Stalingrad!

Der Oberbefehlshaber der 17. Armee, Generaloberst Erwin Jaenecke, hatte für diese Lage ein besonderes Gespür, denn er hatte in Stalingrad bis Mitte Januar 1943 das 4. Korps geführt. Jaenecke hatte die Gefahr kommen sehen und dafür einen Plan gemacht, „Studie Michael“ genannt. Inhalt: rechtzeitiger Ausbruch der Armee durch die Perekoper Enge und Einschwenken in die deutsche Landfront am unteren Dnjepr. Auf ‚rechtzeitig‘ lag die Betonung.

Für den 29. Oktober war von der Armee der Ausbruch vorbereitet und befohlen. Am 28. um 21 Uhr aber verbot Hitler die Operation. Ob sie geglückt wäre, ist eine andere Frage; denn bereits am 30. tauchten die sowjetischen Panzer von Tolbuchins 2. Garde-Armee vor Perekop auf. Was wäre geschehen, wenn sie die 17. Armee beim Ausbruch gepackt hätte? Eine Armee, die an schwerer Panzerabwehr nur noch über zwei Sturmgeschützbrigaden und einige 8,8-cm-Flak-Batterien verfügte und zum grossen Teil aus bespannten Verbänden bestand!

Aber diese Bedenken waren es nicht gewesen, die Hitlers Räumungsverbot bestimmten. Für ihn galten die politischen und strategischen Argumente zur Verteidigung der Krim weiter, auch nach der Abschnürung von den Landverbindungen. Bestärkt wurde er dabei vom Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Grossadmiral Dönitz. Ein Aufgeben der Krim werde gefährliche Folgen für die Seekriegslage im Schwarzen Meer haben, sagte er zu Hitler. Und was die Versorgung der 17. Armee angehe, so sei das kein Problem; die Kriegsmarine garantiere 50'000 Tonnen Nachschubgüter pro Monat. Sollte eine Räumung trotzdem nötig werden, könne die Marine auch das schaffen. In vier Tagen würde man mit dem zur Verfügung stehenden Schiffsraum 20'000 Mann mit allem Zubehör abtransportieren können. Das bedeutete: vollständiger Abtransport der 17. Armee mit ihren 200'000 Mann samt Pferden und Material in vierzig Tagen, bei schlechtem Wetter bis zu achtzig Tagen.

Wer will Hitler einen Vorwurf machen, dass er angesichts dieser Zusicherungen im Oktober 1943 den Befehl gab, die Krim trotz der zunächst verlorenen Landverbindung weiter besetzt zu halten und zu verteidigen?

Der Gang der Ereignisse gab ihm zuerst vollauf Recht. Die deutschen und rumänischen Divisionen Jaeneckes schlugen alle Versuche der Russen ab, sich bei Perekop und auf Kertsch Zugang zur Halbinsel zu verschaffen. Die Sowjets konnten sich zwar kleine Brückenköpfe bei Kertsch und am Siwasch erkämpfen; aber entscheidende Einbrüche gelangten ihnen nicht. Auch die Versorgung der Armee funktionierte. Aus den Häfen Odessa und Konstanza floss der Nachschub nach Sewastopol und Eupatoria. Der Schiffsraum reichte aus. Eine Staffel Grossflugzeuge, sechsmotorige ‚Giganten‘, bewältigten die Eiltransporte: Verwundetenabflug, Zuführung von wichtigem Ersatzpersonal. Alles lief: Die rumänischen Zerstörer und die deutschen Schnellboote trugen ihre Flaggen und ihre Trans-

porte übers Schwarze Meer, als ob es keine sowjetischen Schlachtschiffe, Kreuzer und Zerstörer in den Liegehäfen an der kaukasischen Küste gäbe.

Wir wissen heute, warum sich Stalins Dickschiffe in ihren Häfen versteckt hielten wie der Bär in der Höhle während des Winterschlafs. Die Angst vor den deutschen Schlachtfliegern und Stukas auf der Krim hielt sie an den Ankerketten fest. Stalin wollte keines seiner grossen Schiffe gefährden und hatte, wie Admiral Oktjabrski bezeugt, sich jeden Einsatz persönlich vorbehalten.

Die Seeherrschaft der deutschen Kriegsmarine im Schwarzen Meer beruhte also auf General Deichmanns 1. Fliegerkorps und den Schlachtfliegerverbänden auf dem Flugzeugträger Krim. Diese 120 bis 160 Stukas, Schlachtflieger und Jäger von Oberst Bauers Einsatzstab des 1. Fliegerkorps, waren das A und O der Krim-Verteidigung. Auf diese Weise hing Schicksal und Versorgung der 17. Armee trotz der Leistung der Marine doch, wie in allen Kesseloperationen des Ostkrieges, an der Luftwaffe, am gesicherten Dach, an der Herrschaft über den russischen Himmel. Wir werden noch sehen, wie tragisch der Beweis für diese Wahrheit erbracht wurde.

Mit dreizehn Divisionen hielt General Jaenecke die Krim: sechs deutschen Infanteriedivisionen, von denen zunächst nur anderthalb zur Verfügung standen; drei rumänischen Gebirgsdivisionen, zwei rumänischen Kavalleriedivisionen und zwei rumänischen Infanteriedivisionen. Panzer gab es nach der Verlegung der 13. Panzerdivision zur 6. Armee keine; dafür aber zwei ausgezeichnete Sturmgeschützbrigaden, die 191. unter dem Haudegen Major Alfred Müller und die 279. unter Hauptmann Hoppe sowie das Gebirgsjägerregiment ‚Krim‘ und die Heeresflak-Abteilungen 275 und 279. Als besonderer Kampfverband wäre noch die 9. Flak-Division von General Pickert zu nennen, die mit ihren 8,8-cm-Geschützen an der Enge von Perekop erfolgreich wachte. Bedenkt man, dass diese Verbände für die Sowjets auf dem Festland auch noch eine recht unangenehme Flankenbedrohung darstellten, so ist nicht zu bestreiten, dass die Bastion Krim einen gewissen operativen Wert hatte, solange jedenfalls, wie der deutsche Brückenkopf Nikopol, ostwärts des Dnjepr, hielt und für die Sowjets die Gefahr bestand, dass von dort ein Stoss zur Wiederherstellung der Landverbindung zur Krim erfolgte. Solange diese Gefahr drohte, waren die Russen gezwungen, starke Kräfte vor die Krim-Ausgänge zu legen und vor Kertsch zu postieren. Es waren schliesslich drei Armeen samt einem Panzerkorps, mehrere selbständige Brigaden und insgesamt dreissig Schützendivisionen, die um die Krim versammelt waren. Die sechs deutschen und sieben rumänischen Divisionen banden eine mächtige feindliche Streitmacht.

So konnte der Hauptmann Hans Ruprecht Hensel, Offizier im Führungsstab der 17. Armee, am 29. November mit Recht in sein Tagebuch schreiben: «Die Krim gleicht einer Insel, die weit vor der Brandung liegt.» Freilich, der wache, junge Offizier vermerkte auch, dass viele Stäbe nur den einen Gedanken hatten: runter von der Krim! Gastrollenstimmung herrschte. Und zu dieser Stimmung gehörte, dass von manchem Stab die Pioniereinheiten zur Verschönerung der Stabsquartiere eingesetzt wurden statt zum Stellungsbau. Ganze Häuser wurden umgemodelt und in altdeutsche Bauernstuben verwandelt, anstatt dass die alten

zerstörten russischen Befestigungsanlagen mit aller Kraft und schnellstens wieder auf- und ausgebaut wurden.

Diese Stimmung kam aus einer begreiflichen Sorge, aus dem Wissen, dass die Kräfte der Armee einem sowjetischen Grossangriff von Norden und Osten – und womöglich auch noch irgendwo an der siebenhundert Kilometer langen Küstenfront – nicht gewachsen waren. Jeder Offizier konnte sich das ausrechnen; jeder Divisionskommandeur und natürlich erst recht der Armee-Oberbefehlshaber und sein tüchtiger Chef des Stabes, Generalmajor Ritter von Xylander. Ihre Bemühungen gingen deshalb dahin, Hitlers Befehl, die Krim zu verteidigen, rückgängig zu machen und den rechtzeitigen, planmässigen Abtransport der 17. Armee über See vorzubereiten.

Da gab es im November 1943 die Studie ‚Ruderboot‘. Dann die Studie ‚Gleitboot‘, und schliesslich war Anfang April die Studie ‚Adler‘ fertig. Der Grundgedanke war, sich in sechs bis sieben Tagen von allen Frontabschnitten der Halbinsel auf den Festungsraum von Sewastopol abzusetzen. Von dort Abtransport mit der Flotte. Um die verfolgenden russischen Panzerverbände während des Ausweichens der Truppe auf Sewastopol aufzufangen, wurden im freien Raum der Krim Sperren und Riegel-Stellungen mit Panzergräben ausgebaut. Die wichtigste, die ‚Gneisenau-Stellung‘, deckte die auf Simferopol zusammenlaufenden Hauptstrassen im Halbkreis um die Stadt. Sewastopol sollte etwa drei Wochen gehalten werden. Währenddessen sollte aus den Häfen und von den Molen die Armee über See abtransportiert werden.

So wartete die 17. Armee. Wartete auf die Russen und wartete auf den Räumungsbefehl. Das 5. Korps General Allmendinger mit der 73. und 98. I. D. sowie der 6. rumänischen Kavalleriedivision und der 3. rumänischen Gebirgsdivision weit im Osten an der Strasse von Kertsch. Das 49. Gebirgskorps General Konrads sperrte im Norden die Enge von Perekop und am Siwasch-Damm; es bestand aus der 50. und 336. I. D. sowie der 10. und 19. rumänischen Infanteriedivision und der 9. rumänischen Kavalleriedivision. Das 1. rumänische Gebirgskorps sicherte mit zwei Divisionen die Küstenregionen und war zur Partisanenbekämpfung im Inneren eingesetzt. Die 111. Infanteriedivision, die Anfang März 1944 auf die Krim verlegt wurde, bildete die Armeereserve. Je eine Sturmgeschützbrigade war der Nord- und der Ostfront beigegeben.

Ab Mitte März 1944 sah alles den Zeitpunkt des Grossangriffs herannahen. Der Brückenkopf Nikopol war gefallen. Die deutsche Front der Heeresgruppe A auf dem Festland wurde hinter den Dnjestr zurückgedrängt. Odessa, die Nachschubbasis der 17. Armee, geriet in den Griff der Sowjets und wurde am 10. April genommen. Der russische Südflügel war aus der Klemme zwischen Dnjepr-Knie und Perekop heraus und hatte Bewegungsfreiheit. Der Schlag gegen die Krim war jetzt strategische Logik. Und Stalin folgte ihr.

Am 7. April nachmittags ging es los. Sieben bis acht Bataillone stiessen am Siwasch gegen die Stützpunkte der 10. rumänischen Infanteriedivision. Der Grossangriff an der Nordfront der Krim begann am folgenden Tag gegen 9 Uhr. Die ‚4. Ukrainische Front‘ unter Armeegeneral Tolbuchin trat mit zwei Armeen an.



Politische und kriegswirtschaftliche Rücksichten veranlassen Hitler, die Krim auch dann noch zu verteidigen, als sie schon von allen Landverbindungen abgeschnitten ist: Er fürchtet, dass die Räumung der Krim und der damit verbundene Verlust der deutschen Seeherrschaft im Schwarzen Meer, die Türkei ins feindliche Lager treibt, und er will verhindern, dass die Halbinsel ein Flugzeugstützpunkt der Sowjets zum Kampf gegen die rumänischen Ölfelder wird.

Ein Panzerkorps mit fast fünfhundert Panzern und achtzehn Infanteriedivisionen stürmten nach starker Artillerievorbereitung gegen die Stellungen der drei Divisionen von General Konrads 49. Gebirgskorps.

Die Ostbrandenburger der 50. Infanteriedivision hielten am ‚Tatarenwall‘ und bereinigten zusammen mit Teilen der niedersächsischen 111.1. D. im Gegenangriff sowjetische Einbrüche. Auch die sächsische 336.1.D. an der Westseite der Siwasch-Front hielt. Die 10. rumänische Division aber, die von der ganzen Wucht des Panzerstosses aus dem roten Brückenkopf am Siwasch getroffen wurde, ging in die Knie. Die Regimenter wurden nach hartnäckiger Gegenwehr an vielen Stellen zer schlagen.

Am 9. April schreibt Hauptmann Hensel nach dem Eingang der Lagemeldungen im Armeestab in sein Tagebuch: «Die Nordfront meldet feindlichen Grossangriff am ‚Tatarenwall‘ unter schwerstem Artillerie- und Werferinsatz. Die 50. I. D. muss eine Ausweichstellung beziehen. Noch kritischer ist die Lage bei der 10. rumänischen I. D. an der Siwasch-Front. Die Armee beantragt ‚Adler‘ bei der Heeresgruppe. Das bedeutet Rückzug auf Sewastopol. In der Nacht fällt die Entscheidung. ‚Adler‘ beginnt.»

Am 10. April notiert er: «Die Nordfront ist nicht mehr zu halten. Wohl gelingt es der 50. I. D. noch, sich, wenn auch mit grossen Verlusten, auf die Ai-Linie abzusetzen. Durch die bei den Rumänen entstandene Lücke gehen starke russische PanzerEinheiten vor und bedrohen die übrigen Kampfgruppen im Rücken. Wir arbeiten fieberhaft an den Vorbereitungen zur Besetzung der ‚Gneisenau-Linie‘.

Als Kurier fliege ich mit den Plänen für Sewastopol zum 5. Korps an die Kertsch-Front. ‚Geheime Kommandosache.‘ Der Storch schwankt bedenklich in den böigen Fallwinden des Jaila-Gebirges. Wir landen in Leninskoje. Ich melde mich bei Oberst Bruhn, dem Artilleriekommandeur des Korps, und übergebe ihm die Unterlagen. Das 5. Korps wird angewiesen, sich in der kommenden Nacht abzusetzen und auf Sewastopol zurückzuziehen.»

Es war Ostersonntag, als die 73. und 98. Infanteriedivision sowie die beiden rumänischen Divisionen des 5. Korps das Stichwort ‚Adler‘ erhielten. Bewegungsbeginn für die fechtenden Teile 19 Uhr. Höchste Zeit. Denn 250 Kilometer waren es zurück nach Westen über die Parpatsch-Stellung in die ‚Gneisenau-Linie‘.

Ein dramatisches Wettrennen begann. Denn kaum lösten sich die deutschen Kampfverbände, drängten die Sowjets nach. Und was da nachdrängte, war nicht von schlechten Eltern. Ein alter Bekannter unserer Schlachtenberichte führte drüben: Armeegeneral Jeremenko. Er befehligte jetzt die selbständige Küstenarmee: Zwölf Schützendivisionen, eine Panzerbrigade mit hundert Panzern und eine Luftarmee jagte er gegen die Nachhuten des weichenden 5. Korps.

Jeremenko war sofort im Bilde, als die deutsche Absetzbewegung begann. Die Aktion wurde ihm unübersehbar signalisiert. Aber nicht von Spähern oder Spionen, sondern von nervösen, zum Teil schon undisziplinierten Truppenteilen. Einheiten der Rumänen, aber auch der deutschen Luftwaffe und der Marine hielten sich nicht an die für die Geheimhaltung gegebenen Befehle. Statt die befohlenen Funk- und Fernsprechstillen einzuhalten, wurde bald sinnlos telefoniert. Die Rumänen, aber auch die Marineartillerie, ‚verschossen‘ ihre Munition, die sie nicht abtransportieren konnten, steckten Unterkünfte und Beobachtungstürme in Brand, nahmen Sprengungen auf dem Flugplatz Bagerowo vor. Zähneknirschend mussten Führung und Truppe diese verhängnisvollen Disziplinlosigkeiten mit ansehen, ohne etwas daran ändern zu können.

Der Russe war auf diese Weise vor dem tatsächlichen Beginn der Absetzbewegung alarmiert. Als dann die letzten Teile der fechtenden Truppe zu den befohlenen Zeiten die Stellungen bei Kertsch verliessen, folgte ihnen der Russe dichtauf. Ein schrecklicher Wettlauf zwischen den motorisierten Sowjets und den durch langen Stellungskampf marschungewohnten deutschen, weitgehend nur bespannten Truppen des 5. Korps begann. Er musste hoffnungslos sein, wenn Jeremenko seine technische Überlegenheit voll ausnutzte.

Die russischen Panzer- und mot.-Truppen waren schneller. Die 73.1. D. und die 98.1. D. erreichten aber doch, allerdings unter erheblichen Verlusten, bis zum 12. April die ‚Parpatsch-Stellung‘. Bis zum Abend konnte der Feind aufgehalten werden. Die Geschütze der Artillerieregimenter fochten in der Hauptkampflinie. Ihr Feuer wirkte verheerend in den feindlichen Panzerrudeln. Da der Russe von Norden her bereits in Simferopol sass und – wenn er kühn war – stündlich im Rücken des 5. Korps auftauchen konnte, drehte das Korps nach Süden ein, um den Rückmarsch auf der Küstenstrasse über Sudak – Jalta nach Westen fortzusetzen.

Am 13. April war der Passeingang ins Jaila-Gebirge nördlich Ssaly erreicht. Zwei Kampfgruppen der 98.1. D., die eine unter Oberst Faulhaber, die andere

unter Oberst Schmidt, richteten sich hier noch vor Tagesgrauen zur Verteidigung ein. Die Kolonnen zogen durch den Pass.

9 Uhr. Die ersten feindlichen Panzer kommen aus Richtung Sary Krim. Der Schwanz der Marschkolonne der Gruppe Allmendinger rollt gerade in den Pass. Eine Pak der Panzerjägerabteilung 198 nimmt den Kampf mit der roten Vorausabteilung auf. Der Geschützführer und seine Bedienung schiessen wie im Manöver. Neun Feindpanzer liegen schliesslich vor dem Pässeingang bewegungsunfähig oder brennend und blockieren die Passstrasse für die nachdrängenden Russen. Dies war die Rettung.

Vergeblich gab General Reinhardt, der Kommandeur der 98. I. D., den Geschützführer für das Ritterkreuz ein. Der Unteroffizier hatte es verdient, aber bekam es nicht. Feldmarschall Keitel belehrte Reinhardt später: Für weichende Truppen gibt es keine Auszeichnungen!

Freilich, die Geschütze der Artillerie über den Pass zu bringen, gelingt nicht. Die Sechsergespanne schaffen es nicht. Geschütze und Fahrzeuge müssen gesprengt, die Pferde erschossen werden. Am Abend des 13. April erreicht das 5. Korps Sudak. Am Morgen des 14. April Aluschka. An den Strassen, die aus dem Gebirge in die Küstenstrasse einmünden, sichern kleine Kampfgruppen und schützen das Korps vor unangenehmen Überraschungen von Seiten der Partisanen. Wenn die Marschkolonne vorbei ist, schliessen sich die Sicherungen wieder an und verstärken die Nachhut.

Am 15. April bricht das Korps schon frühzeitig auf, um Jalta zu erreichen. Die Nachhut stellt die 98. I. D. Sie wird seit der Erkrankung von General Gareis, Anfang Februar 1944, von Generalmajor Reinhardt geführt. Bei den Nachtruppen fährt auch der Divisionskommandeur in einem Funkwagen. Dann und wann prasselt Gewehrfeuer auf: Partisanen. Um 13 Uhr erreicht die Nachhut Jalta. Auf der Hauptstrasse wartet der Chef des Stabes des 5. Korps, Oberst i. G. Hepp. Reinhardt begrüsst ihn und meldet: «98. I. D. ohne Zwischenfälle eingetroffen, gepflegt und tankt auf und ist um 15 Uhr zum Weitermarsch bereit.»

Der Korpschef aber hat einen anderen Auftrag: «Herr General, der Kommandierende General lässt Sie bitten, in das Kasino der rumänischen Generalität zu kommen. Er will hier bis morgen früh rasten.»

«Was? Hier rasten bis morgen früh?» raunzt Reinhardt. «Wir können uns doch hier nicht verteidigen! Schauen Sie sich doch um. Das steile Jaila-Gebirge reicht bis dicht an den Stadtrand. Der schmale Strand. Unsere Männer todmüde. Die schlafen uns doch ein. Und wir werden erschlagen wie die Hunde! Kommen Sie!»

Und Reinhardt marschiert mit Hepp ins Kasino der rumänischen Generalität. Betritt den Speisesaal, vorschriftsmässig mit Handschuhen, die Mütze unterm Arm. Und meldet dem Kommandierenden General Allmendinger: «98. Division ohne Zwischenfall eingetroffen, gepflegt und tankt auf und ist um 15 Uhr zum Weitermarsch bereit.»

Allmendinger winkt ab: «Legen Sie ab, Reinhardt, und essen Sie mit uns zu Mittag. Wir rasten hier bis morgen früh.»

Aber Allmendinger, obwohl selber Württemberger, kennt den Schwaben Reinhardt nicht. «Nein, Herr General», sagt der nur. Allmendinger sieht ihn erstaunt an. Reinhardt lässt ihn aber nicht zu Wort kommen: «Herr General, wenn wir angegriffen werden, können wir uns hier nicht verteidigen. Und unsere Männer sind fertig, wir müssen sie in Bewegung halten. Wenn wir hier rasten, schlafen sie ein, und ehe wir uns zur Wehr setzen können, sind wir umgebracht. Ich bitte deshalb gehorsamst, um 15 Uhr wieder anzutreten.»

Ein deutschsprechender rumänischer General mischt sich ein, verweist auf die Partisanen, die nachts angreifen würden. Doch Reinhardt lässt nicht locker. Und schliesslich stimmt Allmendinger zu. Punkt 15 Uhr geht es weiter. An der Spitze Oberst Faulhaber mit seiner Kampfgruppe. Dahinter die Vierlingsflak. Dann die deutschen und rumänischen Stäbe und die Nachrichtentruppen sowie die Versorgungseinheiten. Dann die Kampfgruppe des Oberstleutnant Göttig, dann wieder Versorgungstruppen der deutschen und rumänischen Wehrmacht und schliesslich die Kampfgruppe des Major Mez mit dem Auftrag, die Kolonne als Nachspitze nach rückwärts zu sichern. Bei ihr die letzten Sturmgeschütze der Sturmgeschützbrigade 191.

Sämtliche Kampfgruppenkommandeure erhalten Befehl, ihre Männer so auf den Fahrzeugen unterzubringen, dass sie nach beiden Seiten mit Handwaffen schiessen können; auf keinen Fall aber anzuhalten, wenn die Kolonne beschossen wird. Fahrzeuge, die ausfallen, sofort den Abhang hinunterstürzen, die Männer auf die nachfolgenden Fahrzeuge!

Bis 22 Uhr Marsch. Dann Halt. Warten bis der Mond aufgeht, also gegen 2 Uhr. Dann weiter.

Kaum war die Kampfgruppe Faulhaber aus der Stadt heraus, erhielt sie aus den Bergen Feuer. Wie befohlen schossen die Männer im Fahren aus allen Rohren. Die Vierlingsflak hielt mit, wies die Richtung mit Leuchtspurmuniton. Das wirkte. Die Partisanen gaben Ruhe. Und rührten sich bis Sewastopol nicht mehr.

Am 16. April zwischen 10 und 11 Uhr trafen die letzten Teile des 5. Korps im Festungsbereich von Sewastopol ein. 10'000 Mann des Korps, die in den Häfen an der Südküste auf Seefahrzeuge der Marine verladen worden waren, hatte die 1. L-Flottille Kapitänleutnant Gieles auch bereits in den Hafen Balaklawa gebracht. Geschafft! 250 Kilometer Wettrennen mit einem zehnfach überlegenen Feind gewonnen! Dank der Umsicht einer kaltblütigen Führung und einer gehorsamen und unverzagten Truppe. Alle erhofften nun den baldigen Abtransport von der unheilvollen Halbinsel. Sie sollten sich irren! Das 5. Korps nahm seinen Abschnitt in der Festungsfront ein. Der letzte Akt begann.

Und was war inzwischen bei General Konrads 49. Gebirgskorps passiert? Am 12. und 13. April hatten seine zusammengeschmolzenen Regimenter die ‚Gneisenau-Stellung‘ erreicht, nachdem ihnen ein Gegenstoss von Teilen der Sturmgeschützbrigaden 191 und 279 noch einmal Luft gemacht hatte. Stellung. Sowjetische Panzerverbände drängten nach, stiessen an ihren Riegeln vorbei. Luftwaffe und General Pickerts Flak-Kampftrupp schafften vorübergehend Entlastung. Eine Gruppe des Kampfgeschwaders 27, deren Einsatz General der Flieger Deichmann

aus den vordersten Stützpunkten der Infanterie leitete, bombardierte im Tiefflug die sowjetischen Panzerverbände und setzte über fünfzig Panzer ausser Gefecht. Aber was half's. Am 13. standen die Sowjets in Simferopol. Zwölf Stunden zuvor hatte noch Generaloberst Jaenecke hier residiert. So schnell war die Schlacht!

Am 14. April rollte die Masse des Korps Konrad, Gott sei Dank mit der geretteten schweren Artillerie, in den Nord teil des Sewastopoler Festungsgebietes. Ihr folgte kurze Zeit später die Kampfgruppe des Generalleutnants Sixt, der mit zusammengewürfelten Einheiten aus Flak, Trossen und Teilen der 50.1. D. den Frontflugplatz Sarabus am Vortag gegen alle Angriffe verteidigt hatte. Die wild nachdrängenden sowjetischen Panzer hielt der Festungskommandant von Sewastopol, Oberst Betz, mit einem Sperrverband aus zwei Bataillonen Infanterie, sechs Flakbatterien und einem halben Dutzend Sturmgeschützen bei Baktschiserai fest. Kern dieses Sperrverbandes war ein von General Pickert behelfsmässig geschaffener Flak-Panzerzug, der schon im Oktober 1943 am ‚Tatarenwall‘ entscheidend zur Festigung der Lage beigetragen hatte. Er erfocht dem 49. Gebirgskorps die zwölf notwendigen, rettenden Stunden, die es zum Einrücken in die Festungsanlagen brauchte. Am 16. April schon focht die 17. Armee im Festungsgebiet von Sewastopol gegen den anrennenden Feind. Als Betz seinen Sperrriegel bei Baktschiserai aufgab und sich in die Festung absetzte, deckten die Batterien der 336. und der 111.1. D. aus der Festung heraus bereits seinen Rückzug.

Es war ein Wunder, dass diese Rückzugsoperation unter dem Druck eines übermächtigen Feindes geglückt war. Die Sowjets hatten das offenbar für unmöglich gehalten und deshalb jede aussergewöhnliche Massnahme versäumt. Sie landeten nicht mit ihrer weit überlegenen Flotte an der Südküste der Insel, um dem 5. Korps den Weg abzuschneiden. Und sie griffen nicht, wie es sich zwingend anbot, mit ihrer Luftwaffe die überfüllten beiden deutschen Rückzugsstrassen an, auf denen die deutsch-rumänischen Kolonnen dicht gedrängt rollten. Auf sowjetischer Seite war von Kühnheit nichts zu spüren, rein gar nichts. General Konrad nutzte im Norden diese Chance so, wie sie das 5. Korps im Süden an der Küste nutzte.

Freilich, arg zerrupft kamen die Divisionen in die Festung. Die rumänischen Verbände waren der Auflösung nahe, die deutschen Divisionen nur noch verstärkte Regimenter. Die Gefechtsstärke der Armee betrug am 16. April noch 19'500 Mann. Die deutschen Verluste beliefen sich auf 13'131 Mann, die der Rumänen auf 17'652. Die Verpflegungsstärke der Armee war bis zum 18. April auf 124'233 Mann zurückgegangen.

Seit dem 12. April lief gemäss Plan die Evakuierung durch die Schiffe der Kriegsmarine. Rückwärtige Dienste, Trosse, Ost-Legionäre, Kriegsgefangene und Nichtkämpfer wurden laufend abtransportiert. Insgesamt waren es am 20. April bereits 67'000 Mann; über 7'000 Mann Tagesleistung. In achtzehn Tagen konnte es geschafft sein. Konnte! Und mit diesem optimistischen ‚Konnte‘ sind wir am entscheidenden Punkt in der Geschichte der Krim-Katastrophe angekommen.

Der Abtransport läuft seit dem 12. April reibungslos und ohne Verluste. Noch ist die deutsche Luftwaffe mit den Geschwadern des 1. Fliegerkorps auf der Insel präsent, hat im Festungsgebiet Start- und Landeplätze und hält die rote Luftwaffe

in Schach. Tolbuchins und Jeremenkos Fern- und Schlachtfliegerverbände beginnen nur zögernd ihre Angriffe auf Flugplätze, Häfen und Hauptkampffeld. Auch die Angriffe auf die deutsch-rumänischen Geleite sind übervorsichtig und ihr Erfolg gering. Es fehlt den Angriffsverbänden der 8. und 4. Luftarmee offensichtlich an taktischer Erfahrung.

Vor allem aber tritt auch im ganzen April die sowjetische Schwarzmeer-Flotte noch nicht zu entscheidenden Schlägen gegen den deutschen Geleitverkehr an. Ihr U-Boot-Einsatz ist dürftig. Mehr als fünf bis acht Boote sind nicht im Einsatz, sie werden von der aufopferungsvoll kämpfenden deutschen U-Jagd an Erfolgen gehindert. Sowjetische Schnellboote greifen meistens nur in der Nacht an, durchweg erfolglos. Die rote Kemflotte des Schwarzen Meeres bleibt weiter in ihren Schlupfwinkeln. So kann der gut ausgebaute Hafen von Sewastopol voll und unbezogen zur Verschiffung aufs Festland benutzt werden.

Alles sieht gut aus! Die bezogenen Abwehr- und Riegelstellungen im Festungsgürtel würden zumindest zwei bis drei Wochen erfolgreich zu verteidigen sein. Solange also sind die Feldflugplätze im Festungsgebiet gegen sowjetisches Artilleriefeuer gesichert. So greift eins ins andere: Solange der Festungsgürtel Sewastopol hält, solange können die Flieger bleiben; solange die Flieger da sind, solange kann der Abtransport laufen. Ein optimistisches Bild! Die 17. Armee kann gerettet werden, kann gerettet werden mit allen ihren Teilen, und bei klugem, tapferem Einsatz sogar mit den Nachhuten der letzten Kämpfe. Die 17. Armee war hiervon überzeugt, wie wir aus der Studie ihres damaligen Ia, des Oberstleutnant i. G. Freiherr von Weitershausen, wissen.

Aber der Fluch ist schon im Äther. Alle Hoffnung wird zunichte gemacht. Denn in der günstigsten Stunde fasst Hitler einmal mehr einen seiner unbegreiflichen Entschlüsse. Er befiehlt am 12. April: «Sewastopol wird auf die Dauer verteidigt. Es werden keine Kampftruppen abtransportiert.» Im Gegenteil: Kampfataillone sollen zugeführt werden. Sewastopol hält! Damit, erst damit, beginnt die Tragödie von sechs zum Teil altbewährten, tapferen deutschen Divisionen.

Vergeblich mühen sich Jaenecke, aber auch Schörner, der nach Kleists Absetzung seit dem 31. März die Heeresgruppe Südukraine führt, und Zeitler, der Chef des Generalstabes des OKH, Hitler von seinem widersinnigen Befehl abzubringen. Auch Allmendinger versuchte es bei einem Besuch im Führerhauptquartier. Die Argumente Hitlers, dass die Aufgabe der Krim die Türkei erschüttern, die Rumänen und Bulgaren wankend machen würde, waren bis zum Zurückfluten der Heeresgruppe A auf den Dnjestr westlich Odessa gewiss nicht von der Hand zu weisen. Aber was halfen richtige Argumente, wenn die ehernen Tatsachen der Kräfteelage in der Front gegen jede Chance standen, Sewastopol länger als drei Wochen zu halten?

Die ganze Dramatik des Ringens zwischen Hitler und der Truppenführung zeigt sich geballt in den Bemühungen Schörners um die Aufhebung des Führerbefehls. Der vielgeschmähte Mann, Schörner, taktiert bei Hitler klug: Am 18. April, 10 Uhr 30, telefoniert er mit Zeitler. Der Generaloberst argumentiert: «Der Führerbefehl, Sewastopol zu halten, wird selbstverständlich ausgeführt. Aber ich weise

darauf hin, dass jede Waffe, die auf die Krim kommt, sowie alle Munition, die auf die Krim geschafft wird, für den Entscheidungskampf der Heeresgruppe Südukraine am Dnjestr fehlen wird – den Entscheidungskampf, den zu gewinnen alles darangesetzt werden muss.»

Wie richtig Schörner den Ton getroffen hat, zeigt Zeitlers Antwort: «Ich bin der gleichen Meinung», sagt er, «aber um die Entscheidung, dass Sewastopol aufgegeben werden dürfe, vom Führer zu erhalten, ist es von Wert, noch genauere Unterlagen über die 17. Armee zu erhalten.»

Um 22 Uhr 05 betont Schörner in einem weiteren Telefongespräch mit Zeitler, «dass die Entscheidung hinsichtlich Sewastopols bis zum 20. April fallen muss, da bis dahin alle entbehrlichen Trossteile von Sewastopol abgefahren sind». Schörner rechnet Zeitler vor: Am 19. abends sei der Abtransport des Wehrmachtgefolges beendet, dann folgten die Rumänen. Die Tagesleistung betrage 7'000 Mann. Die Luftlage auf der Krim werde jedoch immer ungünstiger. Der Artilleriebeschuss erfasse den ganzen Festungsraum ausser der Landspitze von Chersones. «Die Entscheidung über das Schicksal der Heeresgruppe fällt auf dem Festland bei der Armeegruppe Wöhler, nicht in Sewastopol», schliesst Schörner.

Am folgenden Tag drängt Schörner in einem Ferngespräch mit Zeitler um 21 Uhr 30 weiter: «Die Entscheidung wegen der Krim muss nun fallen. Der Luft- und Seetransportraum hat schon einige Verluste erlitten, die Kriegsmarine muss bereits im Kampf hin- und herfahren, und auch bei der Luftwaffe sind die Verluste schwer zu ersetzen. Die Räumung wird mindestens zwei Wochen dauern. Deshalb ist sofortiges Anlaufen notwendig. Und nicht zu vergessen: Zur Verteidigung stehen ja nicht fünf Divisionen zur Verfügung, sondern das sind ja in Wirklichkeit nur fünf deutsche Regimenter. Die Rumänen haben praktisch keinen Kampfwert mehr.»

Trotz dieser eindrucksvollen Appelle lehnt Hitler in der Abendbesprechung am 19. April Schömers Vorschlag ab. Verbietet noch einmal den Abtransport von Kampftruppen. Aber Schörner gibt nicht auf.

Am 21. April fliegt er zu Hitler auf den Berghof, um im persönlichen Gespräch eine Aufhebung des Haltebefehls zu erwirken. Generaloberst Schörner beweist seinem Obersten Befehlshaber, dass Sewastopol auf die Dauer nicht verteidigt werden kann.

Hitler redet mit Engelszungen dagegen: Die Haltung der Türkei sei seit dem Zusammenbruch der Front bei Perekop und Kertsch schwankend und abhängig davon, ob die Krim, das heisst Sewastopol, gehalten würde. Das sei ausschlaggebend für seinen Entschluss, Sewastopol zu verteidigen. «Ich brauche zwei Dinge vor allem für den Krieg: das rumänische Öl und das türkische Chromerz. Beides geht verloren, wenn ich die Krim räume.» Und dann schränkt er ein: Nicht auf die Dauer muss gehalten werden, sondern acht bis zehn Wochen. Nach einer erfolgreichen Abwehr der zu erwartenden Invasion im Westen könne Wochen später Sewastopol ohne Aufsehen und ohne politisches Risiko geräumt werden.

Es waren schon andere Männer Hitlers Beredsamkeit erlegen. Und so machte auch Schörner in seiner Absicht, die Räumung der Krim zu erreichen, einen Fehler.

Er wusste, dass es keine Reserven gab, am allerwenigsten für die Krim; deshalb pokerte er gegen Hitler und sagte: «Mein Führer, Sewastopol ist nur zu halten, wenn Sie der 17. Armee Verstärkung zuführen.»

Das war falsch. Schömer hatte Hitler unterschätzt. Jetzt hatte er das ‚Wenn‘ seines Generals, und er hakte sofort ein: «Gut, ich werde Verstärkung schicken.»

Schömer war ausmanövriert. Hitler hielt sich zwar nicht an sein Wort, schickte nichts ausser zwei Marschbataillonen mit 1'300 Mann, fünfzehn Pak, zehn Mörsern und vier Feldhaubitzen. Er versprach aber erst einmal, und damit war die Chance für Schömer dahin, ihn von seiner Weisung abzubringen, Sewastopol zu verteidigen. Das Gesetz der Halte-Strategie nahm nun auch auf der Krim seinen Lauf.

Im Juli 1942, als Feldmarschall von Manstein Sewastopol berannte, wurde die Festung von sieben russischen Schützendivisionen, vier Marinebrigaden und einer Kavalleriedivision verteidigt. Die Sowjets sassen in Betonbunkern und tiefen zementierten Sappen; modernste grosskalibrige Festungsartillerie war in unterirdischen Forts installiert. Die Russen konnten Sewastopol trotzdem nicht halten. Manstein nahm es in genau einem Monat.

Im April 1944 verteidigten praktisch fünf deutsche Regimenter die Festung. Ihre Artillerie bestand aus der geretteten Ausstattung eines Korps. Die Hauptkampflinie war zwar gut ausgebaut; die Stellungen verdrahtet, in der Tiefe aber nur an taktisch wichtigen Stellen mit ausgebauten Stützpunkten versehen. Eine zweite oder dritte Linie, von Reserven vorsorglich besetzt, war nicht vorhanden. Die alten sowjetischen Bunker und Forts waren nicht wieder hergerichtet worden und konnten nur als Lazarette und Bereitstellungsräume verwendet werden. Die Stellungen südostwärts Sewastopol waren schlecht ausgebaut. Die Schützengräben nicht tief genug ausgehoben. Das 5. Korps hatte keine schwere Artillerie mehr und kaum noch schwere Infanteriewaffen. Die 98.1. D. nicht einmal Schanzzeug. General Reinhardt musste auf dem Festungsgelände Pickel und Schaufeln zusammensuchen lassen. Pioniere fertigten Stiele dafür. Dann wurde geschantzt. Und diese ‚Festung‘ wurde von neunundzwanzig sowjetischen Divisionen, einem Panzerkorps, drei Artilleriedivisionen und einem Dutzend selbständiger Brigaden mit insgesamt 470'000 Mann berannt. Von mehr als 6'000 Geschützen beschossen. Von 600 Panzern bestürmt.

Im letzten Augenblick, am 27. April, als die Katastrophe unabwendbar war, schickte Generaloberst Jaenecke ein Fernschreiben, für Hitler bestimmt, an die Heeresgruppe. Schömer gab es sofort ans Führerhauptquartier weiter. Jaenecke, der bereits am 24. April Auskunft über die zugesicherten zwei Divisionen Verstärkung verlangt hatte, forderte kategorisch eine Division Verstärkung. Ausserdem verlangte er «Handlungsfreiheit»!

Handlungsfreiheit! Eine Vokabel, die Hitler wie die Pest hasste. Generaloberst

Sie schlugen sich durch die Russen zu den deutschen Linien durch.
Meldung bei General Lang • Der Vernichtung entkommen,
Verwundete aus dem Minsker Kessel.





Jaenecke wurde zur Berichterstattung befohlen. Seines Postens enthoben. General der Infanterie Allmendinger bekam die Führung der Armee. Auch der Kommandierende General des 49. Gebirgskorps wurde abgelöst. Nachfolger Konrads wurde General Hartmann, Träger des Eichenlaubes, ein vorbildlich tapferer, aber schwer behinderter Mann: Er hatte nur noch einen Arm und ein Bein.

Am 5. Mai um 9 Uhr 30 beginnt der Grossangriff der Russen. 400 schwere Geschütze und 400 Salvengeschütze eröffnen die Schlacht. Der Stoss von fünf sowjetischen Schützendivisionen trifft die 336.1. D. Aber General Hagemanns Sachsen stehen unerschütterlich. Sie halten zwölf Stunden. Vierundzwanzig Stunden. Sechsdreissig Stunden. Am 7. Mai hält die Nordfront noch immer.

Doch nun schlägt auch Jeremenko gegen die Süd- und Ostfront des 5. Korps los. 200 Geschütze auf jeden Kilometer hat die Küstenarmee aufgefahren. Hämmern auf die deutschen Stützpunkte und Batteriestellungen. Dann kommen Jeremenkos Brigaden. Stürmen gegen die schwachen Regimenter der 73., 111. und 98.1. D.

Die Front der 73.1. D. wird aufgerissen. Bei der 111.1. D. werden tiefe Einbrüche erzielt. Um 18 Uhr abends betragen die deutschen Verluste an beiden Frontabschnitten 5'000 Mann. Die Männer des 5. Korps fechten an den alten bekannten Brennpunkten: in der Pionier-Schlucht, am englischen Friedhof, auf den Sapuner Höhen, bekannt schon aus dem Krimkrieg von 1855.

Das seit 1942 zerstörte Fort Maxim Gorki II ist Feldlazarett. In langen Reihen liegen die Verwundeten. Jammer und Gestank. In die Steilküste ist ein Graben geschlagen, um die Verwundeten an die Anlegestellen bringen und abtransportieren zu können. Tief unten im Wasser ist ein merkwürdiges Gewoge.

Was hier geschah, hat der Hauptmann Hensel in sein Tagebuch unter dem 21. April notiert: «Gemäss Räumungsbefehl werden alle Pferde erschossen und ins Meer gestürzt. In langer Schlange stehen sie geduldig an, bis sie an der Reihe sind. Wir werfen einen Blick hinunter in die Bucht, die von Tausenden von schwimmenden Pferdekadavern angefüllt ist. Sie wogen im Rhythmus der Dünung.» Dieser Pferdemord war eine jener sinnlosen Taten auf der Krim. Die Rumänen hielten sich nicht an den langwierigen Einzelabschuss für jeden alten Kameraden. Sie trieben die Tiere an den Rand der Steilküste und schossen sie mit Maschinengewehren zusammen. Stundenlang. Stundenlang.

Am 8. Mai kommt die Krise. Der Feind bricht auf den Sapuner Höhen durch. Alle Versuche, ihn aufzufangen und die Höhen mit dem berüchtigten Weingut, der Höhe Nikolajewka, und dem Friedhof wieder zu nehmen, sind vergeblich. Verzweifelt ficht die Armee an den Sapuner Höhen. Hauptmann Dr. Finke gelingt es zwar, sich mit dem II. Bataillon Grenadierregiment 282 wieder auf den Höhenkamm zu schlagen, er muss aberweichen. Dr. Finke fällt. Neue Angriffe werden von der Armee befohlen. Was soll sie anderes tun? Es kommt kein Räumungsbefehl. Also muss Sewastopol verteidigt werden. Ohne die Sapuner Höhen aber ist das nicht möglich. Gehen sie verloren, dann wehe...

Sowjetische Bereitstellung: «Vorwärts zur Weichsel!»

Nur Reste der Armee werden sich dann in die letzte Stellung, auf die Landzunge von Chersones, retten können. Und wenn sie dort keine Schiffe vorfinden – dann – ja, was dann?

Als die Sapuner Höhen verlorengehen, rafft die 17. Armee alle Reserven zusammen und tritt zum Gegenangriff auf die Höhen an. Mittags meldet der Ia, Oberstleutnant Freiherr von Weitershausen, der Heeresgruppe durch Funkgespräch, dass der Gegenangriff festliegt. «Werden alles tun, die entscheidenden Höhen wieder in die Hand zu bekommen.» Es gelingt trotz aller Tapferkeit nicht mehr. Die wichtige Riegelstellung ist verloren.

In dieser Stunde, am 8. Mai um 21 Uhr 15, lässt Generaloberst Schörner den Text eines Fernschreibens an das Führerhauptquartier telefonieren. Inhalt: «Antrag auf Räumung, da weitere Verteidigung Sewastopols nicht mehr möglich.»

Jetzt muss sich auch Hitler den Tatsachen beugen. Eindreiviertel Stunden später schon, um 23 Uhr, gibt er seine Zustimmung. Verbittert erklärt er dem Chef des Generalstabes: «Den Hauptnachteil der jetzt schon erzwungenen Räumung sehe ich darin, dass der Russe seine Krim-Armeen abziehen und gegen die Heeresgruppe Südukraine ansetzen kann.» Von der Türkei ist nicht mehr die Rede!

Am 9. Mai um 2 Uhr 15 morgens hat General Allmendinger den Befehl für die Räumung der Festung in Händen. Die Armee geht sofort auf ihr letztes Reduit zurück: die Chersones-Stellung auf dem westlichen Küstenzipfel.

Gegen 16 Uhr setzen sich die letzten Kampfgruppen der 50. I. D. aus den Trümmern von Sewastopol ab und ziehen in den Nord teil der neuen Abwehrlinie. Am Abend fällt der tapfere Festungskommandant, Oberst Betz, der nach der Verwundung von General Sixt seit dem 1. Mai die 50. I. D. umsichtig und kühn geführt hat.

Die Chersones-Stellung war zweckmässig angelegt und gut ausgebaut. Die Hauptkampflinie bildete ein durchgehender Schützengraben, mit Annäherungsgräben. Es gab auch betonierte Unterstände für die Truppe, für Munition und Verpflegung. Das bot Rückhalt. Gute Verpflegung war reichlich eingelagert. Da es auf der Chersones-Halbinsel kein Wasser gibt, war für Vorräte an Selterswasser gesorgt. Kampferprobte Grenadiere und fronterfahrene Infanterieoffiziere führten kleine Kampfgruppen aus den Resten aller Wehrmachtteile. Im Abschnitt der 98. I. D. wurde alles, was hinter den Stützpunkten der Grenadiere an front-erfahrenen Kämpfern noch greifbar war, zu einer Stoss- und Eingreifreserve zusammengefasst und bereitgestellt. Es waren 250 Mann. Das galt schon als beachtliche Streitmacht!

Der Feind drängte natürlich sofort scharf nach und wollte den letzten Brückenkopf der 17. Armee durchstossen, eindrücken, die Stellungen aufrollen. Aber es gelang ihm trotz einer riesigen Übermacht zunächst nicht.

Doch was nützte alle Tapferkeit. Jetzt war die Stunde gekommen, da die 17. Armee ihren Haupttrumpf der Verteidigung verlor: General Deichmanns Fliegerverbände auf der Halbinsel waren ausmanövriert. Der letzte Flugplatz auf Chersones

lag unter gezieltem Artilleriefeuer der Russen, die von den Sapuner Höhen exakten Einblick auf die Landzunge hatten. Als der Platz am Abend des 9. Mai nur noch ein Trichterfeld war, musste Deichmann seinen letzten dreizehn deutschen Jagdflugzeugen den Befehl geben: Räumen, ab zum Festland! Damit war das Dach der Halbinsel offen. Vom Festland her war wegen der weiten Entfernung nur sehr beschränkt ein Jagd- und Schlachtfliegereinsatz möglich.

Was an zweimotorigen Jägern zur Verfügung stand, wurde für den Geleitschutz gebraucht. Auf der Landzunge von Chersones aber landeten von nun an nur noch bei Dunkelheit auf der letzten behelfsmässigen Piste die wahrhaft unerschrockenen, tapferen Piloten der alten Ju-52-Geschwader, um Verwundete zu bergen. Noch in der Nacht des 10. Mai wurden auf diese Weise tausend Verwundete zurückgefliegen.

Mit einem furchtbaren Paukenschlag begann am 10. Mai 1944 der letzte Akt der Tragödie. Ein Schlag, der gleichzeitig die eherne Verquickung zwischen Luft-, Land- und Seekrieg beweist.

Als Hitler die Räumung genehmigt hatte, lief bei der Marine die grosse wohl-vorbereitete Evakuierung an. Würde sie gelingen? An dieser Frage hing Rettung oder Untergang der 17. Armee. Die ersten Geleite fuhren sofort aus. Ein bis zwei Nächte und einen Tag dauerte die Fahrt von Konstanz zur Krim. Das ist der Unterschied zu Dünkirchen, wo die Engländer 1940 eine ganze Armee über den Kanal schaffen konnten, weil die Überfahrt nur ein paar Stunden dauerte.

Am 10. Mai gegen 2 Uhr erschienen die beiden Transporter ‚Totila‘ und ‚Teja‘ vor der Krim. Verhielten zwei Seemeilen nördlich der Landspitze, weil sie sonst in das sowjetische Artilleriefeuer geraten wären. Siebelfähren und Pionierboote besorgten die Einschiffung. Die ‚Teja‘ nahm 5'000 Mann an Bord, ‚Totila‘ 4'000. Und dann geschah es! Sowjetische Schlachtflieger und Bomber rührten unter Jagdschutz heran. Keine deutsche Jagdabwehr! Es war 5 Uhr 45, als ‚Totila‘ drei Bombentreffer erhielt und brennend in der See trieb. Zweieinhalb Stunden später sank sie. Nur ein paar hundert Mann wurden gerettet. Die ‚Teja‘ ereilte das gleiche Schicksal. Rote Torpedoflugzeuge beschädigten sie so sehr, dass sie gegen 15 Uhr sank. Diesmal konnten 400 Mann – 400 von 5'000 – gerettet werden. 8'000 Ertrunkene auf einen Schlag! Was sollte das werden?

Die 17. Armee hatte die Absicht, sich in der Nacht vom 10. auf den 11. Mai einzuschiffen. In der Chersones-Stellung befanden sich noch rund 30'000 Mann. Die Marine sagte zu. Dönitz schaltete sich persönlich ein. Alles, was Planken hatte, wurde auf die Reise geschickt. Über 190 deutsche und rumänische Kriegs- und Handelsschiffe befanden sich auf See. Sie hatten ein Gesamtfassungsvermögen von 87'000 Mann. Das war mehr als ausreichend. Denn bis zum 8. Mai hatten weitere Rücktransporte Verwundete und Nichtkämpfer aufs Festland gebracht, so dass die Armee am 8. Mai noch knapp über 50'000 Mann auf der Halbinsel hatte.

Der Plan lief. Und nach dem Plan sah es nicht schlecht aus. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt: Urplötzlich verschwor sich der Himmel gegen die Krim-Armee. Sturm kam auf. Der Fahrplan geriet durcheinander. Der Seekommandant

Krim, Konteradmiral Schulz, arbeitete mit seinen Offizieren fieberhaft. Aber was sollten sie gegen Windstärke 8 tun? Viele Geleite mit nicht ganz seetüchtigen Fahrzeugen mussten umkehren oder verhalten. Die anderen Geleite verzögerten sich. Bald wurde es klar, dass die Schiffe erst am 11. Mai vor Chersones eintreffen konnten. Die Einschiffung musste also auf die folgende Nacht, die Nacht vom 11. zum 12., verschoben werden. Das aber bedeutete, dass die Absicht des AOK 17, schon in der Nacht vom 10. zum 11. Mai in einem Zug die letzten Teile der Armee abzutransportieren, nicht durchführbar war und dass demnach, wollte man nicht die ganze Armee opfern, die Chersones-Stellung noch vierundzwanzig Stunden länger gehalten werden musste.

Und die Bataillone hielten. Wie dieser schreckliche, improvisierte Kampf aussah, berichtet General Reinhardt, der Kommandeur der 98. I. D.: Am 10. Mai 1944 griff der Feind wütend an, siebenmal in jeweils mehreren Wellen. Und jedesmal wurde er abgeschlagen. Ein eingebrochener Panzer wurde über dem vordersten Graben abgeschossen und blieb liegen. Ein guter Kugelfang.

Als Reinhardt gegen Abend aus der HKL zum Divisionsgefechtsstand zurückkommt, ruft ihn der Kommandierende des 49. Gebirgskorps an, General Hartmann, der ‚eiserne Gustav‘, wie der Nachfolger General Konrads bei der Truppe genannt wurde.

«Reinhardt», sagt Hartmann, «Reinhardt, Sie sind der Schwerpunkt. Wenn bei Ihnen die Front bricht, dann alles auf die Schiffe!»

Die Offiziere des Stabes hören das Gespräch mit, deshalb antwortet Reinhardt: «Aber Herr General, es liegt kein Grund zur Beunruhigung vor. Der Russe hat heute in meinem Abschnitt siebenmal angegriffen und wurde siebenmal abgeschmiert. Nirgends ist er eingedrungen. Und ausserdem: Wohin denn auf die Schiffe? Ich sehe noch keine. Wir hier in unserem Abschnitt können noch vierundzwanzig Stunden halten. Hauptsache ist, dass die Schiffe kommen.»

Dann legt sich der General Reinhardt auf eine Holzbank, um ein paar Stunden zu schlafen. In dieser Stunde schlägt für einen anderen Chronisten der Schlacht auf der Krim die Stunde der Rettung. Hauptmann Hensel berichtet über den Abtransport des Führungsstabes der 17. Armee: «10. Mai 1944 – Das Fort liegt unter anhaltendem Artillerie- und Salvengeschützfeuer. Die unterirdischen Gänge haben aber Öffnungen nach aussen in die Felswand der Steilküste. Auf Strickleitern klettern wir im Dunkeln hinunter und warten ab 1 Uhr zwischen den Klippen. Zwei Stunden vergehen, ohne dass sich etwas rührt. Nur die russischen Granaten heulen über uns hinweg ins Meer. Wir liegen im toten Winkel der Küste. Wir wagen kaum mehr zu hoffen. Wenn es erst hell wird, ist es zu spät. Da kommen sie tatsächlich. Durch ein Sprachrohr hören wir die Stimme eines Kommandanten, der uns zur Einschiffung auffordert. Es sind zwei Schnellboote. Sie können wegen der Klippen nicht näher heran. Die See ist glücklicherweise ganz ruhig. So rudern wir in kleinen Booten zu je acht Mann hinaus. Es geht sehr langsam, und der Tag graut bereits. Aber dann ist es soweit, dass wir ablegen können. Jedes Boot hat fünfzig Mann aufgenommen. Mit Kurs Südwest geht es in Kiellinie in voller Fahrt

dahin. Sind wir der Hölle tatsächlich entronnen? Noch stehen uns 400 Kilometer bevor mit allerlei Gefahren durch U-Boote und feindliche Flugzeuge. Die Küste der Krim entschwindet langsam im fahlen Morgenlicht eines diesigen Tages. In der Kajüte unten drängen sich die Menschen. Ich bleibe an Deck. Erst als ich mitsamt der schweren Eisenkiste, auf der ich mich festklammere, gegen die Reling geschleudert werde, verlasse ich den luftigen Platz am Heck. Längs eines Reservetorpedos finde ich schliesslich einen etwas geschützten Ort. Acht Stunden vergehen, bis wir in das ruhige Gewässer des Hafens Konstanz einlaufen. Wir sind gerettet.»

Inzwischen geht der Kampf um die letzten Bastionen weiter. Auch am 11. Mai setzt der Russe seine Angriffe fort. Um 20 Uhr fasst er sein Vernichtungsfeuer auf die Anlegestellen zusammen. Nach einiger Zeit verlegt er sein Feuer zurück auf die HKL und tritt dann wieder auf der ganzen Front zum Angriff an. Bei der 98.1.D. gelingt ihm ein Einbruch beim ‚Batteriehügel‘. Im Gegenstoss wird er bereinigt.

Im Lauf des 11. Mai erreicht sämtliche Einheiten der Befehl, sich um 23 Uhr zu den einzelnen Anlegestellen abzusetzen und sich dort während der Verladung örtlich zu sichern. Gleichzeitig wird befohlen, für den Fall, dass die Schiffe an den zugewiesenen Verladestellen nicht ankommen, sich andere Einschiffungsmöglichkeiten zu suchen. Ein notwendiger Befehl angesichts der Lage; aber ein Befehl, der dem Chaos und der Panik Tür und Tor öffnet.

Der Russe merkt zum Glück nichts von der letzten Absetzbewegung. Die Fernsprechleitungen zwischen den Stäben funktionieren noch, und Reinhardt ruft die Regimentsadjutanten an. Es kommt zu dem verabredeten Fragespiel: «Na, wie steht's, alles in Ordnung?» Antwort: «Alles in Ordnung, vorn ist es ruhig.» Reinhardt: «Na, dann kann ich ja jetzt in Ruhe eine Tasse Tee trinken.» Das ist das Stichwort und heisst: ab zu den Anlegestellen.

Es wird allmählich 24 Uhr. Reinhardt hat Funkverbindung mit den Einschiffungspunkten der Division. Ständige Rückfragen ergeben immer dieselbe Antwort: keine Schiffe.

Keine Schiffe. Was ist passiert? Die Schiffe sind da, die Evakuierungsflotte liegt in ausreichender Stärke draussen auf Reede aber – sie findet nicht an die Küste.

Um 21 Uhr 30 begibt sich der Admiral Schulz an Bord des Führerbootes der 1. Schnellbootflottille. Er will die Geleite selbst an die Liegeplätze steuern, denn der Befehlsapparat mittels Funk ist zusammengebrochen, die Frequenzen der einzigen Funklinie sind ‚verstopft‘, so dass eine Befehlsgebung an die einzelnen Schiffe nicht mehr möglich ist. Aber damit ist das Unheil noch nicht voll. Der Teufel scheint wirklich seine Hand im Spiel zu haben: Schulz setzt einen Funkspruch an alle Schiffe ab und weist sie an, möglichst dicht an den Ausgang der Kamyschewaja-Bucht heranzufahren. Von dort will er sie an die Verladestellen lotsen. Aber dieser Funkbefehl, vom Admiral persönlich in die Zentrale gegeben, kam nie an. Er wurde entweder nicht abgesetzt, verschwand oder verlor sich in den verstopften Wellen!

Es ist stockfinstere Nacht. Aber Admiral Schulz hat auf diese Nacht seine Hoff-

nung gesetzt. Bei der Dunkelheit kann die sowjetische Artillerie kein gezieltes Feuer schiessen, und die rote Luftwaffe hat in Nachtangriffen keine Erfahrung.

Das Schnellboot pflügt durch die See. Sorgenvoll heben die Offiziere die Nachtgläser an die Augen. Aber was ist denn das? «Nebel», sagt der erste Offizier. Entsetzen. «Wo kommt denn der her?» Weiss und dick wogt es von der Halbinsel her der See zu. Immer dichter wird der Schleier. Man kann die Landungsbrücken und Stege erst aus nächster Nähe sehen. Aber das ist keine Nebelwand, das ist – unfassbar! – künstlicher Nebel. Wie das?

Die Marine hatte im Lauf der letzten Monate eine Verneblungsanlage mit einigen hundert Nebeltonnen um die Hafenanlagen und Buchten ausgelegt. Bei Grossangriffen feindlicher Luftwaffenverbände sollten die militärischen Objekte, insbesondere aber die Liegeplätze und Landungsbrücken durch Einnebelung der Sicht des Gegners entzogen werden und einen gezielten Bombenwurf unmöglich machen. Nun waren – unglückseliger Zufall – diese Nebeltonnen durch feindliches Artilleriefeuer in Gang gesetzt worden. Überrascht und erfreut über den künstlichen Sichtschutz hatten daraufhin auch einzelne Truppenteile die noch intakten Nebelfässer ausgelöst, um sich vor gegnerischer Sicht zu schützen. Nicht ahnend, was sie damit anrichteten.

Die Tragödie ist unauslotbar!

Schulz findet zwar den Transporter ‚Dacia‘ und lässt ihn an die Küste dirigieren. Er findet auch noch ein paar andere Schiffe. Aber sechzig liegen auf Reede. Und die meisten findet er nicht. Sie warten nicht. Und viele fahren bei Tagesanbruch leer nach Konstanz zurück.

Es hätte noch eine Möglichkeit gegeben, die Suche zu verbessern: Wenn der Admiral sich hätte entschliessen können, die übrigen Boote der Schnellbootflottille mit dem Befehl auszusenden, einzeln weitere Fahrzeuge zu suchen und an die Landungsplätze heranzuführen. Aber die Flottille war der einzige kampfkraftige Verband, den der Admiral zur Hand hatte, um Angriffe sowjetischer Überwasserstreitkräfte abzuwehren. Sollte er sich dieser Möglichkeit berauben? Was wäre dann bei einem sowjetischen Angriff geschehen? Dann wären alle Schiffe in schwerster Gefahr gewesen. Wer wollte den Admiral tadeln, dass er deshalb seine einzige Waffe zusammenhielt?

So kam das grosse Unglück für die letzten 10'000 Mann der Krim-Armee. Gerade für jene also, die bis zuletzt gefochten hatten.

General Reinhardt fand, halb durch den Instinkt des Soldaten, halb durch Zufall, fünf Siebelfähren an einer einsamen Küstenstelle, deren tapfere Kommandanten diese flachliegenden Gefährte ans Ufer bugsiert hatten. Er fand auch noch zehn kleine Geleitboote. Und so brachte er durch Meldegänger und Zurufe seine Division und alle greifbaren Einheiten des Grenadierregiments 117 der 111.1. D. auf diese Schiffe.

Den letzten Prahm hielt der General fest. Befahl dem Kommandanten, erst abzulegen, wenn er an Bord sei. Und er ging nicht an Bord, weil er dort keine Kommandogewalt mehr hatte, aber so lange wie möglich warten wollte in der Hoff-

nung, dass immer noch einzelne Versprengte kommen konnten. Und es kam auch noch eine ganze Anzahl: der Chef des Generalstabs des 49. Korps, Oberst i. G. Haidlen, der Ia der 73.1. D., Oberstleutnant Becker. Und viele Offiziere und Soldaten. Um 3 Uhr, als es tagte, liess Reinhardt seinen letzten Prahm ablegen. Das Geleit ging in See. Die Reste der 98. Infanteriedivision waren gerettet.

Von dem Drama an den Anlegestellen der 50. Infanteriedivision berichtet die Divisionsgeschichte in nüchterner Sachlichkeit: Die Regimenter hatten bis zum Absetzen ihre Stellung gehalten. Auch hier bemerkte der Russe den Rückzug zu den Anlegestellen nicht.

Das Regiment 121 kam auf die Schiffe. Aber an den Verladestellen vom Grenadierregiment 123 lag nur eine einzige Fähre. Sie konnte ein paar hundert Mann aufnehmen. Noch eine Fähre kam. Die Männer stellten sich in Doppelreihe und gingen an Bord.

Halt.

Noch ein paar Verwundete wurden dazugeladen. Dann war Schluss.

Major Teschner befahl die Offiziere von der Fähre wieder herunter. Schweigend und selbstverständlich kamen sie alle. Und dann führte der Major alles, was zurückblieb, in Deckung: zum letzten Kampf. Mit dem Rücken zum Wasser bildete die kleine Kampfgruppe der 50.1. D. eine Abwehrstellung. Focht noch sechs Stunden. Dann wurde sie überwältigt. 2*800 Mann der Division waren abtransportiert worden. Die anderen blieben auf der unseligen Halbinsel.

Ähnlich erging es der 336.1. D., deren tapferer Kommandeur schwerverwundet noch ausgeflogen worden war. Bei der 73.1. D. konnte die Masse auf Prahmen, der Rest auf einem U-Jäger gerettet werden. General Böhme, der Divisionskommandeur, wurde in seinem Gefechtsstand gefangen.

39*808 Mann wurden von Chersones in den letzten drei Tagen eingeschifft. 31*708 kamen an.

Und die 111. I. D.? Was war mit den Regimentern, die im März zur Verstärkung auf die Krim geworfen worden waren? Ausgerechnet diese Division traf das Schicksal am schwersten: Kein einziges Schiff von den sechzig Transportern, die draussen auf Reede in Dunkelheit und Nebel kreuzten, fand den Weg an die Anlegestellen der Division. Keines!

Der 12. Mai dämmt herauf. Blauer Himmel. T 34 greifen den letzten Sicherungsschleier vor den Verladestellen der Niedersachsen an. Die Männer haben nur noch Gewehre und ein paar MG. Die schweren Waffen sind bereits vernichtet.

Oberstleutnant Franz, der Ia, verbrennt am Strand die Geheimsachen. Der Widerstand bricht zusammen. Die Panik erhebt ihr Haupt. Oberleutnant Gottlieb, der Adjutant des Artillerieregiments 117, greift sich eine Planke und springt ins Wasser, um in die freie See zu paddeln. Unter den Kugeln des Bord-MG eines sowjetischen Jägers versinkt er. Es sind keine vier Wochen her, da hat dieser junge Offizier seinen gefallenen Bruder aus dem feindlichen Feuer geholt und hinter der Front beerdigt.

Plötzlich sind ein paar Sturmboote da. Ein Feldwebel fragt: «Herr Oberstleutnant, wo ist die Türkei?», dann springt er in das schon gerammelt volle Pionierboot. Und sie legen ab.

Der Russe bleibt mit seinen Panzern auf Distanz. Artillerie schiesst auf den Strand. Immer weiter. Immer weiter. Fünfundzwanzig Meter breit ist das Stückchen Erde zwischen Steilufer und Wasser. Und ein paar tausend Mann pressen sich auf ein paar Quadratmetern Erde zwischen Geröll und Dreck und an die Felsen.

Dann rollen die Panzer langsam heran. Luken offen. General Gruner geht aufrecht dem T 34 entgegen. Bellend kracht dessen Kanone. Der General sinkt langsam zusammen.

Die sowjetischen Infanteristen, die mit den Panzern kommen, sind wütend über irgendetwas. Sie schreien herum. Schiessen. Schlagen. Ein Feldwebel will sich sein Deutsches Kreuz in Gold nicht abnehmen lassen. «Choroschi Soldat» – und schon fällt ihn die Nagan.

Offiziere werden herausgesucht. Weggeführt. Man hört Schüsse und Schreie. Der Melder Fritz Niedszwedski, weitgereister Kellner aus dem Berliner Eden-Hotel, packt zusammen mit dem Ia-Fahrer Sepp Prötzner den Oberstleutnant Franz und reisst ihn in eine Gruppe Soldaten. Sie nehmen ihn in ihre Mitte. Verstecken den Offizier mit den roten Generalstabsstreifen vor den Augen der Russen.

An der Wand der Steilküste sterben die russischen Hiwis. Ein blutiges Ende.

Sechs Monate später sitzt der Oberstleutnant Franz in einem Moskauer Gefängnis einem sowjetischen Vemehmungsoffizier gegenüber. Der Russe ist korrekt, höflich und neugierig. Der Einsatz der 111.1. D. auf der Krim interessiert ihn besonders. Und er sagt: «Wir hatten es nicht eilig, die Krim zu nehmen. Sie war ja unser grösstes Gefangenenlager: Die Deutschen waren praktisch seit November 1943 auf der Insel gefangen. Verpflegten sich selbst. Bewachten sich selbst. Fuhren auf Urlaub. Und kamen sogar freiwillig wieder zurück.»

Wäre das Wort angesichts der blutigen Ereignisse nicht so makaber – man könnte dem Russen zustimmen. Aber die Bilanz ist zu düster, um sie in ein Bonmot zu kleiden.

Tote und Verwundete vom 8. April bis 13. Mai: 57'500 Mann (31'700 Deutsche und 25'800 Rumänen). Darüber hinaus stellt sich bei dem Vergleich der Evakuierungszahlen heraus, dass das Schicksal von weiteren zwanzigtausend Menschen ungeklärt ist. Ein Unheil von den Ausmassen Stalingrads. Unheilvolle Krim!

Auf diesem kleinen Eiland spiegelte sich der grosse Krieg. Alles was auf den im Schnitt hundertsechzig mal hundertsechzig Kilometern der Halbinsel passierte, war ein Bild des Krieges zwischen Petsamo und dem Kaukasus.

Alle Disziplin und Tapferkeit, aller Gehorsam und aller Opfermut, aber auch alle Verworfenheit, alle Brutalität und Blutdürstigkeit gaben sich hier ein Stelldichein; Torheit und Irrtum, Ehrgeiz und Angst, Fanatismus und Alkohol: Der ganze Russlandkrieg, hier war er auf eine Insel verschlagen.

Aber auch die Unwägbarkeiten: die strategischen Fehler, die wirtschaftlichen und politischen Rücksichten, die Gesetze der Kriegsmittel von Land, Luft und Meer, hier waren sie auf engstem Raum vereint und wirkten ins grosse Geschehen.

Hitler und Stalin standen sich hier auf engster Walstatt gegenüber. Enthüllten ihre Schwächen, spielten ihre Trümpfe aus.

Und die Männer, die das Geschick der Schlacht zwischen dem Faulen Meer und dem Strand von Jalta bestimmten oder erlitten, konnten überall sonst mit der Waffe fechten oder dem Kartenbrett agieren. Der Kampf um die Krim steht so exemplarisch für alle Kriegsschauplätze in der zweiten Hälfte des Russlandkrieges wie kein zweiter.

Achter Teil

Cannae der Heeresgruppe Mitte

1

Aufmarsch

Ein historisches Beispiel – Hitler erwartet die galizische Operation – Stalin sucht sich den schwächsten Punkt – Zehnfache Übermacht – Streit im Kreml – Rokossowski setzt sich durch

Am 2. August des Jahres 216 vor Christi steht in der apulischen Ebene Unteritaliens, bei dem Dorf Cannae, das Heer der Karthager unter Hannibal dem römischen Heer unter Konsul Terentius Varro gegenüber. Die Römer sind rein zahlenmässig überlegen; aber die grandiose Reiterei Hannibals bedeutet mehr als einen Ausgleich der Differenz.

Die Schlacht beginnt. Die Heere rücken aufeinander los. Hannibal wirft seinen Trumpf ins Spiel: Sein Reiterführer Hasdrubal schlägt mit seiner überlegenen Kavallerie die schwächere römische Reiterei auf dem rechten Römer-Flügel. Wirft die römischen Ritter in den Aufidus-Fluss. Jagt hinter dem Rücken der feindlichen Infanterie auf den linken Flügel, wo die zweite Gruppe von 3'000 römischen Reitern mit leichter karthagischer Kavallerie scharmützelt. Packt sie von hinten. Wirft die römischen Reiter auch hier. Und greift dann die römische Infanterie im Rücken an.

Was nutzt es, dass Terentius Varros Schwerbewaffnete besser sind als die karthagischen Hilfsvölker! Hasdrubals Reiterei im Rücken, die karthagische Infanterie an den Flanken – das Schicksal der Römer ist besiegelt. Die erste Vernichtungsschlacht durch Umfassung der feindlichen Hauptkräfte mittels schneller Verbände und eines Zangenangriffs der Infanterie an beiden Flanken wird geschlagen.

Der preussische Generalfeldmarschall Graf von Schlieffen hat die Schlacht grossartig beschrieben: Die Römer werden zusammengedrückt. Und fechten ihren letzten Kampf. Hannibal umkreist die Stätte der Blutarbeit, die Eifrigen ermunternd, die Lässigen schmähend. Müde der Metzerei, nehmen sie zuletzt die übriggebliebenen Dreitausend gefangen. Auf engem Raum liegen 48'000 Leichen, zu Bergen

Vor dem weit nach Osten vorgestaffelten Frontbalkon der Heeresgruppe Mitte stehen vier sowjetische Heeresgruppen mit 2,5 Millionen Mann zum Angriff bereit. Feldmarschall Busch hat zur Verteidigung vier Armeen mit rund 400'000 Mann. Hitler aber glaubt nicht an einen frontalen Angriff. Er befürchtet vielmehr die galizische Umfassungs-Operation über Lemberg auf Königsberg. Deshalb schwächt er die Heeresgruppe Mitte noch mehr und verlegt fast alle Panzerkräfte der Ostfront in den Raum der Heeresgruppe

geschichtet. Konsul Aemilius Paulus und der Prokonsul Servilius liegen unter den Toten. Varro gelingt es, mit wenigen Reitern und ein paar Schwerebewaffneten zu entkommen. Im Dorfe Cannae und in den beiden Lagern fallen noch Tausende in die Hände der Sieger.

Schreibt Schlieffen 1909: «Eine vollkommene Vernichtungsschlacht war geschlagen. Waffen und Kampfesart haben sich seit 2'000 Jahren völlig geändert. Man geht sich nicht mehr mit kurzen Schwertern zu Leibe, sondern beschiesst sich auf Tausenden von Metern; der Bogen ist durch das Rücklaufgeschütz, die Schleuder durch das Maschinengewehr ersetzt. An die Stelle von Metzereien sind Kapitulationen getreten. Die grossen Schlachtbedingungen sind indes unverändert geblieben. Die Vernichtungsschlacht kann heute nach demselben Plan, wie ihn Hannibal in vergangenen Zeiten erdacht hat, geschlagen werden.»

Graf Schlieffen hatte recht! Im Sommer 1944 wiederholte sich an der Beresina in Russland das Cannae der Römer.

Wie ein Symbol für alle Fehlentscheidungen, die den Lauf des deutsch-russischen Krieges bestimmt haben, beginnt auch der letzte Akt des Feldzuges mit einem tragischen Irrtum des deutschen Oberkommandos. Aus ihm wächst die alles entscheidende Niederlage im Osten: die Katastrophe an der Mittelfront im Sommer 1944.

Wer hätte es 1941 für möglich gehalten, dass die stolzen Armeen der Heeresgruppe Mitte drei Jahre später im grössten Desaster der Kriegsgeschichte enden würden, in einer Vernichtungsschlacht, einem Cannae ohne Beispiel?

Die deutsche Heeresgruppe Mitte war der Stossdegen für ‚Unternehmen Barbarossa‘ gewesen. Mit ihren zwei Panzergruppen und drei starken Infanteriearmeen hatte sie die sowjetische Hauptmacht westlich des Dnjepr zerschlagen und dann im blitzschnellen Vorstoss das Herz der Sowjetunion, Moskau, treffen sollen.

In atemberaubendem Tempo war die Heeresgruppe über Brest-Litowsk, Minsk, den Dnjepr-Strom nach Smolensk gestürmt. Dann Hitlers verhängnisvolles Zögern. Sein Abweichen vom ‚Plan Moskaus Die Schwenkung nach Kiew, um erst die Ukraine zu erobern. Und nach den Wochen im Schlamm dann endlich im heraufdämmernden Winter der Stoss auf Moskau. Zu spät! Dem russischen Winter mit sibirischen Kältegraden und sibirischen Truppen waren die deutschen Soldaten und ihre Waffen nicht gewachsen. Die Heeresgruppe Mitte wurde vor Moskau geschlagen.

Mit diesem Ereignis bekam der Russlandkrieg im Winter 1941 eine entscheidende Wendung: Der Schwerpunkt der deutschen Strategie verlagerte sich von der Mitte und den rein militärischen Überlegungen, die die feindliche Hauptstadt mit ihren zentralen Verbindungen im Auge hatten, auf kriegswirtschaftliche Ziele im Süden der Sowjetunion, die Hitler, im Gegensatz zu seinen Generalen, für kriegsentscheidend hielt: Kohle, Stahl und Öl. Donezgebiet und Kaukasus wurden als die Schlachtfelder der Entscheidung angesehen. Hier fielen die grossen Schläge. Hier wurde um den Gewinn oder Verlust des Krieges gewürfelt.

Die Heeresgruppe Mitte blieb nach ihrem Rückzug aus dem Vorfeld von Moskau für die deutsche Führung ‚Nebenkriegsschauplatz‘. Die alte 2. Panzerarmee

Guderians, die nach dem ‚Barbarossa‘-Fahrplan Moskau von Süden her umfassen und erobern sollte, lag zwanzig Monate lang, bis zum August 1943, in ihrer Riegelstellung um Orel, auf die sie sich nach dem Drama von Tula abgesetzt hatte. Ein Zeichen mehr dafür, dass Stalin nach seinem Sieg an der Wolga die deutsche Front nicht in der Mitte, sondern im Süden zu zerschlagen suchte.

Vergeblich hatte Feldmarschall von Manstein seit Stalingrad das Führerhauptquartier immer wieder beschworen: «Die Entscheidung fällt im Süden, hier gilt es, stark zu sein.» Er hatte immer wieder gefordert, den Südflügel notfalls auf Kosten der anderen Heeresgruppen zu stärken. Hitler tat das nicht.

So ging im Süden Schlacht um Schlacht verloren. Und verloren gingen auch wieder die eroberten Schatzkammern mit Eisen und Kohle, Nickel und Manganerz, sowie die Kornkammern der Ukraine – von der Flankenbastion Krim ganz zu schweigen. Düsteres Verhängnis des Irrtums!

Die Lagenkarte vom Juni 1944 demonstriert die tragische Entwicklung im Süden der Ostfront. Schauen wir sie uns an: Weit nach Westen sind die Sowjets vorgestossen. Ihre Front verläuft vom Schwarzen Meer bei Odessa an den Nordhängen der Karpaten entlang bis Kolomea und wendet sich dann scharf nach Norden bis an den Rand der Pripjet-Sümpfe nördlich Kowel. Von hier ragt der Frontbalkon der Heeresgruppe Mitte vierhundert Kilometer nach Osten, bei Orscha und Mogilew sogar noch bis zu fünfzig Kilometer weit über den Dnjepr. Die rückwärtigen Verbindungen dieses vorgestreckten Frontbogens sind am Westrand der Pripjet-Sümpfe bereits von Süden her bedroht.

Wie ein Segen des Himmels hat der Frühjahrsschlamm diese Gefahr im wahrsten Sinne des Wortes ‚eingedämmt‘ und dem deutschen Oberkommando die lang ersehnte Pause gebracht. Und damit die Möglichkeit, den lebensgefährlich bedrohten Frontabschnitt zwischen Karpaten und Pripjet-Sümpfen notdürftig zu stabilisieren.

Doch schwer lastet die Frage auf ‚Wolfsschanze‘ und ‚Mauerwald‘: Was wird Stalin nach der Schlammzeit machen? Wo wird er seine Sommeroffensive ansetzen? Das ist 1944 das grosse, alles entscheidende Problem.

Die Antwort, die Hitler und seine Berater finden, ist falsch. Und diese falsche Antwort, aus einer falschen Beurteilung der Lage gewachsen, wird zum Verhängnis.

Anderthalb Jahre lang hat sich Hitler gesträubt, anzuerkennen, dass Stalin die Kriegsentscheidung offensichtlich am Südflügel suchte. Anderthalb Jahre hat er die Rote Armee und ihre wachsende Kampferfahrung unterschätzt. Jetzt verfällt er einem neuen Irrtum. Er glaubt, dass Stalin nur im Süden die Entscheidung suchen kann; weil in Galizien sich ihm die grosse operative Chance bietet, zum Vorstoss auf Warschau und die Weichsel und damit in den Rücken der Heeresgruppe Mitte. Hitler lässt keinen Zweifel gelten: Zwischen Pripjet-Sümpfen und Karpaten wird der Russe kommen! Muss er kommen!

Nächtelang sitzt er vor der Lagenkarte. Studiert und plant. Und unterstellt bei all seinen Plänen seinem Gegner die eigenen Gedanken. Natürlich wäre es verlockend, einen so weit vorgeschobenen Frontbalkon in einer gigantischen Zange zu packen und damit zwei Heeresgruppen mit sieben Armeen abzuschneiden.

Schliesslich sind es vom Quellgebiet des Pripjet bis zur Ostseeküste nur 450 Kilometer, ohne wesentliche Hindernisse. Ein idealer Marsch.

Zweifellos eine kühne und verführerische Idee für einen wagemutigen Feldherrn, der über entsprechend starke Kräfte verfügt. Es ist bezeichnend, dass nicht nur Hitler, sondern auch seine Berater, wie Generaloberst Jodl und der kluge Chef der Operationsabteilung, General Heusinger, der Faszination einer solchen Operation erliegen. Sie ist so stark, dass man im Führerhauptquartier auch dann noch an diese Operation aus Galizien heraus glaubt, als seit dem 10. Juni in immer stärkerem Masse Meldungen über feindliche Angriffsvorbereitungen vor der Front der Heeresgruppe Mitte eingehen. Aber sie werden als Täuschungsmanöver der Russen vom Tisch gewischt. Man ist im Führerhauptquartier so geblendet von dem Phantom einer Weichsel-Ostsee-Operation, dass man auch nicht den Hauch eines Zweifels aufkommen lässt, die Russen könnten vielleicht doch etwas anderes machen. Die warnenden Hinweise der Armeechefs, ihre Mahnungen und Beschwörungen, bleiben fruchtlos.

Die Folgen: Das OKH zieht alle noch verfügbaren Reserven in Galizien zusammen. Vor allem seine Panzerdivisionen. Vier Panzerkorps mit acht Panzer- und zwei Panzergrenadierdivisionen. Eine beachtliche Streitmacht!

Die übrigen Fronten, besonders die Heeresgruppe Mitte, werden rücksichtslos entblösst. Beruhigt blickt das deutsche Oberkommando dem erwarteten Treffen bei der Heeresgruppe Nordukraine entgegen. Und ihr neuer Oberbefehlshaber, Feldmarschall Model, gibt sich fast so optimistisch wie das OKH, weil, wie er sagt, zum ers-tenmal wieder Schwerpunkt gegen Schwerpunkt stehen wird.

Eine eitle Hoffnung! Wie schlecht war man bei der obersten deutschen Führung im Bilde, wie ahnungslos den Tatsachen gegenüber! Der Keim der Katastrophe wucherte kräftig im nahrhaften Irrtum. Jahrelang hatte das Führerhauptquartier die Sowjets unterschätzt, jetzt überschätzte man ihren operativen Wagemut.

Nein: Das sowjetische Oberkommando dachte im Sommer 1944 nicht an so weitgespannte operative Massnahmen, wie sie Hitler ihm unterstellte. Die Erfahrungen am Donez und am Dnjepr liessen Stalin vor so grossen Projekten zurückschrecken. Die Katastrophe seiner Panzergruppe Popow und der 6. Armee in den Schlachten um Krasnoarmejskoje und bei Charkow hatten ihn vorsichtig gemacht. Ausserdem griff der Russe in den seltensten Fällen dort an, wo der Gegner stark war. Und eine glänzende Aufklärungsarbeit gestattete es ihm, seine Pläne auf eine präzis erkundete Feindlage zu stützen. Im Sommer 1944 bewirkte diese Methode das genaue Gegenteil von dem, was die Deutschen erwarteten. Stalin machte das, was Manstein in letzter Minute im Kursker Bogen noch hatte machen wollen, als er die sehr starken Flankenverteidigungen der Russen erkannt hatte: den Balkon frontal angreifen, dort, wo der Feind schwach war, viel schwächer jedenfalls als an den Eckpfeilern.

Genau aus dieser Einsicht heraus setzte Stalin den Plan seiner Operation gegen den Frontbogen der Heeresgruppe Mitte ins Werk. Das Führerhauptquartier hatte im STAWKA leider keinen ‚Werther‘, der es davon unterrichtete.

Wie verhängnisvoll das OKW bis zur letzten Minute in seinen operativen Irr-

tum verstrickt blieb, zeigt ein Vortrag, den der Chef des OKW, Generalfeldmarschall Keitel, am 20. Juni 1944 über die militärische Gesamtlage hielt. Er erklärte, der Russe würde erst angreifen, wenn die Westmächte mit ihren am 6. Juni in der Normandie gelandeten Invasionsverbänden grössere Erfolge errungen hätten, und der Schwerpunkt wäre dann in Galizien zu erwarten und nicht bei der Heeresgruppe Mitte.

Achtundvierzig Stunden später sah sich der Chef des deutschen Oberkommandos einem schrecklichen Dementi gegenüber: Die Russen griffen an. Aber nicht in Galizien.

Am 22. Juni 1944 hatte das ‚Unternehmen Barbarossa‘ Geburtstag; der deutsche Angriff auf Russland jährte sich zum drittenmal. Mit seinem untrüglichen Sinn für die Wirkung solcher Gedenktage auf die Volksseele, nutzte Stalin die Gefühle und die Leidenschaften, die sie weckten, zur fanatischen Steigerung des Angriffsgeistes seiner Truppe. Wie er die Eroberung Kiews für den grossen Revolutionsfeiertag, am 7. November 1943, befohlen hatte, so machte er den Jahrestag des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion zum Tag X für die Entscheidungsoffensive des Sommers 1944.

Um die deutsche Führung so lange wie möglich noch im Unklaren zu lassen über den Schwerpunkt der Sommeroffensive, schlug Marschall Schukow, einer der beiden Beauftragten des STAWKA für die Gesamtoperation, zeitlich gestaffelt los: frontal, auf siebenhundert Kilometer Breite, gegen die geschwächte Front der Heeresgruppe Mitte. Die Stunde schlug. Es war so weit!

Der erste Akt gehörte den Partisanen. In der Nacht zum 20. Juni erbebt das Hinterland der Front unter Sabotageaktionen grössten Stils. Bis zum nächsten Morgen unterbrachen zehneinhalbtausend Sprengungen alle Eisenbahnlinien vom Dnjepj bis westlich Minsk. Die wichtigsten Brücken flogen in die Luft. Der Nachschubverkehr wurde stellenweise länger als vierundzwanzig Stunden unterbrochen.

Alle Eisenbahnräder standen still. Schlimmer: Alle Telefonleitungen entlang den Eisenbahnstrecken waren an vielen tausend Stellen zerstört. Und da es 1944 noch keine Eisenbahnbetriebsordnung per Funk gab, war der gesamte Führungsapparat des ‚General des Transportwesens Mitte‘ gelähmt. Diese totale Blockade jeglichen Eisenbahnverkehrs war eine entscheidende Ursache für die katastrophale Entwicklung der nächsten achtundvierzig Stunden. Schliesslich war der Eisenbahntransport der Blutkreislauf der Kriegoorganisation. Wurde er unterbrochen wie hier, musste es eine lebensgefährliche Lähmung geben.

Wie vollkommen der Zusammenbruch war, konnte Oberst Teske, der ‚General Transportwesen‘, aus dem Storch erkennen: Alle Bahnhöfe und Strecken waren verstopft. Die Lokomotiven bewegten sich nur meterweise vorwärts. Auf den wenigen fahrenden Zügen hingen Menschentrauben selbst noch an der Lokomotive, zumeist Verwundete aus den bedrohten Gebieten.

Drei Zahlen belegen das Problem: Am 1. Juli mussten aus Minsk 8‘000 Verwundete abtransportiert werden. Am 7. Juli waren im Zulauf zur Heeresgruppe 98 Transportzüge. Am gleichen Tag befanden sich im Frontbereich der Heeresgruppe insgesamt 216 Züge, nämlich 138 Truppentransporte, 59 Versorgungs-

transporte, zwölf für die Luftwaffe und sieben für die Eisenbahnpioniere. Nur mit grössten Schwierigkeiten kamen sie voran. Der auf das dringendste benötigte Nachschub kam nicht an die Front: keine Truppe, keine Munition.

Am 22. Juni begann der zweite Akt der grossen Schlacht: Generaloberst Reinhardts 3. Panzerarmee wurde beiderseits Witebsk an der Düna von der ‚1. Baltischem und Teilen der ‚3. Weissrussischen Front« angegriffen. Vierundzwanzig Stunden später sprang die Offensive auf den Abschnitt der 4. Armee, General von Tippelskirch, über. Es war die ‚2. Weissrussische Front«, die hier gegen den Dnjepr-Abschnitt Orscha-Mogilew stürmte. Am 24. schliesslich liess der STAWKA die ‚1. Weissrussische Front‘ Rokossowskis gegen die 9. Armee General Jordans los. Dieser Stoss zielte auf Bobruisk an der Beresina.

Auf diese Weise war der deutschen Führung erst am 24. klar, dass die Russen auf der ganzen Front der Heeresgruppe Mitte zum grossen, entscheidenden Schlag angetreten waren. Noch am 23. hatte man sich in Rastenburg listig lächelnd der Täuschung hingegeben, es handle sich vielleicht doch noch um Ablenkungsmanöver für die zu erwartende Galizien-Operation. Vierundzwanzig Stunden später erkannte Hitler seinen verhängnisvollen Fehler.

Die Wucht der Offensive, die erdrückende Überlegenheit an Artillerie, Panzern, Schlachtfliegern wurde nach den ersten achtundvierzig Stunden offenbar. Fassungslos blickten Hitler und seine Berater auf die Alarmmeldungen von der Front. Fassungslos registrierte man, was der deutschen Aufklärung offenbar verborgen geblieben war: Das Anrollen einer bis dahin unbekanntes sowjetischen Offensivmacht, eine unaufhaltsame Sturmflut, die in Stunden niederwalzte, was ein Jahr lang in sechs schweren Abwehrschlachten allen feindlichen Angriffen standgehalten hatte.

Generalfeldmarschall Busch verteidigte den fast siebenhundert Kilometer langen Ostabschnitt der Heeresgruppe Mitte mit drei Armeen, insgesamt 34 Divisionen. Seine schwache 2. Armee deckte am Pripjet die Südflanke und den Anschluss an die Heeresgruppe Nordukraine. Eine einzige Panzerdivision, die 20., stand seit wenigen Tagen hinter der 9. Armee bei Bobruisk. Fast alle anderen Panzerdivisionen der Ostfront warteten in Galizien oder im Raum westlich Kowel auf den Feind, der hier nicht kam. Und sonstige Reserven? Hinter der 4. Armee hatte Busch lediglich die 14. Infanteriedivision zur Hand; am rechten Flügel der 3. Panzerarmee die 95.1. D. Bei Mogilew, also im Abschnitt der 9. Armee, stand die Panzergrenadierdivision ‚Feldhermhalle‘, die aber noch in der Wiederauffrischung begriffen war, und am linken Flügel die 707.1. D. Das war alles. Halt – nicht alles: eine Luftflotte, die 6., unter Generaloberst Ritter von Greim war noch da. Aber sie besass am Angriffstag insgesamt vierzig einsatzbereite Jäger. Vierzig! Alles andere befand sich im Reich und in Frankreich, wo knapp drei Wochen zuvor, am 6. Juni, die Invasion mit einer überwältigenden Luftüberlegenheit begonnen hatte: die zweite Front, auf die Stalin seit Jahren bei den Alliierten gedrängt hatte. Sechzehn Tage hatte Stalin noch zugewartet, ob es wirklich die ersehnte, grosse und erfolgreiche Unterstützung der Westmächte war, was da in der Normandie anrollte. Als es klar wurde, dass es kein Dieppe war, sondern die wirkliche

Invasion, mit allem was der Westen in die Waagschale zu werfen hatte, da schlug Stalin auch zu. Jetzt war er sicher, dass Hitler aus Frankreich keine Division, keinen Panzer und auch kein Flugzeug abziehen konnte, um der schwerbedrängten Heeresgruppe Mitte zu helfen.

Marschall Schukow und Marschall Wassilewski, zwei Asse der Roten Armee, führten die sowjetischen Streitkräfte gegen Buschs vierunddreissig Divisionen. Der Zahl nach eine sechsfache Übermacht, den Waffen nach jedoch eine mehr als zehnfache. Vier russische Heeresgruppen mit vierzehn durch Panzerverbände verstärkten Armeen und fünf Luftarmeen traten an. Das waren fast zweihundert Divisionen mit 2,5 Millionen Mann. Aber erst die Waffen! 6'000 Panzer und Sturmgeschütze. 45'000 Geschütze und Granatwerfer. 7'000 Flugzeuge ohne Fernfliegerverbände. Von den Maschinenwaffen, Sprengmitteln und Kraftfahrzeugen ganz zu schweigen.

Die deutschen Armeen, die sich den ganzen Winter 1943/44 gegen alle sowjetischen Angriffe behauptet hatten, befanden sich einer solchen Übermacht gegenüber in einer hoffnungslosen Lage. Sie waren jetzt nur noch Amboss. Hoffnungslos nicht nur wegen ihrer materiellen Unterlegenheit, sondern auch dadurch, dass die starren Haltebefehle Hitlers sie jeder operativen Freiheit beraubten und in ihrer taktischen Kampfführung schwer behinderten. Das dritte Handicap schliesslich lag darin, dass ein grosser Teil ihrer Divisionen an die sogenannten ‚festen Plätze‘ gebunden war. ‚Feste Plätze‘! Vergleichbar den Festungen und Forts vergangener Kriege. Entsprungen aus Hitlers Weltkriegserfahrung, und da wieder aus der Taktik von Verdun und Douaumont. Er münzte diese Erfahrungen um zu einer neuen Haltestrategie – einer Strategie des zahlenmässig Unterlegenen – und erhoffte sich davon die Ausmanövrierung der russischen Grossangriffe.

Das Rezept war einfach. Hitlers Gedanke: Wichtige Verkehrsknotenpunkte, Versorgungszentren und auch Plätze, an denen politisches und historisches Prestige hängt, werden mit allen Mitteln bis zur letzten Patrone verteidigt. Auf diese Weise fesseln diese ‚Festungen‘ so viel Feindkräfte, dass der Nachschub der durchgestossenen Verbände nachhaltig gestört und die Stosskraft des Feindes gebrochen wird.

Im engeren Frontbereich der Heeresgruppe Mitte waren Sluzk, Bobruisk, Mogilew, Orscha, Witebsk und Polozk zu solchen ‚festen Plätzen‘ bestimmt, für deren Verteidigung je eine, für Witebsk sogar drei Frontdivisionen vorgesehen wurden.

Die Sache war einleuchtend, doch sie hatte einen Haken: Die Voraussetzung für das Funktionieren des Systems war, dass der Feind die ‚festen Plätze‘ auch wirklich angriff und dort Kräfte massierte. Wie aber, wenn er das nicht tat? Wenn er sie gar nicht angriff, sondern sie umging, einen Wachtposten davorstellte und sich in seinem Vormarsch nicht stören liess?

Und noch eins: Im Falle eines feindlichen Durchbruchs wurden Armeen und Korps durch die in den ‚festen Plätzen‘ gebundenen Divisionen der Möglichkeit beraubt, die durchbrochene Front wieder zu schliessen.

Doch Hitler liess diese Einwände seiner Armeebefehlshaber nicht gelten. Er wollte nicht wahrhaben, dass im Sommer 1944 eine neue Rote Armee auf dem Schlachtfeld erschien. Das war nicht mehr die Rote Armee von 1941 oder 1942.

Truppe und Führung hatten aus den Operationen des Jahres 1943 entscheidende Dinge gelernt. Vor allem eine scharfe Schwerpunktbildung, den weittragenden Einsatz der schnellen Truppen und den massierten Einsatz geschlossener Panzer-Grossverbände.

Dazu kam die gute und reichliche Ausstattung mit Waffen und Munition. Die sowjetische Kriegswirtschaft war 1944 auf dem Höhepunkt angelangt. Das bolschewistische System hatte durch die Mobilisierung des russischen Patriotismus die Menschen der Sowjetunion zu einer erstaunlichen Leistungskraft gebracht. Die militärischen Erfolge bei der Befreiung weiter Gebiete und die katastrophale Besatzungspolitik Hitlers mit ihrer ‚Untermenschen‘-Philosophie bestärkten diese Entwicklung. Dazu kamen die amerikanischen Hilfslieferungen aller Art, die 1944 ihren Höchststand erreichten: Viele Divisionen der Roten Armee rollten auf amerikanischen Lastwagen, verfeuerten amerikanische Granaten, lebten von kanadischem Weizen und trugen Uniformen aus amerikanischen Textilien.

Der Entscheidungsschlag der sowjetischen Sommeroffensive erfolgte also auf dem Höhepunkt wirtschaftlicher und moralischer Kräfteentfaltung der Sowjetunion. Deutschland hingegen war am Tiefpunkt angekommen. Während über dem Dritten Reich der 20. Juli heraufdämmerte, kamen in der Sowjetunion die patriotischen Gefühle zu mächtiger Entwicklung. Hunderttausende von feierlichen Leistungsverpflichtungen wurden eingegangen; Hunderttausende schworen, bis zum letzten Blutstropfen kämpfen zu wollen.

Ein Beispiel für viele: Auf einer Massenkundgebung drückte die Funkerin der 103. Panzerbrigade, Vera Proschina, ihre Gedanken und Gefühle folgendermassen aus: «Heute erfüllt sich mein Traum – aus einem Panzer die Hitleristen niederzumachen, den Schmerz des Volkes, mein eigenes Leid zu rächen. Mir haben die Faschisten Mutter und Vater erschlagen. Ich werde sie deshalb mitleidlos vernichten und zeigen, wozu ein sowjetisches Mädchen fähig ist. Tod den verfluchten Eroberern!»

Dieser öffentliche Kampfeid wurde zusammen mit ähnlichen Verpflichtungen von Soldaten und Offizieren in Millionen Flugblättern an der Front verbreitet und fand tausendfache Nachahmung. Damit waren die Hingabe, die Tapferkeit und der taktische Einsatz der Truppe nachhaltig gewährleistet.

Für die operative Entschlussfassung der ‚weissrussischen Operation‘ wie der grosse Sommerschlag genannt wurde, gibt es einen prominenteren Zeugen als Vera Proschina: In einer ausserordentlich lehrreichen Studie hat Marschall Rokossowski, der Oberbefehlshaber der ‚1. Weissrussischen Front‘, die im Abschnitt der 9. Armee angriff, bisher unbekannte Tatsachen über den dramatischen Kampf der Generale mit Stalin um den Operationsplan enthüllt.

Rokossowski, zweifacher ‚Held der Sowjetunion‘ einst Steinmetz und Dragonerwachtmeister der zaristischen Armee, repräsentiert den Typ des Revolutionsgenerals: mutig und kaltblütig, eine strategische Naturbegabung, mit einem Schuss Dragonergeist. Dabei umgänglich, fast charmant – was wohl im polnischen Teil seiner Herkunft begründet ist. In mancher Beziehung erinnert Rokossowski an Manstein.

Die Aufgabe zur Befreiung Weissrusslands, so berichtet Rokossowski, war den

beteiligten Fronten schon im Herbst 1943 gestellt worden, «als wir zum Dnjepr stiessen. Aber damals erwies sich die Sache als unmöglich, weil wir im Verlauf der Sommerkämpfe zu grosse Verluste erlitten hatten. Denn als die Truppen unserer Front den Sosch und den Dnjepr erreichten, wuchs der Widerstand des Gegners zunehmend, und es gelang nur um den Preis grösster Anstrengungen, den Sosch zu bezwingen und die Armeen in das Zwischenstromland zwischen Dnjepr und Pripjet vorzuführen. Zu mehr reichte es nicht! Wir mussten eine Pause machen, um Kräfte zu sammeln.» So Rokossowski.

Mitte März 1944 bekam Rokossowski einen Telefonanruf von Stalin. Dieser unterrichtete ihn in grossen Zügen über die Aufgaben seiner Front. Anfang Mai 1944 wurde daraufhin mit der Ausarbeitung des Operationsplanes begonnen. Rokossowskis Abschnitt sollte den Schwerpunkt der ganzen Schlacht bilden. Es ging im ersten Takt um die Eroberung von Bobruisk, den Strassen- und Eisenbahnknotenpunkt mitten in einem Wald- und Sumpfgebiet der Beresina-Niederungen.

Bobruisk war entscheidend für die Weiterführung der Operation auf Brest-Litowsk. Rokossowski und sein Stab kamen zu der Überzeugung, dass der Angriff in Form einer Zange geführt werden müsse, mit je zwei Armeen und einem Panzerkorps: Der eine von Nordwesten aus dem Raum Rogatschew auf Bobruisk, der andere vom Süden auf Bobruisk und Sluzk. Aber auch die sowjetischen Generale hatten es mit einem Diktator zu tun, der seine eigenen strategischen Vorstellungen hatte – die nicht selten genauso verbohrt waren wie die Hitlers.

Am 22. und 23. Mai fand die Planungsbesprechung bei Stalin statt. Über Rokossowskis Entschluss entbrannte ein heftiger Streit. Stalin und einige Mitarbeiter des STAWKA verlangten, er solle alle Kräfte zu einem einzigen Angriffsstoss aus dem Brückenkopf am Dnjepr zusammenfassen. Die Argumente des erfahrenen Generals, dass der operative Raum zu klein, das Gelände sehr schwierig sei und der Angriff von Norden flankiert würde, fanden keine Beachtung. Stalin bestand hartnäckig auf einem einzigen Angriffsstoss. Wie Hitler seine ‚festen Plätze‘, so hatte Stalin seine Theorie von der Schwerpunktbildung, die er starrköpfig befolgt sehen wollte. Im Prinzip hatte er damit recht; aber in dem gegebenen Fall forderte die Lage ein Abgehen von diesem Grundsatz. Stalin wollte das jedoch nicht einsehen. Und es ist interessant, zu erfahren, wie er versuchte, seinen Marschällen und Heeresgruppen-Befehlshabern seinen Willen aufzuzwingen. Rokossowski berichtet:

«Stalin befahl mir, in ein Nebenzimmer zu gehen, um den Vorschlag des STAWKA zwanzig Minuten zu überdenken. Dann sollte ich zurückkommen. Aber es gab für mich nichts zu überdenken. Als die Zeit um war, ging ich wieder hinein und vertrat weiter meine Auffassung. Ich wurde wieder ins Nebenzimmer geschickt. Wieder für zwanzig Minuten. Während dieser zweiten Klausur kamen Aussenminister Molotow und Stalins rechte Hand, Malenkow, zu mir. Sie missbilligten, dass ich mit dem Oberbefehlshaber stritt. Sie forderten mich auf, den Vorschlag des STAWKA anzunehmen. Ich antwortete, dass ich von der Richtigkeit meiner Auffassung überzeugt sei und dass ich, wenn der STAWKA befehlen würde, einen Angriff in seinem Sinne anzusetzen, um meine Enthebung vom Oberkommando der Front bitten müsste. Ich ging in den Konferenzraum zurück.

Aber es gelang mir wieder nicht, Stalin und seine Berater zu überzeugen. Ich wurde zum drittenmal ins Nebenzimmer geschickt. Als ich aber zum drittenmal zurückkam und bei meiner Meinung blieb, wurde mein Plan gebilligt.»

Allerdings nicht ohne eine böse Bemerkung Stalins über die Hartnäckigkeit des Armeegenerals und mit dem drohenden Hinweis, dass die Sache auf dessen Verantwortung gehe. Nun, Rokossowski nahm sie auf sich. Sein Operationsplan war gerettet.

2

Angriff

«Sturm fünf, fünf, fünf» – Verhängnisvolles Zögern – Die Falle von Bobruisk – Blutdürstige Beresina – Witebsk in der Zange – «Einstehe für Kampf bis zum letzten» – Des Rätsels Lösung: sowjetische Luftherrschaft

Auf Antrieb gelangen den Sowjets am linken Flügel der Heeresgruppe, bei der 3. Panzerarmee, tiefe Einbrüche in die Front. Um den ‚festen Platz‘ Witebsk schloss sich innerhalb von vierundzwanzig Stunden die rote Zange.

Bei der 4. Armee war es nicht anders. Die Divisionen der ‚2. Weissrussischen Front‘ stürmten Richtung Orscha und Mogilew, und bald war ostwärts von Mogilew eine breite Lücke in die Front von General Tippelskirchs Armee gerissen. Hinter Mogilew stand die Panzergrenadierdivision ‚Feldherrnhalle‘, die alte bewährte 60.1. D. mot. aus Westpreussen und Danzigern; das zugeführte SA-Wachregiment hatte ihr den neuen Namen gegeben.

Ihr erster Einsatz in der Schlacht der Sommeroffensive ist Exempel für das, was zwischen Dnjepr und Beresina geschah. Die Division befand sich seit Mitte Mai nach harten Kämpfen nördlich Witebsk in ihrer Reservestellung zur Wiederauffrischung. Teile ihres Artillerieregiments und der Panzerabteilung waren noch im Heimatkriegsgebiet. Ihr Ersatz kam zum Teil aus Norwegen, also aus einem Gebiet, wo Besatzungsruhe herrschte, kein harter Ostkrieg. Der letzte Transport traf Mitte Juni ein, acht Tage vor der Offensive. Ohne jegliche Kampferfahrung gingen diese Männer in die erbarmungslose Schlacht.

Die ‚Feldherrnhalle‘ bekam am Abend des ersten Kampftages den Auftrag, «das Loch ostwärts Mogilew» zu stopfen. Als sich der Divisionskommandeur, General von Steinkeller, bei dem Kommandierenden General des 39. Korps meldete, fragte ihn General Martinek kopfschüttelnd: «Was für ein Loch sollen Sie stopfen? Hier sind nur Löcher. Sie gehören an die Beresina, damit dort eine Auffanglinie besteht, wenn hier am Dnjepr nicht mehr gehalten werden kann. Und das wird bald sein.»

Martinek hatte recht. Die Beresina fliesst etwa siebzig Kilometer westlich des Dnjepr. Und wenn die ‚Feldherrnhalle‘ dort zur Sicherung im Anschluss an die bei Beresino stehende 18. Panzergrenadierdivision zum Auffangen der durcheinandergelassenen Divisionen der 4. Armee eingesetzt worden wäre, dann hätte vielleicht manches vermieden werden können. Denn genau dort an der Beresina passierte wenig später das grosse Unheil.

Aber es war anders befohlen! Die ‚Feldherrnhalle‘ kämpfte etwa hundert Kilometer ostwärts der Beresina jenseits des Dnjepr. Auf verlorenem Posten. Ein Tropfen auf den heissen Stein. «In der Nacht vom 25. und 26. Juni gelang es mir», berichtet General von Steinkeller, «mit mehr Glück als Verstand, die Division bei Mogilew wieder über den Dnjepr zurückzuführen.»

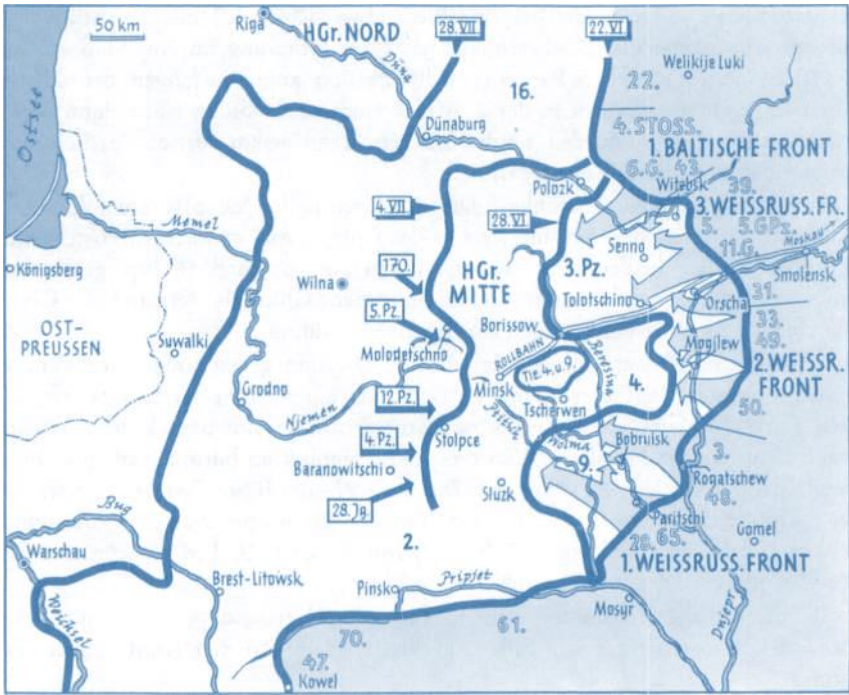
Während der General die Panzerteile der Division gegen sowjetische Panzer führt, erhielt der Ia, Oberstleutnant i. G. Felsch, am 24. Juni um 14 Uhr folgenden Funkspruch des 12. Armeekorps: «Truppe schlägt sich nach Westen durch. 12.1. D. verteidigt Mogilew.» Von diesem Augenblick an hörte praktisch in diesem Kampfgebiet jede Führung auf. Die nach Westen führenden Strassen waren von Trossen und Einheiten der verschiedensten Divisionen verstopft, die ohne klares Ziel in jeder beliebigen Richtung zurückfluteten. Und in die von Zeit zu Zeit sowjetische Panzer hineinstiessen.

Bei dieser Lage erfolgte am rechten Flügel der Heeresgruppe der Hauptschlag der Sowjets: der Angriff von Rokossowskis ‚1. Weissrussischer Front‘ gegen Bobruisk.

Der Oberbefehlshaber der 65. sowjetischen Armee, General Batow, hatte sich für seinen Panzerstoss auf Bobruisk seinen Weg an einer Stelle ausgesucht, wo General Jordan und seine 9. Armee einen Panzerangriff am wenigsten erwarteten: durch einen fünfhundert Meter breiten, für unzugänglich gehaltenen Sumpf. Meisterhaft machten sie das! Vorgefertigte Knüppelroste lagen bereit und wurden nach Angriffsbeginn von den Pionieren im Schutz von künstlichem Nebel wie bei einem Flussübergang in den Sumpf ‚eingefahren‘.

«Sturm fünf, fünf, fünf», ertönte es in den Funksprech-Geräten der Panzerkommandanten. Das war das Codewort für den Angriff des Don-Panzerkorps am 24. Juni über den vierhundert Meter langen Knüppeldamm. Auch die Infanteristen bekamen ihr Angriffssignal. Auch sie gingen über das tückische Moor, das nur eine dünne deutsche Postenkette der 36.1. D. mot. bewachte. Die Russen überwand den Sumpf wie die Wintersportler den Neuschnee: Sie trugen selbstgefertigte Skier aus geflochtenen Weiden. Ein weiteres Beispiel für die Improvisationsgabe des russischen Soldaten. Moor, Urwald und Nacht liebt er und wird leicht mit ihren Tücken fertig.

Die Überraschung beim 41. Panzerkorps war vollkommen. Was sollte General Hoffmeister tun? Er hatte nur dem Namen nach ein Panzerkorps, befehligte neben der 36.1. D. mot. noch zwei Infanteriedivisionen. Der sich anbietende Gegenschlag gegen den überraschenden feindlichen Panzerangriff Richtung Rollbahn Mogilew-Bobruisk wäre der Einsatz der 20. Panzerdivision gewesen, die ausserordentlich günstig bei Bobruisk in Reserve stand. Aber General Jordan, der zunächst wohl noch hoffte, dass das 41. Korps mit der Krise allein fertig würde,



Am 22. Juni 1944 beginnt der sowjetische Generalangriff gegen den Frontbogen der Heeresgruppe Mitte. In Zangenoperationen werden die ‚festen Plätze‘ Witebsk, Orscha, Mogilew und Bobruisk eingeschlossen; die Masse der sowjetischen Angriffskräfte aber stösst weiter nach Westen. Damit ist Hitlers Strategie der ‚festen Plätze‘ aus den Angeln gehoben, die schwache Front bricht, die Hauptkräfte der 4. und 9. Armee werden zwischen Minsk und der Beresina eingekesselt. Vergeblich versucht der neuernannte Oberbefehlshaber Model durch Gegenangriffe schnell herangeführter Divisionen eine Auffanglinie zwischen Baranowitschi und der Düna zu stabilisieren. Fünf Wochen nach Angriffsbeginn stehen die Sowjets an der Weichsel und vor Ostpreussen.

zögerte mit einer klaren Entscheidung den ganzen Tag über. Unglückseliges Zaudern! Doch auch solches Versagen sonst bewährter Kommandeure war typisch für diese unheilvolle Schlacht. Dabei bot sich die Chance so greifbar an:

Ostwärts der Beresina-Brücke von Bobruisk lag die verstärkte II. Abteilung des Panzerregiments 21 der hessischen 20. Panzerdivision. Gut placiert. Sie konnte sowohl gegen einen nördlichen wie auch gegen einen südlichen Stoss der Russen eingesetzt werden. Die Abteilung war hervorragend ausgerüstet. Rund hundert Panzer IV waren einsatzbereit. Aber sie bekam keinen Befehl. Ihr Kommandeur, Major Paul Schulze, warf sich aus eigenem Entschluss mit drei seiner Kompanien dem Panzerangriff der 48. sowjetischen Armee entgegen, der nördlich Bobruisk heranbrauste. Brachte ihn zum Stehen. Konnte aber nicht verhindern, dass noch weiter nördlich, auf der Naht zur 4. Armee, ein Panzerkorps der 3. sowjetischen Armee durchbrach. Schulze liess eine Kompanie mit rund zwanzig Panzer IV als

Eingreifreserve zurück, setzte die übrigen Panzer erneut in Marsch und fuhr den durchgebrochenen Russen in die Flanke.

Kaum hatte er seinen Angriff begonnen, kam von der Armee ein Befehl – ein Gegenbefehl: Einsatz südlich Bobruisk! Das Armeeoberkommando 9 hatte endlich die Hauptgefahr erkannt, die von Batows Don-Panzerkorps drohte, das gegen die Nord-Süd-Rollbahn stiess. Trotzdem war es jetzt ein Kardinalfehler, Schulzes Panzer aus dem laufenden Angriff zu nehmen und auf die Reise nach Süden zu schicken. So konnten sich die starken deutschen Panzerkräfte an keiner der bedrohten Stellen wirklich entfalten.

Mit Recht sagt Major Schulze: «Während wir von Norden nach Süden rollten, zerschlugen die Russen in der Stellungsfront die Stützpunkte unserer Infanteriedivisionen und überrollten sie. So fuhr ich während des Marsches zum Südabschnitt der 9. Armee nur noch flüchtenden Truppenteilen entgegen.»

Der Gegenangriff der gepanzerten Gruppe ging zunächst trotzdem gut voran. Doch während die Panzer vorn russische Einbrüche zerschlugen, brannten hinter ihnen schon die Dörfer: Der Russe war im Nordwesten durchgebrochen und bedrohte den Rücken der Panzerkampfgruppe Schulze.

Der Major nahm die Panzerkompanie des Oberleutnant Begemann aus dem Kampf und stiess mit ihr im Eilmarsch wieder nach Norden, um Strassenkreuzung und Brückenstelle ostwärts Bobruisk offenzuhalten.

Es war erstaunlich, was ein einziger starker Panzerverband unter kühner und entschlossener Führung zuwege brachte. Es gab aber leider in diesem Raum nur einen einzigen! Und die ganze Heeresgruppe Mitte hatte nur noch zwei weitere Panzerabteilungen und wenige Sturmgeschützverbände. Doch davon standen mehr als ein Drittel wiederum an der verkehrten Stelle, nämlich an der Front der 2. Armee. Mit so geringen Kräften lässt sich auch bei bester Ausrüstung und leidenschaftlichem Elan der Angriff von vierzehn Armeen und einem halben Dutzend selbständiger Panzerkorps nicht zerschlagen.

Die zögernde Führung General Jordans kostete die Heeresgruppe die erste entscheidende Niederlage; den General kostete sie das Armeeoberkommando. Der sonst so hervorragende Truppenführer wurde der erste Sündenbock der grossen Sommerschlacht und musste gehen. An seine Stelle trat der erfahrene und energisch zupackende General von Vormann. Er bekam die 9. Armee allerdings in einer Stunde, wie man sie sich schlimmer nicht vorstellen kann.

Am Morgen des 28. Juni 1944 liessen die Lagemeldungen von den Korps keinen Zweifel mehr an dem Ausmass der Katastrophe. Die Masse der 9. Armee war auf dem Ostufer der Beresina um Bobruisk eingeschlossen, sowjetische Vorausabteilungen strebten über den Fluss nach Westen.

Am 29. Juni fiel der ‚feste Platz‘ Bobruisk. In verzweifelten Durchbruchskämpfen boxten sich Panzergrenadiere und Panzerkompanien der 20. Panzerdivision in hellen Nachtstunden den Weg aus der Stadt durch die sowjetischen Sperrverbände. Kaltblütige Truppenführer von drei hart mitgenommenen Infanteriedivisionen organisierten zusammen mit dem Ia der 20. Panzerdivision, Oberstleutnant i. G. Schöneich, den endgültigen Ausbruch.

Die Panzergrenadiere voraus. Gefolgt von den letzten Panzern unter Major

Schulze. Dann zehn Sturmgeschütze des Hauptmann Brade. So gelang in erbitterten Gefechten der Durchbruch. Damit hatte sich wenigstens ein Teil des 41. Panzerkorps und des 35. Armeekorps den Anschluss an die Hauptfront erkämpft. 5'000 Verwundete blieben in Bobruisk zurück. Rund 30'000 Mann waren der Bobruisker Falle entkommen, als Oberst Demme, der Kommandeur des Panzergrenadierregiments 59, am 4. Juli mit der Nachhut der 20. Panzerdivision die Auffanglinie der 9. Armee erreichte, 30'000 von rund 100'000. Unbekannt ist die Zahl der Soldaten, die in der tückischen, blutdürstigen Beresina ertranken, in den riesigen Wäldern umkamen und in den versumpften Niederungen starben.

Rokossowskis Schlag am Südflügel, gegen die 9. Armee, war geglückt. Vorzeitig der Plan erfüllt: Denn die Einschliessung von Bobruisk war von dem STAWKA für den achten Tag der Sommeroffensive vorgesehen, sie war schon am vierten Tag erfolgt.

Und wie ging es bei der ‚3. Weissrussischen Front‘ und der ‚1. Baltischen Front‘ beim Angriff gegen den Nordflügel der Heeresgruppe Mitte, den die 3. Panzerarmee verteidigte? Die Stadt Witebsk war hier das erste operative Ziel der Russen. In zwei gewaltigen Zangenarmen wurde der ‚feste Platz‘ an der Düna umfasst, jedoch nicht direkt angegriffen. Ein Beispiel mehr für die Wirkungslosigkeit von Hitlers Strategie der ‚festen Plätze‘.

Auch dieser mächtige Stoss traf das Oberkommando der 3. Panzerarmee überraschend. Ihr Oberbefehlshaber, Generaloberst Reinhardt, hatte zwar immer wieder auf die drohende Gefahr vor seinem Abschnitt aufmerksam gemacht. In einer Lagebeurteilung Mitte Mai hatte er Feldmarschall Busch auf den starken Aufmarsch feindlicher Verbände vor dem linken Armeeflügel hingewiesen und daraus gefolgert, der Schwerpunkt der Abwehrbereitschaft müsse in den Raum nördlich Witebsk gelegt werden. Doch Feldmarschall Busch und das OKH waren dieser Lagebeurteilung Reinhardts nicht gefolgt. Man glaubte nicht an eine Zangenoperation an Witebsk vorbei in die Tiefe, sondern hielt an dem Wunschgedanken fest, dass ein starker Stoss gegen Witebsk selbst erfolgen würde, den die Garnison als Wellenbrecher stoppen sollte.

«Was soll ich machen?» hatte Busch in seinem Hauptquartier in Minsk seinen Chef Generalleutnant Krebs achselzuckend immer wieder gefragt. «Was soll ich machen?» Er spielte mit dieser Frage auf die Unmöglichkeit an, Hitlers Lagebeurteilung umwerfen zu können. Und weil es keine Antwort auf seine Frage gab, hatte er sich damit getröstet, die vielbewährte 3. Panzerarmee werde sich so oder so schon wieder erfolgreich als Wellenbrecher bewähren.

Aber Reinhardts Armee besass nicht mehr die Kampfkraft von früher. Fast ein Drittel ihrer Divisionen hatte sie an andere Frontabschnitte abgeben müssen. Von ihrer starken Heeresartillerie war weniger als die Hälfte bei der Armee verblieben. Als Reserve standen lediglich die 14. Infanteriedivision und ein paar Pionierbataillone zur Verfügung. Im rückwärtigen Armeegebiet lag nur die 201. Sicherungsdivision sowie ein Sicherungsbataillon. Aber im Führerhauptquartier tat man, als ob alles beim alten geblieben wäre. Weniger Kräfte, mehr Aufgaben – dem deutschen Soldaten ist nichts unmöglich!

Und so hatte Feldmarschall Busch auf Weisung Hitlers der 3. Panzerarmee auch noch zur Auflage gemacht, drei bis vier Divisionen, das heisst über ein Drittel der gesamten Kampfkraft, im ‚festen Platz‘ Witebsk zu konzentrieren. Gegenvorstellungen fruchteten nichts. Ein grotesker Befehl.

Doch was sollte Reinhardt tun? Er hatte einen Befehl. Der war umstritten, aber er galt. Und er lautete: Witebsk so stark wie möglich zu machen und ein ganzes Korps mit vier Divisionen in die Festung zu legen. Denn das Führerhauptquartier war überzeugt, der Russe würde gegen die Stadt anrennen und vor ihr mit zwanzig bis dreissig Divisionen liegenbleiben. Aber er rannte nicht! Er ging an der Festung mit ihren vier Divisionen einfach vorbei und warf so die ganze deutsche Verteidigungskonzeption über den Haufen.

Hier stellt sich die Frage: Wie war es möglich, dass sich die deutsche Führung so vollkommen über Stärke und Absichten des Feindes täuschte?

Dass man auf deutscher Seite keinen Einblick in die grossen operativen Absichten des sowjetischen Oberkommandos hatte, war nichts Aussergewöhnliches; denn es gab eben keinen deutschen Kundschafterdienst in den hohen sowjetischen Stäben. Deutschland hatte keinen Dr. Sorge und auch keinen ‚Werther‘. Dass aber auch die Absichten der unteren Führung des Feindes im Frontgebiet verborgen blieben, stellt schon eine aussergewöhnliche Tatsache dar. Gewöhnlich brachten Luftaufklärung, Überläufer, Frontgänger, angezapfte Telefonkabel und aufgefangene Funkprüche einen beachtlichen Einblick in die taktischen Absichten des Feindes. Horchdienst und Funkaufklärung leisteten in dieser Hinsicht Grossartiges. Warum versagte das alles im Sommer 1944 bei der Heeresgruppe Mitte?

Die Antwort gibt Generalleutnant S. Pokrowski, damals Chef des Stabes der ‚3. Weissrussischen Front‘, in einem interessanten Bericht. Da erfahren wir erstaunliche Dinge über Täuschungsmethoden und Verschleierungskünste der Russen. Die Truppe musste zum Beispiel bis in die letzten Tage vor der Offensive Schanzarbeiten leisten und Verteidigungsanlagen bauen: Sie wurde auf diese Weise in dem Glauben gehalten, dass sich die Divisionen auf langen Stellungskrieg einrichteten. Und das alles nur, um die deutsche Luftaufklärung, die Agenten und Nachrichtenzuträger – auch die möglichen Überläufer – zu täuschen. Um die Planungsarbeit geheimzuhalten, waren selbst für die höchsten Stäbe rigorose Geheimhaltungsvorschriften erlassen worden. Schriftliche Unterlagen für die Operation durften nur von namentlich bestimmten Offizieren und nur mit der Hand ausgefertigt werden. Es war strikt verboten, für Dinge, die mit der Operation zusammenhingen, die technischen Nachrichtenmittel zu benutzen: kein Telefon, kein Fernschreiber, kein Funkgerät! Die schriftlichen Direktiven wurden für jede Armee gesondert und erst am 20. Juni ausgegeben, das heisst zwei Tage vor Beginn der Offensive. Das waren drakonische, arbeitshemmende und ganz ungewöhnliche Massnahmen, die aber zweifellos Früchte trugen und sich bezahlt machten.

Da natürlich im Hinterland der gigantische Aufmarsch von mehr als zwanzig Armeen mit 207 Divisionen nicht völlig zu tarnen war, wurden vom sowjetischen Generalstab besondere Massnahmen ergriffen, um die feindliche Luftaufklärung fernzuhalten. Spezialjagdkommandos waren ständig im Einsatz, um die deutschen

Aufklärer zu bekämpfen. Natürlich gelang das nicht völlig; aber es behinderte doch so sehr, dass die Beschaffung entscheidender Belege nicht glückte.

Trotzdem: Der Teufel steckt im Detail, und nichts ist perfekt zu planen. Anfang Juni wurde im Kampfraum der schlesischen 252. Infanteriedivision eine russische ‚Nähmaschine‘ abgeschossen, einer jener langsam fliegenden altmodischen Aufklärer. In ihm sass ein sowjetischer Major aus dem Stab einer Fliegerdivision, der fast unverletzt geborgen wurde. In seiner Aktentasche fanden sich hochinteressante handgeschriebene Unterlagen der 3. Luftarmee, aus denen sich weitgehende Schlüsse auf die drohende Offensive ergaben. Der Divisionskommandeur, Generalleutnant Melzer, gab die Sache ans 9. Korps weiter. Aber was nützen entdeckte Geheimnisse, wenn man sie nicht glauben will?

Generaloberst Iwan Danilowitsch Tschernjachowski, der Oberbefehlshaber der ‚3. Weissrussischen Front‘, war einer der begabtesten sowjetischen Heerführer. Kein alter Haudegen, kein im Dienst der Revolution ergrauter Marschall, sondern ein Mann der jüngeren Generation: achtunddreissig Jahre. Ein kühner Truppenführer, brennend interessiert an allen modernen Waffen und technischen Einrichtungen. Ausserdem menschlich der Idealtyp für das sowjetische Führungssystem, das auf Teamwork zwischen Oberbefehlshaber, Chef und Kriegsrat beruht, sowjetisch Kollektiv genannt. Er fiel 1945 in Ostpreussen.

Tschernjachowski und sein rechter Nachbar, der glatzköpfige und bedächtige Armeegeneral Bagramjan, gingen nach dem Rezept des STAWKA vor: zuerst ein gigantisches Trommelfeuer mit zehntausend Geschützen. Darauf Luftbombardement von zwei Luftarmeen mit mehr als tausend Bombern. Dann ging es los. Mit vier Schützenarmeen im ersten Treffen griff die ‚3. Weissrussische Front‘ südlich Witebsk beim 6. Korps an. Die 299.1. D. traf die Hauptwucht. Sie zerbrach. Jetzt kam der zweite Schlag: Tschernjachowski hatte ein Panzerkorps und eine weitere schnelle Gruppe aus mechanisierten Verbänden und Kavallerie in Lauerstellung bereit. Kaum war die Front aufgerissen, stürmten die Panzer und mech. Brigaden in die Lücke, überrollten die letzten Widerstandsnester und jagten südlich an Witebsk vorbei.

Nördlich der Stadt verfuhr die ‚1. Baltische Front‘ Bagramjans mit drei Schützenarmeen und einem Panzerkorps nach demselben Rezept. Bagramjan packte das 9. Korps General Wuthmanns nördlich von Witebsk an. Stürmische Kämpfe im Raum der schlesischen 252.1. D. Einbruch. Gegenstoss. Panzersturm. Luftbombardement. Nach zwölf Stunden mussten die Schlesier weichen. Das 9. Korps setzte sich in eine Schutzstellung fünfunddreissig Kilometer hinter Witebsk ab. Hier konnte General Wuthmann zunächst noch einmal eine Sicherung aufbauen.

Aber was nützte das? Bagramjan und Tschernjachowski schwenkten mit ihren inneren Flügeln nach links und rechts. Das führte bereits nach drei Tagen zur Einschliessung des ‚festen Platzes‘ Witebsk. Damit war die grosse Hoffnung, der Riegel Witebsk, ausmanövriert, den General Gollwitzer mit den vier Divisionen seines 53. Korps bis zur letzten Patrone verteidigen sollte, um die sowjetische Hauptmacht festzuhalten.

Generaloberst Reinhardt sah die Katastrophe, holte sich im letzten Moment

noch eine dieser Divisionen, die 4. Luftwaffenfelddivision, aus Witebsk heraus. Aber auch das half am 24. Juni frühmorgens nichts mehr. Zu spät. Denn lauernd am Fuss der Landbrücke, die sich zwischen Dnjepr und Düna durch das Sumpfgelände auf Minsk erstreckt, stand schon Rotmistrovs 5. Garde-Panzerarmee zum Sprung bereit. Sie sollte nach gelungenem Durchbruch den eigentlichen operativen Auftrag im Bereich der ‚3. Weissrussischen Front‘ erfüllen: den Stoss längs der Autobahn in die Tiefe, Richtung Minsk. Auf der grossen Rollbahn, auf der einst, in umgekehrter Richtung, Guderians Panzerdivisionen in fünfzehn Tagen von Brest-Litowsk zum Dnjepr gestürmt waren.

Am 24. Juni, als die sowjetischen Armeen weit an Witebsk vorbei in die Tiefe gestossen waren, war der ‚feste Platz‘ Witebsk bereits ohne Sinn. Die Divisionen darin standen auf verlorenem Posten. Fehlten aber der durchbrochenen Front. Das sah jetzt jedes Kind. Doch das Führerhauptquartier wollte es nicht sehen und konnte sich nur zu einer halben Massnahme entschliessen: Um 18 Uhr 30 funkte Hitler an Gollwitzer und genehmigte den Ausbruch des 53. Korps. Aber gleichzeitig befahl er: «Eine Division bleibt in Witebsk und hält weiter. Der Name des Kommandeurs ist zu melden!»

Eine Division sollte also verteidigen, was vier Divisionen nicht halten konnten! Schweren Herzens bestimmte die Armee die 206.1. D. unter Generalleutnant Hitter für dieses Himmelfahrtskommando. Aber damit war gar nichts gewonnen. Denn auch die Ausbruchsgenehmigung für die übrigen Divisionen kam am 24. Juni abends bereits zu spät. Am 25. Juni um 13 Uhr 12 ging bei der 3. Panzerarmee ein Funkspruch von General Gollwitzer ein: «Lage grundlegend verändert. Völlige Einkreisung. 4. Luftwaffenfelddivision besteht nicht mehr. 246.1. D. und 6. Luftwaffenfelddivision in schwerem Kampf nach mehreren Fronten. Im Stadtbereich Witebsk erbitterte Kämpfe.»

Das 53. Korps ging mit seinen 35'000 Mann den letzten Gang. Um 19 Uhr 30 funkte der Kommandierende General aus Witebsk: «Einstehe für Kampf bis zum letzten. Gollwitzer.» Die Anlehnung an den historischen Funkspruch, den der Kommandant von Tsingtau am 23. August 1914 aus dem ostasiatischen Kiautschou an Kaiser Wilhelm sandte, ist unverkennbar. Kapitän zur See Meyer-Waldeck telegraphierte damals aus seiner 11'000 Kilometer von der Heimat entfernten Festung: «Einstehe für Pflichterfüllung bis zum Äussersten.» Das «Äusserste» waren zweieinhalb Monate, während der er mit 4'000 Mann Tsingtau gegen 40'000 Japaner verteidigte.

Gollwitzers Kraft reichte keine zwei Tage. Sein Funkspruch war seine letzte Meldung aus der Stadt. Am 26. Juni morgens trat er zum Ausbruch in Richtung Südwesten an. Kam mit Teilen am 27. Juni in den Raum zwanzig Kilometer südwestlich Witebsk. Was dann geschah, berichtet der sowjetische Chronist in der Geschichte des ‚Grossen Vaterländischen Krieges‘: «Einer etwa 8'000 Mann starken deutschen Gruppe gelang der Ausbruch aus dem Kessel von Witebsk, doch sie wurde bald erneut eingeschlossen. Am Morgen des 27. Juni nahmen die Reste der gegnerischen Divisionen ein Ultimatum des sowjetischen Oberkommandos an und kapitulierten. Der Gegner verlor 20'000 Mann an Gefallenen, über 10'000 Soldaten und Offiziere gerieten in Gefangenschaft. Unter den Gefangenen befanden

sich der Kommandierende General des 53. Armeekorps, General der Infanterie Gollwitzer, und sein Chef des Stabes, Oberst Schmidt.»

Und die ostpreussische 206.1. D., die Witebsk halten sollte? Was wurde aus ihr? Die ständigen Funkbefehle des Führerhauptquartiers: «206.1.D. hält die Stadt bis zur Entsetzung», konnten an der Tatsache nichts ändern, dass es gegen die Sturmflut der sowjetischen Offensive nichts zu halten gab. Die Divisionen im Einbruchraum auf dem linken Flügel der Heeresgruppe wurden zermahlen. Witebsk war ein Grab. Generalleutnant Hitter gab deshalb am 26. Juni um 16 Uhr 25 aus eigenem Entschluss den Befehl zum Ausbruch. Etwa um 22 Uhr wurde angetreten. Die Verwundeten auf Pferdefuhrwerken und auf einer Zugmaschine.

Fünfzehn Kilometer weit kamen die Stossgruppen. Dann lagen sie fest. Von roten Sperrverbänden der 39. Armee aufgefangen, eingeschlossen. Ein letzter Versuch, mit aufgepflanztem Seitengewehr und Hurra durch die russischen Linien zu brechen, scheiterte. Es war der letzte Einsatz der alten ostpreussischen Grenadierregimenter 301, 312 und 413. In einem Waldstück wurde erschlagen oder gefangen, was noch übrig war. Auf abenteuerlichen Wegen retteten sich nur ein paar Gruppen zäher und zu allem entschlossener Soldaten und Offiziere. In langen Märschen gelangten sie zu den deutschen Linien und berichteten vom Untergang ihrer Division.

In Rudolstadt in Thüringen wurde eine Abwicklungsstelle eingerichtet. Nicht in Ostpreussen, der Heimat der Division; denn die lag schon im Griff des Feindes. In mühsamer Kleinarbeit mussten die Namen der 12'000 Soldaten ermittelt werden, die bei der Division gewesen waren; waren doch in der Witebsker Katastrophe auch alle Akten und Unterlagen verlorengegangen. 12'000 Benachrichtigungen gingen schliesslich an die Angehörigen der vermissten Soldaten. Am 18. Juli erfolgte dann die amtliche Todeserklärung der Division, der Befehl für ihre Auflösung. Der Abwicklungstab trug das offizielle Todesdatum in seiner neuen Feldpostnummer: 18744, so wie man den Todestag auf einen Grabstein schreibt.

In einem Stapel Notizen aus der Rudolstädter Abwicklungsstelle findet sich immer wieder die Frage: Wie war es möglich, dass eine ganze Division so schnell und so schrecklich zugrunde ging?

Ja, wie war das möglich, dass die Russen so viele tapfere, kampferprobte, im Ostkrieg hart gewordene Divisionen so schnell vom Schlachtfeld wischten und die Heeresgruppe Mitte innerhalb von achtundvierzig Stunden in eine Katastrophe stürzten?

Das ist die Frage nach den Elementen des sowjetischen Sieges. War es die grosse Übermacht? Aber mit zahlenmässiger Übermacht war die deutsche Ostfront oft fertig geworden. War es die Feuerkraft der Artillerie? Auch das war kein neues Element, das der Schlüssel für diese Katastrophe sein könnte. Mit solchen Artilleriemassierungen waren die deutschen Divisionen nicht das erste Mal konfrontiert. Nein, ein anderer Faktor wurde entscheidend: Neben der grossen zahlenmässigen Überlegenheit und der überraschend guten materiellen Ausstattung der Roten Armee war es vor allem das Auftreten einer überlegenen Roten Luft-

waffe, die eine ausschlaggebende Kräfteverschiebung bewirkte. Die sowjetische Luftüberlegenheit war für den deutschen Ostkämpfer wohl die böseste Überraschung, und die entscheidendste. Die langjährige deutsche Luftherrschaft über den Schlachtfeldern Russlands war plötzlich dahin. Die alliierte Luftwaffe hatte den Russen ihren Himmel freigefegt. Wohlgemerkt: die alliierte Luftwaffe im Westen! Denn die Invasion in Frankreich hatte bereits nach den ersten achtundvierzig Stunden die Gewissheit gebracht, dass die Entscheidung im Westen davon abhing, ob die Luftherrschaft Eisenhowers gebrochen werden konnte. Diese Luftherrschaft lähmte jeden wirksamen Gegenangriff der deutschen Panzerkräfte, zerschlug die motorisierten Divisionen bereits auf dem Marsch zur Küste, zertrümmerte den Atlantikwall und setzte Hitlers europäische Festung von oben ausser Gefecht. Für diesen Fall hatte Hermann Göring nicht vorgesorgt. Und so blieb Hitler in den ersten Junitagen 1944 nichts anderes übrig, als die Ostfront radikal von allen Fliegergeschwadern zu entblößen und sie nach Westen zu werfen.

Treffend wird die Lage an der Ostfront am 22. Juni durch die schon erwähnte Tatsache charakterisiert, dass die Luftflotte 6 zu Beginn der sowjetischen Offensive nur vierzig Jäger zur Verfügung hatte. Vierzig Jäger gegen fünf sowjetische Luftarmeen mit 7'000 Kampfflugzeugen. Zwar warf die deutsche Luftwaffe schnell alles, was im Osten noch verfügbar war, an die bedrohte Front, aber es blieb ein Tropfen auf den heissen Stein. So wurde das Fiasko am Himmel vollkommen: Im Westen reichten die Geschwader nicht, um Eisenhowers Luftherrschaft zu brechen; im Osten aber waren die deutschen Truppen in entscheidender Stunde ohne Dach, ohne Schutz gegen eine Waffe, die im modernen Krieg ausschlaggebende Bedeutung hat. So entstand die sowjetische Luftüberlegenheit. Sie wurde das Grundelement für die katastrophale Niederlage der Heeresgruppe Mitte.

Wie ausschlaggebend die Rolle der Luftwaffe bei den Erdkämpfen war, ist am Kampfverlauf im Mittelstück der Offensive bei der 4. Armee besonders eindrucksvoll zu erkennen.

Armeegeneral Sacharow führt hier die ‚2. Weissrussische Front‘ gegen die letzten Dnjepr-Stellungen. Der russische Hauptstoss zielt über den Dnjepr auf Mogilew. Auch hier eine Heeresgruppe mit drei Armeen und einer Luftarmee, gegen eine einzige deutsche Armee. Anders gerechnet: 22 sowjetische Schützendivisionen und vier selbständige Panzer- und mech. Brigaden stehen gegen zehn deutsche Divisionen, darunter allerdings alterprobt Verbände wie die 78. Sturmdivision, die 18. Panzergrenadierdivision und die 12. Infanteriedivision.

Diese Kräftelage war gefährlich, aber sie war keineswegs so, dass eine Katastrophe zwingend gewesen wäre. Ein Handicap war allerdings, dass kurz vor Beginn der Offensive wichtige hohe Kommandostellen ausgewechselt worden waren. General Tippleskirch hatte erst in der ersten Juniwoche den Oberbefehl über die alte Klugesche 4. Armee übernommen, sein 12. Korps bekam Generalleutnant Vinzenz Müller. Auch beim 35. und 41. Korps wurde die Führung ausgewechselt, die Generale Wiese und Weidling mussten gehen. Bei den Divisionen gab es entsprechende Umbesetzungen. Das war nicht förderlich für die Schlagkraft der Truppe. Vor allem die Verantwortung am Zentralstück der Heeresgruppe, mit

Orscha und der Festung Mogilew, lastete auf einem neuen OB, der bis dahin keine Armee geführt hatte. Und gerade er hatte es besonders schwer. Er hatte Befehl, unter allen Umständen die Position am Dnjepr zu halten, die wie ein Pfahl im Fleisch des Feindes stand. Dafür bekam Tippelskirch allerdings auch Unterstützung durch zwei Sturmgeschützbrigaden und eine Panzerabteilung. Eine handfeste Kampfkraft. Aber ein entscheidender Ausgleich der schwachen Position war auch das nicht.

Natürlich konnte sich Marschall Schukow ausrechnen, dass die 4. Armee eine besonders harte Nuss sein würde. Deshalb setzte er die 4. Luftarmee des Luftmarschalls Versinin mit besonderen Aufträgen gerade hier ein. Diese Waffe sollte Tippelskirchs Trümpfe aus dem Spiel stechen. Und sie stach auch. Bis in eine Tiefe von dreissig Kilometer hatte Versinin das Verteidigungssystem der 4. Armee sorgfältig aufgeklärt. Insbesondere wurden die Artilleriestellungen genau ausgemacht.

Mit dem ersten Sturm von Sacharows Infanterie waren die roten Schlachtflieger da. Bombten die deutschen Stellungen. Fegten mit ihren MG die Zufahrtstrassen leer. Zernagelten die Bunker der Gefechtsstäbe mit dem Hagel der Bordkanonen. Brücken wurden im Zielwurf zerstört. Minenfelder und Drahhindernisse durch Flächenwurf beseitigt. Und dann kam etwas ganz Neues: Sondergeschwader pirschten im Tiefflug über das Kampffeld und griffen die gefürchteten deutschen Sturmgeschütze an. Rezept Rudel. Marschall Versinin hatte dafür besondere Schlachtfliegerdivisionen aufgestellt. Die Russen hatten auch in diesem Punkt gut gelernt. Und kein Schutz gegen diese roten Habichte! Der Himmel war leer von deutschen Jägern.

Der Clou aber war der Kampf aus der Luft gegen die deutsche Artillerie. Das wurde zu einem entscheidenden Akt der Schlacht zwischen Dnjepr und Beresina. Bei den geringen Gefechtsstärken der deutschen Infanterie und bei dem Mangel an Panzern war die Artillerie das Rückgrat der deutschen Verteidigung. Sie war zur Verstärkung der Panzerabwehr zum Teil auf Vorderhängen und in offenen Feuerstellungen aufgefahren. Heeresgruppe, Armeen und Korps versprachen sich entscheidende Hilfe gegen die gefährlichen sowjetischen Panzerkorps und mechanisierten Brigaden. Das sowjetische Oberkommando hatte diese Taktik rechtzeitig erkannt, war wohl auch durch ihren Geheimdienst davon unterrichtet. Und die Rote Luftwaffe parierte erfolgreich.

Den Russen gelang es, in gut vorbereiteten Luftschlägen die erkundeten oder schnell erfassten Feuerstellungen der Artillerie weitgehend auszuschalten. Damit wurde der deutschen Verteidigung das Rückgrat gebrochen. Die deutsche Infanterie war wehrlos gegen jeden motorisierten und mechanisierten Feind. Nun setzte dasselbe Dilemma ein wie im Westen. Die sowjetischen Schlachtflieger zerbombten die ausweichenden Kolonnen der deutschen rückwärtigen Dienste und der Reserven an den Brücken und Strassenengen. Die Wirkung war verheerend. Die Strassen ein einziges Chaos. Keine Rochade war möglich, kein Transport zu disponieren. Die deutschen Divisionen waren gegenüber diesem überraschenden Feind aus der Luft verzweifelt und gerieten angesichts ihrer Schutzlosigkeit nicht selten in Panik. Die deutsche Führung wurde gelähmt.

Nichts dokumentierte den Wandel der militärischen Lage an der Ostfront so

deutlich wie die überwältigende Luftüberlegenheit der sowjetischen Luftwaffe. Stalin hatte dank Eisenhower den russischen Himmel erobert; ohne schützendes Dach aber liess sich auf die Dauer keine Front auf der Erde halten. Die Russen hatten das 1941 und 1942 erfahren. Jetzt traf dieses Gesetz des modernen Krieges das deutsche Heer – in West und Ost.

3

Durchbruch

Die Lagenkarte im Minsker Hauptquartier — Model soll retten — Ein riesiger Kessel – Schukow rügt seine Generale – «Durchschlagen auf eigene Faust»-EinunddreissigGenerale tot oder gefangen – Der Krieg steht an der ostpreussischen Grenze — Gruppe Diercks schlägt sich durch

Der 28. Juni 1944 war ein Mittwoch. Zum dreissigsten Mal jährte sich die Ermordung des österreichischen Thronfolgers durch den serbischen Anarchisten Princip. Der erste Weltkrieg wurde dadurch ausgelöst. Doch in den deutschen Stäben zwischen Minsk und Beresina hatte man andere Dinge im Kopf als historische Reminiszenzen. Die Lagenkarte im Minsker Hauptquartier der Heeresgruppe sah grauenhaft aus. Keine feste, zusammenhängende Front mehr. Überall Durchbrüche. Alle Versuche des Feldmarschalls, Hitler von seiner starren Haltestrategie abzubringen und den Armeen der Heeresgruppe den Übergang zur beweglich geführten Abwehr zu gestatten, waren in hin- und hergehenden Telefonaten gescheitert. Feldmarschall Busch war ein hervorragender Truppenführer. Ein strategisches Genie vom Schlage Mansteins war er nicht. Und um sich als Feldherr zu erweisen, hatte ihm die Nordfront, wo er jahrelang als erfolgreicher Armeeführer wirkte, keine Gelegenheit gegeben. Vor allem aber war er kein Mann, der sich Hitler gegenüber durchsetzen konnte. Er hatte sich seinen Weisungen zu oft gebeugt. Bessere militärische Einsicht und aufkeimender Widerstand scheiterten immer wieder an der Überredungskunst und den politischen Argumenten Hitlers. Als die Befehle des Führers nun in die Katastrophe der Heeresgruppe mündeten, bekam Busch die Schuld und wurde davongejagt. Mit Recht gekränkt und zutiefst verletzt, räumte er sang- und klanglos seinen Gefechtsstand. Und ging. Als Nachfolger erschien der grosse ‚Steher‘, Feldmarschall Walter Model. Er übernahm die Mittelfront und behielt gleichzeitig den Oberbefehl über die alte Mansteinsche Heeresgruppe Süd, jetzt Nordukraine. Models Befehlsbereich umfasste damit mehr als die Hälfte der Ostfront. Noch nie während des Krieges hatte Hitler soviel militärische Verantwortung in eine Hand gegeben. Das kam schon sehr nahe an Mansteins Traum vom OB-Ost heran. Aber das ‚Zuspät‘ stand auch über dieser Massnahme.

Wir kennen Model als den genialen Meister der Improvisation, als den unerschrockenen Mann mit eisernen Nerven, der die grossen Krisen von Rschew, Orel und im Raum Leningrad gemeistert hatte. Würde er auch die drohende Katastrophe der Heeresgruppe Mitte wenden?

Er versuchte es mit allen Mitteln. Aber auch einem Model wuchsen keine Armeen auf der Hand. Ohne eine schlagkräftige Luftwaffe, ohne ausreichende Panzerabwehr, ohne ein Minimum an schnellen Reserven und infanteristischen Kräften konnte auch ein so wagemutiger und vom Schlachtenglück so oft begünstigter Soldat wie dieser drahtige, harte und unverwüsthche Heerführer dem sowjetischen Sturm nicht trotzen.

Am 27. Juni lässt Schukow die 5. Garde-Panzerarmee Rotmistrows los und jagt sie über die Landbrücke zwischen Düna und Dnjepr. Über Tolotschino, Senno stösst sie entlang der Autobahn auf Borissow an der oberen Beresina vor. Hier wird gerade die aus Kowel herangeholte 5. Panzerdivision ausgeladen. Zusammen mit Polizeiverbänden bremst Generalleutnant Decker Rotmistrows vorderste Teile. Bei der 4. Armee fällt an diesem Tag der Verkehrsknotenpunkt Orscha.

Angesichts der Lage entschliesst sich Model gleich nach Übernahme des Oberbefehls, zur beweglichen Kampfführung überzugehen: Die 5. Panzerdivision wird als Kern der Gruppe von Saucken zur Deckung der weiten Lücke nördlich von Minsk angesetzt; die 12. Panzerdivision und die herankommende 4. Panzerdivision südlich der Stadt in den Raum um Stolpce geworfen, um der 4. Armee die Beresina-Übergänge offenzuhalten. Die 2. Armee wird angewiesen, mit ihren Sturmgeschützbrigaden und Kavallerieverbänden der 9. Armee entgegenzustossen und die Verbindung zur 4. Armee herzustellen. Vergeblich. Alles vergeblich. Der sowjetische Vormarsch kann nicht mehr aufgefangen werden.

Am 3. Juli fällt Minsk, die Hauptstadt Weissrusslands, Sitz des Oberkommandos der Heeresgruppe Mitte. Drei Jahre war die Stadt in deutscher Hand. Hier begann die Autobahn nach Moskau, der schnelle Weg ins Herz der UdSSR. Die Vertreibung der Deutschen von diesem Zentralpunkt in Weissrussland war deshalb von symbolischer Bedeutung. Minsk war die erste Grossstadt, die 1941 vom deutschen Panzerblitz erobert wurde. Jetzt war diese Metropole des westlichen Russlands befreit. Begreiflich, dass am 3. Juli 1944 in Moskau Salut geschossen wurde.

Aber es war nicht nur eine Stadt befreit. Die Masse der 4. Armee und Teile der 9. Armee waren südostwärts Minsk in einem riesigen Kessel eingeschlossen. Um zu retten, was noch zu retten war, versuchte Model weit hinter Minsk, vorwärts der Linie Baranowitschi – Molodetschno, eine neue Front aufzubauen und inzwischen mit schnell herangeführten Kräften aus dem Bereich der Heeresgruppen Nord und Nordukraine den Feind zu stoppen. Die Knotenpunkte der Rollbahnen durch die riesigen Waldgebiete Mittelrusslands, die Landengen und Flussübergänge wurden zu Schwerpunkten der Abwehrschlacht. Ziel: den Feind in beweglicher Kampfführung aufzufangen. An dieser Phase der Schlacht hing das Schicksal der letzten noch bei Minsk kämpfenden Verbände der 4. und 9. Armee, die versuchten, sich zurückzuschlagen. Drei Panzerdivisionen schaffte Model für die Rettungsaktion heran. Dazu eine Jägerdivision und zwei Infanteriedivisionen.

Die schlesisch-sudetendeutsche 5. Panzerdivision ficht nördlich von Minsk die wichtige Bahnlinie und Durchgangsstrasse Minsk-Molodetschno-Wilna frei, auf der die Verstärkungen der Heeresgruppe Nord heranrollen. Die pommersche 12. Panzerdivision wirft sich südostwärts der Stadt den Vorausabteilungen des 1. Garde-Panzerkorps entgegen. Die Würzburger 4. Panzerdivision und die schlesische 28. Jägerdivision verteidigen die Auffangstellungen am Njemen beiderseits Stolpce und halten die einzige Rückzugsstrasse auf Baranowitschi offen. Die norddeutsche 170. Infanteriedivision wird auf Molodetschno geführt.

Das ist Model! Er stopft die bedrohlichsten Löcher, zieht der auseinanderbrechenden Front Korsettstangen ein und ist pausenlos unterwegs, um anzufeuern, einzugreifen, ja selbst im Feuer zu führen.

Schukow erkennt schnell den neuen Führungsstil auf der Gegenseite. Er weiss von Rschew und Orel, was dieser Model zuwege bringt. Sieht die Gefahr, dass ihm dieser Marschall die schon sicher geglaubte Beute entreisst.

Zwei energiegeladene Männer, zwei Kraftnaturen stossen aufeinander. Die Schlacht personifiziert sich in den beiden Marschällen. Baranowitschi wird ihr Duellplatz.

Schukow treibt General Batows 65. Armee immer wieder an: «Geben Sie keine Ruhe, fechten Sie, nehmen Sie den Bahnknotenpunkt Baranowitschi!».

Batow war mit seinem Stab seit einer Woche ständig vorn bei der Truppe. Als am 7. Juli die Division General Frolenkos schon am Stadtrand von Baranowitschi ficht und die Siwasch-Division von Osten dicht an der Stadt ist, fährt der General müde und verdreckt in das Dörfchen Wielka, wo der Armeestab liegt, um sich einmal auszuschlafen, zu waschen und warm zu essen. Aber Batow hat nicht mit Marschall Schukow gerechnet. Er hat sich gerade rasiert, die verdreckten Stiefel sind seit langem wieder einmal geputzt, und der Tee steht heiss auf dem Tisch. Da stoppt vorm Haus ein Auto mit quietschenden Bremsen.

Batows Stabschef blickt aus dem Fenster: Schukow! Beide springen in die Stiefel und gehen zur Treppe, um dem Vertreter des STAWKA die jüngsten Erfolge vor Baranowitschi zu melden. Doch Batow kommt nicht zu Wort. Die Hände in die Hüfte gestemmt, steht Schukow am Treppenaufgang: «Sie rasieren sich? Parfümieren sich?» poltert er ohne ein Wort der Begrüssung, «weshalb haben Sie nicht Baranowitschi genommen?» Dann fragt er kalt: «Wo ist die Lagenkarte?» Sie gehen ins Zimmer. Nach Batows detaillierter Meldung beruhigt sich Schukow keineswegs, sondern fährt fort, schwere Vorwürfe zu erheben, weil Baranowitschi noch nicht gefallen ist.

Radeckij, der Kriegsrat, blass vor Zorn, versucht seinem Oberbefehlshaber zu helfen, indem er erklärt, er rechne stündlich mit der Meldung, dass die Truppen in der Stadt seien. «Und woher wissen Sie das?» fragt der Marschall höhnisch zurück. «Es gibt nur eine Möglichkeit, das schnell zu erfahren», fügt er hinzu. «Sie fahren sofort nach Baranowitschi und kommen nicht eher zurück, bis die Stadt genommen ist.» Brüsk wendet sich Schukow zum Gehen, feuert mit dem Fuss einen Schemel in die Ecke, donnert die Tür ins Schloss und verschwindet. Vierundzwanzig Stunden später konnte der sowjetische Heeresbericht melden: «Baranowitschi genommen.» Schukow hatte gewonnen.

Glühend heiss und voller Mückenschwärme waren die Niederungen zwischen Beresina und Wolma. General von Steinkeller sass an einem kleinen Wasserlauf unter einer Weide, das Kartenbrett auf den Knien. Um drei Namen kreiste der Krieg: Minsk, Tscherven und Borissow. In diesem verfluchten blutigen Dreieck sassen sie gefangen. Hier starb, was sage ich, hier verkam die Masse von zwei Armeen. Die Reste von fünf Korps der 9. und der 4. Armee sassen in dem glutheissen Kessel. Versuchten herauszukommen, Richtung Westen, um an Minsk vorbei, dorthin zu gelangen, wo sie die deutsche Auffanglinie erhofften.

«Haben Sie irgendwelche Nachrichten über die Lage, Ratzel?» fragte Steinkeller den Kommandeur des Artillerieregiments. «Nichts mehr, als was im Wehrmachtbericht steht!» antwortete der Oberstleutnant. Was im Wehrmachtbericht steht! Mehr wussten sie nicht. Danach führten die Kommandeure. Danach wählten sie ihre Ausbruchsrichtung. Aber der Wehrmachtbericht war keine Lagemeldung. Im Gegenteil, er kaschierte die Lage, verbreitete Optimismus. Und für Optimismus war im heissen Dreieck Minsk, Tscherven, Borissow bei Gott kein Grund.

Das Artillerieregiment der Division ‚Feldherrnhalle‘ war der kampferfahrenste Verband der Division. Das Unteroffizierkorps bestand in der Hauptsache aus alten Frontsoldaten. Und so waren die Artilleristen mit den Geschützen der I. leichten Abteilung – das einzige, was vom Regiment noch übriggeblieben war – immer die Speerspitze bei den Ausbruchsversuchen. Die Division bestand noch aus ein paar hundert Grenadiern, sechs Panzern, etwa sechzehn Panzerspähwagen und einem Dutzend Lastwagen, die vollgestopft waren mit Verwundeten.

Nach einer Lagebesprechung aller greifbaren Kommandeure mit den kommandierenden Generalen hatte sich die Meinung durchgesetzt, nach Nordwesten auszubrechen. Aber dann hörten sie aus dem Wehrmachtbericht, dass deutsche Panzerdivisionen im Vorstoss auf Minsk seien. Musste das nicht zur Änderung der Ausbruchsrichtung zwingen? Nach Westen oder Südwesten also!

Sie fassten Hoffnung. Der Stab des Münchner 27. Korps, Teile der 78. Sturmdivision, der 14. Infanteriedivision, der schlesischen 18. Panzergrenadierdivision und die 57. I. D. schoben sich nach Westen. Die ‚Feldherrnhalle‘ hielt sich mehr südwestlich. Aber der Weg war nicht frei. Vergeblich rannte General Trowitz mit den Kampfgruppen der 57. I. D. und den ihr unterstellten Einheiten gegen den roten Riegel des 1. sowjetischen Garde-Panzerkorps.

Am 5. Juli um 19 Uhr 30 löste General Völckers durch Funkpruch sein Korps auf und befahl: «Durchschlagen nach Westen auf eigene Faust. Antreten um 22 Uhr 30.» So schwer auch dieser Entschluss war, er kam wie eine Erlösung. Alle Befehle wurden schnell gegeben. Um 22 Uhr 20 schoss die Artillerie zum letztenmal. Unter dem Donner der Geschütze wurden die Fahrzeuge, mit den letzten Granaten die Geschütze selbst gesprengt. Mit der Entschlossenheit Verzweifelter schritten die Regimente zum Ausbruch. Alles Entbehrliche blieb liegen. Kranke und Verwundete, die nicht mehr laufen konnten, waren im Zentrum des Kessels gesammelt, sie sollten Zurückbleiben und den Russen übergeben werden.

Um 23 Uhr antreten zum Sturm. Allgemeines Ziel: Baranowitschi. Einzelne Einheiten stimmten das Deutschlandlied an. Brennende Ortschaften. Einschlagende Artillerie. Infanterief Feuer. Dazwischen das rollende, gellende, aufrei-

zende Hurra der ausbrechenden Verbände. Der Feind war überrascht von diesem furiosen Mut. Wurde geworfen. Der Ausbruch gelang. Aber es war kein Ausbruch in die Freiheit. Die Kolonnen gerieten nur in neue Kessel. Denn der Russe war schon seit drei Tagen in Minsk, seit fünf Tagen in Sluzk und stand schon dreissig Kilometer ostwärts von Baranowitschi. Und Baranowitschi lag 170 Kilometer entfernt.

Bei dem weiteren Marsch nach Westen hielten viele Divisionen noch zusammen. Aber nördlich der Strasse Tscherven – Minsk hatten sich starke russische Kräfte eingegraben und wiesen alle Versuche ab, bei Tag über die Strasse nach Süden vorzustossen. Pausenlose schwere Angriffe russischer Schlachtfliegerverbände wüteten unter den Kolonnen. Das war das Ende jeder geschlossenen Aktion.

Viele Gruppen suchten sich abseits der grossen Verbindungsstrasse ihren Weg. Da führte der bewährte Kommandeur der 78. Sturmdivision, General Traut, eine Kampfgruppe. Generalleutnant Vinzenz Müller mühte sich, mit den Resten des Wiesbadener 12. Korps aus der Falle zu kommen. Er hatte nach dem Tod der Generale Martinek und Schünemann auch die Führung des 39. Panzerkorps übernommen und suchte vergeblich, den Ausbruch nach Westen zu erzwingen. Es gelang nicht mehr.

Bekannte, altbewährte Divisionen, die uns auf den endlosen Strassen Russlands an den Brennpunkten der Schlachten oft begegneten, hier gingen sie unter. Die Gruppe Traut wurde von Truppen der 49. sowjetischen Armee in zermürbenden Kämpfen aufgerieben. Nur wenigen Panzermännern der Panzerabteilung 5 unter Major Rettemeier gelang es, durchzukommen. Vinzenz Müller stellte am 8. Juli bei Tschalin den Widerstand ein und kapitulierte vor dem Stab eines Schützenkorps der 50. sowjetischen Armee. Als er die Waffen streckte, war die deutsche Front bereits bis weit hinter Minsk zurückgeworfen.

Drei Wochen später waren die Sowjets über Brest hinaus und standen an der Memel und vor der Weichsel, von deutschen Sperrverbänden nur mühsam aufgefangen. Sie hatten in fünf Wochen siebenhundert Kilometer kämpfend zurückgelegt und damit fast genau das Blitzkriegtempo der Panzergruppen Guderian und Hoth von 1941 auf der Strasse Brest – Smolensk – Jelnja erreicht.

Aber der Geländegewinn war nicht das Entscheidende. Entscheidend war die Vernichtung der Heeresgruppe Mitte, der Verlust der unersetzlichen Menschen. Von achtunddreissig eingesetzten Divisionen wurden achtundzwanzig zerschlagen. 350'000 - 400'000 Mann verwundet, gefallen, vermisst. Davon nach sowjetischen Meldungen 200'000 gefallen und 85'000 gefangen.

In die Augen springendes Zeichen der Katastrophe: Von siebenundvierzig Generalen, die in der Front als Korpsführer oder Divisionskommandeure eingesetzt waren, blieben einunddreissig tot oder gefangen auf dem Schlachtfeld: zehn tot oder vermisst. Einundzwanzig marschierten in Gefangenschaft. Bei den einzelnen Korps liest sich das schreckliche Fazit so:

3. Panzerarmee

53. Armeekorps

General der Infanterie Gollwitzer

gefangen

246.1. D.

Generalmajor Müller-Bülow

gefangen

4. Lw. Feld. D.	Generalleutnant Pistorius	gefallen
6. Lw. Feld. D.	Generalleutnant Peschei	gefallen
206.1. D.	Generalleutnant Hitter	gefangen
6. Armeekorps	General der Artillerie Pfeiffer	gefallen
197.1. D.	Oberst Hahne	vermisst
256.1. D.	Generalmajor Wüstenhagen	gefallen
4. Armee		
39. Panzerkorps	General der Artillerie Martinek	gefallen
110.1. D.	Generalleutnant von Kurowski	gefangen
337- I.D.	Generalleutnant Schönemann	gefallen
12. I.D.	Generalleutnant Barnier	gefangen
31. I.D.	Generalleutnant Ochsner	gefangen
12. Armeekorps	Generalleutnant Vinzenz Müller	gefangen
18. Pz. Gren. D.	Generalleutnant Zutavem	Freitod
267.1. D.	Generalleutnant Drescher	gefallen
57. I.D.	Generalmajor Trowitz	gefangen
27. Armeekorps	General der Infanterie Völckers	gefangen
78. St. D.	Generalleutnant Traut	gefangen
260.1. D.	Generalmajor Klammt	gefangen
9. Armee		
Höherer Pionierkommandeur	Generalmajor Aurel Schmidt	gefangen
35. Armeekorps	Generalleutnant Freiherr von Lützwow	gefangen
134.1. D.	Generalleutnant Philipp	Freitod
6.1. D.	Generalmajor Heyne	gefangen
45-LD.	Generalmajor Engel	gefangen
41. Panzerkorps	Generalleutnant Hoffmeister	gefangen
36.1. D.	Generalmajor Conrady	gefangen
bei den eingesetzten Reserven:		
95. I.D.	Generalmajor Michaelis	gefangen
707. I. D.	Generalmajor Gihl	gefangen
Pz. Gren. D.		
„Feldherrnhalle“	Generalmajor von Steinkeller	gefangen
Kampfkommandant von Bobruisk	Generalmajor Hamann	gefangen

Es gab nichts mehr zu deuteln: Stalins so lange erstrebtes Cannae war Wirklichkeit geworden. Man kann erklären, kann entschuldigen; aber nichts führt an der Wahrheit vorbei:

Der Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte war kein militärisch isoliertes Ereignis, kein Unglücksfall durch Verkettung böser Umstände, sondern Symptom

für die militärische Überforderung der Truppe, für die schwindende Potenz der Kriegswirtschaft und für den heraufdämmernden Untergang des Reiches. So muss man die Katastrophe sehen. So muss man auch den Sieg der Russen sehen. Sie waren über das Ausmass ihres Sieges selbst überrascht. Sie hatten mit so weitreichenden Erfolgen in so kurzer Zeit nicht gerechnet. Die Tiefe der geplanten Operation war ursprünglich bei der ‚3. Weissrussischen Front‘ auf hundertachtzig Kilometer begrenzt gewesen, also bis an die obere Beresina. Deshalb musste am 28. Juni schnell eine Direktive des STAWKA zur Forcierung der Beresina und zur Fortsetzung auf Minsk herausgegeben werden. Wie verwirrt der STAWKA über die eigenen Erfolge war, belegt die Tatsache, dass die ‚2. Weissrussische Front‘ den Auftrag erhielt, Minsk bis zum 8. Juli zu besetzen; während es von den Truppen der ‚1.‘ und ‚3. Weissrussischen Front‘ schon am 3. Juli genommen wurde.

Die Ereignisse überschlagen sich, laufen jeder Planung davon.

Ende Juli 1944 steht der Krieg an der ostpreussischen Grenze. Und an der Weichsel. Der letzte Akt ist eingeläutet. Die Schlacht um Deutschland beginnt.

In riesigen Kolonnen ziehen die sowjetischen Armeen von vier Heeresgruppen aus Belorussland über die staubigen, glutheissen Strassen nach Westen, der Weichsel zu. «Wir marschieren nach Berlin», sagen die Rotarmisten lachend.

«Wir marschieren nach Berlin!»

Doch nachts, wenn die Rotarmisten in den Dörfern unterziehen oder im Biwak an den Feuern der Feldwachen sich in ihre Decken rollen, dann beginnt eine andere Armee zu marschieren: Leise, in kleinen Gruppen, zu zwanzig, dreissig Mann, oft noch weniger, zu zweit und auch allein ziehen Tausende von deutschen Soldaten durchs feindliche Land nach Westen: Die Zähen und Unerschrockenen, die nicht in Gefangenschaft wollen. Die Jungen zumeist. Und die erfahrenen Landser. Nach sachkundiger Schätzung zehn bis fünfzehntausend Mann. Von der Beresina westwärts geht ihr Marsch, dorthin, wo sie irgendwo hoffen, wieder auf die deutsche Hauptkampflinie zu stossen. Sie liegen tagelang auf der Lauer neben den Rollbahnen. Überfallen schlecht bewachte Trosse und Feldküchen. Marschieren durch undurchdringliche Wälder. Jagen und werden gejagt. Sie leben von grünen Heidelbeeren, essen das Getreide vom Halm und halbverfaulte Kartoffeln aus den alten Mieten. Sie stehlen sich Schafe aus den Ställen und schlachten sie. Fangen Hühner, Kühe und Kälber. Trinken das Wasser der Bäche und der Pfüzen. Am Tag verstecken sie sich. Nachts gehen sie auf Nahrungssuche und marschieren.

Die Russen haben bald spitz, was da nachts heimlich durchs Land trampft – zum Teil in Räuberzivil, zum Teil in voller Uniform, mit und ohne Waffen. Sie bilden Spezialkommandos zur Jagd auf die Deutschen. Setzen ihre Partisanen ein. Deutschsprechende Offiziere in deutschen Uniformen treten auf und geben vor, die Versprengten sammeln zu wollen. Und führen sie in Wirklichkeit sowjetischen Jagdkommandos in die Arme. Tiefflieger streichen Tag für Tag über die Wälder und die Felder und suchen nach den Verstecken der deutschen Geisterarmee. Eine gnadenlose Schlacht beginnt, von der kein Heeresbericht kündigt. Kein Ehrenblatt meldet den erbitterten Kampf der letzten von der 9. und 4. Armee um Freiheit und Leben. Denn sie wissen, was ihnen blüht, wenn sie gestellt werden. Wen die Such-

kommandos finden, der wird erschossen, erschlagen – im seltensten Fall gefangen-genommen.

Es kamen nicht viele durch. Achthundert insgesamt. Sie schlugen sich in sieben, acht Wochen langen Märschen zur deutschen Front an der Weichsel, in Ostpreussen oder Rumänien durch. Achthundert von wenigstens 10'000!

Ein Trupp aus diesem verlorenen Treck war die Gruppe Diercks. Bei Paritschi an der Beresina hatte die 8. Batterie des Heeresartillerieregiments 36 im Verband der 20. Panzerdivision noch den Rückzug der Infanterie des 35. Korps über den Fluss gedeckt. Um Brücke und Rollbahn gefochten. Dann war sie plötzlich selber ins Desaster von Bobruisk geraten. Der 383. Infanteriedivision zugeteilt, erlebte die Batterie den Orlog der Ausbruchskämpfe.

In einem Domenbusch begann die Odyssee des Unteroffiziers Johannes Diercks. Zuerst allein. Dann kam Unteroffizier Brixius mit vier Mann dazu. Und so zogen sie in die erste Nacht.

Tagsüber versteckten sie sich in den Sümpfen. Mit Hunger. Und im Ohr das Rattern der sowjetischen Kolonnen, die drüben auf der Rollbahn nach Westen fahren. Diercks hat eine Karte. Und Brixius einen Kompass. Danach machen sie den Marsch-plan.

Die Heidelbeeren sind zuerst noch grün. Aber mit den Tagen werden sie reifer und reifer. Die Zeit messen sie an der Farbe der Beeren.

Sie schiessen sich mit russischen Patrouillen und Suchkommandos herum. Sie treffen andere deutsche Gruppen. Begegnen der Besatzung einer abgeschossenen He 111. Gehen zusammen. Trennen sich wieder. Sie paddeln auf einem alten Holzstamm ihre Nichtschwimmer durch den Pütsch. Sie überqueren die Rollbahn von Minsk nach Brest-Litowsk, auf der sie früher in Urlaub fuhren. Sie requirieren mit der Pistole in der Faust Brot und dann und wann ein paar Feldflaschen voll Milch. Schwieriger ist es, an eine Handvoll Salz und eine Schachtel Streich-hölzer zu kommen. Sie treffen eine grössere Flüchtlingsgruppe von vierzig Mann, die von einem Oberst geführt wird. Aber man trennt sich wieder – jede Gruppe hat ihr eigenes Gesetz.

Ein Zug vom Nebelwerferregiment 52 stösst zu Diercks und schliesst sich an. Der Leutnant unterstellt sich dem Unteroffizier. Der Mann führt, nicht der Rang. Man braucht ein Ziel bei einem solchen Marsch um Leben und Tod. «Was ist unser Ziel, Diercks?»

Sie studieren die Karte. Sie liegen im regenfeuchten Wald. Und sie beschliessen: Richtung Ostpreussen.

Sie überqueren die Memel. Werden listig wie uralte Trapper. In einer Minute und lautlos sticht der Schlächtermeister Jakobs ein Schaf im Stall. Beine zusammenge-bunden. Ein Knüppel dazwischen zum Tragen. Dann ziehen sie weiter. Im Wald wird ausgeschlachtet.

Woche um Woche vergeht. Die Uniformen sind zerrissen. Die Körper abge-magert. Bärtig das Gesicht. Nur der Blick sticht hervor und der Blick ist hart. Der Mund verschlossen. Sie sehen alle aus wie Brüder, alle, die in jenen Wochen näch-tens von Minsk nach Westen ziehen. Die Rückkehrer aus den deutschen Kesseln an

der Beresina. Die Pripjet-Sümpfe liegen längst hinter ihnen, auch Nowo Gorodok. Auch das Stromgebiet des Njemen im dünn besiedelten Litauer Gebiet mit den friedlichen Einheimischen. Weiter. Die siebente Woche.

Wo ist die deutsche HKL? Sie treffen auf frische Kampfspuren. Doch immer ist der Krieg ihnen voraus, läuft vor ihnen her. Sie holen ihn nicht ein. Aber er packt nach ihnen. Der Stabsgefreite Rall und der Gefreite Hummel fallen im Kampf. Schwerverwundet und sterbend bleiben sie liegen. Und dann hören sie die Sprache der Front: Kanonendonner. MG-Feuer: Es klingt wie Heimattöne.

Runkelrüben sind jetzt die Hauptmahlzeit. Roggenkörner das Kompott. Vor ihnen eine russische Granatwerferstellung. Sie versuchen, vorbeizukommen. Werden aber entdeckt. Beschossen. Jeder kriegt was ab. Zum Glück keiner in die Beine. In einem Roggenfeld suchen sie Zuflucht. Die Nerven sind zum Bersten gespannt. Sie liegen zwischen einer russischen Beobachtungsstelle und der sowjetischen HKL. Auf den Hängen ringsum russische Batterien. Es ist der 14. August 1944.

Kühl ist die Nacht. Bauer und Diercks sind dicht zusammengekrochen und wärmen sich gegenseitig. Feldweibel Seitz stöhnt vor Schmerzen. Er hat Fieber. Endlos schleichen die Stunden. Sie können sich nicht aufrichten. Rundherum wimmelt es von Russen. Sie zerpflücken Ähre um Ähre und essen die Roggenkörner. «Werden wir es in der kommenden Nacht schaffen?» flüstert Bauer.

Diercks nickt. «Eins steht für mich fest», sagt er leise, «ein Zurück gibt es nicht wieder. Entweder es klappt oder...»

Es klappt. Das Schicksal zwingt sie zum letzten Sprung. Ein sowjetischer Posten entdeckt sie. Diercks schlägt ihn nieder. «Vorwärts!»

Die Russen schießen mit ihrem Granatwerfer Sperrfeuer. Gut! Das beweist, dass kein russischer Graben mehr vor ihnen ist. Aber da ist doch noch ein Graben. Leer. Drüber. Noch einer. Leer. Endlich deutsche Worte.

«Wir sind wieder da!»

Vierzehn Kilometer ostwärts Suwalki hat die Gruppe Diercks am 14. August die deutsche Front der 170. Infanteriedivision erreicht. 450 Kilometer Luftlinie, das sind mit Umwegen rund 650 Marschkilometer, haben sie hinter sich gebracht. Eine Strecke wie von Berlin nach Aachen. Immer in Feindesland.

Eine Pak-Bedienung nimmt sie in Empfang. Weist sie zum vorgeschobenen Regimentsgefechtsstand. Der Adjutant am Tisch. Diercks richtet sich kerzengerade auf: «Fünf deutsche Soldaten aus den Kesseln an der Beresina melden sich nach neunundvierzig Tagen zur Deutschen Wehrmacht zurück!»

Und jeder hat seinen Karabiner.

Der Oberleutnant sagt: «Kommen Sie, Sie müssen mit Ihren Männern zum Kommandeur...»

Als ihnen draussen ein Offizier begegnet, nimmt Diercks die Hand an den Schirm seiner speckigen Skimütze. Da sagt der Oberleutnant leise: «Unteroffizier, seit einigen Wochen grüssen wir so!» und hebt die Hand zum Deutschen Gruss.

Ja, es war viel passiert vom 27. Juni bis zum 14. August. Ein langer Weg lag hinter ihnen. Ein längerer noch vor ihnen

Anhang

Dank an die Mitarbeiter

Es ist mir ein Bedürfnis, allen denen herzlich zu danken, ohne deren Mitarbeit und Hilfe ich dieses Buch nicht hätte schreiben können. Sie alle zu nennen ist unmöglich, denn es würde eine Liste von mehr als tausend Namen werden.

Sie würde den Feldmarschall, den Armeeführer und den Kommandierenden General so gut wie den einfachen Soldaten umfassen, Generalstabschef und Stosstruppführer, Divisionskommandeur und Gefreiten, Panzerkommandant und Flugzeugführer, Artilleriekommandeur, Ladeschützen, Eisenbahnponier, Funker, Trossfahrer, Sanitäter und Rote-Kreuz-Schwester.

Ohne die vielfältigen Berichte dieser freiwilligen Mitarbeiter hätte ich den schwierigen kriegsgeschichtlichen Stoff nicht lebendig gestalten und zur erlebten Geschichte machen können.

Besonders hervorheben möchte ich die sachkundige Unterstützung, die ich bei der Konzipierung und bei der Niederschrift erhalten habe. Denn ein Sachbuch, das auf Wahrhaftigkeit und Wahrheit bedacht ist, steht und fällt mit der Sorgfalt, die der Beschaffung und Deutung von Fakten und Zahlen gewidmet wird. Die Erschliessung der Quellen erforderte mühevollere Recherchen, Tausende von Briefen waren notwendig; die deutschen und sowjetischen Einheiten im Text und auf den Karten mussten angesichts der oft widerspruchsvollen Unterlagen sorgfältig dokumentiert werden; das Register und die Durchsicht von Manuskript und Druckfahnen verlangte hingebungsvolle Arbeit.

Meinen Mitarbeitern, die dies alles besorgten, gilt mein besonderer Dank.

PAUL CARELL

Dokumente

Dokument Nr. 1: Operationsbefehl für die Kursker Schlacht

Operationsbefehl Nr. 6 (Zitadelle) vom 15. 4. 1943

Der Führer
OKH, GenStdH, Op.Abt.(I)
Nr. 430246/43 g.Kdos.Chefs.

F.H.Qu., den 15. April 1943

Geheime Kommandosache
Chefsache! Nur durch Offizier!

13 Ausfertigungen
4. Ausfertigung

AOK 2 la 591/43 g.Kdos.Chefsache
Eing. 17. 4. 43 (2 Anlagen) Do.

Operationsbefehl Nr. 6

Ich habe mich entschlossen, sobald die Wetterlage es zulässt, als ersten der diesjährigen Angriffsschläge den Angriff ‚Zitadelle‘ zu führen.

Diesem Angriff kommt daher ausschlaggebende Bedeutung zu. Er muss schnell und durchschlagend gelingen. Er *muss* uns die Initiative für dieses Frühjahr und Sommer in die Hand geben. Deshalb sind alle Vorbereitungen mit grösster Umsicht und Tatkraft durchzuführen. Die besten Verbände, die besten Waffen, die besten Führer, grosse Munitionsmengen sind an den Schwerpunkten einzusetzen. Jeder Führer, jeder Mann muss von der entscheidenden Bedeutung dieses Angriffs durchdrungen sein. Der Sieg von Kursk muss für die Welt wie ein Fanal wirken.

Hierzu befehle ich:

1.) *Ziel des Angriffs ist*, durch scharf zusammengefassten, rücksichtslos und schnell durchgeführten Vorstoss je einer Angriffsarmee aus dem Gebiet Belgorod und südlich Orel die im Gebiet Kursk befindlichen Feindkräfte einzukesseln und durch konzentrischen Angriff zu vernichten.
Im Zuge dieses Angriffs ist eine verkürzte kräftesparende neue Front zu gewinnen in der Linie: Neshega – Korotscha-Abschnitt – Skorodnoje – Tim – ostw. Schtschigry – Ssossna-Abschnitt.
2.) *Es kommt darauf an*
 - a) *das Überraschungsmoment* weitgehend zu wahren und den Gegner vor allem über den Zeitpunkt des Angriffs im Unklaren zu lassen,
 - b) *die Angriffskräfte auf schmaler Breite schärfstens zusammenzufassen*, um mit örtlich überwältigender Überlegenheit *aller* Angriffsmittel (Panzer, Sturmgeschütze, Artillerie, Nebelwerfer usw.) in *einem Zuge* bis zur Vereinigung der beiden Angriffsarmeen im Feind durchzuschlagen und damit den Kessel zu schliessen,
 - c) den Angriffssturmkernen so schnell wie möglich *aus der Tiefe* Kräfte zum Abdecken der Flanken nachzuführen, damit die Sturmkerne selbst nur *vorwärts* zu stossen brauchen.

- d) durch frühzeitiges *Hineinstossen* von allen Seiten *in den Kessel* dem Feind keine Ruhe zu lassen und seine Vernichtung zu beschleunigen,
- e) *so schnell* den Angriff durchzuführen, dass der Feind sich weder aus der Umklammerung absetzen, noch starke Reserven von anderen Fronten heranziehen kann,
- f) durch raschen *Aufbau der neuen Front* frühzeitig Kräfte, insbesondere schnelle Verbände, für weitere Aufgaben freizubekommen.
3.) *H.Gr. Süd* bricht, mit scharf zusammengefassten Kräften aus Linie Belgorod – Tomarowka antretend, über die Linie Prilepy-Obojan durch und stellt ostwärts und bei Kursk die Verbindung mit der Angriffsarmee der H.Gr. Mitte her. Zur Abdeckung des Angriffs *nach Osten* ist baldmöglichst die Linie Neshega – Korotscha-Abschnitt – Skorodnoje – Tim zu erreichen, ohne dass hierdurch die schwerpunktmässige Zusammenfassung der Kräfte in Richtung Prilepy – Obojan gefährdet wird. Zur Abdeckung des Angriffs *nach Westen* sind Teilkkräfte anzusetzen, deren Aufgabe es zugleich ist, in den sich bildenden Kessel hineinzustossen.
4.) *H.Gr. Mitte* stösst mit der Angriffsarmee, unter schärfster Kräftezusammenfassung aus Linie Trossna – nördlich Malo-Archangelsk antretend, über die Linie Fatesh – Wereitenowo, Schwerpunkt auf dem Ostflügel, durch und stellt die Verbindung mit der Angriffsarmee der H.Gr. Süd bei und ostwärts Kursk her. Zur Abdeckung des Angriffs *nach Osten* ist baldmöglichst die Linie Tim – ostwärts Schtschigry – Ssossna-Abschnitt zu erreichen, doch darf die Kräftezusammenfassung im Schwerpunkt dadurch nicht gefährdet werden. Zur Abdeckung des Angriffs *nach Westen* sind Teilkkräfte anzusetzen.
- Die westlich Trossna bis zur Grenze zur H.Gr. Süd eingesetzten Kräfte der H.Gr. Mitte* haben mit Angriffsbeginn durch örtliche Angriffe besonders zusammengestellter Angriffsgruppen den Feind zu fesseln und frühzeitig in den sich bildenden Kessel hineinzustossen. Durch dauernde Erdaufklärung und Luftbeobachtung ist sicherzustellen, dass der Feind sich nicht unbemerkt absetzen kann. In diesem Fall ist sofort auf ganzer Front anzugreifen.
5.) *Die Bereitstellung der Kräfte beider Heeresgruppen* hat unter Ausnutzung aller nur möglichen Tarnungs-, Verschleierungs- und Täuschungsmassnahmen, weit abgesetzt von der Ausgangsstellung so zu erfolgen, dass vom 28.4. ab am 6. Tage nach Befehlserteilung durch OKH zum Angriff angetreten werden kann. Frühester Angriffstermin demnach 3.5. Die Märsche zur Ausgangsstellung haben nur als Nachtmärsche unter jeder möglichen Tarnung zu erfolgen.
6.) *Zur Täuschung des Gegners* haben *im Bereich der H.Gr. Süd* die Vorbereitungen für ‚Panther‘ weiter zu laufen. Sie sind mit allen Mitteln (auffällige Erkundungen, Auftreten von Panzern, Bereitstellung von Übersetzmaterial, Funk, Agenten, Gerüchtebildung, Einsatz der Luftwaffe usw.) zu verstärken und solange wie möglich aufrecht zu erhalten. Diese Täuschungsmassnahmen werden auch durch die ohnehin erforderlichen Massnahmen zur Erhöhung der Verteidigungskraft der Donezfront wirkungsvoll unterstützt. (Siehe Ziffer 11.) *Im Bereich der H.Gr. Mitte* sind Täuschungsmassnahmen grösseren Stils nicht durchzuführen, doch ist mit allen Mitteln dem Feinde das Lagenbild zu verwischen (rückläufige und falsche Bewegungen sowie Transporte bei Tage, Ausstreuen falscher Nachrichten über Angriffstermine erst im Juni usw.).
- Bei *beiden Heeresgruppen* haben die zu den Angriffsarmeen neu zuzuführenden Verbände Funkstille zu halten.

- 7.) *Zur Geheimhaltung* sind nur die unbedingt notwendigen Persönlichkeiten in die Absicht einzuweisen. Diese Einweisung ist erst Zug um Zug so spät wie irgend möglich zu erweitern. Es *mus*s dieses Mal auf *jeden* Fall erreicht werden, dass nicht wieder durch Unvorsichtigkeit oder Nachlässigkeit etwas von den Absichten verraten wird. – Durch verstärkte Abwehrgane ist auch die Feindspezionage dauernd zu bekämpfen.
- 8.) *Die Angriffskräfte* haben mit Rücksicht auf die im Gegensatz zu früheren Operationen räumlich beschränkte und genau bekannte Zielsetzung des Angriffs alle für den Angriff nicht unbedingt benötigten Fahrzeuge jeder Art und jeden erschwerenden *Ballast zurückzulassen!* Alles andere hindert nur und kann den Angriffsschwung und das rasche Folgen der nachzuführenden Kräfte weitgehend beeinflussen. Daher muss jeder Führer durchdrungen sein, nur das zum Kampf Notwendige mitzuführen. Die Kommandierenden Generale und Div.-Kommandeure haben die Durchführung strengstens und scharf zu überwachen. Straffe Verkehrsregelung ist aufzuziehen. Sie hat rücksichtslos durchzugreifen.
- 9.) *Die Anordnungen für die Versorgung* und die sofortige restlose Erfassung der *Gefangenen, Einwohner und Beute* und die *Propaganda* in den Feind sind in der Anlage 1-3 befohlen.
- 10.) *Die Luftwaffe* wird ebenfalls alle ihre verfügbaren Kräfte schwerpunktartig einsetzen. Die Besprechungen mit den Kommandostellen der Luftwaffe haben sofort zu beginnen. Auf die Geheimhaltung (siehe Ziffer 7) wird besonders hingewiesen.
- 11.) Für das Gelingen des Angriffs ist es von ausschlaggebender Bedeutung, dass es dem Feind nicht gelingt, uns durch Angriff an anderen Stellen der H.Gr. Süd und Mitte zum Verschieben von ‚Zitadelle‘ oder zum vorzeitigen Abziehen von Angriffsverbänden zu zwingen.
Deshalb müssen beide Heeresgruppen ebenso wie die Angriffsschlacht ‚Zitadelle‘ die *Abwehrschlacht* an den übrigen hauptsächlich bedrohten Frontstellen planmässig bis Ende des Monats mit allen Mitteln vorbereiten. Es kommt dabei hauptsächlich darauf an, den Stellungsbau mit allen Mitteln zu beschleunigen, die panzergefährdeten Abschnitte reichlich mit Panzerabwehr auszustatten, örtliche Eingreifreserven bereitzustellen, durch rege Aufklärung besondere Schwerpunkte des Gegners frühzeitig zu erkennen usw.
- 12.) *Im Endziel* nach Abschluss der Operation ist beabsichtigt:
- a) die Verlegung der Trennungslinie zwischen H.Gr. Süd und Mitte in die allgemeine Linie Konotop (Süd) – Kursk (Süd) – Dolgoje (Mitte).
 - b) *der Übertritt des A.O.K.* 2 mit 3 Gen.Kdos. und 9 Inf.Div. sowie noch festzulegenden Heeresgruppen von H.Gr. Mitte zu H.Gr. Süd,
 - c) *die Bereitstellung* von 3 weiteren Inf.Div. der H.Gr. Mitte zur Verfügung OKH im Raum nordwestlich Kursk,
 - d) *das Herausziehen sämtlicher schneller Verbände* aus der Front zu anderer Verwendung.
- Diesen Absichten sind die Bewegungen, insbesondere der Verbände der 2. Armee anzupassen.
Ich behalte mir vor, schon während der Operation je nach Verlauf der Kampfhandlungen Zug um Zug Teile der gern. Ziffer 12.) b) abzugebenden Stäbe und Verbände der H.Gr. Süd zu unterstellen.
Ich behalte mir ebenso vor, bei planmässigem Ablauf der Operation so schnell wie

möglich aus der Bewegung zum Angriff nach Südosten (Panther) antreten zu lassen, um die Verwirrung des Feindes auszunutzen.

13.) *Die Heeresgruppen melden*, die auf Grund dieses Operationsbefehls getroffenen Massnahmen für Angriff und Abwehr unter Vorlage von Karten 1:300'000 mit Ansatz, Beifügung der Verteilung der Heerestruppen sowie der mit Luftflotte 4 bzw. Luftwaffenkommando Ost getroffenen Vereinbarungen zur Unterstützung des Angriffs und der Täuschungsmassnahmen.

Termin 24. 4.

gez. Adolf Hitler
Für die Richtigkeit:
gez. Heusinger
Generalleutnant

Dokument Nr. 2: Erwägungen bei der Heeresgruppe Süd im August 1943 betreffend Erhaltung der Kampfmoral

Am 5. 8. äusserte sich der O.B. der H.Gr. gegenüber der Arm.Abt. Kempf wie folgt: «Die Panikstimmung in der Truppe muss überwunden werden. Die 198. und 168. I.D. stehen auf Breiten, in denen Feindangriffe abgewiesen werden können. Es darf nicht zurückgegangen werden». –

Der O.B. der Arm.Abt. Kempf erwiderte, dass die beiden Divisionen in Front im Wesentlichen auch gehalten hätten, aber umfasst seien. «Wenn heute Nacht nicht zurückgegangen wäre, hätte es eine viel grössere Panne gegeben.» Er meldete, dass der Gegner «von Norden wieder starke Infanterie- und Panzer-Kräfte vorführe.» – Um 16.30 Uhr liess der O.B. der H.Gr. mitteilen: «Es sei unverständlich, dass die kampfkraftige 198.I.D. sich aus Belgorod herausdrücken liesse.» – Die Arm.Abt. meldete der H.Gr. (17.35 Uhr), dass sie den «Aufbau einer erkundeten Linie» (von südlich Belgorod bis ostwärts Bessonowka) überlege. – Die H.Gr. antwortete (18.05 Uhr), es müsse «versucht werden, das Ausweichen abzubremesen»; die neue Linie sei vorzubereiten, wenn die Lage es erfordere, könne morgen ausgewichen werden. (Auf dem äussersten linken Flügel des XI.A.K. standen die Truppen schon am Abend des 5.8. in dieser Linie).

Am 5. 8. befahl der O.B. der H.Gr.: «Ich ersuche um Meldung, welche Vorgänge dazu geführt haben, dass die 167. I.D., die am 3. 8. bei den Höhen von Wisloye stand, am 4. 8. nur noch mit Resten 30 km südwestlich um Bessonowka gesammelt werden konnte» – und – «Ich ersuche um Meldung, warum die 6. Pz.Div., die bisher den Gegner, wie stark er auch sein mochte, und wie gering an Zahl sie selbst war, immer geschlagen hat, seit dem 4. 8. durch jeden feindlichen Angriff geworfen wurde. Ich bitte ferner zu melden, in welcher Gliederung die Division am 3. 8. in den Kampf gezogen ist.» –

(Die Meldungen des Pz.A.O.K.4 hierzu sind in den verfügbaren Unterlagen nicht enthalten.)

Am 10. 8. meldete die Arm.Abt. Kempf der H.Gr. (18.40 Uhr), dass die Lage bei der 282. I.D., deren Front mehrfach durchbrochen war, zur weiteren Zurücknahme der Nordfront in der kommenden Nacht zwingt (in die Linie nördlich Chuguyev-Dergachi).

Nach Dok.Nr. 44701/12 erwog die H.Gr. (12. 8.) «drakonische Massnahmen (Erschießung jedes 10. Mannes) gegen die 282. I.D.». Diese wurden vom Ob.Ko. der Arm.Abt. Kempf als nicht zweckmässig erachtet.

Dokument Nr. 3: Meldungen des AOK 8 vom 22. 8 und 2. 9.1943 über den Zustand der Truppe

In einer am 22. 8. vom A.O.K. 8 der H.Gr. vorgelegten Meldung heisst es: «... Solange andere Wehrmachts Teile und Waffengattungen bei Zuweisung eines hochqualifizierten Ersatzes bevorzugt werden, wird es der Infanterie immer an dem erforderlichen Prozentsatz wertvollen Menschenmaterials fehlen. Somit verfügt die Hauptwaffe nie über die genügende Zahl von Soldaten, die sich voll zum Unterführer und Führer eignen.»

Eine Meldung des O.B. der 8. Armee vom 2. 9. (Dok.Nr. 44701/12), in der auf «die schwindenden Stärken der Truppe, insbesondere der Infanterie» hingewiesen wird, beleuchtet eindrucksvoll die Lage. In dieser Meldung heisst es:

- «1. Während bei uns zwangsläufig schwierigste Munitionstaktik betrieben werden muss, verfügt der Gegner über unbeschränkte Artillerie- und Granatwerfer-Munition. Er bildet mit diesen Waffen Schwerpunkte und lichtet unsere Reihen derart, dass die Besetzung der H.K.L. nicht mehr gewährleistet ist, sondern nur Sicherungsgruppen, durch Patrouillen verbunden, gebildet werden können. Eingebrochener Feind muss dann jeweils durch örtlich zusammengefasste Reserven wieder geworfen werden. Die blutigen Verluste sind so ausserordentlich hoch. – Die 39. I.D. hatte am heutigen Vormittag noch 6 Offiziere und rund 300 Mann im Kampf.
2. Die Auskämmung der Trosse ist scharf durchgeführt worden. Die bei den Trossen Verbliebenen sind meist letzte Söhne oder Väter vieler Kinder. Ich bitte höheren Orts um Entscheidung, ob der Kampfeinsatz dieser Soldaten befohlen werden soll. – Ein gesundes Verhältnis zwischen Truppe und Tross kann meines Erachtens nur durch Zusammenlegen von Divisionen geschaffen werden.
3. Neben den schwindenden Stärken gibt der Erschöpfungszustand zu tiefen Besorgnissen Anlass. Die Kommandeure melden mir, dass infolge der Übermüdung eine solche Apathie bei der Truppe eingetreten ist, dass drakonische Massnahmen zurzeit nicht zum gewünschten Erfolg führen, sondern nur das Beispiel der Offiziere und das ‚gut Zureden‘. Beides hängt aber von dem schwindenden Offiziersbestand sehr wesentlich ab.
4. Ich verkenne nicht, dass es neu hinzukommenden Verbänden an der notwendigen Standfestigkeit fehlt. So hat die 223. I.D. in ihren Kampfleistungen bisher nicht der Lage entsprochen. Sie erlitt in 10 Tagen über 1'100 Mann blutige Verluste und verlor allein am gestrigen Tage an schweren Waffen 126 MG, 28 Granatwerfer, 3 Inf.-Geschütze, 1 Pak, 3 leichte und 1 schwerer Feldhaubitzzug. Klärung der Schuldfrage bzw. kriegsgerichtliche Untersuchung ist eingeleitet.
5. Bei der Sorge und Frage nach den Stärken wird von den Kommandeuren und der Truppe hart empfunden, dass nach jeder Meldung von oben langwierige Untersuchungen angeordnet werden, praktische Hilfe für die Truppe aber wenig zu spüren ist. Ich bringe dies zur Kenntnis, weil es das Vertrauen zwischen Führung und Truppe untergraben könnte...»

Dokument Nr. 4: Betr.: ‚Verbrannte Erde‘

In der Anlage 2 zum Kriegstagebuch Nr. 9 des 23. Armee-Korps Abteilung Ia vom 1./I. 1941-31. 1. 1942 ist folgender Befehl enthalten:

Geheime Kommandosache!

Abschrift

A.O.K.9

Ia Nr. 4534/41 g.Kdos.

A.H.Qu. 21. 12. 41

11 Ausfertigungen

2. Ausfertigung

Abschrift des Fernschreibens vom OKH/GenStdH/Op.Abt. (I M) an Hgr. Mitte.

Der Führer hat gelegentlich des Vortrages am 20.12. in nochmaliger Bekräftigung seiner in der Weisung OKH/GenStdH/Op.Abt. (I M) Nr. 1736/41 g.Kdos. Ziffer 1. geäußerten Gedanken Folgendes ausgeführt:

1.) Der fanatische Wille zur Verteidigung des Bodens, auf dem die Truppe steht, muss mit allen, auch den schärfsten Mitteln der Truppe eingepflegt werden. Wenn jede Truppe in gleicher Weise von ihm beseelt ist, dann werden die Angriffe des Gegners, auch wenn sie an einzelnen Stellen zu Durchbrüchen führen, letzten Endes zum Scheitern verurteilt sein. Wo dieser Wille jedoch nicht in vollem Umfange vorhanden ist, wird die Front ins Wanken geraten, ohne dass eine Aussicht besteht, sie in vorbereiteten Stellungen wieder zum Stehen zu bringen. Denn darüber muss sich jeder Offizier und Mann im Klaren sein, dass das Ausweichen der Truppe den Gefahren des russischen Winters in viel höherem Masse ausgesetzt, als das Aushalten in einer, wenn auch dürftig hergerichteten Stellung, abgesehen von den erheblichen, unvermeidlichen Materialverlusten, die bei einer solchen Ausweichbewegung eintreten müssen. Der Russe wird einer ausweichenden Truppe sofort nachstossen, er wird sie nicht zur Ruhe kommen lassen, sie immer wieder angreifen und anfallen, ohne dass diese Truppe einen Halt finden würde, weil rückwärtige vorbereitete Stellungen fehlen. Das Wort vom napoleonischen Rückzug droht dann zur Wahrheit zu werden. Es darf daher nur dort eine Ausweichbewegung vorgenommen werden, wo weiter rückwärts eine Stellung vorbereitet ist. Nur wenn der Soldat sieht, dass er nach dem Absetzen vom Feinde wieder in eine, wenn auch notdürftig hergerichtete Stellung hineinkommt, wird er das Absetzen verstehen. Nur dann wird ein solcher Rückzug das Vertrauen zwischen Truppe und Führung nicht untergraben. Erlebt aber die Truppe, dass sie eine Stellung verlassen muss, in der sie sich leidlich eingerichtet hatte, ohne dass ihr dafür ein entsprechender Ersatz geboten wird, dann droht sich aus jedem Rückzug eine Vertrauenskrise zur Führung zu entwickeln.
2.) Dem Absinken der Gefechtsstärke...
3.) Jedes Gelände, das dem Gegner zwangsläufig überlassen werden muss, muss für ihn weitgehend unbenutzbar gemacht werden. Jede Ortschaft muss ohne Rücksicht auf die Bevölkerung niedergebrannt werden und zerstört werden, um dem Gegner die Unterkunftsmöglichkeit zu nehmen. Das muss vorbereitet sein. Sollte die Zerstörung nicht gelingen, so müssen durch Einsatz der Luftwaffe unzerstört gebliebene Ortschaften nachträglich vernichtet werden, denn auch der Gegner wird, genau so wie unsere Truppen, bei der Kälte auf die Ortschaften angewiesen sein. Für ihn als den Angreifer werden die Schwierigkeiten immer noch grösser sein, als für unsere Truppen, wenn sie sich in einer leidlich eingerichteten Stellung befinden.

Vorstehende Gedankengänge werden mit der Bitte übermittelt, sie zur Kenntnis der unterstellten Kommandobehörden zu bringen.

Das Heer wird das Vertrauen des Führers rechtfertigen.

OKH/GenStdH/Op.Abt. (I M) Nr. 3208/41 g.Kdos.

Zusatz der Armee:

Zu Ziffer 3.) Die nicht zerstörten Ortschaften, auf die Einsatz der Luftwaffe erforderlich wird, sind jeweils rechtzeitig an A.O.K.9 zu melden.

Für das Armeekommando

Der Chef des Generalstabes:

I. V.

gez. Unterschrift

Oberst i.G.

Für die Richtigkeit der Abschrift

gez. Frhr. von Seckendorf

Dokument Nr. 5: Betr.: ‚Verbrannte Erde‘

Der Chef des Generalstabes

des Heeres

Nr. I//5705/43 g.Kdos.

H.Qu./OKH, den 30. 8. 43

50 Ausfertigungen

17. Ausfertigung

Betr.: Räumung des Donez-Gebietes

8 Nebenausfertigungen

2. Nebenausfertigung

Der Führer hat befohlen:

General der Infanterie Stapf, Chef des Wirtschaftsstabes Ost, wird als Vertreter des Wirtschaftsführungsstabes beauftragt, die Aufnahme der aus der Räumung des Donez-Gebietes anfallenden evakuierten Bevölkerungsteile und Wirtschaftsgüter aller Art im Heimatkriegsgebiet sowie in den besetzten Ostgebieten zu organisieren und durchzuführen.

Hierzu wird er bevollmächtigt, allen zuständigen militärischen und nichtmilitärischen Dienststellen im Rahmen seines Auftrages bindende Weisungen zu erteilen.

Im Auftrage des Führers

gez. Zeitzler

General der Infanterie

und Chef des Generalstabes

des Heeres

F. d. R.

Unterschrift (uni.)

Lt.

Geheime Kommandosache

Der Reichsmarschall
des Grossdeutschen Reiches
Beauftragter
für den Vierjahresplan
– Wirtschaftsführungsstab Ost –

V.P. 11 207/6/3 g.Rs.

Leipziger Str. 3
Berlin W 8, den 7. September

Geheime Reichssache!
40 Ausfertigungen
13. Ausfertigung
8 Nebenausfertigungen
2. Nebenausfertigung

Betr.: Räumung der Erntevorräte und Zerstörung der Produktionsmöglichkeiten der Land- und Ernährungswirtschaft in Teilen der besetzten Ostgebiete.

Auf Weisung des Führers ordne ich an:

- I. In den Räumen ostwärts der von der Obersten militärischen Führung festgelegten Linie sind folgende Massnahmen nach der jeweiligen militärischen Lage abschnittsweise durchzuführen. Die Abschnitte sind durch die OB der Heeresgruppen zu bestimmen:
 1.) Alle landwirtschaftlichen Erzeugnisse, Betriebsmittel und Maschinen sind aus land- und ernährungswirtschaftlichen Betrieben abzutransportieren.
 2.) Die ernährungswirtschaftlichen Be- und Verarbeitungsbetriebe sind zu zerstören.
 3.) Die Produktionsgrundlagen der Landwirtschaft, insbesondere die Unterlagen und Einrichtungen (Lager usw.) der ernährungswirtschaftlichen Erfassungsorganisationen sind zu vernichten.
 4.) Die in der Land- und Ernährungswirtschaft tätige Bevölkerung ist in Räume westlich der festgelegten Linie zu verbringen.
- II. Mit der Lenkung dieser Massnahmen wird der Chef des Wirtschaftsstabes Ost, General der Infanterie Stapf, als Vertreter des Wirtschaftsführungsstabes beauftragt. Die Durchführung erfolgt unter Verantwortung der obersten militärischen Kommando-Stellen, die an die fachlichen Weisungen der entsprechenden Abteilungen der Wirtschaftsdienststellen gebunden sind.
- III. General Stapf ist bei der Erfüllung seiner Aufgabe an die Weisungen des Leiters meiner Geschäftsgruppe Ernährung, Staatssekretär Backe, gebunden. Er ist berechtigt, zur Durchführung seines Auftrages und zur Aufnahme der abtransportierten Güter in den besetzten Gebieten und im Heimatkriegsgebiet allen militärischen und nichtmilitärischen Dienststellen bindende Weisungen zu erteilen.

Für die Richtigkeit
Unterschrift (uni.)
Leutnant

gez. Göring
Beglaubigt:
gez. Schwinge

Ministerialregistrator

Der Führer
Oberkommando des Heeres
Gen.St.d.H./Op.Abt.(I) Nr. 2434/44 g-Kdos.

F.H.Qu., den 8. März 1944

Geheime Kommandosache!

Führerbefehl Nr. 11

(Kommandanten der festen Plätze und Kampfkommandanten)

Aufgrund verschiedener Vorfälle befehle ich:

1.) Es ist zu unterscheiden zwischen:

«festen Plätzen» unter je einem «Kommandant des festen Platzes» und «Ortsstützpunkten» unter je einem «Kampfkommandant».

Die «festen Plätze» sollen die gleichen Aufgaben wie die früheren Festungen erfüllen. Sie haben zu verhindern, dass der Feind diese operativ entscheidenden Plätze in Besitz nimmt. Sie haben sich einschliessen zu lassen und dadurch möglichst starke Feindkräfte zu binden. Sie haben dadurch mit die Voraussetzung für erfolgreiche Gegenoperationen zu schaffen.

Die «Ortsstützpunkte» sollen bei feindlichen Durchbrüchen zäh verteidigte Stützpunkte in der Tiefe der Kampfzone sein. Bei ihrer Einbeziehung in die HKL sollen sie den Rückhalt der Abwehr und bei feindlichen Einbrüchen die Angelpunkte und Eckpfeiler der Front und die Ausgangspunkte für Gegenangriffe bilden.

2.) Der «Kommandant des festen Platzes» soll ein besonders ausgesuchter, harter Soldat sein und möglichst im Generalsrang stehen. Seine Ernennung erfolgt durch die betr. Heeresgruppe. Der Kommandant des festen Platzes ist persönlich durch den OB. der H.Gr. zu verpflichten.

Der Kommandant des festen Platzes haftet mit seiner Soldatenehre für die Erfüllung seiner Aufgabe bis zum letzten.

Nur der OB. der H.Gr. persönlich kann mit meiner Genehmigung den Kommandanten des festen Platzes von seinen Aufgaben entbinden und eine etwaige Aufgabe des festen Platzes anordnen.

Der Kommandant des festen Platzes untersteht dem OB. der H.Gr. bzw. der betr. Armee, in deren Bereich der feste Platz liegt. Eine weitere Unterstellung unter kommandierende Generale darf nicht erfolgen.

Dem Kommandanten des festen Platzes unterstehen ausser der Sicherheit und Gesamtbesatzung alle darüber hinaus in dem festen Platz befindlichen oder sich sammelnden Personen, ganz gleich ob Soldaten oder Zivilisten und unbeschadet ihres Dienstranges oder ihrer Dienststellung.

Der Kommandant des festen Platzes hat Wehrmachtbefugnisse und die Disziplinarstrafgewalt eines kommandierenden Generals. Zur Durchführung seiner Aufgaben sind ihm fliegende Kriegsgerichte und Standgerichte beizugeben.

Der Stab des Kommandanten des festen Platzes ist durch die betr.

H. Gr. auf dem Kdo. Wege zu bilden. Die Besetzung der Chefstelle erfolgt durch OKH auf Antrag der H. Gr.

3.) Die Besetzung des festen Platzes gliedert sich in
Sicherheitsbesatzung und
Gesamtbesatzung.

Die Sicherheitsbesatzung muss dauernd in dem festen Platz vorhanden sein. Ihre Stärke ist von dem OB. der H.Gr. festzulegen. Sie richtet sich nach der Grösse des Platzes und nach den ihr obliegenden Aufgaben (Vorbereitung und Ausbau der Verteidigung, Halten des festen Platzes gegen handstreichartige Überfälle oder örtliche Teilangriffe des Feindes).

Die Gesamtbesatzung muss dem Kommandanten des festen Platzes so rechtzeitig zugeführt werden, dass sie vor drohendem planmässigem Angriff des Feindes die Verteidigungsstellungen in Ordnung bezogen hat und eingewiesen ist. Ihre Stärke ist von dem OB. der H.Gr. je nach der Grösse des festen Platzes und der ihr zufallenden Aufgabe (entscheidende Verteidigung des festen Platzes) festzulegen.

4.) Der «Kampfkommandant» ist ein Organ des Truppenführers. Er wird von diesem eingesetzt, untersteht ihm und bekommt von ihm seinen Kampfauftrag. Sein Rang richtet sich nach der Bedeutung des Ortes in der Kampfzone und der Stärke der Besatzung. Seine Aufgaben verlangen besonders energische und krisenbewährte Offiziere.
5.) Die Stärke der Besatzung des ‚Ortsstützpunktes‘ richtet sich nach der Bedeutung des Ortes und den zur Verfügung stehenden Kräften. Sie ist durch die dem Kampfkommandanten vorgesetzte Dienststelle zu befehlen.
6.) Aufgaben der Kommandanten der ‚festen Plätze‘ und der ‚Kampfkommandanten‘ so wie ein Verzeichnis der festen Plätze und die von den Heeresgruppen einzureichenden Meldungen enthalten die Anlagen.
7.) Alle bisher über Kampfkommandanten gegebenen Befehle treten hiermit ausser Kraft.

(gez.) Adolf Hitler

An: gem. Verteiler

Verzeichnis der Karten im Text

1. Frontverlauf und Lage am 5. Juli 1943.....	17
2. Angriff der 4. Panzerarmee am 4. Juli 1943	24
3. Angriff der 9. Armee im Norden des Kursker Bogens.....	31
4. Angriff der 4. Panzerarmee am 5. Juli 1943	41
5. Die Südfront des Kursker Bogens. Lage bis 11. Juli 1943.....	56
6. Flankenangriff der Armeeabteilung Kempf im Kursker Bogen	67
7. Sowjetische Durchbrüche im Norden und Süden des Kursker Bogens erzwingen Einstellung der Operation ‚Zitadelle‘.....	79
8. Stalins geplanter Zangenangriff gegen Rostow	103
9. Der Angriff auf Rostow. Lage an der Südfront bis 12. Januar 1943	108
10. Die Schlacht um den Flaschenhals Rostow.....	115
11. Der Rückzug aus dem Kaukasus	130
12. Die Abwehrkämpfe der 125. I. D. im Kampfraum Krasnodar	133
13. Der sowjetische Angriff auf die ‚Gotenstellung‘ am 1. Februar 1943	136
14. Stalins Plan zur Umfassung der 17. Armee	139
15. Der Landungsversuch der Russen in der Osereika-Bucht am 4. Februar 1943 .	142
16. Die russische Landungsoperation bei Noworossisk Anfang Februar 1943 . .	150
17. Stalins Plan zur Vernichtung des deutschen Südflügels im Februar 1943 . .	156
18. Die Mansteinschlacht. Lage vom 21. Februar 1943.....	162
19. Die Zerschlagung der Panzergruppe Popow, Schlachtverlauf vom 21. Februar bis 14. März 1943	166
20. Die Wiedereroberung Charkows am 15. März 1943 durch das SS-Panzerkorps	175
21. Der Frontverlauf zwischen Wjasma und Woroschilowgrad im März 1943 . .	184
22. Die Belagerung Leningrads durch deutsche und finnische Truppen.....	187
23. Der sowjetische Vorstoss zur Entsetzung Leningrads	194
24. Die überdehnte deutsche Ostfront im Januar 1943	200
25. Die Kämpfe südöstlich Schlüsselburg im Januar und Februar 1943.....	206
26. Ausbruch der Kampfgruppe Hühner bei Poselock 5 am 17. und 18. Januar 1943	211
27. Die Lage vom 10. Februar bis Ende März 1943 ostwärts Leningrads	214
28. Der Pilz von Demjansk. Lage im Winter 1942/43.....	223
29. Demjansk: Lage am 17. Februar 1943.....	226
30. Die Räumung von Demjansk vom 17. Februar bis 26. Februar 1943	234
31. Die Frontverkürzung durch die Operation ‚Büffel‘ im März 1943	242
32. Der Kampf um Welikije Luki. Lage am 29. November 1942	251
33. Der zweite Einsatzversuch für Welikije Luki	253
34. Der sowjetische Aufmarsch nach der Kursker Schlacht	261

35. Die vierte Schlacht um Charkow	271
36. Die Kämpfe der Heeresgruppe Süd um das Donez-Gebiet im August und September 1943.....	281
37. Der Rückzug zum Dnjepr und die ‚Wotanstellung‘ im September 1943 . . .	288
38. Die sowjetische Luftlandeoperation im Raum von Kanew	302
39. Der sowjetische Übergang über den Dnjepr im Raum von Kiew. Lage vom 26. Oktober bis 6. November 1943.....	319
40. Die Kämpfe der Heeresgruppe Manstein im Oktober und Dezember 1943 . .	328
41. Der Kampf der 6. Armee vom 24. Oktober 1943 bis Februar 1944	337
42. Die Entstehung des Kessels von Korsun (Tscherkassy)	348
43. Der Tscherkassy-Kessel. Lage vom 4. bis 17. Februar 1944	358
44. Die Ausbruchskämpfe aus dem Kessel von Korsun	367
45. Frühjahr 1944: Die Einschliessung der 1. Panzerarmee im Raum Kamenez-Podolsk	387
46. Der Ausbruch der 1. Panzerarmee nach Westen	394
47. Die Kämpfe auf der Krim, November 1943 bis Mai 1944.....	409
48. Der Frontverlauf am 22. Juni 1944	427
49. Der sowjetische Generalangriff auf die Heeresgruppe Mitte am 22. Juni 1944 .	438

Abkürzungen und Zeichen auf den Karten

Abkürzungen

A. K.	Armeekorps, mehrere Infanteriedivisionen unter dem Befehl eines Generalkommandos	Gen. d.	
Pz. K.	Panzerkorps, mehrere Panzerdivisionen bzw. mehrere Panzer- und Infanteriedivisionen unter dem Befehl eines Generalkommandos für schnelle Truppen	Pz. Tr.	General der Panzertruppe
Geb. K.	Gebirgskorps, mehrere Gebirgsdivisionen bzw. mehrere Geb.-Divisionen und andere Divisionen unter dem Befehl eines Generalkommandos für Gebirgs truppen	G. R.	Grenadierregiment
AOK	Armeeoberkommando	He	Typenbezeichnung für Flugzeuge der Heinkelwerke
Arko	Artilleriekommandeur	H. Gr.	Heeresgruppe, mehrere Armeen
Chef	Chef des Generalstabes vom Korps aufwärts	HKL	Hauptkampflinie
la	erster Generalstabsoffizier (Führung)	Hornisse	Panzerjäger mit 8,8 cm Pak
Ib	zweiter Generalstabsoffizier (Versorgung)	Hummel	schwere Feldhaubitze 18 (gepanzert)
Ic	dritter Generalstabsoffizier (Feindnachrichten/Sicherheit)	I. D.	Infanteriedivision
Fla	Fliegerabwehr des Heeres	i. G.	im Generalstab, Bezeichnung für Offiziere mit Generalstabsausbildung
Flak	Flugabwehrkanone, auch Bezeichnung für Truppenteil der Luftwaffe für Fliegerbekämpfung	I. R.	Infanterieregiment
F. HQu	Führerhauptquartier	I-Trupp	Instandsetzungs trupp
Gen. d. Art.	General der Artillerie	Ju	Typenbezeichnung für Flugzeuge der Junkerswerke
Gen. d. Geb.	General der Gebirgstruppe	Krad	Kraftrad
Gen. d. Inf.	General der Infanterie	KTB	Kriegstagebuch
Gen. d. Kav.	General der Kavallerie	Kwk	Kampfwagenkanone
Gen. d. Fallschirm Tr.	General der Fallschirmtruppe	Me	Typenbezeichnung für Flugzeuge der Messerschmittwerke
Gen. d. Fl.	General der Flieger	mech. K.	mechanisierte Korps, sowjetische Bezeichnung für vollmotorisierte Korps mit Panzer- und Schützebrigaden
Gen. d. Flak	General der Flak-Artillerie	MG	Maschinengewehr
Gen. d. General der Nachrichten-Nachr. Tr. truppe		sMG	schweres Maschinengewehr
		mot.	motorisiert
		MPi	Maschinenpistole
		MTW	Mannschaftstransportwagen
		OB	Oberbefehlshaber
		OKH	Oberkommando des Heeres
		OKW	Oberkommando der Wehrmacht
		OT	Organisation Todt (Arbeitseinheiten)
		Pak	Panzerabwehrkanone
		Pz. D.	Panzerdivision
		Pz. Gren. R.	Panzergrenadierregiment

RAD Reichsarbeitsdienst
 S. Br. Schützenbrigade
 Schtz. Div. Schützendivision, russische In-
 fanteriedivision
 Schtz. Rgt. Schützenregiment
 SPW Schützenpanzerwagen
 SS-Kav. D. SS-Kavalleriedivision
 Stalinorgel Soldatenwort für sowjetisches
 Salvengeschütz
 STAWKA Großes Hauptquartier, Stalins
 militärischer Führungsstab

Stoss. A. Stoßarmee, sowjetische Be-
 zeichnung für besonders gut
 mit Angriffswaffen ausgestat-
 tete Armee
 Stuka Sturzkampfbomber
 ungarisch
 V. P. Vorausbefördertes Personal ein-
 es höheren Stabes
 z. b. V. zur besonderen Verwendung

Zeichen auf den Karten

Deutsche Einheiten

18. = 18. Armee **97. Jäger** = 97. Jägerdivision
3.Pz. = 3. Panzerarmee **Kgr. Renz** = Kampfgruppe Renz
A-Abt. = Armeeabteilung **GD.** = Panzergrenadierdivision
 ›Großdeutschland‹
23.AK. = 23. Armeekorps **LAH.** = SS-Panzerdivision ›Leib-
 standarte Adolf Hitler‹
46.PzK. = 46. Panzerkorps **SS-T.** = SS-Panzerdivision ›Toten-
 kopf‹
49.GebK. = 49. Gebirgskorps **SS-R.** = SS-Panzerdivision ›Das
 Reich‹
44.JgK. = 44. Jägerkorps **SS-W.** = SS-Panzergrenadierdivi-
 sion ›Wiking‹
SS-PzK. = SS-Panzerkorps **11.Pz.** = 11. Panzerdivision
zbV. = Generalkommando zur be-
 sonderen Verfügung **31.** = 31. Infanteriedivision
11.Pz. = 11. Panzerdivision **36.mot.** = 36. motorisierte Infanterie-
 division
31. = 31. Infanteriedivision **213.Sich.** = 213. Sicherungsdivision
36.mot. = 36. motorisierte Infanterie-
 division **Tle 20.mot.** = Teile der 20. motorisierten
 Infanteriedivision
3.Geb. = 3. Gebirgsdivision **BAKE** = schweres Panzerregiment
 Bäke
10.PzGr. = 10. Panzergrenadierdivi-
 sion **K-Abt. B** = Korpsabteilung B
Wallon = SS-Freiwilligen-Brigade
 ›Wallonie‹

Russische Einheiten

65. = 65. Armee

5.G. = 5. Garde-Armee

1.Pz. = 1. Panzerarmee

5.GPz. = 5. Garde-Panzerarmee

1.Stoss. = 1. Stoßarmee

18. S.K. = 18. Schützenkorps

35. GSK. = 35. Garde-Schützenkorps

31. PzK. = 31. Panzerkorps

5.GPzK. = 5. Garde-Panzerkorps

3.mechK. = 3. mechanisiertes Korps

3.6mechK. = 3. mechanisiertes Garde-Korps

305.S. = 305. Schützendivision

81.GS. = 81. Garde-Schützendivision

9.Geb. = 9. Gebirgsdivision

122.Pz.Brig. = 122. Panzerbrigade

125.GSR. = 125. Garde-Schützenregiment

Popow = Panzergruppe Popow



= Flugplatz



= Heeresgruppengrenzen



= Armeegrenzen

Quellennachweis

I. Bücher und Zeitschriften

- ACCOCE, PIERRE; QUET, PIERRE: *La guerre a été gagnée en Suisse, 1939-1945, L'affaire Roessler*; (Libr. Acad. Perrin) Paris, 1966
- BÄCHINGER, KONRAD; FISCH, JOSEF; KAISER, ERNST: *Lasst hören aus alter Zeit; General Guisan: Haltet durch! (Arbeitsgem. f. prakt. Unterr.)* St. Gallen, 1963
- BAILEY, GOFFREY: *Verschwörer um Russland*; /List München, 1961
- BAUER, E.: *Der Panzerkrieg*. Bd. I und II; (Offene Worte) Bonn, o. J.
- BEKKER, CAJUS: *Angriffshöhe 4'000*; (Stalling) Oldenburg, 1964
- BENARY, ALBERT: *Die Berliner 257. Bären-Division*; (Podzun) Bad Nauheim, 1957
- BIDERMANN, G. H.: *Krim-Kurland mit der 132. Infanterie-Division 1941-1945*; Selbstverlag; Hannover, O. J.
- BÖHMLER, RUDOLF: *Fallschirmjäger*; (Podzun), Bad Nauheim, 1961
- BRAUN, J.: *Enzian und Edelweiss, 4. Geb. Div.*; (Podzun) Bad Nauheim, 1955
- BREITH, H.: *Der Angriff des III. Pz. Korps bei Zitadelle im Juli 1943*; Wehrkunde 1958
- BREITHAUPT, HANS: *Die Geschichte der 30. Infanterie-Division*; (Podzun) Bad Nauheim, 1955
- BUCHNER, ALEX: *Gebirgsjäger an allen Fronten*; (Sponholz) Hannover, 1954
- BÜCHMANN, GEORG: *Geflügelte Worte*; (Haude & Spener) Berlin, 1964
- FREIHERR VON BUTTLAR: *Ehrenbuch der deutschen Wehrmacht*; (Riegler) Stuttgart, 1954
- BUXA, WERNER: *Weg und Schicksal der 11. Infanterie-Division*; (Podzun) Bad Nauheim, 1963
- CARELL, PAUL: *Die Wüstenfüchse*; (Nannen) Hamburg, 1958, Ullstein Bücher Nr. 488/489, Frankfurt/M.-Berlin, 1964
- CARELL, PAUL: *Sie kommen*; (Stalling) Oldenburg i. O., 1961, Ullstein Bücher Nr. 497, Frankfurt/M.-Berlin, 1964
- CARELL, PAUL: *Unternehmen Barbarossa*; (Ullstein) Frankfurt/M.-Berlin, 1963
- CARIUS, OTTO: *Tiger im Schlamm*; (Vowinckel) Neckargemünd, 1960
- CONZE, W.: *Die Geschichte der 291. I. D.*; (Podzun) Bad Nauheim, 1953
- DAHMS, HELMUT GÜNTHER: *Geschichte des zweiten Weltkrieges*; (Wunderlich) Tübingen, 1965
- DALLIN, ALEXANDER: *Die Sowjetspionage*; (Politik und Wirtsch.) Köln, 1956
- DEAKIN, F. W.; STORRY, G. R.: *The Case of Richard Sorge*; (Chatto & Windus) London, 1966
- DEGRELLE, LEON: *Die verlorene Legion*; (Veritas) Stuttgart, o. J.
- DENZEL, EGON: *Die Luftwaffen-Felddivisionen 1942-1945*; (Vowinckel) Neckargemünd, 1963
- DIECKHOFF, G.: *Die 3. I. D. (mot.)*; (Borries) Göttingen, 1960
- DINGLREITER, JOSEPH: *Die Vierziger*; (Selbstverlag) Augsburg, o. J.
- VON DONAT, HANS: *Eisenbahn-Pioniere*; Deutsches Soldaten Jahrbuch 1966, (Schild) München-Lochhausen, 1966
- ERLAU, PETER: *Flucht aus der weissen Hölle*; (Riegler) Stuttgart, o. J.
- VON ERNSTHAUSEN, A.: *Wende im Kaukasus*; (Vowinckel) Neckargemünd, 1958
- ESTEBAN-INFANTES, GENERAL: *Blaue Division*; (Druffel) Leoni, 1958
- FEY, WILLY: *Panzer im Brennpunkt der Fronten*; (Lehmann) München, 1960

- FLICKE, F. w.: *Agenten funken nach Moskau*; (Welsermühl) Wels-München, 1957
- FOERSTER, WOLFGANG: *Kämpfer an vergessenen fronten*; (Dtsch. Buchvertr., Abt. f. Veröff. a. Amtl. Arch.) Berlin, 1931
- FOLTTMANN, JOSEF; MÖLLER-WITTEN, HANNS: *Opfergang der Generale*; (Bernard & Graefe) Berlin, 1952
- FORSTMEIER, FRIEDRICH: *Die Räumung des Kuban-Brückenkopfes im Herbst 1943*; (Wehr und Wissen) Darmstadt, 1964
- FRETTER-PICO, MAXIMILIAN: *Missbrauchte Infanterie*; (Bernard & Graefe) Frankfurt/M., 1957
- FULLER, JOHN F.: *Der zweite Weltkrieg 1939-1945*; (Humboldt) Wien-Stuttgart, 1952
- GACKENHOLZ, HERMANN: *Der Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte 1944 in Entscheidungsschlachten des zweiten Weltkrieges*; herausgegeben von DR. HANS-ADOLF JACOBSEN und DR. JÜRGEN ROHWER (Bernard & Graefe) Frankfurt/M., 1960
- GAREIS, MARTIN: *Kampf und Ende der Fränkisch-Sudetendeutschen 98. Infanterie-Division*; (Podzun) Bad Nauheim, 1956
- GARTHOFF, RAYMOND L.: *Die Sowjetarmee, Wesen und Lehre*; (Markus) Köln, 1955
- GÖRLITZ, WALTER: *Keitel, Verbrecher oder Offizier?*; (Musterschmidt) Göttingen, 1961
- GÖRLITZ, WALTER: *Der zweite Weltkrieg 1939-1945*, Bd. I und II; (Steingrüben) Stuttgart, 1951, 1952
- GRAMS, ROLF: *14. Panzer-Division*; (Podzun) Bad Nauheim, 1957
- GRASER, G.: *Zwischen Kattegat und Kaukasus*, 198. I. D.; (Selbstverlag) Tübingen, 1961
- GRÖSSEL, EMIL: *Grenadiere*, I. R. 530; (Selbstverlag) o. Erseh.-Ort, o. J.
- GROSSMANN, H.: *Geschichte der 6. I. D.*; (Podzun), Bad Nauheim, 1958
- GROSSMANN, H.: *Rschew, Eckpfeiler der Ostfront*; (Podzun), Bad Nauheim, 1962
- GRÜBE, RUDOLF: *Unternehmen Erinnerung*; Eine Chronik über den Weg und den Einsatz des Grenadierregiments 317 in der 211. Infanteriedivision 1939-1945; (Gieseking) Bielefeld, 1961
- GRUBER, ANTON: *Das Infanterie-Regiment 213*; (Selbstverlag) Nürnberg, 1963
- GSCHÖPF, R., DR.: *Mein Weg mit der 45. I. D.*; (Oberöster. Landesvlg.) Linz, 1955
- GUDERIAN, HEINZ: *Erinnerungen eines Soldaten*; (Vowinckel) Heidelberg, 1951
- HALDER, FRANZ: *Kriegstagebuch*, Bd. 1, 2 und 3; bearbeitet von DR. HANS-ADOLF JACOBSEN, (Kohlhammer) Stuttgart, 1963/66
- HAUCK, FRIEDRICH WILHELM: *Der Gegenangriff der Heeresgruppe Süd im Frühjahr 1943*; Wehrwissenschaftliche Rundschau 1962, Heft 8 u. 9
- HAUCK, FRIEDRICH WILHELM; u. A.: *Warum der Angriff im Frühjahr 1943 im Donez-Becken nicht zu Ende geführt wurde*; Wehrwissenschaftliche Rundschau 1964
- HAUPT, WERNER: *Demjansk, ein Bollwerk im Osten*; (Podzun) Bad Nauheim, 1963
- HAUSSER, PAUL: *Waffen-SS im Einsatz*; (Plesse) Göttingen, 1953
- HEIDKÄMPER, OTTO: *Witebsk*; (Vowinckel) Heidelberg, 1954
- HEILBRUNN, OTTO: *Der sowjetische Geheimdienst*; (Bernard & Graefe) Frankfurt, 1956
- HEINRICI, GOTTHARD; HAUCK, FRIEDRICH WILHELM: *Zitadelle*; Wehrwissenschaftliche Rundschau 1965, Heft 9 u. 10
- HENNECKE, KARDEL: *Die Geschichte der 170. I. D.*; (Podzun) Bad Nauheim, 1952
- HERMANN, WALTER: *Die Geschichte des Infanterie-Regiments 51*; (Selbstverlag) München, 1964
- HERTEL, WERNER: *Beobachtungsabteilung 6, 1936-1945*; (Laumann) Dülmen, 1965
- HILLGRUBER, ANDREAS: *Die Räumung der Krim 1944*; Wehrwissenschaftliche Rundschau, Beiheft 9, 1959

- HOFFMANN, KARL-OTTO: *Geschichte der Luftnachrichtentruppe*; Manuskript, in Vorbereitung, (Vowinckel) Neckargemünd
- HOMER: *Odyssee*; (Tempel) Berlin-Darmstadt, o. J.
- HOTH, HERMANN: *Panzer-Operationen*; (Scharnhorst Buchkameradschaft) Heidelberg, 1956
- HUBATSCH, WALTER: *61. Infanteriedivision*; (Podzun) Bad Nauheim, 1958
- HUBATSCH, WALTER: *Hitlers Weisungen für die Kriegführung*; (Bernard & Graefe) Frankfurt/M., 1962
- INTERNATIONALER MILITÄRGERICHTSHOF: *Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg*; (I.M.G.) Nürnberg, 1947 bis 1949
- JACOBSEN, HANS-ADOLF: *1939-1945, Der zweite Weltkrieg in Chroniken und Dokumenten*; (Wehr und Wissen) Darmstadt, 1959/1960
- JACOBSEN, HANS-ADOLF; ROHWER JÜRGEN: *Entscheidungsschlachten des zweiten Weltkrieges*; (Bernard & Graefe) Frankfurt/M., 1960
- KARB, HERBERT: *Erinnerungen der Pz.-Aufklärungsabteilung 12*; (Selbstverlag) Bonn-Lengsdorf, 1965
- KELLIG, WOLF: *Das deutsche Heer 1939-1945*; (Podzun) Bad Nauheim, 1956
- KERN, ERICH: *Kampf in der Ukraine, 1941-1944*; (Plesse) Göttingen, 1964
- KESSELRING, ALBERT: *Soldat bis zum letzten Tage*; (Athenäum) Bonn, 1953
- KIMCHE, JON: *General Guisans Zweifrontenkrieg*; (Ullstein) Frankfurt/M.-Berlin, 1962
- KLATT, PAUL: *Die 3. Gebirgsdivision 1939-1945*; (Podzun) Bad Nauheim, 1958
- VON KLEIST, HEINRICH: *Die Hermannsschlacht*, Werke: 1. Bd.; (Lolis Nachf.) Elberfeld, o.J.
- VON KNOBELSDORF, o.: *Geschichte der 19. Panzer-Division*; (Podzun) Bad Nauheim, 1959
- KONRAD, R.: *Kampf um den Kaukasus*; (Copress) München, o.J.
- KRÜGER, HEINZ: *Bildband der Rheinisch-Pfälzischen 263. Infanterie-Division*; (Podzun) Bad Nauheim, 1962
- KALLINOW, KYRILL D.: *Sowjetmarschälle haben das Wort*; (Hansa) Hamburg, 1950
- LANGE, WOLFGANG: *Korpsabteilung C*; (Vowinckel) Neckargemünd, 1961
- LANZ, HUBERT: *Gebirgsjäger*; (Podzun) Bad Nauheim, 1954
- LEMELSEN, JOACHIM: *29. i. D. (mot.)*; (Podzun) Bad Nauheim, 1960
- LENIN, *Werke, Bericht über die Tätigkeit des Rates der Volkskommissare vom 22. Dezember 1920*; Bd. 31, S. 513
- LIDDELL HART, BASIL HENRY: *Die Rote Armee*; (Offene Worte) Bonn, o. J.
- LIDDELL HART, BASIL HENRY: *The Other Side of the Hill*; (Hamilton & Co. Ltd.) London, 1956
- LOHSE, G.: *Geschichte der 126 I. D.*; (Podzun) Bad Nauheim, 1957
- LUBS, GERHARD: *I. R. 5. Aus der Geschichte eines Pommerschen Regiments, 1920-1945*; (Selbstverlag) Bochum, 1965
- LUSAR, RUDOLF: *Die deutschen Waffen und Geheimwaffen des zweiten Weltkrieges*; (Lehmann) München, 1962
- MADER, JULIUS; STUHLIK, GERHARD; PEHNERT, HORST: *Dr. Sorge funkt aus Tokio*; (Dtsch. Milit. Vlg.) Berlin, 1965
- VON MANSTEIN, ERICH: *Verlorene Siege*; (Athenäum) Bonn, 1955
- VON MANTEUFFEL, HASSO: *Die 7. Panzer-Division im zweiten Weltkrieg*; (Selbstverlag) Diessen am Ammersee, 1965
- VON MELLENTHIN, F. w.: unter Mitarbeit von ROLF STOVES: *Panzerschlachten*; (Vowinckel) Heidelberg, 1963
- MENEDETTTER, H. K.: *Chronik des Artillerie-Regiment 188*; (Selbstverlag) Bayreuth, 1960

- MELZER, w.: *Geschichte der 252. I. D.* 1939-1945; (Podzun) Bad Nauheim, 1960
- VON METZSCH, F. A.: *Die Geschichte der 22.I. D.*; (Podzun) Bad Nauheim, 1952
- MEYER-DETRING, WILHELM: *Die 137. Infanterie-Division*; (Selbstverlag) Petzenkirchen, Niederösterreich, 1962
- MIDDELDORF, EIKE: *Das Unternehmen Zitadelle*; Wehrwissenschaftliche Rundschau 1955, Heft 8, 9 u. 10
- MÜLLER, VINZENZ: *Ich fand das wahre Vaterland*; Berlin, 1963
- MUNZEL, OSKAR: *Panzer-Taktik*; (Vowinckel) Neckargemünd, 1959
- MUNZEL, OSKAR: *Die deutschen gepanzerten Truppen bis 1945*; (Maximilian) Herford, 1965
- NEHRING, WALTER: *Der Einsatz russischer Fallschirmverbände im Kampfraum des XXIV. Panzerkorps zwischen Tscherkassy und Kiew bei Kanew am 24./25. September 1943*; Deutsches Soldatenjahrbuch 1963, Tettngang, 1963
- NITZ, GÜNTHER: *Die 292. Infanteriedivision*; (Bernard & Graefe) Frankfurt/M., 1957
- PAYK, ERNST: *Die Geschichte der 206. Infanterie-Division, 1939-1945*; (Podzun) Bad Nauheim, 1952
- PHILLIPPI, A.; HEIM, F.: *Der Feldzug gegen Sowjetrußland*; (Kohlhammer) Stuttgart, 1962
- PICKERT, WOLFGANG: *Ein sowjetischer Ausbruch*; Allgemeine Schweizerische Militärzeitschrift, Juni 1953
- PICKERT, WOLFGANG: *Vom Kuban nach Sewastopol*; (Vowinckel) Neckargemünd, 1955
- PLOETZ, A. G.: *Geschichte des zweiten Weltkrieges*; (Ploetz) Würzburg, 1960
- POHLMANN, HARTWIG: *Geschichte der 96. Infanterie-Division*; (Podzun), Bad Nauheim, 1959
- POHLMANN, HARTWIG: *900 Tage im Kampf um Leningrad*; (Podzun) Bad Nauheim, 1962
- POTTGIESSER, HANS: *Die Reichsbahn im Ostfeldzug*; (Vowinckel) Neckargemünd, 1960
- PRAUN, ALBERT: *Soldat in der Telegraphen- und Nachrichtentruppe*; (Selbstverlag) Würzburg, 1965
- RAUS, ERHARD: *Winterkämpfe an der Bistraja und Kalitwa*; Allgemeine Schweizerische Militärzeitschrift, Januar 1954
- RAUS, ERHARD: *Zweimal Charkow*; Allgemeine Schweizerische Militärzeitschrift, Dezember 1964
- REBENTISCH, ERNST: *Zum Kaukasus und zu den Tauern, 23. Pz. Div.*; (Selbstverlag) Esslingen/N., 1963
- REHM, WALTER: *Jassy* (Vowinckel) Neckargemünd, 1959
- REDELIS, VALDIS: *Partisanenkrieg*; (Vowinckel) Neckargemünd, 1958
- RENDULIC, LOTHAR: *Gekämpft – gesiegt – geschlagen!*; (Weisemühl) Wels, 1965
- RENDULIC, LOTHAR: *Soldat in stürzenden Reichen*; (Damm) München, 1965
- REINICKE, ADOLF: *Die 5. Jäger-Division*; (Podzun) Bad Nauheim, 1962
- RIECKER, KARLHEINRICH: *Ein Mann verliert einen Weltkrieg*; (Friedericus) Frankfurt/M., 1955
- RÖHRICHT, EDGAR: *Probleme der Kesselschlacht*; (Condor) Karlsruhe, 1958
- RÖHRS, HANS-DIETRICH: *Hitlers Krankheit*; (Vowinckel) Neckargemünd, 1966
- SAINT-LOUP: *Les volontaires*; (Presse de la Cité) Paris, 1963
- SCHAUB, OSKAR: *AMS der Geschichte Panzer-Grenadier-Regiment 12*; (Selbstverlag) Bergisch-Gladbach, o. J.
- SCHEFFLER, KURT: *Das A. R. 268 im Kampf gegen den Bolschewismus*; (Selbstverlag) Regensburg, o. J.
- SCHEIBERT, HORST: *Zwischen Don und Donez*; (Vowinckel) Neckargemünd, 1961

- I, WALTER; MEHRLE, DR. HANS: *Von den Kämpfen der 215. Württemberg-Badischen Infanterie-Division*; (Selbstverlag) Stuttgart, o. J.
- VON SCHLIEFFEN, ALFRED: *Cannae*; (Mittler & Sohn) Berlin, 1936
- SCHMIDT, AUGUST: *Geschichte der 10. Division*; (Podzun) Bad Nauheim, 1963
- SCHMIDT, GERHARD: *Regimentsgeschichte des Panzer-Artillerie-Regiment 73*; (Boettcher) Bremen, o. J.
- SCHRAMM, PERCY ERNST; JACOBSEN, HANS-ADOLF; HILLGRUBER, ANDREAS; HUBATSCH, WALTER: *Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht*, Bd. I-IV; (Bernhard & Graefe) Frankfurt/M., 1961-1965
- SCHRÖDER, JÜRGEN; SCHULTZ-NAUMANN, JOACHIM: *Die Geschichte der Pommerschen 32 Infanterie-Division*; (Podzun) Bad Nauheim, 1956
- SCHULZ, HEINZ: 34. *Infanterie-Division*; (Selbstverlag) Baden-Baden, o. J.
- SCHWARZ, DR. A.: *Datentafel 323. Infanteriedivision*; (Selbstverlag) Bayreuth, 1966
- VON SEEMEN, GERHARD: *Die Ritterkreuzträger 1939-1945*; (Podzun) Bad Nauheim, 1955
- VON SENGER UND ETTERLIN, FRIDO-. *Krieg in Europa*; (Kiepenheuer & Witsch) Köln, 1960
- VON SENGER UND ETTERLIN JR., DR. F. M.: *Die deutschen Panzer 1926-1945*; (Lehmann) München, 1959
- VON SENGER UND ETTERLIN JR., DR. F. M.: *Die deutschen Geschütze 1939-1945*; (Lehmann) München, 1960
- VON SENGER UND ETTERLIN JR., DR. F. M.: *Der Gegenschlag*; (Vowinkel) Neckargemünd, 1960
- VON SENGER UND ETTERLIN JR., DR. F. M.: *Die 24. Panzer-Division, vormals 1. Kavalleriedivision*; (Vowinkel), Neckargemünd, 1962
- SPAETER, HELMUTH: *Geschichte des Panzerkorps Grossdeutschland*; (Selbstverlag) Duisburg-Ruhrort, 1958
- STEINER, FELIX: *Die Freiwilligen*; (Plesse) Göttingen, 1963
- STOVES, ROLF: *Die 1. Panzerdivision*; (Podzun) Bad Nauheim, 1962
- STRAUSS, FRANZ JOSEPH: *Friedens- und Kriegerlebnisse einer Generation, Panzerjäger-Abteilung in der ehemaligen 2. (Wiener) Panzerdivision*; (Selbstverlag) Kitzingen, 1960
- TELPUCHOWSKI, BORIS s.: *Die sowjetische Geschichte des grossen Vaterländischen Krieges 1941-1945*; herausgegeben und kritisch erläutert von ANDREAS HILLGRUBER und HANS-ADOLF JACOBSEN, Bernhard & Graefe, Frankfurt/M., 1961
- TESKE, HERMANN: *Die silbernen Spiegel*; (Vowinkel) Heidelberg, 1952
- TESKE, HERMANN: *Die Bedeutung der Eisenbahn bei Aufmarsch und Rückzug einer Heeresgruppe*; Allgemeine Schweizerische Militärzeitschrift, Jahrgang 1955
- TESKE, HERMANN: *General Ernst Köstring*; in *Profile bedeutender Soldaten*, Bd. 1; herausgegeben vom Bundesarchiv/Militärarchiv Koblenz, (Mittler & Sohn) Frankfurt/M., 1965
- VON TIPPELSKIRCH, KURT: *Geschichte des zweiten Weltkrieges*; Athenäum, Bonn, 1951
- TIEMANN, R.: *Geschichte der 83. Infanteriedivision*; (Podzun) Bad Nauheim, 1960
- TORNAU, G.; KUROWSKI, F.: *Sturmartillerie, Fels in der Brandung*; (Maximilian) Herford, 1965
- TRESS, KARL; u. A.: *Das Infanterie- und Sturmregiment 14 im zweiten Weltkrieg*; (Kameradschaft ehemaliger 114er) Konstanz, 1959
- VEALE, j. p.: *Der Barbarei entgegen*; (Nölke) Hamburg, 1954
- VON VORMANN, NIKOLAUS: *Tscherkassy*; (Scharnhorst Buchkameradschaft) Heidelberg, 1954

- WAGENER, CARL: *Der Vorstoss des XXXX. Panzerkorps von Charkow zum Kaukasus, Juli-August 1942*; Wehrwissenschaftliche Rundschau, 1955, Heft 9 u. 10
- WAGENER, CARL: *Der Gegenangriff des XXXX. Panzerkorps gegen den Durchbruch der Panzergruppe Popow*; Wehrwissenschaftliche Rundschau, 1957, Heft 1
- WAGENER, CARL: *Der Ausbruch der 1. Panzerarmee aus dem Kessel von Kamenez-Podolsk, März/April 1944*; Wehrwissenschaftliche Rundschau, 1959, Heft 1
- WARLIMONT, WALTER: *Im Hauptquartier der Deutschen Wehrmacht 1939-1949*; (Bernard & Graefe) Frankfurt/M., 1962
- WEIDINGER, OTTO: *Kameraden bis zum Ende*; (Plesse) Göttingen, 1962
- WEINMANN, WILLI: *Die 101. Jäger-Division, Dokumente, Berichte und Bilder*; (Selbstverlag) Offenburg, 1966
- WENSAUER, MATTHIAS: *Chronik des Infanterie-Regiments 246*; (Selbstverlag) Göttingen, 1962
- WERTH, ALEXANDER: *Russland im Krieg 1941-1949*; (Droemer) München, 1965
- WERTHEN, WOLFGANG: *Geschichte der 16. Panzer-Division*; (Podzun) Bad Nauheim, 1958, Bildband, 1956
- WICH, RUDOLF: *Baden-Württembergische Divisionen im 2. Weltkrieg*; (Braun), Karlsruhe, 1957
- VON ZYDOWITZ, KURT: *Die Geschichte der 98. Infanterie-Division*; (Podzun) Bad Nauheim, 1958
- ZWEIG, STEFAN: *Sternstunden der Menschheit*; (Fischer Bücherei Nr. 595) Frankfurt/M., 1964

II. Sonderdrucke und selbstverlegte Publikationen

- Geschichte der 21. Infanterie-Division*; (Selbstverlag) Hamburg, 1960
- Geschichte der 24. Infanterie-Division*; Arbeitskreis der Division, (Selbstverlag) Stolberg (Rhld.), 1956
- Die 90. Infanterie-Division, 1939-1949*; (Selbstverlag) Göttingen, 1965
- Geschichte der 96. Infanterie-Division 1938-1949*; Arbeitskreis der Division, (Selbstverlag) Hann. Münden, o. J.
- Das Buch der 78. Sturm-Division*; (Selbstverlag) Tübingen, o. J.
- Der Weg der 93. Infanterie-Division, 1939-1949*; (Selbstverlag) Weinheim a. d. B., 1956
- Taten und Schicksale der 197. Infanterie-Division*; (Selbstverlag) o. Ortsangabe, o. J.
- Geschichte der 207. und 281. Infanterie-Division mit ihren Zwischengliederungen 1939 bis 1949*; (Selbstverlag) Kiel, o. J.
- Pestschrift zum 1. Treffen der Angehörigen der 229. Inf. Div.*; (Selbstverlag) Hamburg, 1956
- 290. Infanterie-Division*; (Selbstverlag) Delmenhorst, 1960
- Geschichte des Artillerie-Regiments 129, 1940-1949*; (Selbstverlag) Bremen, 1962
- Tagebuch der Sturmgeschütz-Brigade 190*; (Selbstverlag) Neuss, o. J.
- Pionier Bataillon 240*; (Selbstverlag) Hamburg, o. J.
- Die Flut verschlang sich selbst, nicht uns! Tscherkassy*; Truppenkameradschaft ‚Wiking‘, (Selbstverlag) Hannover, 1963
- Der Kessel von Tscherkassy*; Kartenwerk nach Originalkarten, Truppenkameradschaft ‚Wiking‘, (Selbstverlag) Hannover, 1963

Südlich, des Ladoga Sees, Winter 1943; hrsg. von der Armee vor Leningrad
Vom Tschir zum Mius; hrsg. von der Armee Oberkommando 6, 1943
Die Abwehrschlachten der 6. Armee im Donezbecken und in der Nogaischen Steppe vom 18.8. – 3.11.1943; bearbeitet durch KTB-Führer Major Dr. Franck, hrsg. vom Armeeeoberkommando 6, 1943
Die Winterschlachten der 6. Armee im grossen Dnjepr-Bogen, im Brückenkopf Nikopol und im Raum Nikopol-Apostolowo-Kriwoi Rog vom 10.1. – 18.2.1944; bearbeitet durch KTB-Führer Major Dr. Franck, hrsg. vom Armeeeoberkommando 6, 1944
Die zweite Winterschlacht der 6. Armee zwischen Dnjepr, Ingulez und Bug vom 3. bis 23.3.1944; bearbeitet durch KTB-Führer Major Dr. Franck, hrsg. vom Armeeeoberkommando 6, 1944
Abwehrschlacht der 6. Armee zwischen Bug und Dnjestr vom 28.3.-12.4.1944; bearbeitet durch KTB-Führer Major Dr. Franck, hrsg. vom Armeeeoberkommando 6, 1944
Abwehrkämpfe der 6. Armee am Dnjestr und Pruth vom 20. 4.-31. 3.1944; bearbeitet durch KTB-Führer Major Dr. Franck, hrsg. vom Armeeeoberkommando 6, 1944
Ln-Truppe schafft sichere Fernmeldeverbindungen nach Demjansk; Studie von Karl-Otto Hoffmann
Die Durchbruchsschlacht der 1. Panzerarmee; im Auftrag des Chefs des Generalstabes der 1. Panzerarmee im Felde bearbeitet, 1944
SS-Panzerkorps in der Schlacht zwischen Donez und Dnjepr; hrsg. im Auftrag des Generalkommandos SS-Panzerkorps, 1943
Chronik SS-Pz.Rgt. 3, 'Wiking'; Tagebuchaufzeichnungen 1944, hrsg. v. Hauptmann der Waffen-SS a. D. Dr. Manfred Renz, 1964
Kriegstagebuch der 13. I. D.; bearbeitet von Brigadegeneral a. D. Willemer
Gefechtsbericht der 20. Pz.Div. Juni/Juli 1944, bearb. von Abt. Ia Kdo 20. Pz.Div.
Kriegstagebuch der 223. I. D. vom 1.4.43 bis 30. 9. 43

III. Archive und andere Quellen

MIKROFILME der The National Archives and Records Service, General Services Administration, Washington, D.C., USA
 ORIGINALUNTERLAGEN und KTB-Auszüge über die Heeresgruppe Mitte, Bundesarchiv/Militärarchiv, Koblenz
 DIETRICH, HELLMUT: *Die Entwicklung des sowjetischen Kräfteinsatzes von Ende März 1943 bis zum Angriffsbeginn Zitadelle am 3. Juli 1943*; Militärgeschichtliches Forschungsamt 1964
 GEHEIMBERICHTE des schweizerischen Büros Hausamann an das schweizerische Oberkommando, Mikrofilme, Bundesarchiv/Militärarchiv, Koblenz

IV. Unveröffentlichte Studien oder Manuskripte

AUGUSTIN, HANS, Oberstaatsanwalt
 BÄKE, FRANZ, DR., Generalmajor d. Res.

BALCK, HERMANN, General der Panzertruppe a. D.
 BAYERLEIN, FRITZ, Generalleutnant a. D.
FREIHERR VON BÖNNINGHAUSEN
BRASSAT, JULIUS
 BUSSE, THEODOR, General der Infanterie a. D.
 DEBUS, Obersturmführer der Waffen-SS a. D.
 DEINHARDT, HERBERT, Oberst i. G. a. D.
DIERCKS, JOHANNES
 DIESENER, K. Oberstleutnant
 REICHSFREIHERR VON EDELSHEIM, MAXIMILIAN, Generalmajor a. D.
FRANZ, ALEXANDER, Oberst
 FRANZ, GERHARD, Generalmajor a. D.
 FRANTZ, PETER, Major a. D.
 GILLE, General der Waffen-SS a. D.
GRAF, SEPP
 GROSSMANN, HORST, General der Infanterie a. D.
 HEINRICI, GOTTHARD, Generaloberst a. D.
HENSEL, HANS RUPRECHT, Dr.
 HESSE, JOACHIM, Oberst a. D.
HOENICKE, ALEXANDER
 HOFFMANN, KARL-OTTO, Oberstleutnant
 HORSTMANN, KARL, Major a. D.
 HOTH, HERMANN, Generaloberst a. D.
 KAESTNER, ROBERT, Oberst a. D.
 VON KAHLDEN, WOLF, Brigadegeneral a. D.
KANDUTSCH, HERMANN, Major a. D.
 KIRCHENBAUER, FRIEDRICH, Dr., Hauptmann a. D.
 KITTEL, HEINRICH, Generalleutnant a. D.
KRÄTSCHMER, GÜNTHER
 KÜHN, WALTER, Dr., Generalmajor a. D.
 KÜHNE, KLAUS, Hauptmann a. D.
 LAHMEYER, Major a. D.
 VON MANTEUFFEL, HASSO, General der Panzertruppe a. D.
 MEMMIGER, FRITZ, Hauptmann a. D.
 MERCK, ERNST, Generalmajor a. D.
 MILDEBRATH, WERNER, Oberst a. D.
 VON MITZLAFF, BERND, Oberst
 MÜLLER, WOLFGANG, Oberstleutnant
 MUSCULUS, FRIEDRICH, Major a. D.
 NEHRING, WALTHER K., General der Panzertruppe a. D.
 VON OPPELN-BRONIKOWSKI, HERMANN, Generalmajor a. D.
 PHILIPPI, ALFRED, Generalmajor a. D.
 PICKERT, WOLFGANG, General der Flakartillerie a. D.
PINGEL, HERMANN
 VON PLATO, ANTON-DETLEV, Generalmajor
 RATZEL, Oberstleutnant a. D.
 REINHARDT, ALFRED, Generalleutnant a. D.
 REINHARDT, HEINZ, Oberstleutnant a. D.
 RENZ, MANFRED, Dr., Hauptsturmführer der Waffen-SS a. D.

RÖNNEFARTH, HELMUT K. G., Dr.
 SANDER, K. j., Dr., Major
 GRAF SCHIMMELMANN VON LINDENBERG, Oberst a. D.
 SCHMAGER, GERT, Sturmbannführer der Waffen-SS a. D.
 SCHÖRNER, FERDINAND, Generalfeldmarschall
 SCHÖTTL, OSKAR, Dr.
 SCHULZE, PAUL, Major a. D.
 SCHWARZENBERGER, HORST
 SEIDEMANN, HANS, General der Flieger a. D.
 SÖTH, WILHELM, Generalmajor a. D.
 STAHL, PAUL, Dr., Oberstleutnant d. Res. a. D.
 STEINER, FELIX, General der Waffen-SS a. D.
 VON STEINKELLER, F. K., Generalmajor a. D.
 STOVES, ROLF, Oberstleutnant
 TEBBE, GERHARD, Major a. D.
 THOMALE, WOLFGANG, Generalleutnant a. D.
 THRÄN, EMIL
 TROWITZ, ADOLF, Generalmajor a. D.
 WEBER, RENATUS, Dr., Ministerialdirektor
 WENCK, WALTHER, General der Panzertruppe a. D.
 WESTHOVEN, FRANZ, Generalleutnant a. D.
 WESTPHAL, WERNER, Sturmbannführer der Waffen-SS a. D.
 WIENER, FRITZ, Dr., Oberstleutnant i. G. a. D.
 WIESE, FRIEDRICH, General der Infanterie a. D.
 VON WIETERSHEIM, WEND, Generalleutnant a. D.
 WILLEMER, w., Brigadegeneral a. D.
 WINTERFELD, KURT, Dr.
 WÖRNER, AUGUST
 WOTHE, WILLY
 ZIMMER, RICHARD, Generalleutnant a. D.

V. Sowjetische Quellen

ABSALJAMOW, M.; ANDRIANOW, v.: *Aus den Erfahrungen über das Zusammenwirken von Luftlandtruppen mit Partisanen im Grossen Vaterländischen Kriege*; Vojenno-istoritscheskij jurnal, Heft 11, 1964
 BATOW, p. 1.: *In Peldzügen und Schlachten*; (Milit.-Vlg. d. Verteidig.-Min. d. UdSSR) Moskau, 1962; (Dtsch. Milit.-Vlg.) Berlin, 1965
 BATOW, p. 1.: *In Peldzügen und Schlachten*; (Milit. Vlg. d. Verteidig.-Min. d. UdSSR) Moskau, 1962; (Dtsch. Milit.-Vlg.) Berlin, 1965
 BATSCHURIN, A.: *In den Kämpfen an der Beresina*; Vojennyj vjestnik, Heft 8, 1964
 BIRJUSOW, s. s.: *Der sowjetische Soldat auf dem Balkan*; (Milit.-Vlg. d. Verteidig.-Min. d. UdSSR) Moskau, 1963
 BIRJUSOW, s. s.: *Die Suche nach dem richtigen Entschluss*; Vojenno-istoritscheskij jurnal, Heft 5, 1963
 BLINOW, s. 1.: *Von der Weichsel bis zur Oder*; (Milit.-Vlg. d. Verteidig.-Min. d. UdSSR) Moskau, 1962

- DEBORIN, G. A.: *Der zweite Weltkrieg*; (Milit.-Vlg. d. Verteidig.-Min. d. UdSSR) Moskau, 1960; (Vlg. d. Min. f. Nat. Verteidig.) Berlin, 1960
- DSENI, j.: *Die Vernichtung der eingeschlossenen Kräftegruppe des Gegners*; Vojenno-istoritscheskij jurnal, Heft 2, 1965
- GRETSCHKO, A.: *In den Kämpfen um die Hauptstadt der Ukraine*; Vojenno-istoritscheskij jurnal, Heft 2, 1963
- JAKOWLJEW, v.: *Die Schwarzmeer-Flotte im Kampf zur Befreiung der Krim*; Vojenno-istoritscheskij jurnal, Heft 5, 1964
- JEREMENKO, A. i.: *Stalingrad; die Aufzeichnungen eines Frontbefehlshabers*; (Milit.-Vlg. d. Verteidig.-Min. d. UdSSR) Moskau, 1961; (Dtsch. Milit.-Vlg.) Berlin, 1964
- JUSTSCHUK, I. i.: *Das XI. Panzerkorps in den Kämpfen um die Heimat*; (Milit.-Vlg. d. Verteidig.-Min. d. UdSSR) Moskau, 1962
- KARAVAN, A.: *In der Richtung Minsk*; Vojenno-istoritscheskij jurnal, Heft 6, 1964
- KASAKOW, M.: *Der grosse Sieg bei Leningrad*; Vojenno-istoritscheskij jurnal, Heft 1, 1964
- KONJEW, I.: *Die Vollendung der Befreiung der sowjetischen Ukraine und das Erreichen der Weichsel*; Vojenno-istoritscheskij jurnal, Heft 7, 1964
- KRASSOWSKIJ, s.: *Die 2. Luftarmee in der Lemberg-Sandomierz-Operation*; Vojenno-istoritscheskij jurnal, Heft 7, 1964
- KRAWTSCHENKO, A.: *Tankisten überschreiten einen Fluss*; Vojenno-istoritscheskij jurnal, Heft 9, 1963
- KRIWOSCHIN, s.: *Kriegsbericht*; Kapitel: im ‚Kursker Bogen‘; (Vlg. Junge Garde) Moskau, 1962
- KUROTSCHKIN, p.: *Der Durchbruch durch die Verteidigungsstellung des Gegners in der Lemberg-Richtung*; Vojenno-istoritscheskij-jurnal, Heft 7, 1964
- LUTSCHINSKIJ, A.: *In den Kämpfen vor Sewastopol*; Vojenno-istoritscheskij jurnal, Heft 5, 1964
- MARKIN, i. I.: *Die Kursker Schlacht*; (Vlg. d. Min. f. Nat. Verteidig.) Berlin, 1959
- MOROSOW, w.: *Warum der Angriff im Frühjahr 1943 Donezbecken nicht zu Ende geführt wurde*; bearbeitet von F. W. Hauck, Wehrwissenschaftliche Rundschau, Heft 7u. 8, 1964
- MOSKALENKO, k.: *Die Heerführer des Hauptschlages*; Komsomolskaja prawda, Nr. 89, 1964
- PANTELEJEW, A.: *Die Seefront*; (Milit.-Vlg. d. Verteidig.-Min. d. UdSSR) Moskau 1965
- PLATANOW, s. p.; PAWLENKO, N. G.; PAROTKIN, i. w.: *Der zweite Weltkrieg 1939-1945*; 1 Textband u. 1 Kartenband, Moskau, 1958
- ROKROWSKIJ, A.: *Bei der 3. Weissrussischen Front*; Vojenno-istoritscheskij, Heft 6, 1964
- POPIEL, N. K.: *Die Panzer drehen in westlicher Richtung*; (Milit.-Vlg. d. Verteidig.-Min. d. UdSSR) Moskau, 1960
- POPIEL, N. K.: *Panzer greifen an*; (Dtsch. Milit.-Vlg.) Berlin, 1964
- POSPELOW, p. N.; u. A.: *Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion 1941-1945*; Bände 1-4 (Inst. d. Marxism.-Leninism. b. ZK d. KPSU) Moskau 1960 ff.
- ROKOSOWSKI, K.: *Die zwei Hauptangriffe*; Vojenno-istoritscheskij jurnal, Heft 6, 1964
- ROTMISTROW, R.: *Das Angriffstempo einer Panzerarmee*; Vojenno-istoritscheskij jurnal, Heft 6, 1964
- SACHAROW, M.: *Eine Blitzoperation*; Vojenno-istoritscheskij jurnal, Heft 8, 1964
- SAMSSONOW, A. M.: *Von der Wolga bis zur Ostsee*; (Vgl. d. Akad. d. Wiss. d. UdSSR) Moskau, 1963

- SAWJALOW, A. s.; KALLJADIN, T. j.: *Die Schia dit um den Kaukasus*; (Milit.-Vlg. d. Verteidig.-Min. d. UdSSR) Moskau, 1956; (Vlg. d. Min. f. Nat. Verteidig.) Berlin, 1959
- SCHUKOW, j.: *Die Zähmung der Tiger*; Moskau
- SHILIN, F. A.: *Die wichtigsten Operationen des Grossen Vaterländischen Krieges 1941 bis 1945*; Moskau, 1956
- SOFRONOW, G. p.: *Die Luftlandungen des zweiten Weltkrieges*; (Milit.-Vlg. d. Verteidig.-Min. d. UdSSR) Moskau, 1962
- SOVIET WAR NEWS; published by the Press Department of the Soviet Embassy in London; geb. Hefte, Vol. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 13, 14, 15
- STALIN, JOSEF: *War Speeches – Orders of the Day*; (Hutchinson) London, o. J.
- SYTSCHEW, K. w.; u. A.: *Gefechtshandlungen der Schützeneinheiten*; (Vlg. d. Min. f. Nat. Verteidig.) Berlin, 1958
- TSCHUIKOW, w. 1.: *Am Anfang des Weges*; (Dtsch. Milit.-Vlg.) Berlin, 1961
- UMANSKIJ, T.: *Die Besetzung des Brückenkopfes Ljutesch*; Vojenno-istoritscheskij jurnal, Heft 9, 1963
- VERŠININ, K.: *Die 4. Luftarmee in der Weissrussischen Operation*; Vojenno-istoritscheskij jurnal, Heft 6, 1964
- VYSSOTŠCHKIJ, F. 1.; MAKUCHIN, M. E.: *Die Garde-Panzer*; Moskau, 1963
- WORONOW, N. N. *Im Kriegsdienst*; (Milit.-Vlg. d. Verteidig.-Min. d. UdSSR) Moskau, 1963

Bildnachweis

gegenüber	Seite	gegenüber	Seite
	32		224
	33		225
	48		240
	49		241
	80		256
	81		257
	96		272
	97		273
	128		288
	129		289
	144		304
	145		305
	176		320
	177		321
	192		352
	193		353
	208		368
	209		369
			400
			401
			416
			417

Personenregister

Ränge und Dienstgrade nach dem Stand bis 1. Juli 1944 • Kursive Ziffern = Fotos

- Abuschinow, Kalmückenmajor 343
Aemilius Paulus, röm. Konsul 428
Albrecht, Oberstleutnant 25, 42, 44
Albrecht, Hauptmann 213
Albrecht, Leutnant 249
Allmendinger, Gen. d. Inf. 408, 411 f, 414, 417 f.
Alsleben, Obergefreiter 121, 124
von Alvensleben, Major 402
Andoy, Oberst 204
de Angelis, Gen. d. Art. 129, 340
Annus, Hauptmann 112 f
Antonescu, Ion, Marschall, rumänischer Staatsführer 13 f, 18, 405
Antonow, E. A., General (sowj.) 139
,Arthur', deutscher Soldat 125
Arzyszewski, Kapitän (poln.) 85
Assmann, Oberst 28
Augustin, Hauptmann 305
- Backe, Dr. Herbert, Minister 465
Badanow, W. M., Generalmajor (sowj.) 104 ff, 108, 113
Bäke, Dr. Oberst d. Res. 71 ff, 109 f, 364, 366, 370, 383, 401
Bärenfänger, Hauptmann 123
Bagramjan, Armeegeneral (sowj.) 442
Balde, Gen. d. Pz. Tr. 84, 107, 118 f, 168 f, 330, 389
Balletshofer, Oberleutnant 22
Barnier, Generalleutnant 452
Batow, P. I., Generalleutnant (sowj.) 437, 439/449
Bauer, Oberst d. Luftwaffe 407
Bauer, Major 199, 216 f
Bauer, Kommodore 279
Bauer, Soldat 455
Bayerlein, Generalmajor 347, 349 ff, 352 ff, 400
Becker, Oberstleutnant 423
Becker, Oberleutnant 353
Becker, Leutnant 208
Begemann, Oberleutnant 439
Behnemann, Oberleutnant 253 ff, 257 ff
- Behrens, Gefreiter 232
von Below, Oberst 209, 212
Bender, Oberleutnant 374
Berckel, Hauptmann 167
Bergmann, Gefreiter 345
Betz, Oberst 413, 418
Beuermann, Oberstleutnant 350
Beyer, Dr., Generalleutnant 252
Bieber, Oberst 33
Bieberstein, Major 73
Binder, Oberstleutnant 312
Bismann, Gefreiter 29
Bleyer, Generalleutnant 344
Blücher, Fürst, preuss. Feldmarschall (1742 bis 1819) 69
von Blumröder, Oberst i. G. 396
Bochmann, Hauptsturmführer der Waffen-SS (Hauptmann) 223
Böhme, Generalleutnant 423
Bölter, Oberfeldwebel 202 f
Bogdanow, Leutnant (sowj.) 144 f.
Bogoljubow, A. N., Generalleutnant (sowj.) 170 f
Bolk, Hauptmann 25
Bopst, Hauptmann 307
von Boxberg, Major 36 f
Brade, Hauptmann 440
Brandenberger, Gen. d. Pz. Tr. 250, 283
Braun, Georg, Generalleutnant 185 f
Braun, Julius, Generalleutnant 340
Braun, Major i. G. 335
Braun, Major 382
Breith, Gen. d. Pz. Tr. 61 f, 70 ff, 73, 78, 169, 362, 364 ff, 373, 384, 389, 399, 401 ff
Brendel, Oberleutnant 100, 204, 216
Breschnew, Leonid L, Oberst (sowj.) Leiter der Politabteilung der 18. Armee 153 ff
Brixius, Unteroffizier 454
Graf von Brockdorff-Ahlefeldt, Gen. d. Inf. 222,225
Bruhn, Oberst 410
Buchholz, Oberleutnant 123 f
Buchner, Oberleutnant 132
von Büнау, Gen. d. Inf. 141 ff, 152

- Buff, Charlotte (1753-1828) Freundin Goethes 90
- Bunzel, Oberfeldwebel 116 f
- Busch, Feldmarschall 226, 235, 238, 425, 432 f, 440 f, 447
- Buschshagen, Gen. d. Inf. 167 f
- Busse, Generalleutnant 70, 81, 106, 111, 114, 165, 277, 292, 295, 386, 392, 395 ff
- Butusow, sowj. Soldat 169
- Cäsar, röm. Feldherr u. Staatsmann (100 bis 44 v. Chr.) 296
- Carstens, Major 199
- Fürst zu Castell, Rittmeister 300
- Chamberlain, A. N., brit. Premierminister 95
- Charitonow, F. M., Generalmajor (sowj.) 163 f, 171 f
- von der Chevallerie, Gen. d. Inf. 251, 399, 401
- Chruschtschow, N. S., Kriegsrat und Generalleutnant (sowj.) 19 f, 48, 57, 63 ff, 68, 82 f, 99, 113, 155, 185, 238, 266, 319, 322, 324, 327
- Churchill John (1650-1722) Herzog von Marlborough brit. Feldherr und Politiker 296
- Churchill, Winston, brit. Premierminister 95
- „Cicero“ – Deckname für deutschen Agenten in der Türkei 90
- Ciliox, Leutnant 365
- von Clausewitz, preuss. General (1780 bis 1831) 78, 157, 297
- Conrady, Generalmajor 452
- „Coro“ – Deckname für Schulze-Boysen 91
- Cramer, Oberst 158
- Cramer, Hauptmann 365
- Crisolli, Oberst 275
- Darnedde, Hauptmann 249, 252
- Debus, Obersturmführer der Waffen-SS (Oberleutnant) 375 f
- Decker, Karl, Generalleutnant 448
- Deegener, Oberstleutnant i. G. 218
- Degrelle, Léon, Obersturmführer der Waffen-SS (Oberleutnant) 370, 383
- Dehen, Unteroffizier 72
- Deichens, Major 350
- Deichmann, Gen. d. Fl. 407, 412, 418
- Demme, Oberst 440
- Dessloch, Gen. d. Flak 14, 398
- Diercks, Unteroffizier 454 f
- Diesener, Hauptmann 38
- Dietrich, Obergruppenführer u. Gen. der Waffen-SS 176
- „Direktor“ Deckname der Sowjet. Spionagezentrale in Moskau 86 ff, 93, 97 ff, 182, 241
- Dönitz, Grossadmiral 406, 419
- Frhr. von Dörnberg, Leutnant 366, 375
- Domaschk, Hauptmann 348
- „Dora“ Deckname für Alexander Rado 86 ff, 89 æ 93/ 97
- Dornemann, Oberleutnant 64
- Dorr, Hauptsturmführer der Waffen-SS (Hauptmann) 380
- Drescher, Generalleutnant 452
- Dressel, Leutnant 213
- Druschei, Major 65
- Duchanow, M. P., Generalmajor (sowj.) 195, 198
- Dübendorfer, Rachele, Deckname „Sissie“ 91 f, 97, 100
- Ebel, Unteroffizier 123 f
- Ebeling, Hauptmann 366
- Eberhard, Gefreiter 59
- Ebers, Wachtmeister 150
- Frhr. von Edelsheim, Generalleutnant 363
- Eichstädt, Leutnant 202
- Eisenhower, Dwight D., General (USA) 15, 75 445/ 447
- Eismann, Major i. G. 81, 165
- Frhr. von Elverfeldt, Oberst 34, 240
- Engel, Generalmajor 452
- Erhard, Leutnant 141
- Ertl, Gebirgsjäger 341 f
- Esteban-Infantes, General (span.) 220
- Fangohr, Generalmajor 70, 111, 172, 326
- Fassbender, Leutnant 170
- Faulhaber, Oberst 410, 412
- Fechner, Hauptmann 284
- Fellgiebel, Gen. d. Nadir. Tr. 85
- Felsch, Oberstleutnant i. G. 437
- Fermello, Gefreiter 26
- Finke, Dr., Hauptmann 417
- Fitschen, Gefreiter 329
- Foote, Alexander 91
- Fouquet, Oberst 359, 376, 382
- Franck, Dr., Major 346
- Frank, Oberstleutnant 365 f

Franz, Alexander, Oberstleutnant i. G. 283, 423 f
 Franz, Gerhard, Oberst i.G. 372, 377 ff, 380
 Frantz, Peter, Major 59
 Freisler, Roland, Vorsitzender des Volksgerichtshofs 94
 Fretter-Pico, Maximilian, Gen. d. Art. 106, 110 f, 114, 284
 Friedrich der Grosse, Preussenkönig Friedrich II (1712-1786) 116, 388
 Friessner, Gen. d. Inf. 33, 35
 Frolenko, A. G., Generalmajor (sowj.) 449
 Fuhrmann, Feldwebel 20 f
 Frhr. von Funck, General d. Pz. Tr. 168 f

 Gabriel, Gefreiter 20 f
 Gaedke, Oberst i. G. 373
 Ganschow, Major i. G. 377, 383
 Gareis, Generalleutnant 411
 von Gaza, Major 339
 Gehlen, Oberst i. G. 388, 390
 Gerassimenko, W. F., Generalleutnant (sowj.) 116
 von Gerdell, Oberleutnant 202
 Gerdsmann, Kradmelder 73
 Gericke, Hauptmann 110
 Giele, Kapitänleutnant 412
 Gühr, Generalmajor 452
 ‚Gilbert‘, Deckname für Leopold Trepper 97
 Gille, Gruppenführer und Generalleutnant der Waffen-SS 168, 378, 380 f, 383
 Gittermann, Leutnant 118
 Goebbels, Dr., Reichspropagandaminister 97/190
 Göring, Reichsmarschall 294, 316, 445
 von Goethe, Johann Wolfgang (1749-1832) 90, 373, 464
 Göttig, Oberstleutnant 412
 Goldmann, Leutnant 312
 Golikow, F. I., Generalleutnant (sowj.) 159/179
 Gollwitzer, Gen. d. Inf. 442 ff, 452
 von Gottberg, Hauptmann 46, 58
 Gottlieb, Oberleutnant 423
 Goworow, L. A., Generalleutnant (sowj.) 200
 Grant, Ulysses, amerik. General und Präsident (1822-1885) 200
 Ritter von Greim, Generaloberst 14, 432
 Greiner, Leutnant 299 f
 Greiner, Helmuth, Kriegstagebuchführer OKW 230
 Gretschnko, A., Generaloberst (sowj.) 321 ff

 Griesbach, Oberst 197
 Grossmann, Gen. d. Inf. 30, 246
 Grouchy, Marquis de, Marschall (franz.) (1766-1847) 68 f
 Gruner, Generalmajor 424
 Gudehus, Gefreiter 202
 Guderian, Generaloberst 15, 32, 42, 76 ff, 264 ff, 292, 307, 329 f, 347, 349, 362, 429, 443, 451
 Guderian, Major 309, 358
 Güldenpfennig, Oberleutnant 380
 Guisan, General (schweiz.) 97
 Gutschera, Hauptmann 148
 Gwosdik, Soldat (sowj.) 169

 Habermann, Obergefreiter 333
 Haccius, Generalleutnant 131
 Hänsch, Leutnant 37
 Hagemann, Generalmajor 417
 Hahne, Oberst 452
 Haidlen, Oberst i. G. 423
 Hain, Unteroffizier 122
 von Hake, Oberst 339 f
 Halder, Generaloberst 84
 Hamann, Generalmajor 452
 Hamann, Obergefreiter 376, 382
 Hannibal karthagischer Feldherr (247 bis 183 v. Chr.) 426, 428
 Hansen, Obersturmführer der Waffen-SS (Oberleutnant) 176
 Harmel, Obersturmbannführer der Waffen-SS (Oberleutnant) 50,177
 Harms, Gefreiter 27
 Harpe, Gen. d. Pz. Tr. 31
 Hartmann, Generalleutnant 417, 420
 Hasdrubal, karthagischer Heerführer (gest. 207 v. Chr.) 426
 Hasse, Major 353
 Hauffe, Gen. d. Inf. 318 ff, 386, 389
 Hausamann, Major (Schweiz.) 92 ff, 96, 98 f, 181
 von Hauser, Hauptmann 119
 Hausser, Paul, Oberstgruppenführer und Generaloberst der Waffen-SS 49 f, 56 ff, 61, 64 ff, 69, 159 ff, 171, 175 ff, 178, 208, 402 f
 Hellmold, Gefreiter 306, 308, 310 f
 Hennigs, Major 254
 Henrici, Gen. d. Pz. Tr. 125, 164, 169 f, 172, 246, 298, 332 ff, 335
 Hensel, Hauptmann 407, 409, 417, 420
 Hepp, Oberst i. G. 411
 Hermani, Major i. G. 372, 377 ff

Hermann der Cherusker (16 v. Chr. – 21 n. Chr.) 296
Hertel, Major 310 f
Hertz, Oberst, 217 f
Hesse, Oberst i. G. 299 f, 305
Heusinger, Generalleutnant 430, 461
Hewel, Botschafter 95
Heyne, Generalmajor 452
Hilpert, Gen. d. Inf. 219 f, 231
Himmeler, Reichsführer-SS 90
Hippel, Oberst 305
von Hirschfeld, Major 130
Hitler, Adolf 14 f, 18 ff, 32, 35, 49, 75 ff, 84 f, 88 ff, 95, 97 ff, 112, 114, 119 f, 128, 138 f, 154 t 157, 159, 164 f, 171, 173, 176 f, 180, 183 ff, 189, 191, 215, 219, 226, 231, 239 ff, 260, 262 ff, 270 ff, 273, 277 f, 280, 282 ff, 289, 294, 323, 326, 328, 330ff, 334, 341, 343f, 353f, 360ff, 386ff, 390f, 393 t 397 f, 402 f, 405 f, 408, 414 ff, 418 f, 425, 430, 432 ff, 440 f, 443' 445/ 461, 467
Hitter, Generalleutnant 443 f, 452
Hochbaum, Generalleutnant 306
Höhne, Gen. d. Inf. 225, 227 f, 235
Höke, Generalleutnant 30
Hölderlin, Friedrich 59
Hoernlein, Generalleutnant 44, 60, 162, 178' 353
Hötzel, Oberleutnant 243
Hofer, Leutnant 333
Hoffmeister, Generalleutnant 437, 452
Hohn, Dr., Generalmajor 382
Hollidt, Generaloberst 105 f, 109, 112, 114, 157, 159, 163 ff, 266, 278, 280, 282, 336, 338 ff, 341, 390
Holschermann, Oberleutnant 142 f, 146 ff
Holzinger, Leutnant 345
van Hooven, Oberst 334
Hoppe, Generalleutnant 184, 227, 235
Hoppe, Hauptmann 407
Horst, Major 73
Horstmann, Major 333
von Horthy, Admiral, ungar. Reichsverweser 393
Hossbach, Gen. d. Inf. 28
Hoth, Generaloberst 14t 21, 37, 40ff, 47, 52, 61, 66 ff, 70, 74, 79, 83, 106 f, 111 f, 114, 131, 157, 171 ff, 175 f, 267, 271 ff, 292, 323, 325 ff, 329, 331, 358, 387, 451
Hube, Generaloberst 352, 390 ff, 394 ff, 397 ff, 402 ff
Huchtmann, Leutnant 72
Hühner, Generalleutnant 210, 212 f, 219
von Hünersdorff, Generalleutnant 63, 73 f, 106
von Hünersdorff, Frau 74
Hummel, Gefreiter 455
Ibanski, Generalleutnant (sowj.) 48
Irle, Hauptmann 196, 198 f
Isselhorst, Oberleutnant 306, 309, 311, 321
Isselstein, Dr., Stabsarzt 378
Iwanow, S. P., Generalleutnant (sowj.) 157/171
Iwanow, W. N., Gardesoldat (sowj.) 301
Jaenecke, Generaloberst 285, 405, 407, 413 f, 416 f
Jakobs, Soldat 454
Jaschke, Gen. d. Inf. 251
Jauer, Generalleutnant 325
Jegorow, Oberst (sowj.) 114, 118
Jeremenko, A. L., Armeegeneral 112 ff, 120, 239, 247, 358, 410, 414, 417
„Jim“ – Deckname 90
Jobsky, Oberst 250
Jodl, Generaloberst 99, 430
Jolasse, Generalmajor 345
Jordan, Gen. d. Inf. 432, 437, 439
von Jungenfeldt, Oberstleutnant 32, 332, 334' 336
Källner, Generalmajor 312
Kaestner, Major 369 f, 374 f
Graf von Kageneck, Major 62
von Kahlden, Oberst i. G. 343
Kalinow, Oberst (sowj.) 359
Kandutsch, Major 126, 170, 335, 346
Karde, Hauptsturmführer der Waffen-SS (Hauptmann) 50
Karl XII. König von Schweden (1682-1718) 297, 306
Kassnitz, Oberst 44, 46
Katukow, M. J., Generalleutnant (sowj.) 18 ff, 50 f, 57, 63, 66 f, 289
Keitel, Generalfeldmarschall 397, 411, 431
Kempf, Gen. d. Pz. Tr. 14, 16, 41 ff, 50, 56, 61, 64, 67 f, 69, 79, 171, 180, 267, 272 f
„Kent“ – Deckname für Victor Sokolow 98
Kerler, Oberleutnant 142, 148
von Kessel, Generalleutnant 30
Kestner, Johann Christian (1741-1800), Freund Goethes 90
von Killinger, Gesandter 13 f
Kinitz, Oberstleutnant i. G. 119

Kirberg, Leutnant 309
 Kirchenbauer, Oberleutnant 127
 Kirchner, Gen. d. Pz. Tr. 115 f, 171
 Kitajew, Offizier (sowj.) 169
 Kittel, Generalmajor 292
 Klabus, Unteroffizier 122
 Klammt, Generalmajor 452
 Klappich, Oberleutnant 115,117 f
 Kleinheinz, Dr., Oberstleutnant 198
 von Kleist, Generalfeldmarschall 112, 271,
 285, 358, 403,414
 von Kleist, Heinrich (1777-1811) 296
 Klümpel, Oberleutnant 123
 von Kluge, Generalfeldmarschall 14 f, 75 ff,
 88, 179, 281 ff, 284, 286 f, 445
 Knapp, Major 364
 Knatchbull-Hugessen, Sir Hugh, Botschaf-
 ter (brit.) 90
 von Knobelsdorff, Gen. d. Pz. Tr. 171, 175,
 268,270,321
 Köhne, Oberleutnant 268 f
 Köhne, Dr., Hauptmann 299
 Königshausen Dr., Stabsarzt 383
 Köstring, Gen. d. Kav. 316
 Koll, Generalmajor 364 f, 383
 Kommissarow, V., Sergeant (sowj.) 324
 Konjew, I. S., Marschall (sowj.) 271 f, 274,
 283, 331, 347 f, 352 ff, 356 ff, 359 f,
 362, 379, 384, 387, 390 f, 395, 399
 Konowalow, Oberstleutnant (sowj.) 65
 Konrad, Gen. d. Geb. Tr. 129, 408 f, 412 f,
 417, 420
 Kopp, Oberleutnant 212
 Kornitzki, Marinemaat (sowj.) 151 f
 Koske, Leutnant 252
 Krasnow, A. A. Generalmajor (sowj.)
 107 f.
 Krassowski, Generalleutnant (sowj.) 306
 Krause, Stabsfeldwebel 376, 381 f
 Krawtschenko, Generalleutnant (sowj.)
 319 f, 325, 327, 357
 Krebs, Generalleutnant 440
 Kreipe, Leutnant 141,145
 Kreiser, J. G., Generalleutnant (sowj.) 340
 Kretschmer, Feldwebel 232
 Kreysing, Gen. d. Geb. Tr. 332, 343
 Kriwoschein, S., Generalleutnant (sowj.)
 40 f, 58
 Krjutschenkin, W. D., Generalmajor (sowj.)
 179
 Krudzki, Major 212
 von Küchler, Generalfeldmarschall 226
 Kühne, Oberleutnant 116,127
 Kunikow, Z. L., Major (sowj.) 149 f, 154
 Kunin, Bataillonskommandeur (sowj.) 58
 von Kurowski, Generalleutnant 452
 Kusnezow, W. L., Generalleutnant (sowj.)
 104
 Kwatsch, Oberst (sowj.) 359

 Lahmeyer, Dr., Major 140 ff, 147 f
 Lang, Generalmajor 416
 Lanz, Gen. d. Geb. Tr. 158 ff, 162 ff
 von Lauchert, Oberstleutnant 44 ff, 58, 347
 Laux, Gen. d. Inf. 225 f, 228, 231, 235
 Lawall, Dr., Major 130
 Leben, Oberleutnant 365
 Leder, Unteroffizier 333
 Ritter von Leeb, Generalfeldmarschall 184
 Leljuschenko, D. D., Generalleutnant
 (sowj.) 298
 Lemelsen, Gen. d. Pz. Tr. 35
 Lenin 154, 291
 Leonidas, König von Sparta (t 480 v. Chr.)
 153
 von Le Suire, Generalleutnant 130
 Lex, Hauptsturmführer der Waffen-SS
 (Hauptmann) 65
 Leyk, Hauptmann 23, 25
 von Leyser, Gen. d. Inf. 211
 Lieb, Generalleutnant 306, 360, 372 f, 377,
 382 f
 Lilienthal, Oberwachtmeister 343
 Lincoln, Abraham, Präsident der USA (1809
 bis 1865) 297
 Lindemann, Generaloberst 192, 201, 209,
 218 f
 Lindenberg, Major 344
 Lippert, Lucien, Oberstleutnant (belg.)
 370, 380
 von Löffelholz, Oberstleutnant i. G. 274
 Lorch, Oberst 344
 Lorenz, Oberstleutnant 45
 Lorenz, Oberst 227
 Louvois, franz. Kriegsminister (1641 bis
 1691) 296
 Lucht, Gen. d. Art. 107
 ‚Lucie‘ – Deckname für Rudolf Rössler
 87 ff, 98 ff, 182
 Lühsen, Gefreiter 193 f, 196,198
 Frhr. von Lützow, Generalleutnant 452

 von Mackensen, Generaloberst 157, 164,
 169, 266, 280, 298, 335
 Maier, Feldwebel 136
 Maiwald, Hauptmann 25

- de Maizière, Oberstleutnant i. G. 39, 299, 305
- Malenkow, G. M., Sekretär des Zentralkomitees (sowj.) 435
- Malinowski, R. J., Armeegeneral (sowj.) 113 f, 119, 155, 283 f, 332 f, 352, 390
- Frhr. von Mannerheim, Marschall (finn.) 187, 215
- von Manstein, Generalfeldmarschall 13 ff, 18, 40 ff, 47, 53, 62, 67 f, 71, 75 ff, 80, 81, 83 f, 102 ff, 105 ff, 111, 114, 126, 128, 155, 157 ff, 164 ff, 168, 171h 174, 179 h 182, 191 f, 221, 226, 233, 263 ff, 266 f, 271, 273 f, 277 ff, 280 ff, 283 ff, 286 ff, 290 ff, 293, 295 f, 298, 307, 317, 321 ff, 326, 328, 330 ff, 357, 361 f, 370, f, 385 ff, 389 ff, 392 ff, 395 ff, 398, 402 f, 405, 416, 429 f, 434, 447
- von Manteuffel, Generalleutnant 62, 325
- Markin, Oberst (sowj.) 36, 45
- Martinek, Gen. d. Art. 436 f, 451 f
- Frhr. von Massenbach, Oberstleutnant 225
- Matrossow, Soldat (sowj.) 249
- Mattenklott, Gen. d. Inf. 330
- Matuschek, Major 64
- Mauss, Dr., Generalmajor 399
- Mayer, Waldemar, Major 309
- von der Meden, Generalleutnant 399
- von Meerheimb, Rittmeister 377
- Melzer, Generalleutnant 442
- von Mentz, Major 304
- Merk, Oberst i. G. 62, 373
- Metzner, Dr., Oberleutnant 23, 25
- Meyer, Bruno, Hauptmann 64 ff
- Meyer, Leutnant (poln.) 85
- Meyer-Waldeck, Kapitän z. See 443
- Mez, Major 412
- Michael, Rittmeister 342
- Michaelis, Generalmajor 452
- Mickl, Generalleutnant 46 f
- Mieth, Gen. d. Inf. 344
- Mildebrath, Oberstleutnant 45
- von Mitzlaff, Major 250
- Model, Generalfeldmarschall 14 f, 19, 25, 33, 39, 43, 66, 70, 76, 78, 239 t 245, 265 ff, 288, 403 f, 430, 447 f
- Mönnich, Oberleutnant 142
- Mogel, Obergefreiter 48
- Molotow, W., Aussenminister (sowj.) 435
- Montgomery, Feldmarschall (brit.) 37, 323
- Morzik, Gen. d. Fl. 398, 401
- Moskalenko, K. S., Generaloberst (sowj.) 309, 324 ff
- Müller, Vinzenz, Generalleutnant 445, 451 f
- Müller, Oberstleutnant 378
- Müller, Oberstleutnant i. G. 161
- Müller, Alfred 407
- Müller-Bülow, Generalmajor 452
- Mundstock, Hauptmann 39
- Musculus, Major 121 f
- Mussolini, ital. Staatschef 99
- Napoleon I., Kaiser der Franzosen (1769 bis 1821) 60 f, 80, 185 f, 297
- Naumann, Unteroffizier 228 f
- Nefedow, Feldwebel (sowj.) 318
- Nehring, Gen. d. Pz. Tr. 14, 71, 293, 295, 298 ff, 304 ff, 307, 309 f, 312, 314, 317, 320 f
- Neumeister, Oberst 390
- Nicolai, Hauptmann (rum.) 143 f, 148
- Niedzwedski, Melder 424
- Niekisch, Ernst, Publizist 87
- Nikolajew, A., Soldat (sowj.) 70
- Nitzsche, Soldat 39
- Noak, Major 32 f
- Noeldechen, Generalleutnant 201, 218, 220
- Nogajew, Sergeant (sowj.) 58
- Ochsner, Generalleutnant 452
- Odysseus, griech. Sagenheld 371
- Oekel, Hauptmann 73
- Oktjabrski, Vizeadmiral (sowj.) 143, 407
- von Oppeln-Bronikowski, Oberst 62, 71
- Ostendorff, Brigadeführer und Generalmajor der Waffen-SS 161
- Ortlieb, Major 135
- Osserowski, Obergefreiter 27
- von Ostau, Oberleutnant 288
- Otto, Hauptmann 326
- „Pakbo“ – Deckname 90, 100
- Palaska, Gefreiter 218
- Pantelejew, Admiral (sowj.) 186
- Pape, Günther, Oberst 49
- Paulus, Generalfeldmarschall 102, 371
- Peschei, Generalleutnant 452
- Peschke, Major 49
- Peslmüller, Oberst 141
- Peter der Grosse, russ. Zar (1672-1725) 297
- Petrow, I. J., Generalleutnant (sowj.) 139, 152
- Petuchow, N. J., Soldat (sowj.) 301

Petter, Hauptmann 223
 Pfeifer, Unteroffizier 311
 Pfeiffer, Gen. d. Art. 452
 Philipp, Generalleutnant 452
 Picker, Generalmajor 282
 Pickert, Gen. d. Flak 407, 412
 Piedmont, Oberleutnant 121 f
 Pingel, Feldwebel 26
 Pistorius, Generalleutnant 452
 Pleyer, Soldat 196
 Podgorbunski, Unterleutnant (sowj.) 163
 Pössel, Major 44
 Pohlmann, Oberst 202 f
 Pokrowski, S. Generalleutnant (sowj.) 441
 Poljakow, Oberst (sowj.) 205 f
 Ponte, Antonio, Soldat (span.) 220
 Popjol, N. K., Generalleutnant (sowj.)
 Kriegsrat 19 f, 22, 51, 57, 63 ff, 289
 Popow, M. M., Generalleutnant (sowj.)
 164, 168 ff, 172, 181
 Poppe, Generalleutnant 270
 Porsche, Ferdinand, Konstrukteur 32
 Postel, Generalleutnant 163, 178, 288
 Preus, Oberst 283
 Princip, Gavrilo, serb. Attentäter 447
 Prötzner, Gefreiter 224
 Proschina, Vera, Funkerin (sowj.) 434
 Pünder, Otto 100
 Purkajew, Generalleutnant (sowj.) 247 f,
 249/251

Radeckij, Leiter der Politabteilung der 65.
 Armee (sowj.) 449
 Radiu, Hauptmann (rum.) 146
 Rado, Alexander – Deckname ‚Dora‘ 86 f,
 91, 93, 96 ff
 Rall, Stabsgefreiter 455
 von Rappard, Oberst 248
 Ramcke, Gen. d. Fallschirm Tr. 348
 Rampel, Feldwebel 347
 Ratzel, Oberstleutnant 450
 Rauch, Generalleutnant 333
 Raus, Gen. d. Pz. Tr. 106 f, 109, 161, 179,
 267, 271 f, 274 ff, 279, 331, 386, 398
 Recknagel, Gen. d. Inf. 127, 283
 Reinecke, Feldwebel 123
 Reinhard, Walter, Oberst i. G. 351 f, 357
 Reinhardt, Alfred, Generalmajor 131, 135,
 137, 411, 416, 420 ff
 Reinhardt, Georg-Hans, Generaloberst
 308, 432, 440 ff
 Remer, Major 58, 163

Rettemeier, Major 451
 Reyman, Generalleutnant 221
 von Richthofen, Generalfeldmarschall 171
 von Ribbentrop, Rudi, Obersturmführer
 der Waffen-SS (Oberleutnant) 57
 Riss, Unteroffizier 228
 Graf von Rittberg, Generalmajor 372 f,
 382 f
 Roembke, Oberleutnant 71
 Rössler, Rudolf 87 f, 91 ff, 96, 98 ff
 Rokossowski, K. K., Armeegeneral (sowj.)
 26, 36 f, 38, 285, 287, 432, 434 ff, 437,
 440
 Romanow, Leutnant (sowj.) 151, 155
 Romanowski, W. S., Generalleutnant
 (sowj.) 195
 Rommel, Generalfeldmarschall 244, 292,
 323/343/347/ 349
 Roosevelt, F. D., Präsident der USA 137
 von Rosenthal, Major i. G. 231 f, 235
 Roser, Oberleutnant 135
 Roth, Eugen 373
 Roth, Generalleutnant 326
 Roth, Hauptmann 369, 374
 Rotmistrow, P. A., Marschall d. Pz. Tr.
 (sowj.) 68 ff, 78, 112 f, 118 f, 276, 354,
 356 f, 363, 443, 448
 Rudel, Oberstleutnant 55, 58, 351, 354, 366,
 446
 Rudenberg, Obergefreiter 27
 Ruoff, Generaloberst 128, 140 f, 155
 Ruzek, Kaplan 48
 Rybalko, P. S., Generalleutnant (sowj.)
 174, 178, 301, 304 h 309, 317, 321, 324 ff,
 327, 329 f
 Ryschow, A. L., Generalmajor (sowj.) 356

Sacharow, Armeegeneral (sowj.) 340, 445 f
 Sander, Generalleutnant 195
 von Sass, Oberstleutnant 248 f, 252
 von Saucken, Generalleutnant 37, 448
 Graf Saurma, Major 46
 Sauter, Oberleutnant 135 f
 Sauvart, Major 31, 36 f
 Sava, Hauptmann (sowj.) 318
 Schafarenko, Generalmajor (sowj.) 175 f
 Schalin, Generalmajor (sowj.) 18 f, 57 h 63 f
 Schdanow, A. A., Sekretär des Zentral-
 komitees, Generalleutnant (sowj.) und Kriegs-
 rat der Leningrader Front 186, 188 ff, 215
 Scheffler, Unteroffizier 60
 von Schell, Generalleutnant 219

Scheller, Generalleutnant 37
 Schellong, Hauptmann (fläm.) 221
 Scherementjew, zar. General 297
 Schiller, Friedrich 191
 Graf Schimmelmann, Oberst 46 f, 61, 107, 117
 Graf von Schlieffen, preuss. Generalfeldmarschall (1833-1913) 426,428
 Schmieder, Dr., Stabsarzt 348
 Schmidt, August, Generalleutnant 39, 300, 305/ 307/ 350
 Schmidt, Aurel, Generalmajor 452
 Schmidt, Friedrich, Generalleutnant 122 f
 Schmidt, Gustav, Generalleutnant 268 ff
 Schmidt, Oberst i. G. 444
 Schmidt, Oberst 411
 Schmidt, Major 250
 Schmidt, Hauptmann 119
 Schmidt, Heinz-Joachim, Kommodore 248
 Schmidt-Ott, Oberst 61
 Schmundt, Generalleutnant 77, 84, 392 f, 397
 Schneider – Deckname ‚Taylor‘ 100
 Schnieper, Xaver, 87, 92
 Schöneich, Oberstleutnant i. G., 439
 Schönfelder, Obersturmbannführer der Waffen-SS (Oberstleutnant) 380 f
 Schörner, Generaloberst 342 ff, 347, 362 f, 389, 403, 414 ff, 418
 Schomburg, Feldwebel 310
 Schopper, Generalleutnant 227
 Schreiber, Hauptsturmführer der Waffen-SS (Hauptmann) 50
 Schünemann, Generalleutnant 451 f
 Schütte, Gefreiter 268 f
 Schütz, Hauptmann 339
 Schukow, G., Marschall (sowj.) 83, 358 f, 389 f, 392, 394 ff, 398 ff, 401 f, 431, 433, 446,448 f
 Schuller, Unteroffizier, 39
 Schulz, Adalbert, Oberstleutnant 62
 Schulz, Friedrich, Gen. d. Inf. 81, 106, 158, 386,388
 Schulz, Konteradmiral 420 ff
 Schulz, Major 199
 Schulze, Paul, Major 438 ff
 Schulze-Boysen, Hauptmann, Deckname ‚Coro‘ 87, 90 f
 Schulze-Büttger, Oberst i.G. 292, 385, 393, 396 ff
 Schumilow, M. S., Generalleutnant (sowj.) 178
 Schünemann, Generalleutnant 452
 Schwabe, Major 252
 Schwakuk, Leutnant (sowj.) 168 f
 Schwemm, Oskar, Dolmetscher 208 f
 Graf von Schwerin, Generalleutnant 114 ff, 118,332,335
 Schwinge, Ministerialregistrator 465
 von Scotti, Generalleutnant 195
 Frhr. von Seckendorf 464
 Sedonin, Sergeant (sowj.) 146
 Seidemann, Gen. d. Fl. 52 ff, 275, 364
 Seitz, Feldwebel 455
 Semisch, Hauptmann 225
 Semjonow, Soldat (sowj.) 300 ff, 303
 Senkbiel, Leutnant 60
 Servilius, röm. Prokonsul 428
 von Seydlitz-Kurzbach, Gen. d. Art. 223, 333/370
 Sherman, General (USA) (1820-1891) 297
 Sieler, Generalleutnant 110
 Sinaschkin, Leutnant (sowj.) 301 ff
 Sinnhuber, Gen. d. Art. 195
 Sipjadon, Oberleutnant (sowj.) 149
 ‚Sissie‘ – Deckname für Rachele Düben-dorfer 90 f, 100
 Sixt, Generalleutnant 413, 418
 von Skotti, Oberst 250 f
 Skripkin, Hauptmann (sowj.) 70 f
 Sörgel, Oberst 270
 Söth, Oberst 366, 383
 Sofronow, G. P. (sowj.) 310
 Sorge, Dr. Richard 87, 90, 441
 Specht, Oberleutnant 81
 Speer, Albert, Rüstungsminister 77, 262
 Speidel, Dr., Generalleutnant 300, 371
 Speth, Generalleutnant 218
 Stadler, Obersturmbannführer der Waffen-SS (Oberstleutnant) 70
 Stahl, Major 402
 Stahlberg, Oberleutnant 386
 Stalin, Josef 78,81,87,90,99,102,117,126, 138 f, 143, 149, 154 ff, 159, 163, 170, 172 f, 175, 178 ff, 182, 190 f, 219 f, 224, 239, 263, 265 ff, 275 f, 283, 286 f, 289 ff, 294/ 296, 307, 321 ff, 330, 334, 354, 389 f/ 403/ 407 € 425/ 429/ 431 ff/ 434 ff/ 447/ 452
 Stapf, Gen. d. Inf. 464 f
 Starikow, Oberst (sowj.) 186
 Steinbauer, Melder 153
 Steiner, Obergruppenführer und General der Waffen-SS 168
 Steinführer, Oberfeldwebel 47
 von Steinkeller, Generalmajor 436 f, 450, 452
 Steinwachs, Major 33

Stemmermann, Gen. d. Art. 355 f, 360 f,
364, 366, 368, 370, 372 f, 377, 381 f, 384
Stoeckle, Leutnant 335
Graf Strachwitz, Hyazinth, Generalmajor
d. Res. 44, 59
Strippel, Oberfeldwebel 365 f
Syssojatin, Soldat (sowj.) 301 f

,Taylor' – Deckname für Schneider 100
Tebbe, Hauptmann 116, 118
,Teddy' – Deckname 97
Telpuchowski, B. S., Prof. Dr., sowj. Histo-
riker 385
Tenning, Gefreiter 272 f
Teschner, Major 423
Teske, Oberst i. G. 88, 431
Thomale, Generalmajor 77
Thon, Dr., Stabsarzt 378
Timoschenko, Marschall (sowj.) 224 ff,
227 ff, 234 f, 237 f
von Tippelskirch, Gen. d. Inf. 432, 436,
445 f
Tönjes, Dr., Oberstarzt 74
Tolbuchin, F. I., Generaloberst (sowj.) 278,
280, 282, 338 f, 406, 408, 414
Traut, Generalleutnant 451 f
von Treuenfeld, Gruppenführer und Gene-
ralleutnant der Waffen-SS 402
Tribukeit, Major 252 f
Trierenberg, Generalleutnant 65
Trowitz, Generalmajor 306, 356, 372 f,
382, 450, 452
Tschernijenkow, Generalleutnant (sowj.)
63 ff
Tschernjachowski, I. D., Generaloberst
(sowj.) 442
Tschistjakow, I. M., Generalleutnant
(sowj.) 43, 48 f, 51 f
Tschuikow, W. I., Armeegeneral (sowj.)
332/334/ 344

Ullrich, Obersturmbannführer der Waffen-
SS (Oberstleutnant) 66
von Unger, Oberstleutnant i. G. 268
Unrein, Oberst 107
Usytschow, Oberstleutnant (sowj.) 63

Vanin, Hauptmann (sowj.) 318
Varro, Marcus Terentius, röm. Schriftstel-
ler, Konsul 426, 428
von Veltheim, Oberleutnant 49

Versinin, Luftmarschall (sowj.) 446
Viebig, Oberst 376
Völckers, Gen. d. Inf. 450, 452
Vogel, Major 236
Volkmann, Leutnant 216 ff
von Vormann, Gen. d. Pz. Tr. 279, 284,
351 æ 354/ 356 f, 362 f, 368, 439
Voss, Wilhelm, Oberstleutnant i. G. 347

Wätjen, Major 59
Wagener, Oberst i. G. 125, 169, 394, 396,
398 f
von Wagner, Oberst 250
Wagner, Feldwebel 127
Wagner, Willi, Unteroffizier 142, 145 f
Frhr. von Waidenfels, Generalleutnant 403
Wallroth, Hauptmann 45
Warlimont, Gen. d. Art. 97
Wassilewski, Marschall (sowj.) 83, 433
Watutin, N. F., Armeegeneral (sowj.) 19 f,
40 f, 57, 64 ff, 68, 82 f, 99, 107, 159,
170 ff, 173, 178, 182, 233, 266 f, 271,
273, 283, 300 f, 306, 317, 319, 321 ff,
325/ 352,354/389
Weber, Renatus, Oberleutnant 120, 124,
126, 299, 306 f
Wehrheim, Dr., Stabsarzt 253
Weidling, Gen. d. Art. 445
Weisbach, Leutnant 333
Frhr. von Weitershausen, Oberstleutnant
i. G. 414, 418
Wellington, brit. Feldmarschall (1769 bis
1852) 69
Wellmann, Oberst 48, 61, 350
Wenck, Generalleutnant 106, 334, 366, 371
Wengler, Oberst 192, 205 ff
Wennerström, Oberst (schwed.) 100
,Werther' – Deckname 20, 53, 86 ff, 89 ff,
99 ff, 180,182, 241, 430, 441
Westhoven, Generalleutnant 47, 61, 272
Westphal, Hauptsturmführer der Waffen-
SS (Hauptmann) 381
Widmayer, Hauptmann 228
Wieczorek, Leutnant 148
Wiede, Hauptmann 65
Wiese, Gen. d. Inf. 445
von Wietersheim, Generalleutnant 347
Wilhelm IL, deutscher Kaiser 443
Willemer, Oberstleutnant i. G. 167
Willers, Unteroffizier 29
Williams, amerik. Professor 297
Winacker, Oberleutnant 193 ff, 198
Winkler, Oberst 131

Winzen, Hauptmann 133 f
Wisliceny, Sturmbannführer der Waffen-
SS (Major) 50
Wöhler, Gen. d. Inf. 251 f, 273, 283, 298,
300 f, 304, 317, 359, 389 f, 415
Wohler, Feldweibel 381
Baron von Wolff, Oberstleutnant 250
Woronow, N. N., Marschall (sowj.) 316
Woroschilow, K. E., Marschall (sowj.) 219
Wüstenhagen, Generalmajor 452
Wuthmann, Gen. d. Art. 442

Ritter von Xylander, Generalmajor 408

Zeitler, Generaloberst 16, 230 f, 286, 388,
3911 393, 414 € 464
Ziegler, Major 205, 207 ff
Zimmer, Generalleutnant 283, 344
Zorn, Gen. d. Inf. 28
Zorn, Unteroffizier 311
Zumpel, Oberleutnant 72
Zutavern, Generalleutnant 452

Ortsregister

- Aachen 455
Abrau-See 142
Achtyrka 268, 270, 275, 283, 292
Adlerhorst 391
Ägypten 263
Ärmel-Kanal 188
Afrika 37, 244, 263
Akimowka 338
Aksai 111
Aksaiskaja 127
El Alamein 37, 263, 323
Alexandrowka 33, 74
Nowo-Alexandrowka 333
Alexejewka 41
Aluschka 411
Amerika 215, 297
Anapa 141, 153
Antonowka 298
Ankara 90, 2, -J-J
Apostolowo 344, 347, 362 f
Arbeitersiedlung 4 205
Arbeitersiedlung 5 205, 209, f
Arbeitersiedlung 6 212
Arbeitersiedlung 8 205, 207
Ardennen 164
Asow 124
Asowsches Meer 120, 124, 127, 163 f, 181,
260, 266 f, 282 f, 292, 331, 338 f
Astrachan 115
Athen 85
Atlanta 297
Aufidus 426
Augsburg 296
Austerlitz 69
- Bagerowo 410
Baktschiserai 413
Baku 115, 120
Balaklawka 412
Balkan 76
Balyka 309 ff, 313, 317
Baranowitschi 448 f, 451
Barwenkowo 172
Basawluk-Bach 345
Basel 96
Bataisk 112 f, 115 f, 118, 120, 124, 217
Batumi 405
- Belaja Zerkow 357
Belenichino 80
Belgien 98
Belgrad 85
Belij 124
Belle Alliance 69
Berchtesgaden 391, 395 f, 398, 403
Berditschew 323, 326, 329, 352, 364
Berdjansk 181
Bereka 174
Beresina 297, 428, 432, 435 f, 438 ff, 446 ff,
450, 454 f
Beresow 55
Beresowka 61
Berghof 392 f, 396 ff, 402 f, 415
Berlin 77, 86, 94, 98, 123, 189, 316, 346,
453, 455
Berissowka 269
Bern 85, 95, 97
Bessarabien 387
Bessonowka 461
Bistraja-Bach 107, 109 f
Bjelgorod 16, 20, 22 f, 33, 37, 40 ff, 47, 50,
55, 62 ff, 96, 155, 178, 260, 264, 266 f,
458, 461
Bobrik 30, 35
Bobrowiza 287
Bobruisk 432, 435, 437 ff, 440, 454
Bogdanowka 338
Bogorodiskoje 66
Bolschaja Kstromka 345
Bordeaux 85
Borissow 448, 450
Borissowka 179
Breslau 342, 395
Brest-Litowsk 42, 320, 428, 435, 443, 451,
454
Brjansk 86, 240, 266
Browary 319 f
Brüssel 85
Brussilow 330
Buchak 317
Buczacz 401 ff, 404
Budapest 304
Bug 351 f, 354, 358, 360, 362, 387, 389,
391
Bugoduchow 275
Bukarest 13 f, 85

- Bukrin 303 f, 309 f, 312 f, 315, 317, 321 ff,
327
- Bulgarien 277, 391, 405
- „Burma-Strasse“ 221
- Buschanka 364, 383
- Butowo 21, 23 f, 32, 41 f, 44
- Butyrki 31, 33, 35
- Calais 188
- Cannae 107, 426, 428, 452
- Casablanca 264
- Charkow 16, 18, 41, 50, 52 f, 83, 97, 156,
158 f, 162 f, 164, 171 f, 174 ff, 177 ff,
181, 185 f, 193, 240, 266, f, 270 ff, 273 ff,
276 ff, 282 f, 430
- Charybdis 105, 371
- Chattahoochee 297
- Cherson 340
- Chersones 415, 418, 420, 423
- Chilki 370, 372, 377
- Cholm 224, 247 f, 250
- Chortiza 336
- Chuguyev 461
- Czortkow 401
- Dänemark 95
- Danilo Iwanowka 338
- Demjansk 19, 201, 222 ff, 225 f, 228 ff,
233 f, 237 ff, 241
- Dergachi 461
- Desna 21, 284, 287, 289, 291, 308, 319 f,
322 f
- Dieppe 140, 432
- Dnjepr 102, 156, 158 f, 163 ff, 167 f, 171,
174, 176, 180 ff, 193, 233, 264, 266 f,
270 f, 278 ff, 285 ff, 288 ff, 291, 297,
299 ff, 302, 305 ff, 308 ff, 312 ff, 315,
319 ff, 321, 322 f, 326, 328, 331 f, 334,
336, 339 f, 342 f 345, 347' 352, 359 æ
362, 368, 386, 389 f, 404 ff, 407 f, 428,
430 ff' 435' 437' 443' 445 f, 44»
- Dnjepropetrowsk 159, 163, 167 f, 171, 181,
285, 298, 332, 384
- Dnjestr 32, 388, 390 f, 394 ff, 398, 400 ff,
403 f, 414 f
- Dolgoje 460
- Don 86, 102, 106, 111, 115, 126 ff, 138,
155, 168, 174, 221 f, 230, 240, 248, 289,
358
- Donau 297
- Donbas 287
- Donez 21, 50, 51, 61 f, 70 ff, 97, 110 f, 113,
124, 156 ff, 159, 165, 172 f, 176, 180 ff,
193, 221 f, 233, 240, 247, 260, 263 f,
266, 274 f, 277 ff, 280, 283 f, 295, 428,
430, 464
- Dorogobusch 246
- Dover 188
- Douaumont 433
- Dresden 342
- Dschurschenzy 371, 374 f, 378, 384
- Dubrowa 58
- Dubrowka 196 ff
- Duchowtschina 246
- Dudari 311, 313, 317
- Duderhofer Höhen 184
- Düna 432, 443, 448
- Dünaburg 47, 104, 307
- Dünkirchen 187 f, 419
- Düsseldorf 91, 342
- Dunajewzy 399
- Dwina 247
- „Eichkaterschlucht“ 27
- Eifel 163
- Eismeer 222, 263
- Elbrus 127 f
- „Elektro-Schneise“ 192
- Elista 111, 115, 343
- Eupatoria 406
- Europa 80
- Fallingbostel 202
- Fastow 22 f, 326 ff, 329 f
- Fatesh 459
- Fedorowka 283
- Feski, Kolchosa 273 f
- Finnland 226
- Finnischer Meerbusen 187
- Frampol 399
- Frankreich 75 f, 95, 98, 233, 247, 323, 329,
388, 393, 397, 432 f, 445
- Gaitolowo 192, 195, 205
- Galizien 395, 429, 431 f
- Gelendschik 140 f, 149
- Genf 85 f, 92, 98
- Georgia 297
- Georgijewsk 121
- Gerzowka 23, 25, 42, 47
- Glasyri 250
- Glebowka 140, 142, 146, 148

Gnilez 29 f
 Gniloj Tikitsch 364 f, 379 ff, 382 f, 385
 Gniloja 106
 Gorjatschi-Kljutsch 130 f
 Gorlowka 181
 Gorki 250
 Gorodischtsche 368
 Gorodok 193 ff, 196, 198, 201 f, 212 f, 216,
 219,221, 390, 399
 Gostischtschewo 64, 80
 Gotnia 47
 Grafenwöhr 44
 Graiworon 268, 270
 Grebenka 300
 Gresnoje 57
 Griechenland 326, 330
 Grigorowka 300 ff, 304 ff, 309 f, 321
 Grosnij 120
 Gruschewka 344 f
 Gruschewo 312
 Gruskoje 353 f
 Gunaika-Tal 129,131

den Haag 85
 Hammerfest 85
 Hildesheim 124
 Höxter 28
 Hotin 394

Ilmen-See 222 ff, 224
 Ingolstadt 296
 Ingul-Fluss 347, 353
 Irpen 325, 327
 Ischerskaja 120
 Ischora 220
 Isjum 168,173, 266, 279, 282 f
 Istanbul 85
 Italien 15, 75 f, 80, 265, 282, 284 f, 330,
 388
 Iwan-See 248

Jachontow 24
 Jaila-Gebirge 410 f
 Jalta 410 f, 425
 Janowka 368
 Jarmolinzy 399
 Jasnaja Poljana 30
 Jastrowo 62
 Jawon-Fluss 237
 Jelantschik-Täler 282
 Jelnja 451

Jlinka 124
 Jütland 92

Kairo 85
 Kaleberda 305
 Kalinin 97, 239, 308
 Kalinowka 282
 Kalitwa-Fluss 106 f
 Kalmückensteppe 102,115, 343
 Kaluga 97
 Kamenez-Podolsk 395, 397 ff
 Kamyschewaja-Bucht 421
 Kanew 298, 300, 303 f, 306, 308, 310,
 312 ff, 315 f, 354, 359 f
 Kapitanowka 356 f
 Karpaten 389 f, 395, 398, 429
 Kasatin 327
 Kasatschje 71
 Kaschara 36
 Kaspisches Meer 115
 Kaufbeuren 87
 Kaukasus 111 f, 120, 126 ff, 129, 131 ff,
 138, 144, 168, 180, 191, 240, 263 f, 279,
 304, 316, 424, 428
 Kertsch 131,141, 405 f, 408, 410, 415
 Kiautschou 443
 Kiew 16, 165, 184, 186, 247, 285, 287, 295,
 298, 300, 304, 312, 315, 318, 321, 323 ff,
 326, 328, 330 f, 354, 357, 360, 405, 428,
 431
 Kirow 188,193, 208 f, 215 f, 218 f, 234
 Kirowograd 326, 329, 331, 347, 3490, 355,
 357,400
 Klessheim, Schloss 14
 Kluchor 127 f
 Koblenz 94
 Köln 94, 96
 Königsberg 342
 Kolberg 388
 Kolchosa Lenin 114
 Kolesischtsche 310 f
 Kolomea 398, 429
 Kolpino 219 ff
 Komarowka 368 ff, 372, 377
 Konotop 460
 Konstantinowka 284
 Konstanz 406, 419, 421 f
 Kopenhagen 85
 Korosten 330
 Korotscha 67, 74, 458 f
 Korowino 48 f
 Korsun 354, 361 ff, 364, 368 f, 372, 387,
 401

Kowel 386, 429, 432, 448
 Krasni Potschinok 49
 Krasnoarmejsk 181
 Krasnoarmejskoje 164, 168 f, 172, 181, 430
 Krasnodar 128, 130 f, 134 f, 139, 154
 Krasnograd 165
 Krasnosielka 355
 Krasny-Bor 220 f
 Krassnyj Oktjabr 66
 Krastschatik, Boulevard in Kiew 327
 Kremenschug 158, 287, 298, 331, 347
 Kreml 99, 138, 155, 239, 267
 Kriens 92
 Krim 58, 128, 141, 144, 159, 266, 271, 282, 284 ff, 289, 326, 328, 332, 338 ff, 341, 352, 388, 404 ff, 407 f, 413, 415, 419, 421, 423 ff, 429
 Krimskaja 131
 Kriwoi Rog 290, 326, 331, 342
 Kuban 89, 128, 131 f, 137 ff, *ÿj*, 405
 Kuberle 111
 ‚Kugelwäldchen‘ 193, 206
 Kuibischewo 266, 282
 Kuma 121 ff
 Kunikowka 154
 Kursk 15 f, 18, 28, 35, 37, 40 f, 43, 48 f, 53 ff, 6i, 63 ff, 70, 75 f, 78 ff, 81 f, 84, 88 ff, 97, 99 ff, 119, 178 f, 183, 260, 264 f, 289, 430, 458 ff

 Laba-Tal 144, 304
 Ladoga-See 187 ff, 205, 2098, 214 ff, 219, 221, 224, 225, 234
 Landsberg a. d. Warthe 123
 Latium 341
 Lausanne 85 f, 92
 Lelekowka 347, 350, 353
 Lemberg 384, 390 ff, 394, 397
 Leningrad 183 ff, 186 ff, 191, 193, 195 f, 200, 202, 209, 214 ff, 218 f, 221 ff, 230 f, 233 f, 238, 240, 247, 250, 448
 Leninskoje 410
 Lepeticha 243, 344
 Letki 320
 Letrowskij 121
 Lipka 188, 195, 205, 209 ff, 213 f, 218
 Lipowj 312
 Lissjanka 364 f, 372 f, 376, 379, 382 f
 Litauen 239
 Liwny 35
 Ljutesch 318 ff, 322 ff
 Lojew 308

 Loknia 258
 Loknja 20
 London 95
 Losowaja 175
 Lowat-Fluss 223, 238, 247 ff, 256
 Lutschki I u. II 56, 65
 Luzern 87, 91 f, 98, 100

 Maikop 127 f, 130, 135, 139
 Maksimowo 255
 Maloardiangelsk 25, 34 f, 90, 459
 Malyje Wiski 351, 354
 Manytsch 111 f, 114 ff, 127, 177, 222, 308
 Manytschskaja 114, 117 ff
 Marino 196, 198 ff, 209
 Marinowka 266
 Marinskoje 344 f, 347
 Mariupol 164, 188, 282 f, 285
 Marjewka 109
 Marseille 85
 Matwejew=Kurgan 164
 Mauerwald 98, 182, 429
 Maxim Gorki II (Fort) 417
 Medwin 364, 366
 Melitopol 283, 285, 288, 336, 338 ff, 405 f
 Memel»Fluss 451, 454
 Merefä 175
 Mga 193, 201, 209, 215 f, 218 f
 Michailowskij 122
 Mikojanowka 52 f, 64
 Millerowo 106, 110
 Minsk 16, 416, 428, 431, 443, 447, 449 ff 453
 Mius 157, 159, 164 f, 168, 171 r, 222, 260, 266 f, 270 ff, 278, 282 ff, 405
 Mogilew 429, 432 f, 436 f, 445 f
 Moletschnaja=Bach 338
 Molodetschno 448 f
 Molodi 256
 Monte Cassino 341
 Monte Kolowrat 343
 Monte Matajur 343
 Mosdok 124
 Moskau 14, 53, 85, 89 f, 91, 93, 96 f, 99-132, 155, 159, 182 ff, 189, 191, 222 f, 238 ff, 247, 264, 275, 297, 316, 428, 448
 Msha=Fluss 176 f
 München 77, 94, 248, 296, 341 f
 MurmamBahn 215
 Murmansk 343
 Myszchako, Kap 149, 151, 153, 155

Naswa=Fluss 256
 Neckar 297
 Neschin 287
 Neshega 458 f
 Newa 183, 188, 193 ff, 197, 199 ff, 204,
 213 f, 216, 219 f, 221, 297
 Newel 256
 Nikolajewka 417
 Nikopol 290, 326, 340 ff, 343 f, 346, 362 f,
 407 f
 Njemen 449, 455
 Nogaische Steppe 337, 340, 406
 Nordafrika 323
 Normandie 323, 431 f
 Norwegen 95, 329 f, 388
 Nowgorod 97
 Nowgorod=Sewerskij 308
 Nowo Buda 368 ff, 372, 383
 Nowo Gorodok 455
 Nowo Marjewka 109
 Nowo Mirgorod 353, 357
 Nowomoskowsk 168
 Nowo Petrowzy 324
 Noworossisk 89, 131, 135, 139 ff, 149, 152,
 155, 192
 Nowo Ssokolniki 250 f, 258
 Nowo=Tscherkassk 75, 102, 106, 112 f

Obojan 18, 40 f, 43, 47, 53, 55 ff, 61, 83,
 9^o/ 459
 Oder 297
 Odessa 250, 390, 406, 408, 414, 429
 Oka 30, 37
 Okopy 399
 Oktjabr 366, 376
 Oktoberfeld 338
 Olchowatka 35 ff
 Olenino 240
 Olschany 161
 Oposchnija 276
 Oranienbaumer Kessel 187
 Orel 16, 18 f, 25, 35, 37, 48, 53, 71, 78,
 80, 88, 178 f, 260, 264 ff, 267, 273, 429,
 448 f, 458
 Orient, Vorderer 263
 Orscha 429, 432 f, 436, 446, 448
 Orschiza 299
 Osereika=Bach 141 ff, 143, 146
 Osereika=Bucht 140 ff, 146, 148 f, 152, 192
 Oslo 85
 Ossikowata 351
 Ossnowa x6o
 Ostaschkow 230, 239, 247

Ostpreussen 98, 454
 Ostsee 239, 247, 263
 Otwock 85

Paris 85 f
 Paritschi 454
 Pawlograd 165 f, 171, 284
 Peleponnes 75
 Pena=Fluss 49, 58, 60 f
 Penzenskaja 135
 Perejaslaw 308
 Perekop 406 ff, 415
 Perewiskoje 345
 Perewolotschna 306
 Persien 263
 Perwomaisk 80, 351 f, 354
 Petersburg 183
 Petsamo 424
 Plavna 343
 Pogost je 219 f
 Pola=Fluss 231, 237
 Polen 42, 388
 Polewoje 272, 275
 Polgami 216
 Polozk 433
 Poltawa 160, 165, 267, 271, 300
 Ponyri 33, 35 f, 38 f, 81
 Poselok 5 201, 205, 210 ff, 213, 219
 Poselok 7 216, 219
 Poselok 8 206 ff, 209
 Poti 405
 Potschapinzy 374 ff, 378 f, 381, 383 f
 Prag 395
 Prilepy 459
 Pripjet=Fluss 303, 389, 430, 432, 435
 Pripjet'Sümpfe 386, 388, 398, 429, 455
 Prizepilowka 137
 Prochorowka 18, 43, 52, 56 f, 61, 63, 66 ff,
 69 ff, 75, 119, 304, 356
 Prokowskoje 172
 Proletarskaja 116
 Proskurow 384, 390, 394
 Pschisch=Fluss 131
 Psjol=Fluss 41, 43, 47, 57, 61 ff, 66, 70
 Ptitsch=Fluss 454

Radomyschl 330
 Rakitnoje 22
 Ramuschewo 223
 Rastenburg 13 f, 98, 120, 162, 328, 432
 Rasumnoje 62
 Rhein 297

Rheinland 115
 Ringstrasse (Leningrad) 202
 Rischtschew 300, 313
 La Rochelle 167
 Romanow 109
 Rossawa=Bach 304, 312 f
 Rossino 227 f
 Rostow 102, 105 f, 110, 112 ff, 115 f, 120,
 124, 126 f, 131, 138, 155, 177, 238
 Rowno 386, 390
 Rschawez 70 ff, 80
 Rschew 88, 200 f, 223, 231, 234, 239 ff,
 241, 244 ff, 247, 288, 352, 448 f
 Rudolstadt 444
 Rumänien 290, 338, 357, 387 f, 391, 398,
 454

 Sal 111
 Salsk 138
 Samara=Fluss 171
 Samodurówka 37, 117
 Santscharo 127 f
 Saporoschje 14, 157, 159, 163, 165 ff, 171 f,
 278, 285 f, 288, 290, 298, 308, 331 ff,
 335 f/ 338 f
 Sapuner Höhen 417 ff
 Saratowskaja 131, 135
 Sarubenzj 301 ff, 305
 Schachty 181
 Schanderowka 368 ff, 372 f, 375, 377 f
 Schandra 312, 317
 Scheidisdwald 202 f, 216
 Schepetowka 386 f, 390
 Schisdra 352
 Schitomir 323, 326, 330, 369
 Schlüsselburg 184, 188, 190, 194 ff, 198,
 209 ff, 214, 216, 218, 227
 Schpola 360, 368
 Schtschigry 458 f
 Schwarzes Meer 127, 129, 143, 222, 263,
 289, 405, 407, 429
 Schweden 95
 Schweiz 86 ff, 91 ff, 95, 98, 342
 Sejm 37, 61
 Seliger=See 222 ff, 232
 Semascho 130
 Senno 448
 Seret=Fluss 392, 397, 399 ff, 402, 404
 Sewastopol 13, 238, 406, 408 f, 412 ff,
 415 ff, 418
 Sewerskaja 132
 Sibirien 346
 Simferopol 408, 410, 413

 Sinelnikowo 166 ff
 Sinjawino 188, 193, 195, 198, 201 f, 206,
 210, 212 ff, 215 f, 218 f, 221, 231
 Siwasch 406, 408 f
 Sizilien 75 f, 78
 Skala 399
 Skorodnoje 458 f
 Slawjansk 141, 163, 168 f, 173
 Sluzk 433, 435, 451
 Smela 300
 Smijew 175, 177
 Smolensk 297, 428, 451
 Soborowka 36
 Sofia 85, 277
 Sofronkowo 228
 Soldato=Alexandrowskoje 121
 Solka=Fluss 121 f
 Sorinskije Dwory 18
 Sosch 435
 Spas Demensk 246
 Spomyj 116 f
 Ssosna 458 f
 Ssumy 20, 40, 270
 Staiki 309 f
 Stalingrad 13, 15, 37, 74, 77, 80, 86, 102,
 106, 112 f, 119, 126 ff, 138, 140, 157,
 161, 172 f, 174, 177, 181, 183, 189, 201,
 222, 224 f, 230 f, 238 f, 241, 243, 248
 250, 263, 271, 279, 323, 331, 334, 338,
 340, 344, 347, 350, 357, 359 ff, 371 f,
 374, 391 f, 397 f, 406, 424, 429
 Stalino 157, 164, 171, 181, 266, 272, 283,
 292/ 295
 Stanislaw 398
 Stanitschka 149 ff, 153 f
 Stary Krim 411
 Staro Konstantinow 390
 Staraja Russa 200, 224 ff, 227, 231, 238,
 256
 Stennewitz 123
 Stockholm 95
 Stolpce 449
 Strelezkoje 24
 Strypa=Fluss 397, 401, 404
 Suchiny 369
 Sudak 410 f
 Sulla=Fluss 287
 Suwalki 455
 Swaromje 318
 Swenigorodka 357, 362 f, 388
 Swir 187 f
 Syrzewo 58 f
 Sytschewka 240

Taganrog 120, 124 ff, 282
Tagino 26
Taman=Halbinsel 138 f, 141
Taranowka 175
,Tatarenwall' 409, 413
Tamopol 386, 389, 393, 396 ff
Tazinskaja 104,106 f, 271
Teploje 37 f, 66, 78
Terek 120 f, 127,130
Thermopylen 153
Teterewino 57
Thüringen 115
Tichorezk 116,124, 138
Tichwin 188
Tim 458 f
Tok 344
Tokio 87, 90
Tolotschino 448
Tomarowka 20, 22, 459
Toropilawsky 283
Trossna 25, 28, 459
Tschalin 451
Tscherkasskoje 45
 331/ 354/ 357/ 361, 365/ 367/ 371/ 375,
Tscherkassy 287, 298, 300, 304, 312, 316,
 384 t 399/ 401
Tschemigow 303, 308
Tschernowitz 390, 396, 398
Tscherwen 450 f
Tschir 104,106 f, 128
Tschugujew 160,176,177
Tsingtau 443
Tuapse 130,140 f
Türkei 405, 414 f, 418, 424
Tula 429
Twer 239

Udai=Fluss 287
Udy 161 f
Ukraine 96, 289 f, 294, 298, 360, 428 f
Uliza Anapuskaja 153
Uman 16, 352, 354, 357, 364, 384, 389
Ungarn 388, 391, 393, 397
Ural 188
Urizk 184
USA 81
Usel 167
Ust=Labinskaja 128,137

Vaal 297
St. Valentin 32
Verdun 433
Visselhövede 255

Waldai-Höhe 222 ff, 225, 230 ff, 289
Warschau 85, 429
Waterloo 68 f, 80
Weichsel 297, 429, 451, 453
Weissrussland 247
Welikije Luki 89, 200, 234, 239, 247 f,
 251 ff, 257, 258 f
Welisch 225, 239, 247
Werchne Michailowka 345
Werchne Tagino 30
Werchopenje 59 f
Wereitenowo 459
,Werwolf' 246, 279
Wessely 66
Westfalen 115
Wetzlar 90
Wielka 449
Wien 342
Wilna 449
Winniza 167, 182, 246, 279 f, 323, 386
Winograd 366
Wisloye 461
Witebsk 128, 224 f, 233, 247 f, 251, 432 f,
 440 ff, 443 f
Wjasma 16, 88 f, 240 f
Wladimirowka 351
Wolchow 188,190,193, 214, 219, 226
Wolchowstroj 188 f
,Wolfsschanze' 14 ff, 18, 75, 98, 154, 157,
 163, 182, 278, 284, 287, 290, 335, 344,
 388, 429
Wolga 102, 115, 138, 173, 180, 191, 193,
 224, 230 f, 238 f, 241, 246, 264, 289,
 308, 347, 360, 429
Wolma 450
Woltschansk 160
Woltschi Worota 140
Worskla 20, 297

Zbrucz 399 ff
Zürich 290